Das
Fabelbuch
für
Kindheit und Jugend.
von

J. A. L. LOHR.

Neue vermehrte Auflage.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.

Als Vorwort.

Ob Fabeln gerade für die Kindheit gehören, kann hier nicht erörtert werden; für die Jugend aber, namentlich für die, welche im Begriff steht, ins öffentliche Weltleben einzutreten, gehören sie gewiß Indessen auch die Kindheit wird durch Fabeln angezogen, wenn diese ihren Jahren angemessen sind, und bieten überdieß einen vortrefflichen Stoff zu Denkübungen dar.

Der Gegenstand der Fabel ist wohl mehr noch Welt- und Lebensklugheit und Menschenkenntniß, als eigentliche Sittenlehre, obwohl diese keinesweges ganz ausgeschlossen zu werden braucht. — Doch das wollen wir hier auch nicht untersuchen.

Der Herr Verleger wünschte ein Fabelbuch, und in der That sind wir mit solchen Büchern noch gar nicht überflüssig versehen. Wie der Verfasser diesen Wunsch ausgeführt habe, liegt vor Augen.

Was die Abtheilungen des Ganzen, und die Stellungen der einzelnen Fabeln betrifft, namentlich warum manche, die einander ähnlich scheinen, weit aus einander gerückt sind, werden einsichtsvolle Beurtheiler schon selbst errathen, und lasst sich übrigens hier nicht auseinander setzen. Zudem kann Jedermann leicht nach dem Inhaltsverzeichnisse andre Stellungen vornehmen.

Diejenigen, welche mit unsern Fabelbüchern bekannt sind, werden auch leicht sehen, daß die hier aufgenommenen Stücke einem großen, wo nicht dem größesten Theile nach, zu den weniger bekannten gehören, und daß viele derselben der Verfasser nach seiner Weise bearbeitet und die sogenannten Lehren nach eigener Ansicht und Art herausgezogen hat. Daß er in der ersten Abtheilung eine ihm selbst zugehörige — Halbfabel möchte ers nennen, in zwölf Nummern hinzugefügt hat, wird man ihm wohl verzeihen, wenn man finden wird, daß sie den Kindern gleich lehrreich als angenehm sind.

Gern hätte der Verfasser ein vollständiges Fabelbuch für die hier bezielten Leser geliefert; wär es alsdann nicht zu groß geworden.

Vieles, was noch zu sagen wäre, muß der Verfasser errathen lassen, da einmal nicht Alles gesagt werden kann, und schließt mit dem Wunsche, daß das Büchlein Vielen nützlich und angenehm seyn möge.

Zur zweiten Auflage.

Der Beifall des Publikums hat über den Werth der ersten Auflage hinlänglich entschieden. Wie viel reichlicher die zweite noch mit mancherlei köstlichen Stücken ausgesteuert ist, giebt der Augenschein. Sie enthält wahrscheinlich nun fast Alles, was für den bezielten Zweck der Aufnahme und der Bearbeitung werth war. — Kenner und Liebhaber werden sehen, daß es um ein bloßes Gemengsel bei diesem Büchlein nicht zu thun war. Daß einige wenige Stücke keine eigentliche Fabeln sind, wird man hoffentlich nicht mißbilligen.

Im Oktober 1819.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Bei der von dem Herrn Verleger mir aufgetragenen Revision des mit Recht so beliebten Löhrschen Fabelbuchs beabsichtigte ich, mit möglichster Rücksichtnahme auf den Plan und die Anordnung des mir so schätzbaren sel. Herrn Verfassers, theils größere Richtigkeit, theils größere Zweckmäßigkeit, theils größere Mannigfaltigkeit. Es kamen z. B. zwei Fabeln doppelt vor; statt der wiederholten Fabeln sind neue eingeschoben worden. Eben so schienen mir mehrere Ausdrücke nicht edel genug, und ich habe sie mit andern vertauscht. — Einiges war einer Mißdeutung fähig, und ist entweder, als nicht sonderlich nützlich, ganz weggelassen, oder verändert, oder mit etwas anderm vertauscht worden, das nützlicher schien. — Zwei Fabeln in Versen sind in Prosa abgekürzt wieder gegeben worden, weil die Poesie zu veraltet war, und ich befürchte, es möchte durch dergleichen Producte, wenn sie im zarten Alter zum Lesen

und Wiederlesen gegeben werden, der Geschmack der Kinder verderbt werden. — Die neu hinzugekommenen Fabeln, deren einige von berühmten französischen Fabeldichtern sind, scheinen mir die Mannigfaltigkeit des Ganzen eben so zu befördern, als sie für die Kindheit oder Jugend nützlich und angenehm seyn dürften. — Daß ich in das Buch noch mehr Religionslehre zu bringen suchte, wird man mir nicht zum Verbrechen machen. —

Möge das Buch auch fernerhin recht viel Nutzen bringen und Vergnügen machen!

Ich kündige bei dieser Gelegenheit zugleich an, daß nächstens von mir eine Schrift für Kinder und junge Leute erscheinen wird, worin auch noch auf eine andere Art, als durch Fabeln und Erzählungen, Lebensklugheit, Tugend und Religion bildlich gelehrt werden wird. Sie wird den Titel erhalten:

Der Bildermann.

Doberschütz, im März 1824.

Chr. Aug. Lebr. Kästner,
Pastor.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

	Seite
1. Die zwei Hunde	3
2. Stimme der Turteltaube	4
3. Der Johanniswurm und die Kröte	6
4. Das Kind und die Taube	7
5. Die Henne mit den Küchlein und der Habicht	7
6. Die Katze, die Maus und das Mäuselein	9
7. Das Kind und der Spiegel	11
8. Der Bettler und der Hund	13
9. Die beiden Ziegen	14
10. Die Affen und die Turteltaube	15
11. Der Rabe	16
12. Das geduldige Schaf	17
13. Ein Knabe und eine Biene	18
14. Der Mann und das Mörslein	19
15. Der Sperling und seine vier Kinder	19
16. Der Wolf und das Lamm	23
17. Der alte und junge Fuchs	25
18. Gemse, Ratte, Rabe und Schildkröte	26
19. Der Hund und die zwei Hasen	28
20. Das Schaf und der Hund	29
21. Der Fischreiher	31
22. Die Weepe und der Hengst	33
23. Der Kolibri und der Raubvogel	34
24. Adler und Rabe	35
25. Der Fuchs und das Hannchen	37
26. Die Maus	39
27. Die beiden Krebse	40

	Seite
28. Das Laster und die Strafe	40
29. Die beiden Hunde	41
30. Der Schmetterling	44
31. Die Mücke	45
32. Die Biene und die Hummel	47
33. Der Dachs und das Eichhorn	48
34. Der Wiedehopf und die Nachtigall	50
35. Der Specht und die Taube	51
36. Die Päonie und die Rose	52
37. Der Schwan und die Lerche	53
38. Die Kröte und die Wassermaus	54
39. Die naseweise junge Fliege	55
40. Der junge Adler	58
41. Die Gärtnerin und die Biene	59
42. Die Weide und der Knabe	60
43. Der Karpfen und die kleinen Fische	61
44. Die Biene und die Taube	63
45. Der Löwe und die Maus	64
46. Jupiter und das Lamm	65
47. Der Affe	67
48. Die Wölfe und das Lamm	68
49. Die drei Hunde	69
50. Der Vater und die drei Söhne	87
51. Der Apfelbaum und Nelkenstock	88
52. Der Wandersmann und die Sonnenuhr	89
53. Der Hirsch, der sich im Wasser besiehet	90
54. Die Maus, welche auf Reisen gewesen ist	91
55. Die Kinder	92
56. Das Pferd	93
57. Der Bauer unter der Eiche	95
58. Der Rabe und die Eule	96
59. Ein Traum	97
60. Die Biene und die Fliege	99
61. Die Löwin und die Aeffin	100

	Seite
62. Die Gans und der Fuchs	101
63. Diogenes	101
64. Der Mops und der Mond	102
65. Der Esel und der Hund	102
66. Die Lerche und der Kukuk	103
67. Der Esel und der Hund	104

Zweite Abtheilung.

1. Der Wolf und der Kranich	107
2. Der Löwe und der Fuchs	107
3. Der Pfau und der Haushahn	108
4. Der Affe und das Eichhorn	109
5. Der Knabe und die Eidechse	111
6. Der Hund und die Katze	112
7. Das Pferd kommt in Dienstbarkeit	114
8. Des Esels Liebkosungen und Lohn	116
9. Der Affe und der Hund	118
10. Das Rind und die Ziege	119
11. Die alte und die junge Forelle	120
12. Die alte und die junge Wachtel	122
13. Die Blumenknospen	123
14. Krebs und Muschel	124
15. Die Bremse und die Biene	125
16. Der Tiger, der Leopard und der Löwe	126
17. Der Fuchs und der Iltis	127
18. Penn und der Britte	128
19. Die Tauben und der Sperling	129
20. Die Tulipane	130
21. Der Esel	132
22. Die Thiere und die Sonne	133
23. Der Ziegenbock und der Hofhund	134
24. Der junge Hahn, welcher frei seyn will	135
25. Der Esel will einen Herrn haben	136
26. Der Affe mit dem Bogen	139
27. Der Affe und der Bär	140

	Seite
28. Das alte Schloß	141
29. Die Quelle und der Wanderer	143
30. Der Lockvogel	144
31. Der müßige Magnet	145
32. Die Wespen im Honigtopfe	145
33. Der Affe und der Holzhauer	146
34. Der Bär und der Einsiedler	147
35. Die zwei durstigen Staare	149
36. Die Schwalben	151
37. Der alte und junge Bär	152
38. Die Dohle und die Nüsse	153
39. Der Pudel und die Dogge	154
40. Der Affe und der Geizhals	155
41. Der Steinmarder und die Hühner	157
42. Der Dornenstrauch	157
43. Die Ameise und die Grille	158
44. Der Rabe und der Fuchs	160
45. Diogenes	162
46. Der Hirsch und der Eber	164
47. Die Hirsche	165
48. Der Rabe und der Fuchs	166
49. Die Hasen	168
50. Der Esel in der Löwenhaut	169
51. Der Stieglitz und die Nachtigall	172
52. Der Hecht	173
53. Der Hausherr und die Katzen	174
54. Die zwei Pflugschaaren	174
55. Der junge Kater auf der Mäusejagd	175
56. Die Bärenhaut	177
57. Der Milchtopf	179
58. Der Wanderer und das Irrlicht	180
59. Der Fuchs und das Fledermäuschen	181
60. Der Blinde und der Lahme	182
61. Der hochmüthige Frosch	183

	Seite
62. Der Knabe und die Mücken	185
63. Der Hase und der Löwe	187
64. Die Grille und der Schmetterling	187
65. Der Fuchs und der Löwe	188
66. Der Bauer und der Storch	189
67. Der Kater	190
68. Die beiden Hamster	191
69. Der schöngeschmückte Esel	192
70. Der Marder und der Bauer	192
71. Das Eichhörnchen, der Hund und der Fuchs	193
72. Das Kaninchen und die Kriechente (Krikente)	196
73. Der kleine Löwenhund	199
74. Jupiters Priester	200
75. Das alte Pferd und das Füllen	202
76. Der prahlhafte Hahn	205
77. Der Kuhhirt und der Jägerbursche	207
78. Thoms und Hans	209
79. Die Kanarienvögel und der Distelfink	211
80. Die Schlange und der Aal	212
81. Die Taube und die Krähe	213
82. Der junge Hänfling	214
83. Der Hügel und der Berg	216
84. Hund und Affe	217
85. Die Biene und die Hummel	218
86. Der Reiche und die Zikaden	220
87. Die Schildkröten und die beiden Enten	222
88. Der Gutmüthige und der Schatz	224
89. Der weiße Elephant und sein Führer	227
90. Das Rhinozeros und das Dromedar	229
91. Die beiden Gärtner	230
92. Der Tod	232
93. Der Epheu und der Thimian	233
94. Der Sturmvogel und die Schiffenden	234
95. Der Esel und das Schwein	236

		Seite
96.	Das Kind und der Schatten	237
97.	Das Johanniswürmchen	237
98.	Der Kiwitz und der Kater	238
99.	Die Schafe und ihr Herr	239
100.	Der Zeisig	240
101.	Der Schmetterling und die Biene	242
102.	Der Magen und die Glieder	245
103.	Der Esel und die Dohle	246
104.	Der Fuchs und der Adler	247
105.	Die zwei Hähne	248
106.	Der Fuchs und der Marder	248
107.	Das alte und junge Reh	250

Dritte Abtheilung.

1.	Ochs und Esel mit ihrer Gesellschaft stürmen ein Waldhaus	255
2.	Der Habicht und die Störche	259
3.	Der Tanzbär	259
4.	Der Wandersmann und der Kolibri	261
5.	Der Löwe und die Krähe	262
6.	Das Eichhorn und der Leopard	262
7.	Das Rhinozeros und der Fuchs	264
8.	Frösche wollen einen König	265
9.	Fuchs und Wolf	267
10.	Das Kind mit der Scheere	271
11.	Reineke und Braun, oder der Fuchs und Bär	273
12.	Das Pferderennen	276
13.	Der Fuchs besiegt den Wolf	278
14.	Herkules und die Pygmäen	280
15.	Die Katzen und der Käse	282
16.	Der junge Kater und der Wetterhahn	284
17.	Der Hase und seine Freunde	285
18.	Der Hase und seine Freunde, und die zwei Rehböcke	288
19.	Der Ochs und das Kalb	292
20.	Der Pommer und der Kater	292
21.	Der Papagei	293
22.	Die Berathschlagung der Pferde	295
23.	Der Häufling	298
24.	Der Khalif	300
25.	Der Maulwurf und das Kaninchen	302
26.	Die Nachtigall und der kleine Prinz	304
27.	Die Ueberschwemmung	305
28.	Die zwei Katzen	307

	Seite
29. Der wilde Apfelbaum und der Roſenſtock	310
30. Der junge Baum und der Wind	311
31. Der Jüngling und der Seidenwurm	312
32. Das Kind und die Seidenraupe	314
33. Der Baumhacker und der Kukuk	315
34. Die Fiſche und der Kormoran	316
35. Der Dompfaffe und der Rabe	318
36. Die zwei Büffel	320
37. Der Weltweiſe und die Nachteule	321
38. Der Baſſa und der Derwiſch	323
39. Harlekins Kleidung	325
40. Die Raupe	327
41. Die Eule, die Katze, die Gans, die Ratte	228
42. Die erſte Pflanzung des Weinſtocks	329
43. Der Phönix und das Rebhuhn	330
44. Die Amſel	331
45. Das Pferd und der Eſel	333
46. Der König und die beiden Schäfer	335
47. Der Derwiſch, der Rabe, der Falke	338
48. Die Hyäne und das Wieſelchen	340
49. Der Eber und die Nachtigallen	343
50. Herkules im Himmel	346
51. Der gelähmte Kranich	347
52. Der Affe mit der Zauberlaterne	348
53. Der junge Adler	351
54. Die Affen und der Leopard	352
55. Die Nelke und die Lilie	354
56. Der Hamſter und die Lerche	355
57. Die Salzquelle	356
58. Der Hausbahn und ſein Herr	356
59. Der Spitz und der Schäfer	358
60. Das Hufeiſen	359
61. Der Fall des großen Baums und der kleinen Bäume	360
62. Das junge Mädchen und die Biene	361
63. Die Katze und die Ratten	363
64. Der Grashüpfer	365
65. Der Igel und die Kaninchen	367
66. Der Eſel, der Ochſe, das Pferd	368
67. Der Falke und der Reiher	371
68. Die Katze und der Spiegel	373
69. Der beſchimpfte Derwiſch	376
70. Der Wolf, der ſich ſelbſt betrügt	377

	Seite
71. Das Goldſtück	379
72. Der Bock und die Ziege	380
73. 74. Hund und Kater	383
75. Der Löwe und der Froſch	388
76. Die Sperlinge	388
77. Der Bauer und die Schlange	389
78. Die Nachtviole	389
79. Der Löwe und der Haſe	390
80. Der Hamſter und die Ameiſen	391
81. Der Fuchs und das Stachelſchwein	391
82. Der Affe	392
83. Flora und die Menſchen	393
84. Der Löwe und die Mücke	396
85. Jupiter und die Schnecke	397
86. Der Hirſch und der Weinſtock	398
87. Das Hühnchen und der Diamant	399
88. Der Adler, die Sau und die Katze	399
89. Das Wespennest	400
90. Die Maus, die Katze und der Haushahn	401
91. Das Pferd und der Eſel	403
92. Die Katze und die Maus im Beiſammenleben	404
93. Die Säue und der Säuhund	405
94. Der Adler und die Lerche	408

Erste Abtheilung.

1.

Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt ſich ein Paar Hunde. —
Es war ein Pudel und ſein Sohn. —
Der jüngre, Namens Pantalon,
vertrieb dem Herrlein manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache ſtehn,
den Schiebkarrn ziehn, ins Waſſer gehn,
und alles dieſes aus dem Grunde.
Der ſchlaue Fritz, des Jägers Kind,
war Lehrer unſers Hunds geweſen,
und dieſer lernte ſo geſchwind,
als mancher Knabe kaum das Leſen.
Einſt fiel dem kleinen Junker ein,
es müſſe noch viel leichter ſeyn,
den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war ſonſt ein gutes Vieh,
doch ſeine Herrſchaft zog ihn nie
zu ſolchen hochſtudirten Sachen,
er konnte nur das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
und ſtellt ihn aufrecht an die Wand,
allein der Hund fällt immer wieder
auf ſeine Vorderfüße nieder.
Jetzt ruft man den Profeſſer Fritz;
auch der erſchöpft ſeinen Witz
umſonſt; es will ihm nicht gelingen,
den alten Schüler zu bezwingen.

Vielleicht, spricht Fritze, hilft der Stock!
Man nimmt den Stock, man prügelt Schnurren;
doch bleibt er dümmer als ein Block,
und endlich fängt er an zu murren:
„Was wollt ihr? spricht der arme Tropf:
Ihr werdet meinen grauen Kopf
doch nimmermehr zum Doctor schlagen;
geht, werdet durch mein Beispiel klug!
Ihr Kinder, lernet jetzt genug,
ihr lernt nichts mehr in alten Tagen."

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr! — Was ein Häkchen will werden, muß bei Zeiten sich krümmen!"

Ha! sagte Hänschen, wenn ich erst groß bin, will ich dieß und das machen! Aber er dachte, es fände sich das Alles so von selbst, wie sein Wachsthum, und lernte nichts. Und als er groß war, machte er weder dieß noch das. — Aber Sorgen mußte er sich machen, wie er leben und durchkommen wollte; und, weil er unwissend geblieben war, achtete sein Niemand groß.

2.

Stimme der Turteltaube.

Die Natur weiß Alles wohl zu ordnen und zu machen! Sie selbst? Wer ist

ſie denn? was weiß ſie denn? die Natur? Hat ſie Vernunft? hat ſie Willen, oder, beides zuſammen auszudrücken, hat ſie denn Freiheit?? —
Aber laßt uns unſere Fabel hören.

Zwei junge Knaben gingen zu Wald,
Vögleinneſte zu ſuchen.
Sie fanden ein Plätzlein, ſchaurig und ſtill,
im Dunkel junger Buchen.
Und in dem Dunkel war ein Neſt
gebaut von harten Stäben! *)

„Arm Vöglein! Vöglein!" ſagten ſie,
und ſtanden denn ſo darneben.
Da hob ein brütendes Täubelein,
mit muntern und friſchen Augen,
das Köpflein aus dem Neſt hervor,
und ſprach vom Baum herunter:
„Denkt, lieben Knaben, denket doch nicht,
daß mirs ſo übel erginge!
Schaut meine Aeuglein — bin ich denn nicht
gar munter und fröhlicher Dinge?
Wenn mir die freundliche, liebe Natur
ſolch ein recht ſchlecht Bettlein giebet,
ſo gab ſie mir einen Gehülfen auch,

*) d. h. Die lieben Vögel hatten aus dürren Holzreiſern das Neſt erbaut, wie es gar manche Vögelein thun — die Holzreiſer heißen hier Stäbe!

der mich immer von Herzen geliebet!
Sie hat uns warmes Blut verliehn,
und Herzen frei von Kummer,
und was sie am Bettlein uns versagt,
ersetzt sie immer am Schlummer."

Im geringen Zustande kann man doch sehr vergnügt seyn, wenn man nur nicht verwöhnt ist und nur Liebe findet.

Es sieht Manches schlimmer aus als es ist!

Für das, was fehlt, giebts oft einen Ersatz.

3.

Der Johanniswurm und die Kröte.

Ein Johanniswürmchen saß,
seines Sternenscheines
unbewußt, im weichen Gras
eines dunkeln Haines.
Leise kroch aus faulem Moos
seine Nachbarin,
eine Kröte vor und schoß
all ihr Gift auf ihn.

„Ach! was hab ich dir gethan?"
rief der Wurm ihr zu.
„Ei!" fuhr ihn das Unthier an,
„warum glänzest du?"

Giftige Bosheit will den sanften Glanz der Unschuld nicht leiden. Hüte dich vor ihr!

4.

Das Kind und die Taube.

Ein kleines schneeweißes Täublein, mit schwarzem Köpfchen, kam zutraulich in das Haus, wo die sanfte Johanna wohnte. Das Kind bückte sich leise zur Taube herab, und gab ihr Semmelbrocken, die sie nahm. Dann streichelte Johanna das liebe Thier, nahm es hierauf auf den Arm, liebkoſete ihm wieder, und sagte: „Fürchtest du dich denn nicht, du liebes Thier?“ Da sahe die Taube das Kind mit hellen, freundlichen Augen an, und sprach:

„Was soll ich denn fürchten? Ich habe ja nie jemals Jemand etwas Leides gethan!“

O seliges Glück der arglosen Unschuld, Niemand fürchten dürfen! nicht Gott und nicht Menschen, weil man nie Leides noch Uebels gethan! Seliges Glück!

5.

Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Es führte eine Henne
ihre Küchlein aus der Tenne

auf das Feld; und sorgenleer
lief das Häuflein um sie her
und scharret in dem grauen Sand,
und freut sich, wenns ein Körnlein fand.

Auf einmal ruft die Henne:
Kindlein! Kindlein! kommt zur Tenne!
Eilet! Hurtig! seht, ich seh
dort den Habicht in der Höh!
Das Häuflein lief ins Tennenthor,
und schaute in die Luft empor!

O! rief darauf das Eine
zu dem Andern: „Ist's das kleine
Pünktchen, das dort oben schwebt? —
Und die Mutter drum erhebt
solch Geschrei? Was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es mir zu seyn!“

Auf schwirrendem Gefieder
senkt der Habicht sich hernieder
auf die kleine kecke Schaar!
Aber nun sahn sie Gefahr!
Mutter gluchzte hier und dort,
Habicht riß zwei Küchlein fort!

Flieht! flieht! flieht! lieben Herzenkinder! flieht! wenn ein Vater, eine Mutter oder sonst Jemand warnt, der

die Gefahren der Welt recht lange gesehn hat, — flieht bei Zeiten!

Nehmt es nicht für ungut, Ihr jungen Seelen; glaubt denen, die der Gefahren kundig sind! Ihr freilich glaubt, überall sei keine Gefahr vorhanden, und das ist gut für Euch, denn so lebt Ihr sorgenfrei und glücklich; aber viel besser noch ist für Euch, der viel geprüften, viel versuchten Erfahrung zu glauben; denn es wird Euch oft Ehre, Glück und Leben retten!

6.

Die Katze, die Maus und das Mäuselein.

Wenn man dir zu viel schmeichelt, — zu schön thut mit dir, zu viel verspricht, da traue ja nicht!!

Die Katze.

Mein allerliebstes Mäuselein,
komm, komm doch her zu mir:
sollst ruhen in den Armen mein
scharmantes, kleines Thier.

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
geh nicht, ich rath es dir.
Die Katze hascht das Mäuselein,
bleib, Töchterchen, bei mir!

Die Katze.

So komm doch, liebes Mäuſelein!
ſiehſt du die ſchöne Nuß?
die ſchöne Nuß ſoll deine ſeyn,
für einen einz'gen Kuß.

Das Mäuſelein.

O laß mich, liebes Mütterlein!
ſieh nur die ſchöne Nuß!
Die ſchöne Nuß ſoll meine ſeyn
für einen einz'gen Kuß.

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
nimm ja nicht ihre Nuß!
die Katze beißt das Mäuſelein,
fleuch, fleuch vor ihrem Kuß!

Die Katze.

Kommſt noch nicht, liebes Mäuſelein?
ſieh nur, was hab ich hier? —
ſchön Zuckerbrodt und Brezelein;
das alles geb ich dir!

Das Mäuſelein.

O laß mich, laß mich, Mütterlein!
ich muß, ich muß zu ihr!
vom Zuckerbrodt und Brezelein,
geb ich die Hälfte dir!

Die alte Maus.

O geh nicht, geh nicht, Töchterlein!
noch einmal rath' ich's dir:
die Katze würgt das Mäuſelein,
ſie frißt dich armes Thier!

Die Katze.

Dich freſſen, liebes Mäuſelein?
dich würgen, liebes Thier?
o glaub's nicht deinem Mütterlein,
und komm, o komm zu mir!

Das Mäuſelein.

Da bin ich: gieb mir Brezelein!
— o weh! ich armes Thier!
ſie würgt mich, liebes Mütterlein!
ach Hülfe, Hülfe mir!

Die alte Maus.

Nun iſt's zu ſpät, mein Töchterlein;
zu ſpät, zu helfen dir!
du folgteſt nicht dem Mütterlein,
das iſt der Lohn dafür!

7.

Das Kind und der Spiegel.

In einem armſeligen Dörfchen war ein Kind wohlhabender Eltern aus der Stadt vom erſten Lebensjahr erzogen. Jetzt kommt es, nachdem es ein ganz klein wenig heraufgewachſen war, zu ſeinen Aeltern zurück, und ſieht zum erſtenmale einen Spiegel.

Es blickt hinein — es gefällt ſich anfangs, denn — es ſieht ſein eigenes Bild. Ja freilich! Sich ſelbſt ſieht man immer überall am liebſten! Aber bald darauf will es denn das Bild im Spiegel necken, und macht ihm Fratzen

und Gesichter; und das Bild? — — das Bild giebt ihm Alles wieder zurück, und macht ihm eben solche Fratzen und Gesichter.

Da wird das Kind recht böse, recht sehr böse, und dreht dem Spiegelkinde mit drohender geballter Faust. Aber das Kind im Spiegel bleibt ihm nichts schuldig, und droht ihm auf gleiche Weise.

Da wird der kleine Unband (Unbändige) recht grimmig, kommt außer sich, und schlägt mit der Hand auf das Bild hinein, zerschlägt sich die Hände, fängt an zu kreischen, zu weinen, zu heulen, schlägt aber immer noch auf das Bild zu, und der Spiegel geht in immer kleinere Stücken, und der Schmerz des Kindes an den Händen wird immer empfindlicher.

Jetzt kommt die Mutter, und das Kind klagt ihr seine Noth!

„Wie?" sagt die Mutter, „hast du nicht etwa zuerst dem garstigen Kinde da, Gesichter gemacht?"

„Ja! ja!" schluchzte das Kind, denn lügen konnte es noch nicht.

„Nun!" sagte die Mutter, „lache nun einmal!" das Kindchen lacht, und die Kindchen in den Spiegelscherben lachen auch. — „Nun! strecke einmal deine Arme aus," spricht die Mutter, „und thue, als wolltest du die Kinder liebhaben!" — Das Kind thut es, und die Spiegelkinder öffnen die Arme mit eben so freundlichen Geberden gegen

daſſelbe, und ſehen es mit hellen Kuckaugen liebs lich an!

„Mutter! wie geht das zu?“ fragt das Kind. „Kind!“ ſagte die Mutter, „wie du gegen Andere biſt, ſind die Andern gegen dich auch. Biſt du freundlich und gut, ſo ſind ſie es auch.“

So ſagte ſie es dem Kinde, und das Kind begriff es.

Für euch übrigen, die ihr nicht mehr Kinder ſeyd, ſage ich, daß ſich die Welt für euch ſo abſpiegelt, als ihr ſelber ſeyd. Güte um Güte, Haß um Haß. — — — Und — wer mit trüben Augen ſieht, dem ſcheint Alles trübe. Wie der innere Menſch iſt, iſt oft auch die äußere Welt.

8.

Der Bettler und der Hund.

Magſt immer ein wenig laut werden und Lärm machen, wenns darum iſt, einem Armen ein Stück Brodt zu ſchaffen, oder auf einen Unglücklichen aufmerkſam zu machen.

Es ſteht ein alter Bettler ſtill,
um Brodt vor einem Schloß;
da ſpringt mit greulichem Gebrüll,
der Hofhund auf ihn los.

„Was thuts dir,“ sprach der Greis halb todt,
ans Schlehdorn angeschmiegt,
„wenn unser eins, ein Stücklein Brodt,
für seinen Hunger kriegt?“
„Ich gönnte dir,“ sprach Mustafa,
„dein Brodt nicht? bist du toll?
deswegen eben lärm ich ja,
daß man dirs bringen soll.“

9.

Die beiden Ziegen.

Hierzu ist ein Kupfer.

Zwei Ziegen begegnen sich mitten auf einem schmalen Stege, der über ein Wasser führte; keine wollte weichen. Sie versuchen ihre Kräfte gegeneinander, sie rennen mit den Köpfen tüchtig zusammen, sie gleiten aus und stürzen beide ins Wasser, wo sie umkamen.

O Nachgiebigkeit, wie viel Unheil könntest du verhüten! — Aerger und Verdruß; Schaden an Gesundheit, Geld, Gut und Ehre. — Um der Hartnäckigkeit der Großen willen, sind mehrmals Land und Leute verheert worden.

10.

Die Affen und die Turteltaube.

Der Wind blies recht rauh durch den Wald, und es fror das Affenvolk. Da fanden ſie einen Glühwurm *), den hielten ſie für einen Feuerfunken, bliesen auf den Wurm, daß er das trockne Moos anzünden ſollte, welches ſie herbeigeholt hatten — bliesen und bliesen, aber es kam kein Feuer.

Eine Turteltaube ſahe von ihrem Baume herab die vergebliche Mühe, und rief den Affen zu, allein die Stimme verflog im Winde. Da flog die Taube zu den Affen hinab, und ſprach: „Ihr habt da eitle Mühe; das iſt ja ein Wurm und kein Feuerfunken;“ aber ſie rief und ſprach vergeblich, denn kein Affe hörte darauf. Endlich hörte ein alter Affe darauf, aber der packte ſie grimmig beim Kragen und zerriß ſie.

Willſt du den Mohren waſchen? — Er wird nimmer weiß. —— Willſt du den Thoren lehren? — Er lernts nicht. Sei zufrieden, wenn du bei ſolcher Lehre blos mit der vergeblichen Mühe davon kommſt, und nicht noch Schimpf und Schande, oder gar Schaden davon trägſt.

---

*) Es leuchten noch manche andere Würmer zu Zeiten, auch außer dem ſogenannten Johanniswurm.

11.

Der Rabe.

Ein Rab' entwandte hie und und da,
so viel er konnte: — Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng und hundert andre Dinge.
Als dieß der klügre Haushahn sah,
so fragte er ihn: „ich bitte, sage mir,
wozu nützt denn das Alles dir?"
„Das weiß ich selbst nicht," spricht der Rabe;
„ich nehm es nur, damit ich's habe!"

So macht's in der That die Habgier — sie nimmt Alles, was zu haben ist, ohne deßhalb an einen vernünftigen Gebrauch zu denken, und so hat auch sie, ebenso wenig als der Geiz, das was sie zu haben scheint. Und so wollen auch Kinder so Manches haben, zumal wenn es glänzt, ohne daß es ihnen etwas nützt — ja sogar auch, wenn es ihnen leicht schaden könnte.

Anmerk. Uebrigens sind die Raben, wie die Dohlen, dafür bekannt, daß sie alles Glänzende fortschleppen, und da und dort verstecken, gerade wie die echten Geizhälse, die auch nur sammeln und verbergen. — Als zu Erfurt einmal der Dom umgedeckt wurde, fand man in den hohen Dohlennestern unter dem Thurme römische Münzen, die diese Thiere, beim Umpflügen der

Aecker ohne Zweifel in der Erde gefunden, und ſodann in ihre Neſter getragen hatten.

12.

Das geduldige Schaf.

Ein Schäfchen war ſo niedlich,
der holden Unſchuld gleich;
es war ſo ſanft, ſo friedlich,
das Fellchen ſeidenweich.
Des Pachters wilder Bube
nahm, weil es ihm gefiel,
es zu ſich in die Stube,
und trieb damit ſein Spiel.

Doch bald des Spielens müde,
fand er es nicht mehr ſchön;
da ließ er es in Friede
zu ſeinem Hirten gehn.
Und als es bei der Heerde
nun aufgenommen ward,
ſo fand es die Beſchwerde
von mancher Art nicht hart.
Es ſchien ſich vor dem Scheeren,
wie Andre, nicht zu ſcheun;
denn frühe Leiden lehren,
dereinſt geduldig ſeyn.

In deiner Jugend übe
Geduld! ſie thut einſt gut;

vergilt mit ſanfter Liebe,
was man dir Unrecht thut.

Sey nur ſanft und leide und dulde, mein liebes Kind! Kommſt ſchon eben ſo wohl durch, und wohl noch beſſer, als mit Trotz und Ungeſtüm.

13.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einſt gekrochen;
die Blume pflückte ſich ein Kind in einen Strauß,
und trieb mit Ungeſtüm den kleinen Gaſt heraus.
„So herriſch?“ rief das Bienchen zürnend aus;
„vermuthlich wardſt du nie geſtochen?
Du ſahſt doch wohl, daß ich auf dieſe Blume flog,
und ruhig meinen Honig ſog!
denkſt du vielleicht, ich ſey zu klein,
dich, kleiner Menſch, zu ſtrafen? Nein.
So klein ich bin, ſo ſoll dich's reun.“
So ſprach ſie, und den Augenblick
ſtach ſie das Kind. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
Drum ſtarb ſie und erfuhr zu ſpät, daß, wer gern Rache
an Andern übt, ſich ſelber elend mache.

Der Knabe hatte Unrecht; er konnte die Biene ruhig ſitzen und ſaugen laſ-

sen! aber der Knabe wollte zeigen, wer er wäre; er dachte nicht, daß man auch die Kleinen nicht reißen soll, und wurde recht schmerzhaft gestochen.

Die Biene hatte auch Unrecht — sie hätte auf eine andere Blume fliegen können; aber sie wollte auch zeigen, wer sie wäre; stach und starb, weil der Stachel zurückblieb.

Anmerk. Wenn vom Stich der Biene der Stachel zurückbleibt, stirbt das kleine Thier.

14.

Der Mann und das Möpslein.

Das kleine klaffende Möpslein hatte den Mann angebellt, und ihm nach der Wade geschnappt.

„Ich bin sanftmüthig," sagte der Mann, „ich will dir nichts thun, aber ich will dich ein ganz klein wenig verleumden!"

„Das Hündchen ist toll!" rief der Mann; „nehme sich ein Jeder um Gotteswillen in Acht!"

Da huben die Leute ihre Stöcke auf, und schlugen das Hündlein todt.

Das machte die Verleumdung!

15.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling wohnte mit seinen vier Jungen im Gemäuer eines alten Thurms. Da kam ein gewal-

tiger Windstoß, riß die Steine aus dem Thurm, und führte mit heftigem Ungestüm die Jungen davon.

Da trug der alte tief Leid um seine Jungen, denen er nicht einmal gute Lehren mit in die Welt hatte geben können, wie sie sich vor Schlingen, Katzen und Würfen in Acht nehmen sollten, und jammerte, daß es den armen Kleinen nun gar übel möchte ergehen.

Aber im Herbst fand der Vater auf einem Weitzenfelde, wo viel Sperlinge beisammen waren, all seine vier Kinder wieder. Nachdem er sich mit ihnen erst satt gegessen und satt gefreuet, fragt er sie nach der Reihe, wie es denn ihnen ergangen sey.

Da spricht der älteste: „Als der Wind mich fortriß, saß ich traurig und kläglich auf einer Dornhecke, neben einem Fahrweg, und von allen Vögeln, die da waren, nahm sich keiner meiner an. Aber da kam ein Bauer mit einem Sack Korn, wo aus einem Löchlein sich ein Paar Körnlein verzettelten, und da las ich mit den andern Vögeln auch auf. Da hab ich gelernt, wo viele Leute sich regen und schaffen, da hilft sich ein Einzelner wohl auch noch mit durch, wenn er nur nicht müßig ist."

„O! das ist gute Lehre," sprach der Vater; „wer die recht lernt, der kommt schon durch!"

Der Vater fragte den zweiten Sohn, wie es denn ihm ergangen sey?

„Mich führte der Wind," ſprach der, „in ein Gaſthaus, wo Junker und arme Leute, Reiter und Fußleute und allerlei Volk einkehrte. Da ſah ich zu, wie ſie den Hafer ſchwingen, und was die Gluck mit ihren Jungen aß, und wie da und dort mit andern Dingen ein Broſamlein oder zwei auf den Hof geworfen wurden; da hab ich auch mit geſucht, und mein Kornlein und Krümlein davon bracht, denn ich ließ mir keine Mühe verdrießen, und war auch mit Wenigem zufrieden, konnt es einmal nicht viel ſeyn."

„O! gute Lehre haſt du auch gelernt, mein Hänsle;" ſagte der alte Sperling; — „wer ſich keine Mühe verdrießen läßt, und mit Wenigem ſich begnügt, kommt ſchon aller Orten durch!"

„Und du?" fragte der Vater den dritten.

„Mich trieb das Windgebraus in den Garten eines Kaufmanns, wo ich mich an einem Baumzweig feſthielt, bis der Ungeſtüm vorüber, und Alles wieder ſtill und heiter war. Da kam der Kaufmann in den Garten, und weil er mich wohl ſah, meint ich, er würde ſich mein wohl erbarmen, denn ich ſah ja trübſelig aus. Aber der ſchlich in tiefen Gedanken dahin, und mochte wohl über Gewinn und Verluſt rechnen — da hatte er zur Barmherzigkeit keine Zeit für mich Armen. Aber der Hunger war groß; da aß ich eine Raupe, deren Haar mich in Hals und Kehle brannte, aber ich ſtarb doch nicht dran, und da ſucht ich ihrer mehr

und immer mehr auf, mochten sie aussehen grün oder gelb, grau oder bunt; ich mocht sie wohl verzehren, denn ich gewöhnte mich bald, da es nicht anders seyn konnte."

Recht gut, sprach der Vater, wenn man sich bei Zeiten gewöhnt an dürftige Kost. Hat mans dann besser einmal, so ist man desto froher! denn man hat sich nicht verwöhnt.

„Ja! Vater! so hab' ichs erfahren," sprach der dritte Sohn, denn als die Erbsen Schoten wurden, holt ich mir die Erbslein heraus, und aß auch Maulbeeren und rothe Kirschen dazu, saß in Ruhe unter der Blätterlaube, und war glücklich und froh.

Und du aber? mein klein Gackneststein, sagte der Vater zum jüngsten Kind — wie bist du denn durchkommen, du konntest ja kaum erst fliegen?

Ja! so war es, lieber Vater, ich war so jung und schwach, und darum warf mich der Wind, weil ich nicht widerstreben konnte, durch den Thurm in die Kirche herab, und auf die Kanzeldecke, daß ich wie todt da lag. Und als am andern Morgen der Pfarrer auf die Kanzel trat, erschrak ich gar heftig und sehr. — Aber ich hörte bald gar tröstliche Worte: „Es solle Niemand verzagen. Dem lieben Gott sey die kleinste Kreatur nicht zu klein und zu gering, selbst der Sperling nicht, den Niemand achte; Gott gebe ihm sein Würmlein

und sein Körnlein, und lasse es nicht aus seiner Hand und Obhut! auch verlieh er ihm Speise und Obdach!"

Da ward ich recht gestärkt und getröstet, und dachte, der liebe Gott wird dich ja auch wohl erhalten. Indem kam eine fette Spinne gekrochen, die ich verzehrte; dann eine Fliege und wieder eine Spinne und wieder eine Fliege, bis das Gotteshaus von Spinnen und Fliegen gesäubert war. — Und die Kirchkinder kannten mich alle an meinen zwei weißen Federn, und lobten mich, weil ich ihr Gotteshaus rein hielt, und that mir Niemand Leides. — „Nun, denk ich, wenn ich nützlich bin, wird Gott mir schon helfen! auch in der Noth!"

„Du hast," sagte der Vater, „du hast das Rechte gelernt. — Gottes Haus ist überall, wo du Nützliches schaffen willst. Und sich auf Gott verlassen und nützlich seyn; und wiederum: nützlich seyn und Gott vertraun, das ist die beste Lehre, um durchzukommen im Leben."

16.

Der Wolf und das Lamm.

Ein Wolf stand einst am Bach und trank:
ein fromms Lämmchen trug sein Gang
an eben diesen Bach. Dieß sah
der Wolf und schrie: was machst du da?
Du trübst mein Wasser, Böswicht! —

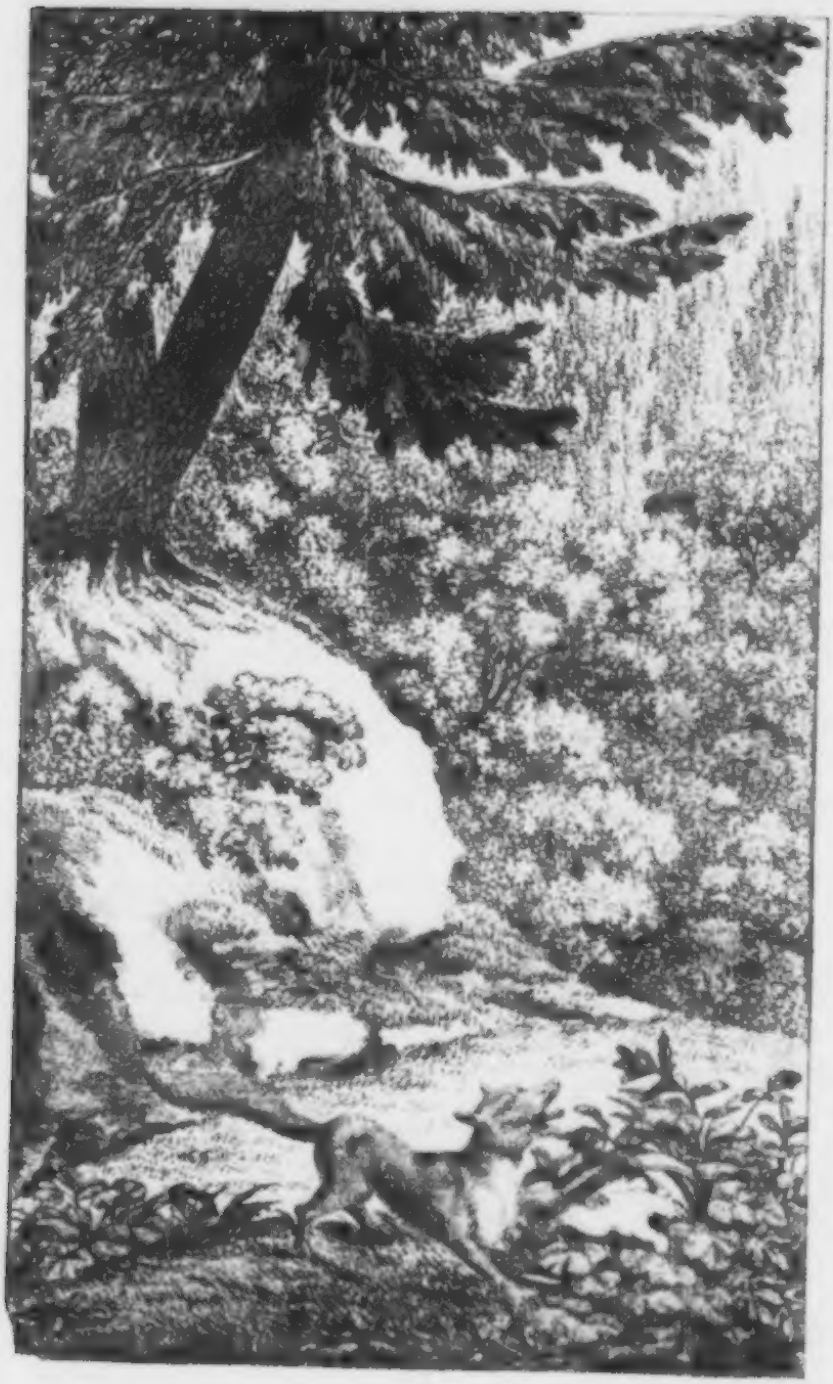
„Ich? gnäd'ger Herr! ich trank noch nicht:
ich kam den Augenblick erst her." —
Verdammter Schalk! versetzte der,
du fluchtest mir vor einem Jahr. —
„Als ich noch nicht geboren war?
ich bin erst zwanzig Wochen alt." —
So wars dein Vater. — Und alsbald
(aus Furcht, er möchte beim Prozeß
nicht viel gewinnen) würgt er es.

So machts die Gewaltthätigkeit gegen die Wehrlosigkeit, lieben Kinder! — Ach der Gewaltthaten sind viel, und eben darum muß die hülflose Unschuld oft viel leiden.

Der wilde, starke und große Robert raufte den kleinen guten Julius, der ihm nichts gethan hatte, und stieß ihn. Aber Roberten mochte Niemand haben; Julius hingegen war Allen lieb. — Wie kam das?

Es ist besser, schuldlos, als gewaltthätig seyn; besser sanft seyn, als wild und grausam; besser leiden, als Leides thun. — Wer sollte den Wolf nicht hassen, und das Lamm nicht bedauern?

— — Wer Böses thun will, findet leicht einen Vorwand!



17.

Der alte und junge Fuchs.

Hierzu Kupfer.

Der alte Fuchs spricht: „Söhnchen, liebes Söhnchen! nimm dich in Acht vor Tellereisen, vor Fußeisen!“

Der Vater beschrieb ihm diese gefährlichen Dinge nicht nur, sondern zeigte ihm dieselben auch *); denn er ging mit ihm da und dort herum.

Der junge Fuchs hatte, — denn sein Vater zeigte ihm das auch, — schon zwei Füchse mit zerschmetterten Köpfen in Fangeisen gefunden! — Jetzt, da er einmal allein umherstrich, kam er an eine Falle, die mit künstlicher Lockspeise bedeckt war.

„Hä! hä!“ rief der junge Fuchs schmunzelnd! — „du denkst wohl, daß du mich bethören willst? — Nein! nein! — meinen Kopf sollst du nicht bekommen, sondern ich will dir eben so glücklich entgehen, als mein Vater!

„Aber, der Tausend! wenn ich den Vater an List übertreffen (und ihn ein wenig beschämen) könnte! — könnte durch eine ganz neue List ein Mittel ausfindig machen, die Beute zu erlangen, ohne Gefahr zu laufen — o! wie schön! — Ja ich finde es, das Mittel! — Ich beuge klüglich den

*) Ihr kleinen Leser mögt sie Euch auch von irgend einem Jäger zeigen lassen.

Kopf zurück, und reiße mit der Pfote ſchnell das Fleiſch ab! — O! das kann nicht mißlingen!"

Es mißlang denn doch! Er griff ſchnell hinein! Den Kopf verlor er zwar nicht, aber die Pfote. — Und an dieſe hatte er nicht gedacht!

O thörichter Vorwitz! — o gefährliche Eitelkeit — verderbliches Selbſtvertrauen!

18.

Die Gemſe, die Ratte, der Rabe und die Schildkröte.

Wie viel Hülfe oder Erleichterung kann treue Freundſchaft dem Leben ſchaffen!

Die Gemſe, die Ratte, der Rabe und die Schildkröte hatten ſich mit einander verbunden, und meinten es aufrichtig und ehrlich. Sie hatten ſich, wie ſie glaubten, in ſichere Einſamkeit zurückgezogen, aber ein Jäger ſtöberte mit ſeinem Hunde herum, und der Hund entdeckte und jagte das Gemslein, das früh ein wenig ſpatzieren gegangen war.

In der Mittagsſtunde ſagt die Ratte: „wo iſt unſere Gemſe? Gewiß iſt ihr etwas widerfahren, ſonſt wäre ſie da!"

„O könnt ich nur fliegen wie ein Vogel," ſagte die Schildkröte, „ich ſuchte ſie auf!"

Sogleich flog der Rabe aus, ſpäht umher, und entdeckt die arme Gemſe, die in einem Net-

gefangen war, und vergebens sich zerarbeitet, sich los zu machen.

Der Rabe berichtet das Unglück der Freundin, und Alle machen sich zur Hülfe der Gesellin sogleich auf den Weg. Die Schildkröte mit ihrem Gange konnte nur langsam folgen, zumal da ihr, ihr Haus zu tragen, so schwer ward. Ehe sie ankam, hat die Ratte schon das Netz zernagt, und die Gemse ist frei.

Jetzt kommt der Jäger und ärgert sich, daß das Netz zerrissen und die Gemse fort ist, und fragt: „Wer hat das gethan?"

Während dessen hat sich der Rabe auf einen Baum geflüchtet, die Ratte hat sich in einem Loche, die Gemse in dem Walde verborgen, aber die Schildkröte wird von dem Jäger entdeckt.

„Du sollst mich schadlos halten für mein Abendessen," sagt der Jäger, und steckt die Schildkröte in seinen Ranzen.

Der Rabe fliegt zur Gemse, und beide halten Rath, die Freundin zu erlösen.

Die Gemse hinkt vor dem Jäger vorbei, als hätte sie sich den Fuß vertreten.

Der Waidmann wirft Alles von sich, den Jagdranzen zuerst, um sein Wild desto leichter zu verfolgen, welches ihn dahin und dorthin mit verstellter Flucht führt. Indessen hat die Ratte Zeit, die Schnüre des Ranzens zu zernagen, und die Schildkröte wird frei.

Des Abends ſind alle vier in ihrem Hauſe beiſammen, und der Jäger war um ſein Abendeſſen gekommen.

Das macht die treue Freundſchaft.

19.

Der Hund und die zwei Haſen.

Ein junger Jagdhund ward mit auf die Jagd genommen, und ſetzte einem jungen Haſen mit großem Eifer nach!

Faſt hätte er ihn eingeholt, als eben ein größerer und älterer Haſe aufſprang, und davon flog!

„Ha! ha!“ ſagte das junge Hündlein. — „Hier iſt denn doch offenbarer Gewinn! Der Junge mag laufen, ich muß den alten haben!“ — Er ließ den Jungen und verfolgte den Alten!

Aber unſer Päſſ Mäſſ hatte ſich dennoch verrechnet! Seine Kräfte waren ſchon im Nachſetzen des jungen Haſen zur Hälfte erſchöpft, und als er dem alten Rammler *) nachſetzen wollte, war es für dieſen keine Kunſt, ihm zu entkommen! — Des Rammlers Kraft war friſch und munter, die ſeine war ſchon dahin! Er erhielt weder den jungen noch den alten Haſen!

---

*) Rammler heißt das Männchen von den Haſen.

Darum, lieber Freund, laufe nicht allen Vortheilen nach! Wer Alles will, bekommt Nichts! — Wer allzuviel begehrt, erlangt nichts. — Und: wer Alles lernen und thun will, kommt niemals ans Ziel. Eine Sache muß man recht treiben! recht festhalten!

20.

Das Schaf und der Hund.

Schaf und Hund, seit den urältesten Zeiten als Schützer und Schützling einander gleichsam angehörig, klagten sich einmal traurig ihre Noth und ihr unglückliches Leben, welches sie führten!

„Ach ich seufze und weine über unser unglückliches Schicksal, und über die tausendfältigen Bedrückungen, die wir erfahren!" sagte das Schaf. — „Du, Sklav des Menschen, mußt die Undankbaren noch verehren, und biss den Grausamen unterwürfig, die deinen Eifer, deine Treue, deine unermüdete Wachsamkeit, deine ehrliche Anhänglichkeit dir mit Prügelschlägen und mit Schimpfen und Stoßen vergelten!"

„Und ich Armes! — Ach! Ich bekleide sie alle Jahr mit meiner Wolle, die ich willig zum Abscheeren darbiete, wiewohl sie mir oft, in ihrer unvorsichtigen Rohheit, das Fell blutig beim Scheeren zerschneiden; ich gebe ihnen Milch, köstliche nährende Milch, und ich muß ihre Felder düngen,

damit sie reiche Enten bringen, dennoch muß ich im Freien des Nachts auf dem Felde ausdauern, unter Sturm und Regen, und unter Donner und Blitz!"

Aber wie können die grausamen Menschen auch dankbar und mild seyn? — Fast jeden Morgen erwürgen sie ein Mitglied meiner Familie, um ihren Braten zu haben. Und weit entfernt, uns ordentlich zu bewachen, lassen sie lieber einmal von den Wölfen die schönsten Lämmer und Hämmel rauben, und prügeln dann euch arme Hunde, als ob ihr an allem Schuld wäret, und schlagen euch wohl gar todt.

„Alle Thiere," sagte der Hund, „sollten sich vereinigen, und die undankbaren tyrannischen Menschen auszurotten suchen, selbst in ihrer jungen Brut von der Wiege an. — Arbeiten für sie, und sich von ihnen mißhandeln, und am Ende würgen lassen? — Nein! nein! und sollten wir mit Wölfen und Füchsen zusammentreten, so — — — — —

„Das sey ferne! lieber Freund," sagte das fromme Schaf. — „Ich glaube doch nur nicht, daß unsere Plagegeister glücklicher sind, als wir. Böses thun macht niemals glücklich — und soll eins von beiden seyn, laß uns lieber Uebels leiden, als Uebels thun, wir sind dann doch ruhiger."

Hund und Schaf stehen hier in einer Art Freundschaft beisammen. Das

macht: gemeinſame Noth und Elend vereinigt auch die widerſprechendſten Naturen.

Auch entſteht oft die engſte Verbindung zwiſchen Menſchen, die vorher weit von einander getrennt waren, wenn ihnen ein Dritter im Wege ſteht. „Zu der Zeit," heißt es in der evangeliſchen Geſchichte, „wurden Herodes und Pilatus Freunde, denn zuvor waren ſie einander feind."

21.

Der Fiſchreiher.

Wer das Geringere hochmüthig verſchmäht, muß zuweilen mit dem Geringſten fürlieb nehmen!

Stolz und hochbeinig geht ein alter Fiſchreiher auf grüner Wieſe an dem Ufer eines Baches hin. Der warme Sonnenſchein lockt ganze Züge von Fiſchen aus dem Grunde in die Fluthen hinauf, und die Fiſche jagen ſich im hellen Waſſer, und ſpielen und ſcherzen.

Unſer Fiſchreiher ſieht manchen fetten Hecht, den er ſich mit leichter Mühe holen könnte, aber: „Hechte!" ſagt er, und wendet Hals und Kopf von einer Seite zur andern; „Hechte? — Nein! Hechte mag ich nicht. Es muß ein Karpfen ſeyn!"

Er steht und lauert auf einen Karpfen! Aber es will kein Karpfen kommen, und der Hunger ist da, und wird immer größer!

„Nun so will ich denn nur einen Hecht nehmen! weil's nicht anders seyn soll;" sagt unser Fischreiher, aber die Hechte waren auf den Grund gegangen, und keiner war mehr da!

Aber Schleien, schöne, fette Schleien waren noch genug da, und schwammen im Wasser dahin.

„Schleien? Schleien?" sagte der leckere Vogel; „ja! die möcht ich eben! das wäre gerade eine Speise für eine Zunge, die Geschmack hat. Zieht hin in Frieden! — und wenn es fehlt, kann ich ja wohl eures Gleichen immer haben!" Und die Schleien zogen unangetastet dahin, wiewohl der Hunger immer stärker ihn nagte.

Jetzt geht unser Herr Reiher immer tiefer und immer tiefer in den Bach hinein, und es zeigen sich zuletzt nur noch Gründlinge.

„Gründlinge nun gar?" sagt der Reiher zu sich selbst. „Gründlinge? behüt uns Gott! Ich werde mich sehr in Acht nehmen, einen einzigen nur anzurühren. Gründlinge gehörten eben für eines Fischreihers Magen!"

Ueber seine stolzen Bedenklichkeiten sind alle Fische auf den Grund gegangen, und es ließ sich keiner mehr sehen! Aber der Hunger ist nicht mit den Fischen fortgegangen, sondern nagt und plagt ihn so sehr, daß er es nicht mehr aushalten kann. Kein Hecht, keine Schleie, kein Gründling ist mehr

da — nur noch ein Paar Frösche finden sich, mit welchen er zuletzt fürlieb nehmen muß.

Ich habe Leute gekannt, denen kein Amt, keine Stelle, und wieder andere, denen keine Mahlzeit, kein Gericht gut genug war, und die zuletzt mit sehr Geringem fürlieb nahmen.

Anmerk. Den langbeinigen Fischreiher habt ihr doch einmal abgebildet gesehen? Er geht bis über die Knie ins Wasser, und frißt die Fische, die sich um seine Beine versammeln. Die Federn seines Federbusches werden sehr geschätzt. Unter dem Kinn hat er einen Beutel, in welchen er die kleinen Fische steckt, die er den Jungen zuträgt. Sein Schilfnest baut er auf hohe Bäume.

22.

Die Wespe und der Hengst.

Eine kleine Wespe stach
einen Hengst. — Er schlug darnach;
doch die kleine Wespe sprach:
„liebes Hengstlein, nur gemach;
glaube mir, du triffst mich nicht,
sieh! ich sitz am sichern Orte."
Hierauf giebt er gute Worte,
und die kleine Wespe spricht:
„Sanftmuth findet doch Gehör —
sieh! nun sieh ich dich nicht mehr."

Aber was hatte denn die Wespe für ein Recht, den armen Hengst zu stechen, der ihr nichts gethan hatte? Darf man denn jeden bösen Muthwillen üben, und Andere beleidigen und peinigen, wenn man nur sicher ist und straflos bleiben kann? — Es ist sehr schlimm, wenn man da noch demüthig und sanft bitten soll, wo man volles Recht hat, indessen geht es in der Welt einmal nicht anders, und man muß sich oft schmiegen. Zudem sind die kleinen Tyrannen oft die ärgsten; die elendesten Wichte peinigen selbst die besten und nützlichsten Menschen, und wollen es für eine große Gnade angesehen haben, wenn sie da oder dort einmal zu peinigen aufhören.

23.

Der Kolibri und der Raubvogel.

Der kleine buntfarbige, mit glänzendem Gefieder geschmückte Kolibri brütete mütterlich über den Eiern, aus welchen die kleinen Kolibrichen auskriechen sollten! — Jetzt flog er fort, um sich Futter zu suchen. Als er zurückkam, war ein räuberischer Vogel eben im Begriff, die Eier zu verschlucken. — Der kleine Vogel greift den großen Räuber an — die Mutterliebe und die gerechte Sache geben ihm Kühnheit, und mithin Stärke. Er schwingt sich mit seinen Flügeln auf den Rücken des Räubers; er hackt mit seinem spitzigen Schnabel ihm auf den

Kopf, den er sogar gern durchbohrt hätte! Muth und Gewandheit siegten über die Stärke. Der Raubvogel mußte für sein Leben zittern, und hatte Mühe zu entkommen.

Es ist erlaubt, ja pflichtmäßig, Unrecht abzuwehren, zumal wenn es andern zugefügt werden soll. — Wie viel Dank sind nicht Kinder ihren Eltern schuldig, die sich für sie oft so mancher Gefahr aussetzen!

Uebrigens wird hier vom Kolibri behauptet, was wirklich so ist. Es giebt unter den schönen kleinen Kolibris wenigstens Eine Art, die mit Muth und Kühnheit die Raubvögel, welche ihre Brut antasten, anfällt, sich auf ihren Kopf schwingt, mit dem spitzigen Schnabel den Hirnschädel zu durchbohren sucht, und sie in die Flucht treibt.

24.

Adler und Rabe.

Der Adler schoß aus seinen hohen Lüften, wo er einen weiten Umkreis übersah, auf ein junges Lamm herab, und führte es mit sich in die Lüfte wieder hinauf, aus welchen er gekommen war.

Der Rabe — gewiß der große Kolkrabe (Kulkrab) hatte das mit angesehn, und des Adlers Thun gefiel ihm.

„Nun!“ sagte er, „das kann ich ja denn wohl auch! Er ist doch eben nicht viel größer denn

ich, und ich habe ja auch einen Schnabel und tüchtige Fänge (Klauen)!"

Da sieht er denn einen feisten, wohlgemästeten Widder, und stößt auf ihn herab, und will ihn mit sich hinaufführen, durch die Lüfte hindurch.

Ja doch hinaufführen! Hatte er denn die Kraft dazu? — Es ging ihm wie den Kindern, die immerdar sagen: das kann ich auch, o! das kann ich auch!

Aber sie können es gewöhnlich nicht, und unser übermüthige Rabe konnte es auch nicht.

Er war freilich hinabgestoßen; er hatte den Widder gepackt, — nur konnte er ihn nicht mit sich hinaufführen.

Da wär' er denn, da er nun seine Ohnmacht erfuhr, gern wieder fortgeflogen; aber die Krallen (Klauen, Fänge) hatten sich so fest in des Widders dicke Wolle verwickelt und in sein Fell eingehauen, daß er sie nicht losmachen konnte.

„Nun flieg doch! flieg doch hoch!" sagte der Schäfer, als er unsern Raben auf seinem Widder sahe. — — Aber der Rabe konnte nicht fliegen; und der Schäfer lachte, nahm ihn bei den Flügeln, um ihn seinen Kindern zur Belustigung mitzubringen, und steckte ihn in einen Käfig.

„Ueberhebe dich nicht! handle nicht so keck und kühn!" sagte ihm Eins von des Schäfers Kindern! „Man muß nicht groß thun, wenn man die Kräfte dazu nicht hat. — Du hast wollen den

Adler ſpielen, und bleibſt doch nur ein — — — Rabe.“

Wage dich ja nicht an Dinge, die über deine Kräfte gehn! — Du willſt Alles machen, was Andere machen. Aber kannſt du es denn, deshalb, weil du es willſt?

Prüfe deine Kräfte, mein Freund! — Siehe zu, daß du nicht mehr wolleſt, als du vermagſt!

(Thörichte, thörichte Nachahmung! ruf ich noch einmal aus.) Junge Leute wollen Alles nachahmen, was Aufſehen macht, und werden darüber recht lächerlich, und recht klein, indem ſie dachten, groß zu werden!

25.

Der Fuchs und das Hennchen.

Ein Hennchen jung, alſo noch unerfahren, dabei hübſch und ſchön, hatte ſich, herumwandelnd, von dem Hofe, wo es aufgewachſen war, ein wenig weit entfernt.

Darüber wurde es ſpät, und der Abend brach herein.

Da ſie eben zurück kehren will, kommt ein Fuchs daher getrottet.

„Der Himmel ſey mir gnädig!“ ſeufzte unſer hübſches Puttchen.

„Herzenskind," sagte der Fuchs, „was bist du denn so erschrecken? — Ich werde dir doch nichts thun! — Aber ich verstehe schon, meine lieben Herren Kameraden sind Schuld an deiner Furcht. Das sind die ärgsten Spitzbuben, die sich freundlich und liebreich stellen, und dann heran schleichen, und rauben, plündern und morden; und, Gott sey's geklagt, Alles mit Grausen und Schrecken erfüllen. — Ich kann's nicht ändern, sonst wär es schon anders; die grimmigen blutdürstigen Thiere kann ich nicht abbringen von ihrem Thun und Wesen. — Aber dem armen verfolgten Geflügel mit gutem Rath beistehen, warnen, Mittel und Anschläge geben, das kann ich, und das thue ich treulich. — Ich bin nur dann glücklich, wenn ich helfen und dienen kann. Und deswegen will ich eben zu Euch kommen, und Euch benachrichtigen, daß ein böses Gerücht umläuft — nämlich daß ein Fuchs, der eben so bösartig als listig ist, Euch diese Nacht angreifen will. Ich will Euch bewachen!"

Die unerfahrne Unschuld unsers Puttchens führte den Fuchs zum Hühnerhaus. Kaum war er darinnen, so gurgelte er ab, mordete und würgte und zerknirschte die Gebeine der armen Wehrlosen. Nichts wurde verschont, nicht Hahn, noch Henne, nicht Hühnchen, noch Kapaun!

O des Heuchlers! rief sterbend unser allzutrauliches Hühnchen — und starb dann mit den Andern.

So bietet ſich dem Unerfahrnen oft Mancher zum Führer auf dem gefährlichen Wege durchs Leben der Kindheit an, und warnt vor den Stricken und Netzen der Verführung, der gleich anfangs nichts anders zur Abſicht hat, als mit Hülfe des Vertrauens, das er ſich zu verſchaffen weiß, den nichts arges denkenden zu ſeiner Zeit gerade in dieſe Sümpfe zu führen, vor denen er ſo ſehr warnt. Seyd darum, junge Leſer, ſtets auf eurer Hut, um ſo mehr, da in eurer Bruſt ein Verräther wohnt, der nur zu gern mit euren Verführern gemeine Sache macht.

26.

Die Maus.

Ein Mäuschen, das mit allen Gefahren ſich bekannt glaubte, welche es zu fürchten hatte, ging bei einer Falle vorüber, in welcher friſchgebratener Speck aufgeſteckt war. — „Ich werde mich hüten," ſagte es, „den Speck anzurühren." — Aber der Speck roch gar zu ſchön. „Ei nun, ein Bischen daran riechen, kann ja nicht ſchaden."

Sie ging näher, roch mit dem Näschen an den Speck, und die Falle fiel zu! — da war ſie gefangen!

Mache da auch den Verſuch nicht, wo etwas gefährlich iſt! — — Wer ſich in Gefahr begiebt (muthwillig nämlich), kommt darin um; ſagt ein altes Sprüchwort.

Laß dich durch Lieblichkeiten nicht verlocken!

27.

Die beiden Krebſe.

„Geh doch nicht ſo krumm; geh doch in gerader Linie!" — rief ein älterer Krebs einem jüngeren zu.

Von Herzen gern, — erwiederte dieſer, — nur bitte ich dich, gehe mir doch voran!

Tadle an Niemandem einen Fehler, den du ſelbſt beſitzeſt. — Es iſt gar leicht zu tadeln — verſuche lieber beſſer zu ſeyn, beſſer zu wiſſen, beſſer zu handeln.

28.

Das Laſter und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
die Laſter, reiſten über Land,
um anderswo ſich was zu machen,
weil ſich zu Hauſe Mangel fand.

Das Gras erſtarb, wo ſie gegangen
der Wald ward kahl, die Felder wild,

die Straße war mit Molch und Schlangen,
die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sahn sie ungefähr zurück,
es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns diesmal, rief der Haufen,
gewiß nicht ein; doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
ich komm oft spät, doch richtig nach.

Hütet euch, liebe Kinder, vor dem Laster, und denkt nicht, daß, weil die Strafe nicht allemal sogleich erfolgt, daß das immer so seyn werde. Wie die Wahrheit früh oder spät ans Licht kommt, so zeigt sie sich früh oder spät; sie verzögert bisweilen, kommt aber am Ende doch.

29.

Die beiden Hunde.

Behüte Euch Gott vor Neid! — Ein Mensch kann nicht Alles haben; und andern auch etwas gönnen, ist gar lieb und gut, und hilft am weitesten fort. — Und wer den andern beneidet, der

hat keinen heitern Sinn und keinen guten Tag.

Zwei Hunde dienten Einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart. Spitz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich; Spatz aber, der Schoeßhund, unfreundlich und neidisch. Spitz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr den Spatz liebkoſete; aber Spatz fing allemal an zu knurren, so oft sein armer Kamerad es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hin zu kriechen, um ihm auch eine Liebkoſung abzugewinnen. Bekam Spatz ein Stückchen Fleisch, so wedelte Spitz mit dem Schwanze und freuete sich fast so sehr darüber, als wenn er's selbst gehabt hätte.

Wurde hingegen Spitzen einmal ein Knochen zugeworfen, so fing der Spatz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stände; da denn der gutherzige Spitz den Knochen gemeiniglich im Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einigemal bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spatz. Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit beiden etwas vor, dem Spatz ein Stück Fleisch, und dem Spitz einen Knochen. Kaum sah der neidische Spatz, daß sein Kamerad auch etwas bekommen habe, als er sein Fleisch unwillig hinwarf und auf Spitzen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen. Dieser ließ es geschehen, und wollte schon wieder nach seiner

Hütte gehen. Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spatz hingeworfen hatte, und sagte:

„Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dieses empfängst, weil dir Jenes genommen ist.“

Spatz machte große Augen. „Und,“ fuhr der Herr fort, „weil du so gutherzig und nachgebend bist, der da aber so neidisch und unfreundlich ist; so sollst du künftig Haushund und jener Hofhund seyn. Fort mit ihm an die Kette!“ Gesagt, gethan. Spatz wurde angekettet und Spitz blieb im Hause.

Da sahe man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und bösen Herzen ist. So oft der gute Spitz einen Leckerbissen empfing, entzog er ihn seinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spatzens Hütte, wedelte mit dem Schwanze und nöthigte ihn davon zu essen. Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren möchte.

Aber der neidische und tückische Spatz wollte nichts anrühren von dem, was er ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbiten mit Knurren ab.

Was geschah? Neid und Aerger über Spitzens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

30.

Der Schmetterling.

Du mußt nicht groß thun, auf deinen Federhut, auf dein Taffetkleid, auf deine rothen Bänder, auf deinen großen Shawl, und was es sonst der Art seyn mag; — du wirst dadurch nicht besser, als du bist. Was Jemand werth ist, läßt sich darnach nicht bestimmen.

Es war einmal ein hübsches Ding
von Farben und Gestalt,
ein kleiner bunter Schmetterling,
erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar,
war purpurroth und blau;
gesäumt war es mit Golde gar,
auch trug er es zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin
und rief, wie's Mährchen spricht,
den Andern zu: „Wie hübsch ich bin!
bewundert ihr mich nicht?

Gewiß, kein Vogel ist so schön,
so liebenswerth, als ich;
denn keiner ist, ihr müßt's gestehn,
so angeputzt, als ich."

Hier traf nun auch von ungefähr
der kleine bunte Mann,
im Klee von ſüßer Bürde ſchwer,
ein muntres Bienchen an.

„Weg Biene," ſchrie er, „packe dich!
wie häßlich ſiehſt du aus!"
„Thor!" ſprach ſie lächelnd, „kennſt du mich?
komm erſt und ſieh mein Haus.

Geſchicklichkeit iſt wahre Zier,
und Güte ſtets gefällt;
allein dein Putz — was nützt er dir?
Was nützt er denn der Welt?"

31.

Die Mücke.

Gefahr, Noth, Sorge, ſind überall, mein Kind! Wundere dich nicht darüber, aber ſey auf alle Fälle bereit. — Und denke nur nicht, da ſey keine Gefahr, wo es gar glänzend und herrlich hergeht. — Vielleicht iſt da die größeſte!

„Einen größern Böſewicht,
als die Schwalbe, kenn' ich nicht;
kaum hat eine uns geſehen,
ſo iſt's auch um uns geſchehen."

Dieſes war das Klagelied
einer Mücke, und ſie flieht

in den nächſten Stall. „Hier drinnen
ſind nicht ſolche Mörderinnen!“

Doch, welch ſchreckliche Gefahr
nimmt ſie hier von neuem wahr!
Ueberall ſieht ſie an Mauern
Spinnen in Geweben lauern.

„Wie viel ſchlimmer! doch warum,“
rief ſie, „bin ich denn ſo dumm?
offen ſtehn mir ja Paläſte,
da vertilgt man ſolche Gäſte.“

Kaum gedacht und auch geſchehn. —
Sie flog in ein Schloß: „Wie ſchön,
ſorgenlos darf ich hier leben,
nicht vor Schwalb und Spinne beben.“

Sieh! der Abend kommt heran,
man ſteckt zwanzig Lichter an:
Welch ein Schimmer! Welch Vergnügen,
wie am Tag umher zu fliegen! — —

Aber ach! was ſie bedroht,
und ſo ängſtlich floh, den Tod,
fand ſie hier: von Luſt bethöret
ward ſie ſchnell zu Staub verzehret.

Kind, wenn du Gefahren ſiehſt,
thuſt du wohl, wenn du ſie fliehſt:
Doch lern' auch Gefahren meiden,
die ſich in Vergnügen kleiden.

32.

Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene?
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
sie zu stören. — Aber, liebes Kind,
suchst dir ja die kleinen Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen.
Komm, laß deine Arbeit liegen.
Lustig, lustig laß uns seyn!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun.

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
weil ich so erzogen bin,
o um Alles könnt ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wohl die Königin?

Hummel.

Je, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weis.

Biene.

Ei, behüte!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie Nichts zu befahren.
Sie soll mit uns, kurz und gut.
Wenn sie's mir nicht zu Gefallen thut,

so will ich sie selber, daß sie's weiß,
bei der Königin verklagen,
und daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden,
so ist Unschuld meine Trösterin.
Gerne will ich mit ihr leiden,
und um alle eure Freuden
geb ich sie nicht hin.

Bienchen hat recht, daß sie nicht in loser lokkerer Gesellschaft mitschwärmen und losen will, und will lieber angeklagt als schuldvoll seyn! — Rette nur deine Unschuld, liebes Kind; Alles Uebrige findet sich schon.

Hüt' dich nur vor der That,
Der Lügen wird schon Rath,

sagt ein uraltes Sprüchwort.

33.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich sah dir oft aus meiner Wohnung zu,
und wundre mich, wie unermüdet du
von einem Zweig zum andern hüpfest,

und durch die Nußgesträuche schlüpfest;
und wie du keine Ruh noch Rast
vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen,
und noch so munter seyn und so geschwind,
als keine andern Thiere sind?
und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen!
Wenn ihr so stets in euern Löchern lauert,
als wäret ihr lebendig eingemauert,
und nur von eurem Fette zehrt,
da ist es wohl nicht fragenswerth,
warum sogar das Gehen euch beschwert:
denn bei der übertriebnen Ruh
nimmt unsre Trägheit täglich zu;
wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
wird täglich mehr darin geübt.

Und wenn das Eichhörnchen nur allein mit Hüpfen und Springen thätig wäre, und nicht auch noch schöne Nüßlein suchte, die es zum Wintervorrath in seine Höhle einträgt, wär es doch vielmehr fröhlich und wohlgemuth, als Freund Dachs, der sich nicht regen und bewegen will, und dabei wohl fett aber niemals fröhlich wird.

Thätigkeit ist eine reiche Quelle von Freude und Heiterkeit.

34.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries ſich
und ſein gekröntes Haupt
der Nachtigall. „Mein Weibchen,“ ſprach er,
„glaubt,
du ſey'ſt recht häßlich gegen mich.“

Das könnte ſeyn, erwiederte
die Nachtigall, und flog auf eine Höh
und ſang.
Und alle Wandrer blieben ſtehn,
und ſagten: Wie ſingt ſie ſo ſchön!
wie ſüß iſt ihrer Stimme Klang!
Der Wiedehopf flog hin und her,
doch keiner ſprach: Wie ſchön iſt er!
denn für die gute Philomel *)
war Alles Ohr.
So zieht man überall doch eine ſchöne
Seele
dem ſchönſten Körper vor.

Grâme dich doch ja nicht, wenn du nicht grade eben ſo ſchön biſt als Andere. Es giebt ſchon eine andere Schönheit, die mehr ſagen will; frage und trachte ihr nach. — Alexia war recht

*) Das iſt ein alter fremder Name für: Nachtigall.

ſchön, und recht eitel dabei. — Ich weiß nicht, wie es kam, daß die Leute ſagten: das iſt ein häßliches Mädchen; und die arme, von Blatternarben entſtellte, auch ziemlich ärmlich gekleidete Maria hieß bei allen Leuten ein liebes, allerliebſtes Kind. — Mögt Ihr nun zuſehen, wie das Alles ſich zuſammenreimt.

35.

Der Specht und die Taube.

Der Specht und die Taube hatten den Pfau beſucht.

„Wie gefiel dir heute unſer Wirth? — fragte der Specht auf dem Heimwege; — „iſt er nicht ein widriges Geſchöpf? Sein Stolz, ſeine unförmlichen Füße, ſeine häßliche Stimme, — ſind ſie nicht unerträglich?“

„Auf alles dieſes“ — erwiederte die ſanfte Taube — „hatte ich nicht Zeit zu ſehen; denn ich hatte genug an der Schönheit des Kopfes, an den herrlichen Farben ſeiner Federn, und an ſeinem majeſtätiſchen Schweife zu bewundern.“

Wer ſelbſt recht gut iſt, blickt mehr auf die Tugenden; der nicht recht Gute aber ſieht mehr auf die Fehler ſeines Nächſten. Und Fehler zu finden iſt auch am leichteſten! — Ach es iſt ſchön, das Gute an Andern zu finden, wodurch ſie uns liebenswürdig werden!

36.

Die Päonie *) und die Rose.

Die Päonie.

„O Rose! sprich einmal: ist nicht der Mensch ein Thor?
Mir, der Päonie, zieht er euch Rosen vor.
Wie groß, wie voll bin ich? Ich, ohne Dorn geboren,
Ich, schau, in meinem Purpur, gleich Auroren **);
ich bin, und ich allein, des Gartens größte Zier.
Sprich, Rose, die du selbst mir deinen Beifall winkest,
Was tadelt denn der Mensch an mir?"

Die Rose.

Daß du so prahlst, und doch nur stinkest.

Wenn dich nicht innrer Werth, wenn dich nur Schönheit adelt:
O, so verdient dein Stolz, daß man ihn doppelt tadelt.

Die Päonie sieht nur auf sich selbst — auf ihr Ich und darum sind ihr alle Blumen schlecht

*) Pfingstrose, gewöhnlich Butenie genannt.

**) Gleich der Morgenröthe.

und gering. — Mein Kind! viele Menschen machen es auch nicht besser, als die Päonie; aber du mußt ihnen nicht gleich werden. — Um die Menschen lieben zu können, muß man nur vorzüglich auf das Gute sehen, was sie haben. — Sieht man nur auf das Schlechte und Böse, so verachtet oder haßt man sie.

37.

Der Schwan und die Lerche.

Es ist eine alte Sage gewesen, daß die Schwäne, wenigstens kurz vor dem Ende ihres Lebens, sängen, was man aber nicht bestätigt gefunden hat. — Aber es giebt einen schwarzen Schwan, der nicht erst lange bekannt geworden ist, und dieser soll wirklich zu Zeiten angenehme Töne von sich hören lassen.

„Was fliegst du denn beständig über mir?"
sprach zu der Lerch' ein Schwan.
Ich hörte gern dich singen, versetzte sie. —
„Mich singen? Ei, was träumte dir?
Wer füllte dir den Kopf mit solchen Wunderdingen?

Nie sang ein Schwan."
Im Ernst? so singt ihr Schwäne nicht? —
„Nein, niemals."
Aber doch am Ende eures Lebens?

„Auch dann nicht. Flieg nur fort und warte
nicht vergebens.“ —
Allein, verzeih' es mir, weil Jedermann es
spricht. — —
„Was Jedermann spricht, Kind, das glaube darum nicht,
sonst wirst du dich noch oft betrügen,
es giebt auch allgemeine Lügen.“

Glaube nicht blindlings, lieber Freund, und sprich nicht ungeprüft Alles nach. — Ja! was die Leute sagen oder glauben, ist oft einfältig und albern genug. Sieht man recht hin, ist vielmals auch gar nichts daran. — Besonders sey dann recht ungläubig, wenn Andere verlästert und verleumdet werden.

38.

Die Kröte und die Wassermaus.

Von den Ufern einer See
krochen einst des Abends spate
eine Wassermaus und Kröte
an den Bergen in die Höh'.

Aber mitten in dem Wandern,
rollt die eine mit der andern
plötzlich in den See hinab.
Und so sehr die Kröte rang,
und den Leib zum Schwimmen zwang,

fand ſie doch allda ihr Grab. —
— Alſo gings der armen Kröte.

Ihr Geſell, die Waſſermaus,
machte ſich nicht viel daraus *);
ſie treibt ihr Gewerb in Flüſſen,
wenn es auf dem Lande ruht.
Alſo, ſag ich, iſt es gut,
mehr als Eine Kunſt zu wiſſen.

Lerne, was du lernen kannſt, mein lieber Knabe — halte Zeit und Stunde und Gelegenheit zum Lernen werth. — Nur recht, und aus dem Grunde mußt du Jegliches lernen. — Haſt du aber recht gelernt, dann nimmſt du das Andere vor, wenn das Eine nicht geht. — Die Waſſermaus erſoff nicht; die Kröte ging unter.

39.

Die naſeweiſe junge Fliege.

Eine junge Fliege ſaß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerheerdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht wurde. Die

*) Ihr wißt doch wohl, daß die Waſſermäuſe gar tüchtige Schwimmer ſind? — Die Füßen mit den feinen Haaren zwischen den Zehen ſind gar gut dazu gebaut! — Die Ratten ſchwimmen auch ſehr gut. — — Die Waſſermaus holt ſich aber auch Wurzeln aus dem Lande, ſchält die Rinden der Wurzeln von jungen Bäumen ab ꝛc.

alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte: „Kind bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wieder komme.“ — Warum, Mutter, sagte das vorwitzige Töchterchen. „Darum,“ antwortete die Alte, „weil ich besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie meinte den Topf) zu nahe kommen möchtest.“

Junge.

Und warum soll ich dem nicht nahe kommen?

Alte.

Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge.

Warum hineinfallen?

Alte.

Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung; so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinabfiel und nimmer wieder herauskam.

Die Alte glaubte hiermit genug gesagt zu haben und flog davon.

Das junge Töchterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst: „Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben! Da soll ich mir nun nicht das unschuldige Vergnügen machen, über den dampfenden Brunnen hinzufliegen! Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen. Kurz,

Frau Mama, was ſie mir auch von ihrer Erfahrung vorgeſagt haben, ſo werd' ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein Bischen herumfliegen. Ich will doch ſehen, wer mich hineinziehen wird."

Mit dieſen Worten flog das ſchnippiſche Ding hin.

Aber kaum war ſie über dem Topfe angelangt, als der heiße aufſteigende Dampf ſie plötzlich ſinnlos machte.

Sie ſtürzte hinab in den ſiedenden Topf, indem ſie nur noch eben ſo viel Zeit hatte, auszurufen:

„Unglückliche Kinder, die ſich klüger als alte Leute dünken, und auf keine Warnung achten!"

Traue doch nur dem Rath und dem Warnen der Aeltern. Sie haben ja mehr erfahren als du!

Du biſt auch noch zu jung, als daß du von allen Dingen die Urſachen einſehen könnteſt!

Ach wie viele Kinder, die den Erfahrungen der Aeltern nicht glaubten, haben ſich durch eitle Vermeſſenheit in großes Unglück geſtürzt!

40.

Der junge Adler.

Söhnchen, Töchterchen! laß die Flügel erſt wachſen, ehe du fliegen willſt!

Kannſt du das Schwert heben, ehe der Arm ſtark genug iſt?

Man kann nicht Alles, was man ſich zutraut!

Auf einem hohen Felſen hatten
zwei Adler ihre junge Brut.
Das Weib beſchützte mit dem Gatten
ſie ſorgſam vor der Stürme Wuth.
Einſt ſahn die naſeweiſen Gäſte *)
ſie wuchſen nach gerad heran —
mit langen Hälſen aus dem Neſte
die Thäler unten lüſtern an;
die Alten fürchteten Gefahr und zogen
ſie ſorgſam in das Neſt zurück. —
Doch als die Alten einſt nach Futter flogen,
ſo wagt' ein Junger doch ſein Glück,
und flattert nach dem nächſten Hügel;
doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
die noch ganz unverſuchten Flügel
ſind dem gewagten Flug zu ſchwach; —
Er ſtürzt und ſällt die Bruſt ſich ganz entzwei.
Die Mutter iſt nicht weit; ſie hört das Klaggeſchrei,

*) d. h. hier: die Adlerskinder.

und fliegt mit Mutterangſt herbei;
doch ſchon verſtummen ſeine Klagen,
er öffnet nun, des Lebens halb beraubt,
den Schnabel noch, als wollt' er ſagen:
„Ihr Aeltern, hätt' ich euch geglaubt,
ſo wär ich jetzt nicht ſo zerſchlagen,
und färbte nicht die Erde roth."
Sie wollt' ihn drauf zum Neſte tragen;
allein jetzt war der Arme todt.

Was will dies Fabelchen wohl ſagen?

41.

Die Gärtnerin und die Biene.

Es giebt ſchlimme Menſchen, die aus dem Beſten immer noch das Böſe herausfinden; aber es giebt auch wohl liebe gute Menſchen, die ſuchen faſt immer nur das Gute, ſelbſt aus dem, was Böſe ſcheint.

Nimm dir aus Allem das Beſte.

Eine kleine Biene flog
emſig hin und her und ſog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen!" ſpricht die Gärtnerin,
die ſie bei der Arbeit trifft,
„manche Blume hat doch Gift,
und du ſaugſt aus allen Blumen?"

Ja! ſagt ſie zur Gärtnerin —
Ja! das Gift laß' ich darin.

42.

Die Weſpe und der Knabe.

Eine kühne Weſpe ſtach
Hänschen, als er Aepfel brach,
in die Hand, eh er es dachte.
Hänschen, das erbärmlich ſchrie,
war ſo glücklich, daß er ſie
von der Flucht zurücke brachte.
„Gnade!" rief die Thäterin,
„weil ich gar nicht ſtrafbar bin. —
— Willſt du Blutſchuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
hat mir die Natur geſchenkt,
und ich muß gezwungen ſchaden."
Mußt du? fragt der kleine Mann. —
„Ja, weil ich's nicht ändern kann."
Eben drum, verſetzt der Knabe,
weil dir das unmöglich fällt,
ſchaff ich dich auch aus der Welt,
daß man Friede vor dir habe.

Ich bin nun einmal ſo; ich kann dieß und das nicht laſſen, ſagen manche Kinder, und auch wohl manche Erwachſene. — Wohl denn! ſo können es auch Andere nicht laſſen, ſie dafür zu beſtrafen.

Aber merket! der Mensch ist keine Wespe, die stechen muß, wenn sie auch nur leicht gereizt wird; keine Spinne, die würgen muß, wenn sie selbst leben will; keine Schlange, die ihr Gift behalten muß und dadurch tödtlich wird — sondern der Mensch — ist ein Mensch, d. h. ein Wesen, das durch Vernunft über seine Triebe herrschen kann.

Denket dem nach! Fraget: wodurch der Mensch Mensch wird, und Mensch ist.

43.

Der Karpfen und die kleinen Fische.

Es taugt nicht, wenn das Ei klüger seyn will, als die Henne; und das Kärpfchen klüger, als der alte Karpfen; es taugt nicht, und thut niemals gut!

O! warum belacht und verachtet denn die junge Naseweisheit die Erfahrenheit des Alters? — Oft nur, um in ihr Verderben zu gehn.

Hübsch weit vom Ufer, lieben Söhne!
Hübsch mitten in den Fluß! hübsch tief! auf eurer Hut!
daß euch die Angel nichts, und nichts der Reiher thut:

ſo ſprach zu ſeiner jungen Brut
ein alter Karpfen aus der Seine *).
Die Jungen hörten ihn kaum an. —
Es war im März; vom Hauche lauer Weſte
erwärmend angewehet, löſ'te
ſich Eis und Schnee; des Stromes Bette kann
die neue Fluth, die von den Bergen fließet,
nicht faſſen, ſchwimmt hochſchäumend an,
tritt aus den Ufern, und ergießet
ſich in die Ebene. — Meinſt du noch,
(ſo ſcholl's mit einemmal von allen kleinen Fiſchen)
die Angel werde uns erwiſchen?
Du alter Mooskopf! ſiehſt es doch,
daß wir den Ocean **) zu unſrer Grenze haben,
ſiehſt Bäume unterm Meer begraben,
ſiehſt über dir nur Luft und Waſſer um dich her,
ſiehſt, daß die Schöpfung uns gehöret,
und daß ein Fluthgericht die ganze Welt verheeret." —
Der Karpfen widerſpricht: „Ihr irrt; ihr irret ſehr!
das viele Waſſer kann in kurzer Zeit verrinnen;
drum klingt mein Rath noch immer wie vorher:
Fern von dem Ufer! mitten innen!
ſo ſeyd ihr ſicher." — Bah! Bah! Bah!
(ſchreit Alles) noch die alte Leier?
Leb' wohl! wir kennen keine Reiher,

*) Seine: ſpricht faſt wie Sähne — iſt ein Fluß in Frankreich.

**) das große Weltmeer, das die Erde umſchließt.

und keine Angel mehr, und müſſen da
das neue Weltmeer kennen lernen. —
So ſprachen ſie, die Thoren! und entfernen
ſich von des Fluſſes Bett landein.
Doch, was geſchieht? das Waſſer zieht ſich ein;
die Karpfchen insgeſammt gerathen
aufs Trockne, werden aufgefiſcht,
gebraten,
und aufgetiſcht.

44.

Die Biene und die Taube.

Hilf deinem Nächſten aus der Noth, er kann dir ſchon wieder einmal aus der deinen helfen. Und ob er wohl kleiner und geringer iſt als du, kann er dir doch einmal helfen oder dienen.

Helfe und diene Einer dem Andern, ſagt die Bibel! *)

Ein Bienchen trank und fiel in Bach.
Zu ſeinem Glück ſah's eine Taube;
die brach ein Blättchen von der Laube
und warf's ihm zu — das Bienchen ſchwamm:
darnach,
und half ſich dadurch glücklich aus dem Bach.
Nicht lange drauf ſaß unſre Taube
ſich ſonnend wieder auf der Laube.

*) Möchtet ihr doch fleißig in derſelben leſen!

Ein Jäger ſchlich herbei — die Flinte war geſpannt.
Das Bienchen ſah's — Pick: ſtach's ihn in die Hand,
Puff, ging der ganze Schuß daneben;
die Taube flog davon. — Wem dankte ſie das Leben?

45.

Der Löwe und die Maus.

Ueber den Rücken eines ſchlafenden Löwen liefen mehrere Mäuſe hin und her. Der Löwe wachte darüber auf, und erwiſchte glücklich eine von den Mäuſen mit ſeinen Tatzen. „Ach, gnädiger, lieber Herr Löwe," bat das Mäuschen, „laßt mich leben! Ich bin ein ſchlechter Biſſen für Euren hochgnädigen Magen! — Und für den großmüthigen Löwen würde es ſich auch ſchlecht ſchicken, ein ſo geringes Thier zu erwürgen." —

Lauf, kleines Närrlein, ſagte der Löwe, der eben gute Laune hatte, aber beunruhige mich auch nicht wieder.

Nach einiger Zeit war der Löwe in das Netz eines Jägers gefallen, aus welchem ihn alle ſeine Stärke nicht retten konnte, denn das Netz war doch ſtärker, als Er. — Der Starke findet immer noch einen Stärkern. — Ein fürchterliches Brüllen verrieth ſeine Angſt.

Die Maus hörte das, und lief eiligſt herzu, und als ſie ſahe, woran es lag, fing ſie ſogleich an, an dem Netze zu nagen. Als erſt einige Knoten zerriſſen waren, ſo bekam der Löwe ſeine Klauen frei, und konnte nun ſeine Stärke brauchen und ſich völlig aus dem Netze helfen.

Du biſt dankbar, Mäuſelein, und das iſt gar gut und löblich! — Und ob du wohl ein gar kleines und ſchwaches und darum verachtetes Thierlein biſt, kannſt du doch dem gewaltigen Löwen noch aus der Noth helfen! —

O! mit gutem Willen kann man doch immer viel!

46.

Jupiter und das Lamm.

Und ſchien es auch, daß du in deiner Unſchuld ganz ſchutzlos wäreſt, weil du ſo ſchwach biſt, und weil dich eben darum „Niemand fürchtet, bewahre nur deine Unſchuld, und zage und zweifle nicht; ein höherer Schutz waltet über dir. — Unſchuld findet ſchon ihren Schützer.

Der Gott der alten Heiden- und Fabelwelt, — ſie nannten ihn Zeus oder auch Jupiter, war eben mit ſeiner Schöpfung fertig geworden, (denn der Fabel nach hat er Alles geſchaffen).

Der Löwe lag auf ſeiner Tatze und ſchlief! der Elephant hob ſeinen mächtigen, gewaltigen Rüſſel empor; der wilde, ungeſtüme Eber wetzte ſeinen Zahn; der Stier zeigte, mit wildem Blicke, ſeine tüchtigen Hörner, womit er Alles umzuwerfen drohte, und ſelbſt der kleine Igel war bewaffnet, und am ganzen Leibe mit einem Wald von Stacheln beſetzt.

Aber völlig ſchutzlos war das eben erſt geſchaffne Lamm, und erhob deswegen ſeine flehende Stimme zum Throne des Zeus, der ſo eben mit ſeinem Schaffen zu Ende war.

„Klagſt du mir etwas?“ ſagte Zeus; — „ſage, was du verlangſt?“

Ach! ſagte das flehende Lamm, ſiehe! wie bin ich allein, vor allen Thieren, ſo wehr- und waffenlos, ohne Nägel und Krallen, ohne Huf und Zahn!

„Das biſt du!“ antwortete Jupiter; „aber dafür biſt du auch die Unſchuld. Voll Unſchuld iſt der Blick deiner Augen, und das weiße Wollenfell kräuſelt ſich in tauſend kleinen Locken um den runden Leib! Sey getroſt! du wirſt nicht ſchutzlos bleiben!“

Und das Lamm blieb nicht ohne Schutz. Es kam das erſte Menſchenpaar, ſahe das Lamm, trug es ſanft auf den Armen zur Hütte, und bereitete ihm ein warmes weiches Lager. „Gewiß,“ ſagten die erſten Menſchen, „hat uns Zeus das liebe Thier zugedacht, denn warum ſähe es ſonſt ſo weiß und

unſchuldig?" Und ſeit dieſer Zeit wird das Schaf von dem Menſchen bewacht, geweidet und beſchützt.

Das Schaf und der Hund mögen wohl die älteſten Hausthiere des Menſchen ſeyn. Uebrigens iſt das wilde Schaf (Bergſchaf, Muflon, Argali) zu ſeinem Schutz mit tüchtigen Hörnern verſehen! Aber in der Fabel wird es, als urſprünglich ohne Schutz- und Trutzwaffen betrachtet; die Fabel nimmt es hierin nicht ſo genau.

47.

Der Affe.

In tauſend poſſierlichen Sprüngen hüpfte ein Eichhorn auf einem Baume bald da, bald dorthin. Ein Aeffchen ſah dem Spiele eine Zeitlang zu. Dann fiel es dem Närrchen ein, eben ſolche Sprünge und Männchen, wie das Eichhorn, zu machen, und wo möglich, daſſelbe noch darin zu übertreffen. Aber bald mißrieth ihm ein Sprung — es fiel und brach ein Bein.

Aeffe nur nach kleiner Affe; — kannſt leicht um Arm und Bein kommen. — — Und biſt du groß geworden, und äffeſt nach, biſt du ein großer Affe, und bringſt dich um Geſundheit, Ehre, Glück, Freude, durch — — — Nachäffen.

48.

Die Wölfe und das Lamm.

Das fromme Lamm ſah zwei Wölfe mit der höchſten Erbitterung kämpfen, und fürchtete, ſie möchten ſich umbringen! Zitternd trat das kleine Ding hinzu, und wollte die Wüthigen mit ſanften Worten auseinander bringen, und zum Frieden geneigt machen. — Das arme Lamm! Es meinte es ſo gut, aber es bedachte nicht, wie gefährlich ſein Verhaben war. Es trat hinzu, und ſprach recht bittend, recht beweglich: „Haltet doch Friede! Ihr würgt Euch ja ſonſt!“

In der That! die Wölfe hielten die Köpfe in die Höhe! ſie horchten hoch auf, ſie machten Stillſtand, und das Lamm freuete ſich des gelungenen Unternehmens!

Armes Lamm! wie haſt du dich betrogen! Die Wölfe ſprachen: „Du armſeliges Wichtlein, was miſcheſt du dich in unſere Händel?“ — Sie fielen über das Lamm her, würgten und fraßen es, und ſagten, mit Augen, die vor Vergnügen funkelten: „das dumme, dumme Thier!“

Zwei große Knaben ſchlugen ſich, und raufften ſich die Haare. — „O! haltet doch Friede! bat ſie der kleine ſanfte und friedliche Julius; Ihr ſchlagt Euch ja ſonſt noch todt!“

„Dummer Junge! was geht es dich an!“ ſagte einer der beiden größern Knaben, und gab ihm eine Maulſchelle. — „Was unterſtehſt du

dich?“ sprach der Andere, und gab dem lieben Knaben noch zwei Maulschellen dazu, — und unser armer Julius ging weinend und mit hochrothen Augen davon.

Darum menge dich nicht in die Händel roher Menschen, und — nicht in die Streitigkeiten der Großen und Gewaltigen, denn du kommst allezeit dabei sehr übel weg!

49.

Die drei Hunde.

Eine Erzählung.

1.

Vater Gutmann hatte es im Gebrauche, seine beiden Kinder, Eduard und Sidonie, in Fabeln und Erzählungen Lebensklugheit und Tugend zu lehren; und so entstand zwischen ihm und den letztern auch mehrere Abende hindurch folgendes Gespräch:

Vater. Eine Hündin warf in einem großen geflechtnen Korbe, ihrer Lagerstätte, drei Junge, zwei Hühnerhunde und einen, der einem Mops glich. Gern ließ sie sie an sich saugen; gern spielte sie mit ihnen; ja, gern gestattete sie es, wenn sie bisweilen ihr auf den Leib sprangen, und bald herauf, bald wieder herabkletterten. Warum ließ sie sich wohl so viel von ihnen gefallen?

Eduard. Weil es ihre Kinder waren, die sie so sehr liebte.

Vater. Ja, Eltern erdulden aus Liebe zu ihren Kindern der Beschwerden so manche. Wenn sie oft den kleinsten säugte, während der eine größere sie bei den Ohren zerrt, der andere ihr auf dem Leib herum sprang, weil diese gern mit ihr spielen wollten: warum geschah dies?

Sidonie. Damit der kleinste sich recht satt saugen möchte.

Vater. Lernt von ihr, bei euch und bei Andern zuerst für das Nothwendige, und dann erst für das Angenehme, oder die Bequemlichkeit sorgen.

Sidonie. Durfte man denn die Kleinen angreifen? Oder biß die Alte, wenn man es thun wollte?

Vater. Sie wußte, daß die Kinder und Leute im Hause ihren Kindern nichts thaten; darum durften diese sie angreifen, aber Fremde durften es nicht; wollten sie es, dann fuhr sie auf, und wollte beißen, biß auch wohl wirklich, weil sie Gefahr für ihre Kinder fürchtete.

Eduard. Ja, wen man liebt, dem läßt man kein Leids thun.

2.

Vater. Als die Hündchen größer waren, nicht mehr an der Mutter saugten, und nicht so

oft mehr nach ihr schrien und winselten, spielten sie zusammen, wie sie zusammen schliefen und fraßen. Der eine hieß nun Schwarzohr, der andre Weißfuß, der dritte Möppe. Sie wälzten sich herum; sie jagten und verfolgten sich; legten sich auf die Erde nieder, sprangen plötzlich auf und bellten einander so stark an, als sie konnten, als ob sie sich wollten zu fürchten machen. — Dann standen sie auf den Hinterfüßen aufgerichtet, und mit den Vorderpfoten hielten sie sich fest und bissen sich in den Hals, in die Ohren — aber freilich, sie bissen nicht sehr, — sie bissen nur ein wenig! — Mit einem Worte: sie lebten sehr vergnügt.

Eduard. Weil sie sich liebten.

Vater. Darum nahmen sie es auch nicht so sehr übel von einander auf, wenn einer den andern einmal aus Einfalt und nicht mit Willen zu arg biß. Der letztere schrie und winselte ein wenig und zog den Schwanz ein; aber kaum hatte er den Schmerz vergessen, so spielte er wieder, bis er müde war. Nehmt auch ihr die Beleidigungen, die ihr von Andern erfahrt, nicht zu hoch auf; dann werdet auch ihr euer Leben euch sehr versüßen.

3.

Sidonie. Leben denn diese drei Thiere immer so friedlich mit einander?

Vater. Nein! Schwarzohr iſt in der Küche geweſen, und die Köchin hat ihm einen eben abgeſchälten Schinkenknochen geſchenkt, an welchem für ihn noch mancher gute Biſſen war. — Schwarzohr will den Leckerbiſſen in guter Muße verzehren, und flüchtet ſich damit hinter den großen Stein vor dem Hauſe. Aber Weißfuß wittert ihn dort aus, und möchte auch gern einen Antheil an dem Knochen haben. Er ſtellt ſich einen halben Schritt dem Knochen gegenüber: er macht verſchiedene närriſche Sprünge, und ſieht mit freundlichen Augen den köſtlichen Knochen an. Aber Schwarzohr hält beide Pfoten über den Knochen, knurrt den Bruder grimmig an, und will, daß er ſich wegbegeben ſoll. Das ſcheint dem Weißfuß unmöglich. Er ſpringt auf die Seite, um nur einmal an den Knochen zu kommen. Endlich iſt er den letzten halben Schritt herbeigekrochen — hat die Zunge lang ausgeſtreckt, und mit der Spitze an den Knochen geleckt. Da geht der Krieg los. Schwarzohr fährt auf Weißfuß zu, und beißt ihn heftig in den Hals. Weißfuß vertheidigt ſich gegen den abgünſtigen Bruder, und beißt ihn wieder, und bald fließt das Blut da und dort herab.

Eduard. O der Mißgunſt! Um einen Biſſen zanken und beißen ſie ſich, da ſie doch gröſſer geworden ſind. Der garſtige Schwarzohr hätte doch den Bruder Weißfuß ein Bischen Knochen können mit abfreſſen laſſen; er würde ihm nicht gleich Alles genommen haben.

Vater. Freilich hätt' er das thun sollen — es war ja der Bruder! — Und nun waren sie so ergrimmt gegen einander, daß sie um jedes Bissens und um jeder Kleinigkeit willen in Unfrieden geriethen und sich ohne weitere Ursache bissen, wo sie sich nur sahen. Neid war immer eine reiche Quelle der hartnäckigsten Verfolgungen, und Feindschaft wird je älter, je erbitterter.

4.

Sidonie. Ich mag gar nichts mehr vom Schwarzohr wissen; er ist gar zu garstig.

Vater. Und doch wird es gut seyn, wenn ich euch noch etwas von ihm sage. Schwarzohr ist mit Weißfuß zu gleicher Zeit aus dem Hause gekommen, in welchem seine Mutter ist, und beide haben zwei verschiedene Herren erhalten.

„Schwarzohr legt sich bei seinem neuen Herrn aufs Stehlen, wiewohl er satt zu fressen bekommt. Er stiehlt nicht aus Hunger, sondern aus Näscherei. O auch viele Menschen haben durch Naschen das Stehlen gelernt! Mit den Küchen und Speisekammern der Nachbarn ist er in kurzer Zeit bekannt geworden — dort hat er einen Schinken, hier ein Stück Fleisch, da wieder einem Kinde ein gutes Butterbrod, oder ein Stück Kuchen genommen. Er bekam seiner Diebereien wegen oft tüchtige Hiebe; aber er hat sich das Naschen und Mausen schen zu sehr angewöhnt. Ach

wenn man ſich etwas Schlechtes erſt angewöhnt hat, läßt man es ſo leicht nicht mehr. Alle Leute haßten ihn. Sein eigner Herr iſt ihm nicht mehr gut. Wer kann auch dem gut ſeyn, der lauter Böſes thut?

Der Herr wäre den Hund gern los geweſen — er hatte ihn bei vielen Leuten ausgeboten, aber niemand wollte ihn haben. Natürlich! das Schlechte will Niemand! „Ich werde wohl noch die Beſtie müſſen todt ſchießen laſſen, ſo ungern ich es auch thue," ſagte der Herr.

Sidonie. Ach! da bedauere ich ihn doch!

5.

Vater. Jetzt ſollt ihr viel vom Weißfuß hören, der euren Beifall mehr erhalten wird. — Er war zu einem braven Jäger gekommen, der ihn zur Jagd abrichtete, oder, wie man es auch ausdrückt, in die Schule nahm. Da mußte er auf den Hinterfüßen ſtehen lernen, mit dem Rükken an den Jäger gelehnt und ein ausgeſtopftes Huhn in der Schnautze haltend. — Wenn nämlich der Jäger ein Rebhuhn oder ein andres wildes Huhn geſchoſſen hat, ſo muß der Hühnerhund es holen und dem Herrn bringen, ſich auf die beiden Hinterbeine erheben, aber mit dem Rücken nach dem Herrn zugekehrt, bis ihm dieſer das Huhn abnimmt. — Wenn er mit den Pfoten an den Jäger anſpränge, ſo würden dieſem von dem

Schmutz an den Pfoten, oder auch wohl von dem Blute des Huhns, die Beinkleider und Weste beschmutzt. — Solcher Künste mußte Weißfuß manche lernen; allemal aber machte er seine Sachen gut, so sauer es ihm auch bisweilen wurde. Er zeigte sich überaus gelehrig, paßte genau auf, und begriff darum den Unterricht bald. Schläge bekam er daher fast gar nicht; denn sein Herr war ein ganz verständiger Mann, der kein Thier ohne Noth schlug, wie wohl manche dumme und hartherzige Leute thun, und bei dem, der willig merkt und lernt, bedarfs keines Scheltens und Schlagens! — Sein Herr hatte eine rechte Freude über ihn und sagte: „es sey eine wahre Lust, solche Hunde abzurichten, und wenn derselbe erst alles werde gelernt haben, so sey ihm der Hund für kein Geld feil, und er wolle ihn niemals an andere Leute geben.“ — Möchten ihm alle Schüler und Schülerinnen gleichen! Es ist das größte Glück, etwas zu lernen, zumal, wenn man selbst Nutzen davon hat, was bei dem Weißfuß nicht so der Fall war, weil seine Künste größtentheils nur seinem Herrn nützten.

6.

Sidonie. Erzähl' uns, lieber Vater, mehr vom Weißfuß; er ist doch ein allerliebstes Thier!

Vater. Ja, es war ein vortrefflicher Hund. Einst hatte sein Herr Rebhühner und Krammets-

vögel (Großvögel), die er in Schlingen gefangen, in ſein Gewölbe gelegt, und den Weißfuß, der aus treuer Anhänglichkeit mit ihm ins Gewölbe gegangen war, mit darin gelaſſen, weil er ihn nicht bemerkt hatte. Einen halben Tag und eine ganze Nacht mußte der arme Hund in dieſem Gewölbe aushalten und hungern, weil er ſich nicht unterſtand, die neben ihm liegenden Vögel anzurühren.

Sidonie. Das arme Thier! Schwarzohr, der Rachhafte, würde ſie nicht ſo haben liegen laſſen.

Vater. Schwerlich würde er ſie unangetaſtet gelaſſen haben. Weißfuß glaubte, ſein Herr habe ihn bei den Vögeln gelaſſen, daß er ſie bewachen ſolle. Er bewachte alſo das anvertraute Gut.

Eduard. Ich liebe den Weißfuß ungemein. Aber wie wurde er denn endlich erlöſt?

Vater. Am folgenden Tage gegen Mittag ſucht der Herr den Weißfuß, den er mit auf die Jagd nehmen will; und weil er ihn nicht findet, auch niemand ſich erinnert, den Hund ſeit geſtern geſehen zu haben, iſt er ſehr betrübt und ſeine Kinder weinen bereits.

Sidonie. Ach, ich hätte auch um den guten Hund geweint, wenn er weggekommen wäre, aber ich weiß ja, wo er ſteckt.

Der Jäger wußte es auch bald. — „Weißfuß, mein Hundchen! wo biſt du?“ ruft er — und dann pfeift er. Da hört er ein Winſeln und

Pfeifen, welches aus dem Gewölbe zu kommen ſcheint. Das Gewölbe wird geöffnet — ſieh, da liegt der ehrliche Weißfuß dicht vor den Vögeln.

Die Vögel werden gezählt und es fehlt kein einziger. Nichts von allen Eßwaaren im ganzen Speiſegewölbe fehlt; nichts war angenagt oder angefreſſen.

„O du ehrliches Thier!“ ruft der Jäger, indem er den Hund liebkoſet, „ſo lange haſt du gehungert und doch nichts genommen! Du treuer Weißfuß! Nun wart — es ſoll dein Schade nicht ſeyn, du braver Kerl!“

Weißfuß, der auch von den Kindern geſtreichelt wurde, bekam erſt ſatt zu freſſen, um mit ſeinem Herrn auf die Jagd zu gehen; und als er am Abend von der Jagd zurückkam, fand er ein Paar tüchtige, gut zubereitete Bratwürſte, die ihm auf einem Teller hingeſetzt wurden. — „Da nimm, alter Burſche,“ ſagte die Jägerin; „du haſt ſie durch deine Treue wohl verdient.“ — Die älteſten Mädchen des Hauſes hatten ſogar einen Kranz von Waldblumen gewunden, den ſie auf einige Augenblicke dem Weißfuß umhingen. „Ja die Treue und Ehrlichkeit ſind gar ſchätzbare Dinge!“ (Hierzu Kupfer.)

7.

Sidonie. Weißt du nichts mehr vom Weißfuß, Vater?

Vater. O ja! Oft kläfften ihn ein Paar kleine Hunde an, da zeigte er ſich nun überaus großmüthig. Sie, die aus ſeiner Nachbarſchaft waren, liefen oft hinter ihm drein und hätten ihn gern ein Bischen in die Lenden gebiſſen. Einen ſolchen Aerger hatten ſie über den Weißfuß, ob er ihnen gleich nie etwas zu Leide gethan hatte. Er hätte ſie packen und ſchütteln und ihnen einige Biſſe geben, oder ſie wenigſtens auf der Straße herumwälzen können; ſie würden ihm nicht haben widerſtehen können; aber er ging ganz ruhig ſeines Weges fort, ohne ſich einmal umzuſehen. — Er that gar nicht, als ob die beiden Kläffer da wären.

Eduard. Aber mußte er nicht befürchten, daß ſie ihn endlich doch beißen möchten?

Vater. Nein! dies hatte er nicht zu beſorgen. Sie kamen zwar oft mit ihren Schnauzen bis dicht an Weißfußens Lende, aber hinein zu beißen getrauten ſie ſich doch nicht. — Auch mochte Weißfuß es für eine ſchlechte Ehre halten, ſolche kleine Hunde zu beißen, welche zu bezwingen keine Kunſt für ihn ſeyn konnte. Es war, als ob er wüßte, daß man der Schwachen ſchonen müſſe.

8.

Eduard. Erzähle uns nur noch Eins vom Weißfuß, guter Vater! Auch ich höre ſo gern von ihm.

Vater. Die Jägerin hatte eine Heerde Gänſe. Dieſe kam eines Abends von der Weide nach Hauſe; ihr folgten aber auch zwei fremde Gänſe in den Hof, und ſteckten ihre Schnäbel mit in den Treg, in welchem Schrot und geſtampfte Diſteln zum Abendfutter für die Gänſe zubereitet worden waren.

Die Gänſe der Jägerin bemerkten bald die ungebetenen Gäſte, und ſetzten ihnen mit ihren Schnäbeln zu; aber dieſe waren ein wenig dummdreiſt und kehrten ſich nicht daran, ſondern wollten mit aller Gewalt nach dem Futtertreg zu, um dort einen köſtlichen Abendſchmaus zu halten, worauf ſie dann wohl von ſelbſt würden nach Hauſe gegangen ſeyn.

Da merkte Weißfuß die Unverſchämten; denn er kannte die Gänſe wohl, die auf den Hof gehörten. Sogleich macht er ſich drunter und bellt ſie ſo gefährlich an, als ob er ſie auffreſſen wollte, und bringt ſie endlich richtig aus den übrigen Gänſen heraus, und treibt ſie nach der Hofthür zu.

Sidonie. Aber er wird ſie doch nicht gebiſſen haben?

Vater. Nein! Er biß ſie nicht; er brachte ſie nur fort; damit war er völlig zufrieden.

Die Jägerin und die Mägde lobten Weißfußens Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit. Der Jäger ſagte: Es iſt ein ganzer Hund! Ich glaube, ich könnt' ihn für tauſend Thaler nicht hinge-

ben! „So einen klugen Hund kanns nicht weiter geben!“ ſagten die Kinder des Jägers.

Sidonie. Ich wollte, wir hätten einen ſo guten und klugen Hund! Ich wollte ihm recht viel geben!

9.

Vater. Jetzt muß ich auch von dem kleinſten euch etwas erzählen.

Sidonie. Ach ja, von Möppen, der an der Mutter ſeg, während die andern ſpielten.

Vater. Wenn Schwarzohr und Weißfuß ſich auf dem Hofe herumjagten, als ſie noch jünger waren, da ſuchte er ſich ein weiches Plätzchen aus, wo er ſich hinlegte und ſonnte, und den andern zuſah. Kam beim Spielen einer von den andern ein wenig zu nahe an ihn heran, und berührte ihn nur, ſo winſelte er ſchon, und hatte ihn einer von den andern einmal nur ein Bischen aus Unvorſichtigkeit getreten, ſo fing er an laut aufzuſchreien. War es aber gar etwas rauh und windig, oder regnete es ein Paar Tropfen — nein, da hätte ihn keiner aus dem Hauſe gebracht — da lag er in einem Winkel, der gewiß unter allen der wärmſte und weichſte war.

In der Folge war er weder Mops, noch Dachs, weder Hühnerhund, noch Spitz. — Er war ein Hund von mittlerer Größe, faſt ſo groß, als ein Spitz. Eine ältliche Frau nahm ihn zu ſich, die ihn aber freilich noch mehr verzärtelte.

Einmal ſtand eine Frau vor der Thür und klopfte an, um hereingelaſſen zu werden. Möppe war eben auf der Straße und hörte das Klopfen, welches ſeinen zärtlichen Ohren gar nicht gefallen wollte. Er nimmt das ſtarke Klopfen übel, und fängt an, die Frau anzubellen. Die Frau nimmt's aber auch übel, daß der Elende ſie anbellen will, und ſagt mit ſtarker Stimme und drohender Fauſt: „Willſt du fort, du Erbärmlicher!"

„Möppe flieht eiligſt, wohl zwanzig Schritt weit. — Dann fällt's ihm ein, daß es ſchimpflich iſt, zu fliehen. Nun dreht er ſich um, und klafft, mit halb eingezogenem Schwanze, auf die Frau los."

Sidonie. Nun hat er gut bellen.

Vater. Ach, er wird beherzter. Er tritt wieder ein Paar Schritte vorwärts, und hört gar nicht auf vor Aerger zu bellen, ohne ſich jedoch allzunahe heran zu wagen. Dreht ihm die Frau einmal wieder mit der Fauſt, ſo läuft er mit wunderlichem Ton, faſt mit dem Ton eines heulenden Kindes, einige Schritte weiter, und dann fängt er an aufs neue zu bellen.

Jetzt iſt die Frau ins Haus getreten, da geht er bis dicht an die Hausthüre, und macht ein greuliches Gebelle.

Gegenüber hat ein Mann im Fenſter alles beobachtet, über den feigen Hund gelacht, und geſagt: „Du wärſt mir der rechte!" — „Dich

möcht' ich zum Hunde haben; Du feige Beſtie!" O! die Feigheit macht Jedermann verächtlich!

Endlich ging er ſeine Frau mit Winſeln und Jammern an, ihr klagend, welch großes Leid ihm wiederfahren ſey. Die gutmüthige Frau fütterte ihn mit Zwieback und Zucker, und fragte: „Wer hat dir denn etwas gethan, meine Möppe?"

Er legte ſich jetzt in ſeinen Bettkorb hinter den Ofen hin, und ſchlief beinahe den ganzen Tag, weil ihn das viele Bellen ganz matt gemacht hatte. Nur des Mittags kam er hervor, und ließ ſich ſein Süppchen und ſeine Taubenknöchelchen geben.

Sein Unglück war, daß ihn ſeine Frau ſo pflegte. Wer früh verwöhnt und verhätſchelt wird, aus dem wird niemals etwas.

10.

Sidonie. Auch Möppe gefällt mir nicht.

Vater. Jetzt werdet ihr hören, wie artig und dankbar er gegen die gute Frau geweſen ſey, die ihn ins Haus genommen hatte.

Eduard. Nun da wäre er doch noch nicht ganz verwerflich geweſen.

Vater. Hört nur. Er fuhr auf, bellte ſeine gute Pflegerin an, wies ihr die Zähne — knurrte und ſchnappte nach ihrer Hand, wenn ſie ihn nur anrühren wollte, falls es ihm nicht gele-

gen war. — Wenn dann die ſanfte Frau zu ihm ſagte: „Möppe, du biſt gar zu ſchlimm!“ ſo nahm er das ſehr übel, und fing heftig an zu bellen, daß es ihre Ohren kaum aushalten konnten.

Eduard. Das kam daher, daß man ihn in ſeiner Ruhe ſtören wollte. Aber hatte denn die Frau keine Karbatſche?

Vater. Sie hatte allerdings eine; aber ſie war viel zu gut, Gebrauch davon zu machen. Auch würde es ihr nicht gut gegangen ſeyn, wenn ſie es gethan hätte. Die Magd hatte ihn in Abweſenheit der Frau einigemal damit gehauen; dafür konnte er ſie aber auch gar nicht leiden. Er fuhr jedesmal auf ſie zu, ſobald ſie nur in die Stube trat, und biß nach ihr. —

Sidonie. Gegen Frau und Magd hatte er alſo den Muth zu beißen?

Vater. Ja, aber deſto weniger wagte er gegen den Haushahn. — Er hatte ſich einmal auf den Hof gemacht. Hier dehnte der Hahn ſeine Flügel recht aus, und wollte durch Zuſammenſchlagen den Staub davon abſchnellen, ſtreifte aber aus Verſehen mit der Spitze des Flügels ein wenig an des Hundes Ohr.

Möppel nahm das gewaltig übel! Er fuhr wüthend auf den Hahn hinein, und wenn dieſer ſtille gehalten hätte, ſo hätte er ihm ſicher den Kopf vor Grimm abgebiſſen! (Hierzu Kupfer.)

Jetzt that der Hahn erſt einen Satz zurück, und dann ging er auf den groben Geſellen mit

seinem spitzigen Schnabel los, und hackte ihn derb auf den Pelz. Der kühne Hund kroch sich dicht an die Hofwand an, und lag winselnd und erbärmlich da, während der Hahn hochgebrüstet vor ihm stand.

Auf das klägliche Geschrei des Hundes, befiehlt die Frau der Magd, dem Hunde zu Hülfe zu kommen, die aber damit gar nicht eilig war, sondern mit Lust dem Hahn und dem Hunde zusahe.

Sidonie. Auch ich hätt' ihn noch ein Weilchen in der Angst gelassen; das garstige Vieh!

11.

Vater. Ein andermal war ein schöner Tag und Möppe ging mit der Frau ein wenig spazieren. Gern wäre er zu Hause geblieben; aber er fürchtete sich vor der Magd. Er erhob sich also schwerfällig und wackelte mit. Aber wie bald wurde es ihm sauer! So langsam auch die alte Frau geht; so oft sie sich auch niedersetzt und ausruht, mehr um des Hundes, als um ihretwillen, so kann er es doch nicht mit ihr aushalten. Er fängt erbärmlich an zu winseln, und die alte gutmüthige Frau muß den fetten verwöhnten Schlingel auf den Armen tragen, so schwer und groß er auch ist, und so sauer es ihr auch wird, wenn sie anders wieder mit ihm nach Hause will! — Das kommt von der Verwöhnung!

Nach vielen Anſtrengungen hat ſie endlich das Stadtthor wieder erreicht. Weil ſie ſich nun al[illegible] ſchämte, das große Thier auf den Armen durch die Stadt zu tragen, ſo ließ ſie den Hund von dem Arm herab, ſo kläglich er auch winſelte.

Jetzt iſt die Frau, die ſelbſt gar nicht ſchnell gehen konnte, weit vor dem Hunde voraus, jetzt ſieht ſie ſich nach ihm um, und wartet auf ihn, der kaum die Beine mehr aufheben kann. Die Laſt des Körpers drückt ſie ganz zuſammen. Ungewiß und ſchwankend iſt ſein Gang. Er taumelt von einer Seite zur andern. Er trägt ſeinen Kopf geſenkt, und läßt die Zunge weit aus dem Rachen heraushängen, als ob er ſie auch nicht mehr tragen könnte. Er brauchte, nachdem er endlich mit ungeheurer Mühe zu Hauſe wieder angekommen war, einen Tag und eine Nacht, ſich wieder zu erholen.

Wenn man nur ißt, trinkt, ſchläft, und nicht arbeitet, ſo führt man ein trauriges Leben.

12.

Sidonie. Welchen Tod hatte denn Möppe?

Vater. Wie du denken kannſt, einen ſehr elenden. — Er ging ſeit dem letzten Spaziergange nirgends mehr mit hin, und ſeine Herrſchaft wollte ihn auch nicht mehr mitnehmen. Er blieb auf ſeinem Bette liegen, wurde täglich fetter und fetter, ließ die Zunge immer länger aus ſeinem Halſe

heraushängen, und erſtickte endlich kläglich in ſeinem Fette.

Eduard. Wie ſtarb denn Schwarzohr?

Vater. Er wurde am Ende wirklich erſchoſſen. So ungern ſein Herr daran ging, ſo mußte er es doch thun. Des Mauſens und Stehlens wurde zu viel, und des Verdruſſes für ſeinen Herrn wurde darum auch zu viel. Die Böſen machen lauter Verdruß! — Es blieb ihm nichts übrig — Schwarzohr wurde erſchoſſen.

Sidonie. Ich bin begierig, zu wiſſen, wie es dem Weißfuß weiter ergangen iſt.

Vater. Er durfte nur ein wenig krank ſeyn, ſo war alles im Hauſe um ihn beſorgt. „Wenn man nur wüßte, was dem ehrlichen Kerl fehlt?“ ſagte der Jäger. — „Wenn ich nur wüßte, was du gern freſſen möchteſt, du treue Seele!“ ſpricht die Jägerin. — Die Kinder ſtanden alle um den braven Weißfuß herum. Jedes wollte ihn liebkoſen, und jedes hatte auf einem Teller ihm etwas anzubieten, um zu erfahren, was er wohl am liebſten freſſen möchte. Selbſt die Magd war bei ihm hingekniet, und ſtreichelte ihn und ſagte: „Werde ja bald wieder geſund, armer Weißfuß; ich habe dir ein ſchönes Schinkenbein aufgehoben!“

Wer ſich liebenswerth zu machen weiß, an deſſen Schickſal nimmt man gern Antheil.

Eduard. Wie wird man ihn bedauert haben, als er ſpäterhin wirklich ſtarb!

Sidonie. Schweig davon, Bruder! Ich mag nichts von ſeinem Tode wiſſen; der Hund iſt mir gar zu lieb.

Vater. Lebt ſo, daß wenn auch ihr einmal ſterbet, jeder um euch trauern möge.

50.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einſt ein Vater ſein Vermögen
Und den mit Müh erworbnen Segen
Selbſt unter die drei Söhne gleich.
Ein Diamant iſt's, ſprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelſt einer edlen That
Dazu den größten Anſpruch hat.
Um dieſen Anſpruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne ſich zerſtreun.
Drei Monden waren ſchon vergangen,
Da ſtellten ſie ſich wieder ein.
Drauf ſprach der älteſte der Brüder:
Hört! es vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?
Du thateſt, Sohn! wie ſich's gehört,

Ließ ſich der Vater hier vernehmen,
Wer anders thut, der muß ſich ſchämen.
Denn ehrlich ſeyn heißt uns die Pflicht,
Die That iſt gut, doch edel nicht.
Der andre ſprach: auf meiner Reiſe
Fiel einſt ganz unachtſamer Weiſe
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben.
Du thateſt, ſprach der Greis, mein Kind,
Was wir als Menſchen ſchuldig ſind.
Der jüngſte ſprach: bei ſeinen Schafen
War einſt mein Feind feſt eingeſchlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben ſtand in meiner Hand,
Ich weckt ihn, und zog ihn zurücke.
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring iſt dein, welch edler Muth,
Wenn man den Feinden Gutes thut!

51.

Der Apfelbaum und Nelkenſtock.

Ein großer Apfelbaum, der immer Durſt empfand,
Ward einem Nelkenſtock, der ihm zur Seite blühte,
Gar aus der Weiſe graun, weil ihm des Gärtners Hand
Bisweilen Waſſer gab, wenn er vor Hitze glühte.
Nein, ſprach der Neidhard einſt mit Hohn,

Du bist wohl eines Junkers Sohn,
Den andre Tag vor Tag aus Pflicht bedienen sollen?
Doch glaub' es mir nur sicher zu,
Es läßt recht lächerlich, wenn kleine Herrn, wie du,
Als große Fürsten leben wollen.
Ich dächte wohl, mein Stamm, den stets die Sonne sengt,
Sey zehnmal eher werth, daß er einmal besprengt
Und aus des Gärtners Krug vor dir getränket werde.

O, sprach der Nelkenstock, dich tränkt ja schon die Erde,
Dich tränkt die feuchte Witterung,
Die geben dir genug zu deiner Sättigung;
Was mir Erquickung giebt, das würde dich verderben,
Die viele Feuchtigkeit nützt deiner Wurzel nicht,
Genug, wenn sie ihr nicht gebricht,
Von mehrern würde sie ersterben.

So strebt der Neid nach fremder Ehre,
Die öfters sein Verderben wäre.

52.

Der Wandersmann und die Sonnenuhr.

Bei einer Sonnenuhr blieb einst ein Wandrer stehn.
Die Morgensonne schien; die Uhr wies auf halb achte,

Der Mann sprach: es ist früh, ich will bis Mittags gehn;
Indem er sich darauf bedachte,
So kam ein dickes Wolkenheer,
Die Sonne ward verhüllt, der Wandersmann sah wieder
Nach seiner Sonnenuhr, und rieb die Augenlieder:
Die Uhr wies keine Stunde mehr.

O, sprach er, falsches Ding, das an das Glück sich bindet!
Hinweg mit einem solchen Freund,
Der mich so lange kennt, als mir die Sonne scheint,
Und, wenn sie nicht scheint, mir verschwindet.

53.

Der Hirsch, der sich im Wasser besiehet.

In einer klaren Quelle bewunderte ein Hirsch sein Geweih.

„Es steht," sprach er, „gerade auf derselben Stelle, auf der die Kronen der Könige zu stehn pflegen. Wie schön, wie erhaben ist es! Mein ganzer Leib ist vollkommen. Schade nur, daß die Beine nicht stärker sind."

Noch betrachtet er sich halbunzufrieden, als er im nahen Busche ein Jägerhorn vernimmt. Er

ſchaut auf, und ſieht erſchrocken Jäger und Hunde auf ſich zukommen. Augenblicklich begiebt er ſich auf die Flucht. Was rettet ihn nun? Das prächtige Geweih, auch die gerühmte übrige Vollkommenheit ſeines Körpers thut es nicht, nur ſeinen Füßen, die ihn, einem Pfeile gleich, durch die Luft dahin reißen, hat er ſeine Erhaltung zu verdanken.

Er fühlt dies um ſo mehr, da das vierzehnendige Geweih ihn oft in die Zweige des Waldes verflechten will, und lobt nun ſeine Füße eben ſo ſehr, als er ſie vorher getadelt hat.

Lernt hieraus, liebe Kinder, daß das Nützliche dem Schönen weit vorzuziehen iſt.

54.

Die Maus, welche auf Reiſen geweſen iſt.

Es ſprach unlängſt im Rath der Mäuſe
Ein junger Rathsherr von der Reiſe,
Die er gethan, und was dabei
Ihm ſelber zugeſtoßen ſey.
Was unter finſtrer Dächer Höhlen
Er hörte, ſchmeckte, ſah und roch,
Berührte, ſpeiſte, fand, bekroch,
Das wußt' er deutlich zu erzählen.

Ja, fuhr er fort, auf manchen Böden
Sind Thiere, die wie Mäuſe reden,
Sie ſehn uns gleich vom Kopf zum Bauch,
Sie ſind gebohrt, wie wir, und rauch.
Doch, hört, ich ſage keine Lügen,
Sie hüllen ſich, ſo groß, als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen ſie wie Vögel fliegen.

Da riefen zwei erfahrne Greiſe:
Du Narr, das waren Fledermäuſe,
Die man hier täglich ſehen kann,
Um dieſer willen durfte man
Dich nicht in fremde Länder ſenden.

* * *

Und ſo verreiſen viel ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu ſehn,
Das ſie umſonſt zu Hauſe fänden.

55.

Die Kinder.

Zwei Kinder ſpielten einſt hart an des Piko *) Fuß,
Und faßten kühnlich den Entſchluß,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu erſteigen.
Sie mochten kaum zehn Schritt hoch ſeyn,

---

*) Piko, der höchſte Berg in der Welt, auf der Inſel Teneriffa.

Da hörte man sie jauchzend schrein:
O welch entzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.

* * *

Es blies sich einer auf, und sprach:
Ich gehe der Gelahrheit nach.
Ein andrer rief: Vernehmt, daß ich nach Weisheit reise.
Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,
So schrien sie: Menschen! seht uns an,
Ich bin gelehrt, und ich bin weise.

Halbe Wissenschaft bläht; dringt tiefer ein in das Heiligthum der Weisheit, je weiter ihr vorschreitet, desto mehr erweitert es sich, und desto weniger seyd ihr versucht stolz zu seyn.

Wer auf Wissenschaft stolz ist, zeigt, daß er erst die Schwelle jenes Heiligthums betreten hat, und noch nicht in sein Inneres eingedrungen ist.

56.

Das Pferd.

Ein aufgezäumtes Roß stand länger als zwei Stunden
Vor einer Hausthür angebunden.

Die Fliegen ſtachen es, ihm fiel bei dieſer Pein
Die Härte ſeines Schickſals ein.

Hat wohl ein andres Thier mehr Plagen?
Bald muß es ſeinen Herrn und ſein Gepäcke tragen,
Bald den beladnen Wagen ziehn,
Und mehr als möglich thun, der Peitſche zu entfliehn.
Nie that es einen Schritt, als mit des Reiters Willen,
Oft läßt ſein Meiſter ihm nicht Zeit,
Mit einem Trunk den Durſt zu ſtillen.
Der Jugend Kraft verfliegt in ſteter Dienſtbarkeit.
Was iſt ſein Lohn dafür? Die kurze Ruh im Stalle,
Ein wenig Hafer, Heu und Streh.
Des Lebens wird es nimmer freh.

Hier regte ſich des Pferdes Galle.
Es riß im Grimm den Zaum entzwei,
Setzt' über Fels und Fluß, und ſprang mit ſchnellen Füßen
Dem dicken Walde zu. Nun war es endlich frei,
Doch eine Stunde drauf ward es vom Wolf zerriſſen.

* * *

Der Knechtſchaft Stand iſt hart,
doch beſſer allezeit,
Als Freiheit ohne Sicherheit.

57.

Der Bauer unter der Eiche.

Ein Bauer wanderte, ſein Eſſen zu genießen,
Dem Schatten eines Eichbaums zu:
Und jähnte ſchon bei jedem Biſſen
Recht herzlich nach der Mittagsruh.
Gewohnt von Jugend auf zu zänkiſchen Gedanken
That lang ihm ſchon ſein gnädger Herr nicht recht,
Oft predigte der Pfarr zu ſchlecht:
Jetzt aber kam ihm ein, einmal mit Gott zu zanken.
Gelegenheit war da!

Er ſah die Eicheln an.
Da ſteht nun, rief er aus, und überſchlug die Armen,
Iſt das nicht ewig zu erbarmen!
Da ſteht nun ſo ein Baum, der Kirchen tragen kann:
Und hier und da ein Nüßchen dran.
Allein, mein Blut, man darf nichts ſagen,
Denn ſagt man was, ſo gehts an ein Verklagen;
Da nimmt der Superdent gar artig uns herum,
Und ſchreibt wohl gar ins Conſiſtorium.
Nun ſchieb ich jedem ins Gewiſſen,
Ob ſich ein Kürbs zum Stengel ſchickt.
Ich ſeh's bei mir: die meiſten ſind zerknickt —
Das hätt mir anders werden müſſen!
Gerade umgekehrt! — Hier ſollten Kürbſe ſeyn!
Er ſprachs und jähnt und ſchlummert ein.

Zum Unglück ſtieß ein Nordwind in die Eiche:
Und eine kleine Eichel traf

Derb unſern Bauer auf den Schlaf.
Hilf Himmel! fuhr er auf, und fühlte nach dem Streiche —
Iſt das ein Schmerz! — was hab ich Thor gedacht?
Wenn's nun ein Kürbs geweſen wäre? —
Verzeih mir's Gott! und ewig ſey ihm Ehre!
Denn er hat alles wohlgemacht.

58.

Der Rabe und die Eule.

„Wann kömmſt du doch aus deiner Höhle?
„Wann hören wir die Lieder deiner Kehle,
„Trübſelig Stiefkind der Natur?"
Zur Eule ſagte dies der Rabe.
„Ich möchte wiſſen, was an ſolcher Kreatur
„Minerva wohl gefunden habe."

Du zwingeſt mich, o Rabe, dir —
Erwiedert ſie — zwei Gaben anzuzeigen,
Die liebt Minerva ſehr an mir;
Allein ich fand ſie nicht an dir:
Ich kann im Finſtern ſehn, und ſchweigen.

59.

Ein Traum.

Als ein ſonſt ſehr rechtſchaffner Mann von vielen Unglücksfällen beinahe zu Boden gedrückt wurde, fing er an zu zweifeln, ob es auch wirklich eine göttliche Vorſehung gäbe. Mit dieſen Gedanken ſchlief er ein, aber ein Traum, den er hatte, heiterte ihn außerordentlich auf. Doch er mag uns ſelbſt erzählen, was ihm träumte.

Es ſchien mir, als wenn ich mich von dem Wege, auf welchem ich gereiſt war, verirrt hätte. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Da begegnete mir ein Mann, den ich nach dem rechten Wege fragte. Mit zuvorkommender Freundlichkeit verſprach er mir nicht nur, den rechten Weg zu zeigen, ſondern mich ſogar zu begleiten.

Wir gingen eine Strecke mit einander, bis wir in einem nah gelegenen Hauſe einkehrten, deſſen Herr uns äußerſt liebreich aufnahm. Als wir von ihm Abſchied nahmen, wurde ich gewahr, daß mein Gefährte einen ſilbernen Becher heimlich vom Tiſche nahm und einſteckte.

Am andern Tage kehrten wir bei einem äußerſt ungeſitteten und ſchlechten Menſchen ein, der uns überaus ungern aufnahm und mit den abſcheulichſten Schimpfreden empfing. Dieſem hinterließ mein Gefährte jenen heimlich weggenommenen Becher.

Den dritten Tag besuchten wir abermals einen sehr rechtschaffnen und wohlthätigen Mann, dessen Haus mein Gesellschafter beim Weggehen anzündete. Ich erschrak so, daß ich mich kaum fassen konnte; aber unkundig des Weges, getraute ich mich nicht, ihn zu verlassen.

Endlich kamen wir wieder zu einem äußerst dienstfertigen Mann, der seinem einzigen Sohne befahl, uns den Weg zu zeigen. Diesen Knaben stieß mein Gefährte von einer kleinen Brücke ins Wasser, worin er ertrank. Ganz außer mir über diese That, sagte ich nun zu meinem Führer! „Lieber will ich in diesen sandigen Wüsten herum irren, als ferner mit dir gehen."

Unter diesem Gespräch wurde ich mit einem hellen Glanz umgeben, und mein Gefährte, der mir auf einmal in einer weit erhabnern Gestalt erschien, sagte zu mir: „Hüte dich, die göttliche Regierung, die du nicht kennst, anzuklagen. Ich will dir jetzt erklären, was dir in meinem Betragen dunkel ist. — Der Becher, den ich jenem guten Mann entwendete, war vergiftet; er gehörte sich für den Bösen, der uns mit Schimpfreden empfing. Der wohlthätige Mann, dessen Haus ich anzündete, wird in der Asche desselben einen großen Schatz finden, der ihn in den Stand setzen wird, andern noch größere Wohlthaten zu erzeigen. Der Knabe, den du mich in den Fluß stürzen sahest, würde einst seinen Vater umgebracht, und seiner Mutter durch seine Schandthaten das Leben

verkürzt haben. Verehre demnach Gott, und klage ſeine Vorſehung niemals an!“

Wahrhaftig ein herrlicher Traum! Und wer auf die Schickſale der Menſchen merkt, wird gewiß aus ſeinen Schickſalen ſowohl, als aus den Begebenheiten anderer lernen, daß, was dem erſten Anſcheine nach gut iſt, es oft nicht iſt, und manchen Schaden bringt, und daß die traurigen Schickſale vieler Menſchen ſehr oft für eine große Wohlthat Gottes zu halten ſeyen.

60.

Die Biene und Fliege.

Einſt ſagte die Fliege zur Biene: „Woher kommt es doch, daß man dich ſo ungehindert hin und her ſummen und aus jeder Blüthe ungeſtraft Honig heraus holen läßt, während ich, ſtrecke ich meinen Rüſſel nach dem Brod eines Armen, oder nach der Schüſſel eines Reichen, ſogleich den Tod fürchten muß? Nicht wahr, wenn ich mich ſo ſcharf, wie du, an meinen Feinden rächen könnte, dann würde man mich in Ruhe laſſen!“

Die Antwort der Biene war: „Sichrer, als mein Stachel, nimmt dies mich in Schutz, daß ich den Menſchen mit meinem Fleiße diene.

Sey gemeinnützig, und du bedarfst keiner weitern Waffen, dich vor andern Menschen in Sicherheit zu setzen.

61.

Die Löwin und die Aeffin.

Eine Löwin erfüllte mit ihrem Klaggeschrei Tag und Nacht den Wald. Wenn die meisten Thiere zitternd zu ihrem Hinterhalt ihre Zuflucht nahmen, so trieb die Neugier einige Affen herzu. Eine Aeffin war sogar kühn genug, die Löwin nach der Ursache ihres Schmerzes zu fragen.

„Ein Jäger," sprach die Löwin, „raubte mir das einzige Kind, einen Sohn, der so schön, so ganz nach meinem Herzen war. Ach wehe mir, daß ich Mutter ward! Was kann mich noch trösten?"

„Schon recht!" versetzte spöttisch die Aeffin, der die Löwin nichts anhaben konnte, weil sie sicher genug auf einem hohen Baume saß. „Wie oft hast du uns, ohne auf ihr und unser Flehn zu achten, die Kinder von der Seite hinweg gerissen! Ich kann dich nicht bedauern, sondern mit den Brüdern nur über deinen Schmerz lachen."

Um einst bei seinen Mitmenschen Mitleid anzutreffen, wenn man in Nothgeräth, muß man zuvor selbst mitleidig gegen Nothleidende gewesen seyn.

62.

Die Gans und der Fuchs.

„Wir wollen Frieden ſchließen," ſprach einſt die Gans zum Fuchs. „Ich verzehre meine Speiſe in ſteter Furcht, und du wirſt einſt deine Raubbegierde mit dem Tode büßen müſſen."

„Du redeſt," antwortete der Fuchs, „vortrefflich. Der Friede ſey geſchloſſen!"

„Er ſey," ſagte die Gans, „auf ewig geſchloſſen!"

„Ja! — bis ich wieder hungrig bin," entgegnete der Fuchs.

Mit Menſchen, die nie genug bekommen können, es betreffe nun Ehre oder Geld, oder Vergnügen, läßt ſich keine Freundſchaft halten.

63.

Diogenes.

Diogenes, jener Weltweiſe, der es in der Kunſt zu entbehren zu einer unglaublichen Vollkommenheit gebracht hatte, war verſucht, ſeine rauhe Lebensart zu ändern. Da ſchlich, als er eben ſein karges Mittagsmahl hielt, eine Ratte, die der Hunger dreiſt machte, zu ihm hin, und ließ ſich die Reſte ſeines Mahles trefflich ſchmecken. Dies machte den Weiſen wieder zufriedener mit ſeinem Schickſale. „Lebe ich doch," ſprach er zur Ratte, „noch immer wie ein König gegen dich!"

Verwundet uns das Schicksal, so wollen wir nicht auf Glücklichere, sondern auf solche sehen, die noch unglücklicher sind, als wir!

64.

Der Mops und der Mond.

Ein dummer fetter Mops ging im Mondschein spazieren, und fiel in einen Graben. Er kam diesmal noch mit dem Leben davon; aber jetzt stellte er sich hin, und schalt, so laut, daß man sein eigen Wort davor nicht mehr hören konnte, den Mond, dessen sanftes Licht an seinem Falle Schuld seyn sollte. Der Mond lächelte nach, wie vor, auf den Hund hernieder, und ging ruhig seine Bahn fort.

Kleiner Geifer Tadel und Schelten darf uns nicht kümmern.

65.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel und ein Windspiel hatten einen Weg mit einander zu reisen. Dem Hunde wurde der langsame Gang des Esels bald zur Last. Er jagte, nachdem er sich über die Trägheit desselben sehr lustig gemacht hatte, weit voraus, kehrte in weiten Kreisen zum Reisegefährten zurück, und schoß dann, einem Pfeile gleich, aufs neue wieder fort.

So waren sie lange mit einander gewandert, Berg auf, Berg ab, durch Felder, Wiesen und

Waldungen, bis das Windſpiel, als ſie erſt die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, ſeufzend am Boden lag, da im Gegentheil der Eſel glücklich an dem Orte ankam, wohin ſie beide gewollt hatten.

Es iſt beſſer, eine Arbeit langſam und gut, als ſchnell und ſchlecht machen.

66.

Die Lerche und der Kukuk.

Zur Lerche, als ſie ſich einſt mit lieblichem Geſang von der Erde in die Luft erhob, ſprach ein Kukuk ſpöttiſch von einem Ulmenbaume: „Wie albern handelſt du! Du ſchwebſt ſtets ſingend in Lüften. Vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht, vom erſten Lenz bis weit in den Herbſt hinein, hört man deinen Geſang, und wozu? um die undankbaren Menſchen zu entzücken, die dir Netze ſtellen, um ihren Gaumen mit deinem Fette zu kitzeln.“

„Was ſoll ich denn aber thun?“ fragte die Lerche.

„Pflege,“ antwortete der Kukuk, „auf deinem Neſte der Ruhe, und mußt du ja ſingen, ſo ſinge noch ſchlechter, als ich. Sängen Eulen und Raben ſo ſchön, wie du, längſt wäre es ihnen, wie dir, ergangen; jetzt labt ſich kein Leckergaum an ihnen.“

„Du glaubſt alſo,“ begann wieder die Lerche, „daß mir nur des Singens wegen Schlingen ge-

legt werden? Nein! um mein Fleisch ist's ihnen blos zu thun. Wie schlecht singen Truthahn und Gans! und doch müssen sie ihren Hals hergeben. Aber der Undank der Menschen soll mich nicht zum Schweigen bringen. Ich singe, weil es meine Pflicht ist, zu singen. Ich finde Lohn genug in der Erfüllung meiner Pflicht.

Wir sollen nie um der Welt Danks willen etwas thun; genug, wenn es Pflicht für uns ist!

67.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel warf einmal dem Hausshund seine Leckerhaftigkeit und Gefräßigkeit vor, und erwähnte, wie oft derselbe schon deswegen den Stock des Herrn gefühlt habe.

Zugleich tadelte er den Jachzorn des Hundes, den die Reisenden so oft schon erfahren hätten. Dabei ließ er nicht unerwähnt, wie manchesmal er schon gegen die Fehler der andern Thiere: gegen ihre Schmarotzerei, gegen ihre Grobheit, gegen ihre Zanksucht, gegen ihre Wildheit geeifert habe, — wie er aber immer ausgelacht worden sey.

„Aber warum hast du," war die Antwort des Hundes, „der Faulheit nie Erwähnung gethan?"

Wir haben für die Fehler unserer Mitmenschen äußerst wache Augen, drücken sie aber immer gern bei unsern eigenen zu.

Zweite Abtheilung.

1.

Der Wolf und der Kranich.

Dem Wolf war beim gierigen Fraße ein Knochen im Halſe ſtecken geblieben, an welchem er zu erſticken in Gefahr war. Kein Thier konnte oder wollte ihm helfen, den Kranich ausgenommen, der gutmüthig genug, und mit ſeinem langen Halſe ganz dazu geeignet war, den Knochen aus dem Schlunde zu ziehen.

Der Wolf verhieß dem Kranich großen Lohn, und dieſer machte ſich an die Arbeit, die ihm auch glücklich gelang.

Der Knochen war heraus, und der Kranich fordert den verheißenen Lohn.

„Lohn? du Unverſchämter!“ rief der Wolf. „Kannſt du nicht Gott danken, daß ich dir den Kopf nicht zerknirſchte, als er in meinem Rachen war?“

„So?“ ſagte der Kranich; „das iſt alſo der Dank der Großen!“

So ſagte er und hüpfte davon.

2.

Der Löwe und der Fuchs.

Ein kranker Löwe, der ſonſt nie
an Magenkur und Magen dachte,

verſchmähte alle Speiſen, die
ſein Küchenmeiſter Fuchs ihm brachte,
und dieſer ſucht' ihm doch zu jedem Schmaus
die beſten Leckerbiſſen aus.
Bald bracht' er Wild, bald junge Ziegen
und Lämmer, Gänſ' und Auerhahn —
Umſonſt! der Löwe ließ die Speiſe liegen,
und grinſte ſeinen Truchſeß *) an.

„Ei! rief zuletzt voll Ungeduld
der Fuchs, das mag, wer will, ertragen!
dein Ekel iſt nicht meine Schuld,
der Fehler ſteckt in deinem Magen. —

Iſt dein Magen krank, ſchmeckt keine Speiſe! — Iſt das Gemüth krank, giebts keine Freude. — Erhalte dich, ſo viel du kannſt, an Leib und Seele geſund.

Uebrigens frißt der Löwe weder Gans noch Auerhahn, noch ſonſt ein anderes Geflügel, aber in der Fabel läßt man ihn freſſen was man will, weil es nur eine Fabel iſt.

3.

Der Pfau und der Haushahn.

Ein eitler Pfau ſprach einſt zu einem Hahn:
Ein jeder ſchaut mich mit Bewundrung an;

---

*) Truchſeß — iſt der, der die Speiſen zu beſorgen hat.

allein, wer hätte nicht auch etwas auszusetzen?
Der eine tadelt mein Geschrei,
ein andrer sagt, mein Schenkel sei
nicht schön, anstatt am Glanz sich zu ergötzen,
womit mein Schweif im Sonnenschein
so herrlich prangt. Wie kann man so vermessen
und ungerecht in seinem Urtheil seyn?
Man sollte dankbar sich des Schönen freun!

Mein lieber Pfau, fiel ihm der Haushahn ein,
man würde gern Geschrei und Fuß vergessen,
allein, du willst gepriesen seyn,
und jedem mit Gewalt gefallen,
und so, mein Freund, mißfällst du allen.

Wohl kann man manches Schöne und Gute haben, — aber prahle damit den Leuten ja nicht zu sehr in die Augen, sonst gilt es nichts. — Das, was du Vorzügliches hast, mußt du nicht zeigen, — man muß es von selbst finden! — dann gilt es!

4.

Der Affe und das Eichhorn.

Ein feister Affe sah in träger Ruh
von einem Erker eines Eichhorns Sprüngen
auf einer nahen Eiche zu.
Wie müßt' es dir, so hub er staunend
bei dieser deiner Kunst gelingen,

zum höchſten Glück dich ſchnell empor zu ſchwin-
gen,
wenn du nur wollteſt! — Drum verlaß die
kühne Bahn
und ſchone deiner ſchlanken Glieder,
eh dich ein Unglück trifft; mein Bruder komm
hernieder.
Ich ſpeiſe von des Herren Tiſche
tagtäglich Braten, Wildpret, Fiſche,
und tauſend andre ſchöne Gaben!
Das ſollſt auch du, mein Lieber, haben.

Ei! ſprach das Eichhorn, ſage mir
zuvor, womit verdienſt du dir
dies ſeltne Glück? Mußt du des Herren Sachen
vor Dieben bei der Nacht bewachen?

Bewachen? ſagte Petz; nein ſchönen Dank!
von Wachen wird man müd' und krank.

Vielleicht, fuhr jenes fort zu fragen,
mußt du des Herrn Gepäcke tragen?

Gar tragen? ſprach der Grinſer — Nein!
ſein Laſtthier mag ein andrer ſeyn!
Ich hab es beſſer: Poſſen machen,
verlacht von andern, ſelber lachen,
das iſt die Kunſt, die mich ernährt,
und ohne Mühe ſich von ſelber lehrt!
Freund, nichts ſoll deinem Glücke fehlen —
So komm hinab! — Kannſt du noch lange
wählen?

Das Eichhorn ſprach: Ich wähle nicht;
mich jammert dein, du armer Wicht!

Freilich leben viele von Tand und Poſſen, aber es dauert nicht ewig! — Wirf dich nicht ſelbſt weg!

5.

Der Knabe und die Eidechſe.

Hüte dich vor Allem, was heimlich ſchleicht und kriecht! — Gutes iſt nicht dahinter. Was gut iſt, geht gerad und offen einher! Raubthiere ſchleichen alle, und kommen aus dem Gebüſch nur, und nur in der Nacht hervor!

Ein Knabe ging zur Frühlingszeit im Walde,
des neugebornen Lenzes ſich zu freuen.
Entzückt beſchaut er Schmetterling und Blumen,
an ihrer Wohlgeſtalt ſein Herz ergötzend.

Da regten ſich des Brombeers welke Blätter,
und ſieh! es ſchlich geſchmückt mit bunten Streifen
ein glatter Molch *) hervor aus dürrem Laube.
Der Knab' entwich dem bunten Thier zur Seite.

Du ſchauteſt doch, begann das Thier zu reden,
die Blumen und die bunten Sommervögel
mit Wohlgefallen — ſprich, weshalb entweichet

*) Unſer Erdmolch gehört zu den Eidechſen; iſt kohlſchwarz mit goldgelben Flecken. Eine andere Art Eidechſen hat Streifen. Beide ſind aber nicht giftig, wiewohl ſie dafür gehalten werden.

dein scheuer Fuß vor mir? Bin ich denn minder des Lenzes *) Kind, geschmückt mit schönen Farben?

Der Knabe sprach: die Blumen blühn und duften
in stiller Kraft, die Sommervögel schweben;
du aber wohnst versteckt im Laub und schleichest —
drum macht dein bunter Schuppenglanz mich bange;
die Unschuld, mein' ich, trägt ein andres Wesen...

Ich bin so klein, wie könnt' ich dir denn schaden?
antwortete des Thieres schwarze Zunge.

Der Knabe sprach: Des müssen wir uns freuen.
Geh! denn du trägst des Krokodils Geberde!

6.

Der Hund und die Katze.

Zum alten Hofhund sprach des Hauses Katze:
Komm, laß uns Freunde seyn! du gehest täglich zu andern deines Volks. Verschmäh nicht ferner die Hausgenossin; laß uns traulich leben!
Gern will ich dir die Zeit durch Spiel verkürzen.

So sprach die Katze schmeichelnd; doch der Alte bewegte stumm sein ernstes Haupt, und streckte sich gähnend auf die Flur des Hauses nieder.

---

*) Frühlings.

Doch knurrend ſchlich mit aufgehobnem Schweife
und rundem Rücken auf den leiſen Tatzen
die weiße Mietz rings um den Hund und ſagte:
So ſprich doch auch zu mir ein freundlich Wörtchen!
Oft ſah ich dich mit jungen Händlein ſpielen.
Willſt du die Hausgenoſſen denn verſchmähen?
Bin ich nicht weich, wie Sammet, und ſo reinlich,
gleich wie ein Lamm, gewaſchen in der Schwemme;
gewandt und klug dabei? Nicht blos die Mäuſe,
auch Tauben und Kaninchen kann ich jagen;
ich will, mein Freund, dich pflegen und erwärmen,
und jeden Raub getreulich mit dir theilen.

Da hob der Hund ſein ernſtes Haupt und ſagte:
Laß mich in Ruh, ich mag nicht deine Freundſchaft,
obwohl du dich ſo mancher Tugend rühmeſt!
Zwei Dinge ſind mir ewig unausſtehlich:
Heimtückiſch birgt dein Fuß die ſcharfen Tatzen,
bis auf den Schlag, den du dem Feind verſetzeſt,
Und wenn du ſchmeichelhaft den Schwanz erhebeſt,
dann ſinnt dein gierig Herz auf Blut und Tücke.
Entweihe nicht das Wort der Treu und Freundſchaft!
wo Wahrheit fehlt, da kann ſie nimmer wohnen.
So ſprach der Hund und neigte ſich zur Ruhe.

Haltet keine Freundſchaft mit tückiſchen, böſen Naturen! — Wofür ſoll man dich denn ſelbſt halten, wenn du vertraut mit ihnen umgehſt?

7.

Das Pferd kommt in Dienstschaft.

Wer von blinder Rachlust verleitet, Andere verderben will, verdirbt sich oftmals selbst.

Noch lebte das muthige Pferd in voller Freiheit, denn dem Menschen war es noch nicht eingefallen, es sich dienstbar zu machen. Es tummelte sich lustig und fröhlich auf seiner fetten mit Wald bekränzten Aue, lief aus Lust so schnell gegen den Wind, daß Mähne und Schweif aufwehten, blieb an dem Rand des Waldes stehen, spitzte die Ohren, und wieherte hell auf vor Freude, und meinte, es sey das muthigste und schönste unter allen Thieren.

Da trabte Hormung, der Edelhirsch, mit mächtigem Geweihe aus dem Walde hervor, und wollte dem Hochmuth nicht länger zusehen. Im Nu hatte Hormung dem Pferde einen solchen Stich versetzt, daß es bald umgestürzt wäre. Es lief eilig davon, aber noch eiliger verfolgte es der Hirsch. Es war vergeblich, daß es mit seinen Hornpantoffeln kräftig hinten ausschlug, denn der gewandte Hirsch wich behende aus, und zerwalkt mit grimmigen Stößen Kopf und Weichen des Pferdes, so, daß es die Weide verlassen mußte.

Das Pferd wollte sich durchaus rächen und klagte dem Menschen seinen Verdruß, und bat ihn, sich mit dem Jagdspieß auf seinen Rücken zu setzen

den Hirsch zu verfolgen und zu erlegen. Der Mensch war das zufrieden. Das Pferd mußte sich Zaum und Gebiß anlegen lassen, und der Mensch machte sich Sporen von hartem Dorn, nahm Spieß und Schwert und Bogen, und stieg auf.

Sie trafen den Hirsch am Bache, wo er sich sicher hielt, aber er hatte ein Paar Pfeile im Rücken, fast eher noch als er seine Feinde gewahr ward. Schnell begab er sich auf die Flucht, hinein in den Wald; schnell waren Roß und Mann hinter ihm drein. Der Hirsch blieb mit seinem Geweihe im Gesträuche hängen, und der Mensch erstach ihn mit dem Spieß.

Da ward das Pferd sieh, daß es seine Rache gestillt hatte, und bat nun den Menschen abzusteigen, und Zaum und Gebiß abzustreifen.

„Nein!" sagte der Mensch, „so hurtig möcht' es nicht wohl gehen. Es ist uns Alles ja gut gelungen. Nun mußt du mir den Hirsch heim tragen, der für meine Freunde einen köstlichen Braten geben soll. Dann mußt du mir die Mühle ziehen, daß ich Mehl zum Backwerk bekomme; du sollst auch die Hülsen davon haben. Alsdann brauchen wir Holz zum Kochen und Braten, das sollst du herbeitragen, und wenn die Gäste satt sind, mußt du sie nach Hause tragen."

Da ward das Pferd wild und wollte den Reiter absetzen. Der aber riß es mit dem Gebiß so gewaltig, stach es mit den Dornsporen so blu-

tig und ſchlug es mit dem Schwerte ſo grimmig, das es Muth und Sprache verlor.

Seit dieſer Zeit iſt das Pferd in der Knechtſchaft des Menſchen!

8.

Des Eſels Liebkoſungen und Lohn.

Ein Hund und ein Eſel dienten beide bei einem reichen Mann, aber nur der Hund ſtand in großer Gunſt. Er hatte einen eigenen Stuhl an des Herrn Tiſche, auf welchen er ſich ſetzte, als wenn er ein Tiſchgenoß wäre, und bekam manchen Leckerbiſſen; er durfte an den Herrn kläffend hinaufſpringen, buſchelte ihn mit ſeinem Schnauzbart im Geſichte herum, leckte ihn wohl ſogar, umfaßte ſeinen Hals mit den Vorderpfoten, und der Herr hatte ſein Wohlgefallen an dem zuthulichen Thier und ſtreichelte es.

Der Eſel hatte das Alles wohl wahrgenommen, und war entrüſtet darüber. „Wie kann doch," ſagte er, „der Herr an dem faulen Hunde ſo viel Wohlgefallen finden? Zehn Hunde thun in einem Jahre nicht ſo viel, als ich in einer Woche, und dafür bekomme ich geringes Futter. — Aber ich merke, woran es liegt, und ich will dem Herrn ſchon noch beſſer liebkoſen als der Hund, und mir auch ſeine Huld erwerben."

So that der Eſel. Denn als der Herr einſt auf den Hof kam, ſprangt ihm der Graue mit

lautem Bah hah entgegen und mit aufgehobenem Schwanz. Er ſpringt dem Herrn auf die Achſeln, er plärrt ihm mit ſeiner lieblichen Stimme ſo ſtark in die Ohren, daß ſie zerſpringen wollten, und beleckt ihn mit der rauhen Zunge, die nur für Diſteln gemacht iſt, ſo kräftig, daß faſt die Haut daran kleben blieb.

„Hollah! Knechte!“ rief der Herr, „befreit mich von dem groben Eſel!“ — Die Knechte nahmen tüchtige Knittel und zerbläuten dem Liebkoſer das Fell und die Knochen ſo arg, daß er ganz wund und lahm und hinkend in ſeinen Stall kroch.

Der Eſel hatte ganz recht wahrgenommen, daß man es durch Liebkoſen und Schmeicheln gar weit bringen, und manch Lekkerbißlein, Ehre und Gunſt, Geld und Gut erlangen mag, aber das hatte er nicht weg, daß die Liebkoſungen nicht täppiſch und ungeſchlacht ſeyn dürfen, wenn ſie nicht Verdruß und Widerwillen anrichten ſollen.

Ueberhaupt aber iſt es um Liebkoſen, Heucheln und Schmeicheln ein mißlich Ding!

9.

Der Affe und der Hund.

Hierzu iſt ein Kupfer.

Ein Orang Utang *) hatte ſich
mit Menſchenkleidung ſäuberlich
nach neuſter Mode ausgeſchmückt.
Den Hut in ſeine Stirn gedrückt,
trat er nun ſeine Wallfahrt an,
und zwar mit ſolchem Schaugepränge,
als wär er Sultan Soliman **),
und ihm die weite Welt zu enge.

Das Dörflein ſah den fremden Herrn,
und wich ihm aus, und grüßte ihn von fern.
Doch als im ſelgen Genuß
Der hohen Würde Petz zum Gruß
Den großen Hut vom Kopfe nahm,
und man ihm in die Augen ſah,
da hieß es: Seht den Narren da!
Man rief und ſchrie und ziſcht' ihn aus.

Petz aber lief voll Gram und Scham,
und als er nun nach Hauſe kam,
ſprach er zu Phylax ***), ſeinem Freund:
Ich habe wunderfeſt gemeint,

---

*) Bekanntlich die menſchenähnlichſte Affenart.

**) Einer der mächtigſten Türkenkaiſer.

***) Name des Hundes.

daß ich dem Herrn der Thiere *) gleich,
und siehe! man verspottet mich,
und treibt mich fort mit Ungestüm!

Ei! sprach der Hund, du gleichest ihm
aufs Haar; allein bloß äußerlich,
deshalb, mein Freund, verlacht man dich.

Affe bleibt Affe, und stäke er auch in Menschenkleidern. Als der Affe den Hut abnahm, sahe man den Affenkopf, und es war um sein Ansehen geschehen. —

Unser Werth liegt nicht in der Kleidung, sondern in Kopf und Herz, und wenn es hier fehlt, bleibst du ein verächtlicher Thor!

10.

Das Rind und die Ziege.

Die Naturen sind verschieden! und was dem Einen Arzenei ist, ist dem Andern Gift. — Das Rind hätte seinen Tod gefunden, hätte es nun auch Schierling fressen wollen, weil derselbe der Ziege wohl bekam.

Am Weg erhob sich eine Schierlingspflanze. Ein grasend Rind bemerkte sie und sprach:

---

*) Herr der Thiere — der Mensch.

du leckest mich vergebens,
du Feindin meines Lebens,
du giftig Kraut, dich treffe Fluch und Schmach!

Indeß kam eine kranke Ziege
des Weges und verschlang mit Gier
das Unglückskraut. — O armes Thier!
rief jetzt das Rind, wer hilft nun dir?
Du stirbst! — „Verspare dein Geschrei,"
Erwiederte getrost die kranke Ziege,
„dir wär es Gift, mir ist es Arzenei!"

Anmerk. In der That fressen die Ziegen den höchst giftigen Schierling ohne Schaden.

11.

Die alte und die junge Forelle.

Bist du für einen engen kleinen Kreis, bist du für eine gewisse Mittelmäßigkeit bestimmt und geboren — bleibe darin. — Uebermuth thut selten gut. — Mancher will hoch und weit hinaus, und da findet er sein Unglück.

An eines Bächleins Quelle,
das sich in den Rhein ergoß,
zog eine Steinforelle
sich ein jung Forellchen groß.

Rings umzäunt von Dorngeflechte,
und von schroffen Steinen fahn

beide weder Menſch noch Hechte
ſich dem ſtillen Bächlein nahn.

„Söhnlein, laß dich nicht verleiten,“
ſprach die Mutter, „in den Bach,
der dich lockt, hinabzugleiten!
da iſt nichts, als Weh und Ach!

Daß dich nicht der Trug verderbe,
der ſo manchen ſchon verdarb,
Kindlein, bleib im kleinen Erbe!“
alſo ſagte ſie und ſtarb.

Und das Söhnlein ſah im kühlen
Bach von ferne eine Schaar
fröhlicher Forellchen ſpielen
ſonder Kummer und Gefahr.

Und nun kam mit freyen Blicken
der Gefängling auch hervor,
tanzte auf des Bächleins Rücken,
wälzte ſich im Schilf und Rohr.

Luſtig taumelt' er und fragte:
wo ſind die Gefahren nun?
Keiner der Geſellen wagte,
es dem Kühnen gleich zu thun.

Ihm behagt es immer beſſer
in der neuen weiten Welt.
Weiter ward der Bach und größer,
bis er in den Rheinſtrom fällt.

Hier nun riß mit Wetterſchnelle
ihn des Stroms Gewalt entlang.

Traurig blickt er nach der Quelle,
als ihn, ach! ein Hecht verschlang.

12.

Die alte und die junge Wachtel.

Die Unerfahrenheit ängstet sich, wo die Erfahrenheit ruhig zuschaut. — Viele fürchten Gefahren, wo keine sind.

Ein Wachtelchen, im Lenz geboren,
das noch die große Reise nicht gethan *),
kam zitternd zu der Mutter und hub an:
Ach Mutter, weißt du schon, wir sind verloren!
Ach Mutter, Mutter, drüben stehn
zwei Menschen im Gefild und drehn
zwei große Schwerter hin und wieder,
die Halme fallen rauschend nieder! — —

Die Mutter sprach: Mein Kind, die Menschen mähen.

Ach Mutter, rief das Kind, sieh, wo sie gehen,
da wird der Boden glatt und kahl!

Bald, sprach die Mutter, wird das ganze Thal
statt Halmen dürre Stoppeln zeigen.

---

*) Die Wachtel zieht bekanntlich im September nach wärmern Gegenden, und kommt im Mai wieder.

Das Küchlein ſah mit bangem Schweigen
der Mutter Ruh und heitres Antlitz an.
Ach Mutter! ſeufzt' es, was ſoll dann
uns Arme ſchützen und ernähren,
wenn vor der Sichel Halm' und Aehren
gefallen ſind? — —

Die Mutter lächelte und ſprach: Mein lie-
bes Kind,
das wird die Zeit dich lehren.

13.

Die Blumenknospen.

Sag, Vater, warum hat die freundliche Natur
das Knöspchen hier auf unſrer Blumenflur
ſo hart und enge eingehüllt?
Sieh, wie es aus den Spalten quillt,
und zeigt der Farbe röthlichen Schein!
und möchte gern frei und fröhlich ſeyn!
Was hindert, ich mache das Knöspchen auf?

So ſprach das Kind. Der Vater ſagte
drauf:
Das mußt du, liebes Kind, nicht thun!
Laß nur das rothe Knöspchen ruhn,
es iſt ja noch ſo zart und klein,
drum muß es wohl verwahret ſeyn,
und darf noch nicht ſehen den hellen Tag,
daß Froſt und Wurm ihm nicht ſchaden mag.
Es ruht ja in Windeln weich und grün,

noch braucht es der heimlichen Pflege,
bald wird es am Wege
uns lieblich duften und blühn.

Es will Alles seine Zeit und Stunde haben, in welcher es heranwächst, und zu seiner Vollkommenheit kömmt. Nichts muß übereilt werden. Hätte der Knabe das Knöspkein geöffnet, so wäre es eine kranke verkümmerte Blume geworden, die bald verwelkt wäre.

14.

Krebs und Muschel.

Einer Muschel am Strande der See, die ihr Haus bald öffnete, bald wieder zuklappte, sah ein junger Krebs zu.

„O wie du so glücklich bist!" rief er der Muschel zu. „Wie elend und unsicher wohne ich. Bald vertreibt mich ein mächtiger Nachbar aus meinem Hause; bald thun es die Wellen, die der Sturm bewegt, und bald kommt die Wassermaus und trachtet mir nach. O! laß mich einen Augenblick in deinem Schlosse Platz nehmen."

„Gern, recht gern," sagte die dienstwillige Muschel, „wenn dir es nur Vergnügen macht! Platz werden wir haben!"

Der Krebs kriecht hinein und die Muschel schließt ihr Schloß zu.

„O!“ ruft der Krebs mit unterdrückter Stimme, „mach auf, ich erſticke!“

Die Muſchel öffnete ihr Schloß. „Sieh da!“ ſagte ſie, „es paßt ſich nicht jeder für jede Lage, die ihm glücklicher ſcheint als die ſeine.“

15.

Die Bremſe und die Biene.

Wer zu furchtſam iſt, ſieht überall Gefahren.

Es ſchwärmte eine Bremſe
mit Toben und Geſumm
vor einem Bienenkorbe
muthwilliglich herum.
Ein junges Bienlein wurde
des Brummers kaum gewahr,
da klagt es voll Entſetzen
der Mutter die Gefahr:
Ach! welch ein Ungeheuer!
ſein ſchrecklich Brüllen klang
gleich eines Löwen Stimme,
mir wurde angſt und bang!

O Kindlein, ſprach die Alte,
des eignen Kleinmuths Wahn
hat dir die blinden Schrecken
des Todes angethan.

Drauf tönten ihre Flügel
im frohen Siegeston,

die Bremß erſchrack und ſchwärmte
in wilder Eil davon.

16.

Der Tiger, der Leopard und der Löwe.

Wuth und Wildheit richten nichts aus. Muth und feſte Ruhe thun mehr, wenn ſie von Kraft unterſtützt werden.

Der Tiger und der Leopard vereinten
ſich einſt, den Löwen zu beſtehn *),
und alle Thiere harreten und meinten
den Untergang des Löwenreichs zu ſehn.

Der Kampf begann. Die fürchterlichen Katzen
beſtürmten ihn mit blinder Wuth.
Laut knirſchte das Gebiß, und ſtarreten die Tatzen,
die Zungen durſteten nach Blut.

Der Löwe ſtand — ſein ernſter ſtiller Blick
verkündete die Ruhe ſeiner Seele.
Die Feinde lagen mit zerſchmettertem Genick,
er aber ging in ſeine Höhle.

Seht, ſprach ein Elephant, die feſte Kraft
verdient zu herrſchen und zu ſiegen!

*) Zu bekämpfen.

Dem Geiſt gebührt der Preis. Die Leidenſchaft
muß vor der Ruh' erliegen.

17.

Der Fuchs und der Iltis.

Einſt hatt' ein Iltis eine Gans gefangen,
und trug ſie fort mit vieler Müh.
Zu rechter Zeit kam Reineke *) gegangen.
„Ei ſpeiſeſt du nun gar ſo grobes Federvieh?"
ſprach er dem Räuber lächelnd an.
Ich meinte, nur die zarte Taube
ſey deine Koſt. Fürwahr, ich glaube,
du haſt zum Nothbehelf den Schreier abgethan.
„Ja wollteſt du zwei Küchlein dafür geben,"
begann der Iltis, — „gäb ich ſie wohl hin." —
Freund, zwei? — Ich will dir fünfe geben,
rief Meiſter Fuchs, ſo wahr ich ehrlich bin.
Mit Freuden ward der Vorſchlag angenommen,
und Meiſter Fuchs? — er ſoll noch wieder kommen.

Wer ſchnell und mehr, als du verlangſt, verſpricht,
hat Lug im Herzen — trau ihm nicht!

---

*) Der alte Name des Fuchſes in der Fabel.

18.

Penn und der Britte.

Als Wilhem Penn *), von seinen Christen-
brüdern
verfolgt, Europens Henker sieh,
und nun Amerika den Biedern
empfing, und er beglükt und froh,
und segnend wie ein Gott bei unerzognen Wilden
die Vaterstelle übernahm,
und sie zu Menschen umzubilden
bemühet war, — Gott lohn' es ihm! — da kam
frohlockend eines Tags ein Britte
zu Vater Wilhelm, lacht' und sprach:
Ich kam an eines Wilden Hütte,
ringsum in reicher Gegend lag
sein Land, vier Meilen groß. Ich sprach: Ver-
kauf es mir!
Gesagt, gethan! ich hatte meinen Willen — —
und — fragte Penn, was gabest du dafür?
Der Britte lacht' und sprach: Ein Dutzend
Brillen.
Ihr lacht! fuhr Wilhelm fort, und dünkt euch
höher,
als diese Einfalt! Arme Europäer!

---

*) William Penn, einer der edelsten und frommsten, aber auch einfachsvollsten Menschen, gründete in Amerika eine Kolonie, aus welcher der Staat Pennsylvanien entstand. Er ward in England seines Glaubens wegen verfolgt, darum ging er nach Amerika.

Gebt ihr nicht oft für schnöderen Gewinn
des Herzens Fried' und Freude hin?
Erkauft ihr nicht ein Stückchen Land und Gut
mit eurer Brüder Blut?

Ich will den ehrlichen Mann sehen, welchem der Engländer gefallen kann, der die Unwissenheit und Einfalt eines armen Wilden mißbraucht. Betrug ist und bleibt Betrug, wie er sich auch einkleide, und ist und bleibt Spitzbüberei, ob er schon wie eine Art Handel aussieht.

Uebrigens machts der Wilde nicht gerade einfältiger, als viele unsrer hochweisen, hochgebildeten Herren, die gegen Kutsch und Pferde, Pracht, Staat, Glanz und Flimmerwerk ihre schönen Güter hingeben, und am Abend ihres Lebens — darben.

19.

Die Tauben und der Sperling.

Welch ein elender Wicht muß man seyn, wenn man sich mit dem Werthe Anderer brüstet, die aus unserer Familie sind! Wozu ist das nöthig, wenn man einen eigenen Werth hat. — Der Sperling, der sich auf den Vetter Kanarienvogel etwas zu Gute thut, bleibt doch nur — — ein unverschämter, armseliger Sperling.

An einem Frühlingsmorgen sang
im stillen Hain ein Nachtigallenchor,
die ewig heitre Lerche schwang
sich singend in die Luft empor.
Ein Taubenpärchen im Sonnenschein
horcht ihren Gesängen schweigend zu.
Da trat ein frecher Spatz hinein,
und störte sie in ihrer Ruh.
Der Schwätzer sprach: Ihr staunt und habet Recht!
Der Nachtigall Gesang ist schön!
Doch weiß ich noch ein anderes Geschlecht —
dem würdet ihr den Vorrang zugestehn! —
Ihr kennt gewiß die zarten Vögelein,
im Westen ist ihr Vaterland, *)
goldgelb und glänzend wie ein Edelstein,
und nah, ganz nah mit uns verwandt. —
Schweig, rief der Tauber, armer Wicht,
weil es dir selbst an Werth gebricht,
verkleinerst du gerechten Ruhm,
und brüstest dich mit fremdem Eigenthum.

20.

Die Tulipane.

Auf einem Blumenbeet, auf welchem man das schönste Farbengemisch erblickte, war auch eine Tu=

*) Auf den kanarischen Inseln ist der Kanarienvogel zwar zu Hause, aber eben nicht häufig anzutreffen.

lipane, die alle Farben des Regenbogens in sich vereinigte.

Mit der größten Zärtlichkeit behandelte sie der Gärtner, der mit Leidenschaft an ihr hing.

Doch plötzlich umzog sich der Himmel an einem warmen Tage, als die liebliche Blume kaum aufgeblüht war. Der Nordost heulte fürchterlich, es krachte der Donner, und kaum schwieg er, als ein Hagel danieder stürzte und das Pflanzenreich verheerte. Da wurde auch die reizende Tulpe niedergeschmettert.

Jetzt lief der Gärtner herzu. Wohin sein Blick sich richtete, da entdeckte er Tod und Zerstörung. Er schwieg voll Entsetzen, bis er die Tulpe in ihren Trümmmern gewahrte. Welcher Lärm, den er nun anfing! Die lautesten Klagen und die ärgsten Verwünschungen wechselten mit einander ab. Grimm und Verzweiflu., waren in seinen Blicken zu lesen.

Da rief ein Birnbaum, dem das Wetter Knospen, Blüth und Laub geraubt hatte, unmuthig: „Dein Herz bricht dir, weil du eine Blume zerstört erblickst; warum schweigest du denn zu dem Verluste, den wir Bäume erlitten haben? Um eine Blume, die dir keinen Gewinn gebracht haben würde, bist du bereit, dich zu ermorden; aber daß unsere Knospen, die dir Unterhalt und Brod verhießen, zerknickt am Boden liegen, dies lockt die keine Thräne ab!“

Wie der Gärtner, so war der Mensch immer. So ist er in seiner Jugend, so ist er in seinem Alter. Kalt gegen große und wichtige Dinge, brennt er für Kleinigkeiten, die für ihn von keiner Bedeutung seyn sollten.

21.

Der Esel.

Ein Esel kam auf seiner Reise
an einen Strom. Am Ufer jenseits sah
er schöne Disteln: — Ei, wie ging ihm dieses nah.
Er konnte schwimmen, doch nach seiner lieben Weise
war er zu faul darzu.
Je, dacht' er, hier will ich in Ruh
indessen mich bloß an der Aussicht laben,
bis dieser Strom sich wird verlaufen haben.
Er lag den ganzen Tag, der Fluß verlief sich nicht.
Was sollt' er thun? am Abend überschwimmen,
da ihm, verhungert, Kraft gebricht?
Und wollt' er gleich, das konnt' er nicht.

Kind, dieser Reise gleicht dein Leben,
der Strom dazwischen ist die Zeit.
Auf jener Seite liegt Glück und Zufriedenheit;

durch Fleiß und Müh mußt du hinüber
streben;
verſäumeſt du jetzt die Gelegenheit,
der Tugend Kraft, des Lebens Munterkeit,
ſo darb' auf deine Lebenszeit!

Und wer immerdar nur wartet — aufſchiebt — lauert, kommt zu Nichts. — Friſch! Hand ans Werk, junger Freund!

22.

Die Thiere und die Sonne.

„O Sonne ſcheine nicht ſo heiß!
ich muß vor Mattigkeit und Schweiß,
bei meiner Arbeit ſchier erliegen."
So rief der Eſel. — „Dank für deinen heitern Schein,
o Sonne!" rief die Schlange. „Mit Vergnügen
leg' ich mich ſtundenlang hinein."
Die Eule ſchrie: „Verſchone mein Geſicht
mit deinem mir verhaßten Licht,
o Sonne! kann ich doch kein Schlupfloch finden,
wohin dein Strahl nicht dringt: ich werde noch erblinden."
„Wohlthät'ge Sonne, ſey mir lange noch geneigt,"
hub eine Feldmaus an; „es reifen meine Aehren;

vollauf kann ich mich wieder nähren.“ —
Die Sonne hört es an, ſcheint fort
und — ſchweigt.

— O Eigenſucht — thörichte Eigenſucht, welche fordert, Alles ſolle nur für ſie, nur um ihretwillen allein, nur nach ihren Wünſchen eingerichtet ſeyn! — Andere wollen auch leben und ſich freuen!

23.

Der Ziegenbock und der Hofhund.

Willſt du lächerlich und wohl gar verächtlich werden; willſt du, daß man recht auf deine geringſten Fehler aufmerke, und ſie offenbar mache, ſo lobe dich nur ſelbſt.

Ein Ziegenbock betrat mit hoher Gravität
den Meierhof, wo ſchon das andre Vieh
verſammelt war, und wie ein Völkerhirt
ging er im ſtolzen Schritte auf und ab.

Man ſah ihn ſchweigend an; er aber that ſein wohlbehaartes Mundwerk auf und ſprach: „Wenn dem Verdienſt der Ehrenkranz gebührt, ſo wär' ich wohl des Hofes Herr und Fürſt. Seht hier an meiner Stirn den hohen Hörnerſchmuck
der Krone gleich — ein Zeichen meiner Kraft.

An meinem Kinne ſchaut den langen weißen Bart,
der meine Würd' und Weisheit euch bezeugt!
Seht her, leicht iſt mein Schritt — und wenn
der Frühling kommt,
die ſchöne Zeit, mit ihrem Blüthenduft,
dann duft' ich lieblich wie" — — —
„„Eigenlob!""
fiel hier der Hofhund ein, und faßt am Bart
den Helden. Dieſer ließ des Kinnes halbe Zier
zurück und floh zum Stall. Der Hof erſcholl
von lautem Beifall um des Barts zerzauſten Raub.
Das Räucherwerk, das man ſich
ſelber ſtreut,
wird immer doch zuletzt nur zu Geſtank.
Das zeiget Euch der Fabel weiſes Wort.

24.

Der junge Hahn, welcher frei ſeyn will.

Kaum war ein junger Hahn ein wenig heran-gewachſen, kaum war das Federkleid ein wenig ſchön geworden, kaum konnte er zur Noth ſchon krähen, obwohl lange noch nicht ſo gut, wie der Papa, ſo gab er nichts mehr auf Lehren und gute Worte der Aeltern, und nichts auf das Zurückſcheuchen der Hofmagd, und wollte auf dem Hofe nicht bleiben, ſondern flog über die Planken, und lief in Feld und Wieſen umher, oder richtete Unfug in den Gärten der Nachbarn an, obwohl ihn die Kinder oftmals mit Steinwürfen in Furcht ſetzen wollten.

Wenn er dann zur Futterzeit wieder zurückkehrte, und auf die Planke geflogen war, krähete er, so gut ers vermochte, sein Kikerikih, als hätt' er groß Ding gethan; und dacht' in seinem Herzen, er sey ein freies Wesen und brauche Niemand zu folgen — er könne thun, was ihm beliebe, denn er sey ja nun schon etwas.

Drei oder viermal hatte ihn die Magd wieder zurückgescheucht, und ihm heilsame Warnung gegeben, fein auf dem Hofe zu bleiben. — Aber er gab nichts drauf und sagte: „ich bin frei; ich thue, was ich will!"

Da erwischt ihn die Magd einmal beim Flügel, und setzt ihn in einen geräumigen Käfig. Kecker Bursche, sagte die Magd, da sitze! „Niemand in der Welt darf thun, was er will, sondern muß erst darauf sehen, was er thun soll!"

Da saß der kühne Patron, der frei seyn, und nach seinem Belieben, und nicht nach Ordnung und Regel thun wollte, was sich gebührt. Da saß er, und sahe trübselig zu, wie alles Geflügel auf dem Hofe so lustig und vergnüglich dahin und dorthin ging, oder stand und saß. — Er aber war eingesperrt.

25.

Der Esel will einen Herrn haben.

Glücklich der, welcher frei ist, und seinem fremden Willen den seinigen un-

terwerfen muß. Sich selbst macht man es am ersten zu Danke, Andern sehr selten. — Herrendienst, Sklavendienst; viel Noth, wenig Brod, Undank, Schande. Und — je höher der Dienst, — oft — desto schlimmer!

Viel andere Thiere hatten ihren Herrn! das Pferd und der Hund, das Rind und das Schaf, aber der Esel lief noch frei umher, zu Berg und Thal, zu Feld und Wald. Er wollte nun auch einen Herrn — das macht, er war ein Esel, und bat den Himmel täglich darum, und wurde erhört.

Er wurde einer alten guten Gärtnerin befohlen, mit der er täglich in den Garten ging, wo er lustig weidete, bis sie ihre Blumen, Wurzeln und Kräuter beisammen hatte, die er sich willig aufpacken ließ. Die Last war nicht schwer und der Weg nicht weit bis zu dem Markte der nächsten Stadt. Dort liefen die Kinder zu ihm hin, brachten ihm Hafer und Brod, streichelten und führten ihn, neckten und spielten mit ihm, setzten sich und ritten auf ihn, und er warf sie lustig ab, sprang mit hochgehobenem Schwanze und schallendem Jah-haha auf dem Markte der Kreuz und Quere umher, und schlug vor Lust hinten aus, und trieb solches Zeug, daß alle über ihn lachten. Bei leichter Mühe und gutem Futter ward er wohlbeleibt und wohlgemuth, und die Gärtnerin pflegte ihn, als sey es ihr Leibsohn. Da dachte er: „wie bin ich so glücklich, seit ich im Herrendienste bin!“

Aber, wie es denn geht! Die Gedanken bleiben nicht immer dieselben, und das Glück zu ertragen, wird Vielen gar schwer. Nach einigen Wochen dachte er anders, und klagte, daß er eine so geringe Herrschaft habe, bei der man sich schämen müsse zu dienen — ein altes häßliches Weib, mit struppigem Haare und Wackelkopf. Da war ihm denn nun Alles nicht mehr recht, selbst sein gutes Futter nicht, und er fing an so widerspenstig und böse zu werden, daß ihn die alte Frau nicht mehr bändigen konnte, sondern ihn an einen Ziegler verkaufte, der ihn mit Tragen von Lehm, Sand und Stein und mit kl ßen Disteln und Strohfutter, und mit aller Art Arbeit vom Morgen bis in späte Nacht, und mit sattsamen Prügeln so weit brachte, daß er kaum mehr gehen konnte.

Da wünschte er sich wieder einen andern Herrn, und bekam ihn auch, denn der Ziegler konnt' ihn nicht mehr gebrauchen. Er bekam einen Gerber zum Herrn, wo seine letzte Kraft in der Arbeit darauf ging. Er sehnte sich kläglich nach seiner Freiheit oder doch zu seiner Alten zurück. Das aber war Alles nun zu spät. Er konnte bald nicht mehr fort; da schlug man ihn todt und seine Haut wurde gegerbt.

26.

Der Affe mit dem Bogen.

Ein Affe hatte einen alten Bogen gefunden, und ihn wohl aufgehoben, weil er geſehen hatte, wie trefflich der Jäger mit einem Bogen treffen konnte.

Da geht er nun einsmals ſo ein wenig herum, dahin und dorthin, indem er eben nichts weiter zu thun hatte, und ſchauet, was ſich begiebt.

Da ſitzt eine Krähe auf einem Baume, ein luſtig ſpottend Ding, die ſieht den Affen und ſchimpft ihn.

Darüber wird der Affe zornig und böſe, geht und holt ſein alt Bogenholz, legt einen Bolzen drauf, und zielt auf die Krähe, indem er den Bogen dicht an die Naſe hält. Aber der Bogen hat keine Sehne.

Da lacht die Krähe überlaut und ſchimpft wieder: „Du haſt ja keine Sehne am Bogen, keine Sehne! Du zielſt ſchön und triffſt nicht, weil du die Kunſt nur halb gelernt haſt — du haſt das Beſte noch nicht gelernt!“

Der Affe ſchleicht ſich grimmig und beſchämt davon.

Es geht außer dem Affen noch manchem Andern ſo, daß er ſich davon ſchleichen muß. Man muß ſeine Kunſt ganz gelernt haben, dann iſt auch das Beſte dabei nicht vergeſſen, und man zielt nicht bloß, man trifft auch!

27.

Der Affe und der Bär.

Ein Affe und ein Bär, von gleicher Größe und von gleichem Alter, wie von gleicher Naſchhaftigkeit und von gleicher Geſchicklichkeit im Steigen und Klettern, durchſtrichen Feld und Wald, um ihren Hunger zu ſtillen. Ganz langſam und traurig ging der Bär, und ſing Grillen, während der Affe ſich munter umſah, und manchen Luftſprung that.

„Was," hub endlich der Affe verdrießlich an, „was können dieſe Fleiſchergänge uns nüzzen? Ich werde mich auf einen Baum ſchwingen, von dem ich weit um mich ſchauen kann." In dem Augenblicke bemerkte er eine Buche von ſeltner Höhe, an der er ſogleich hinaufkletterte, bis er faſt nicht mehr zu erblicken war. Er hatte ſich kaum geſezt, ſo rief er dem Reiſegefährten zu: „Ach mein Lieber, du ſiehſt ja wie ein Zwerg aus. Was iſt dir denn begegnet? Wir waren ja ſonſt gleicher Länge."

Den Bären verdroß das Geſpräch des Affens, und es kam zu einem lebhaften Wortwechſel, der ſich jedoch bald wieder endete.

Jezt war der Affe wieder bei dem Bäre, und ſagte zu ihm: „Sehe ich doch nun, daß du ein Bär biſt!" ſo wie der Bär zu dem, der ſo hoch über ihm geſtanden hatte, ſprach: „Ja, ich bin noch ein Bär, ſo wie du noch ein Affe biſt."

Sind nicht die, welche zu Ehren kommen, und nun gegen ihre Verwandten und Freunde fremd thun, oder ſie wohl gar mit Verachtung anſehen, nicht eben ſo viel kleine Aeffchen auf der Buche?

28.

Das alte Schloß.

Es hatt' einmal ein reicher Mann
Ein altes wohlgebautes Schloß,
Feſt, dauerhaft, und ſchön und groß,
Kein Schnitzwerk noch Vergoldung dran.
Doch Majeſtät und edle Pracht,
Von wahren Kennern hoch geacht't,
War allenthalben angebracht,
Als ſollt's der Engel Wohnung ſeyn.
Bei Tag ſowohl als finſtrer Nacht,
Und wenn der Mond dem Himmel lacht,
Bei Sturm, ſo wie bei Sonnenſchein,
War's ſchön und ſicher drinn zu ſeyn.

So ſtand's nun ſchon manch liebes Jahr,
Und war noch nichts dran wandelbar.
Da fiels dem Mann mit einmal ein:
Es könnte doch wohl beſſer ſeyn!
Die Fenſter wären viel zu klein,
Das Dach ſey gar zu hoch, zu ſchwer,
Die Thür ganz unrecht angebracht,
Ein wenig auch zu ſchmal gemacht;

Auch müßten, längs dem Eingang her,
Des Plato, Aristoteles,
Des Epikur und Sokrates,
Und andrer Philosophen mehr
Erhabene Statüen, schön
Aus Marmorstein gehauen, stehn.
Dann wären auch im Schlosse drinn,
Die Möbeln all' nach altem Sinn,
Und nicht, wie die der neusten Art,
Gedrechselt und geschnitzelt zart;
Die Stühl' und Betten viel zu hart,
Und die Tapeten gar zu schlecht;
Mit einem Wort: nichts war ihm recht.

Drauf macht' er denn sich drüber her,
Und ändert in die Kreuz und Quer.
Allein er that nicht wohl daran;
Denn er ward drob zum armen Mann,
Und hatte leider! noch dazu
In seinem Schlosse keine Ruh;
Denn bald fiel hier, bald da was ein,
Und Wind und Regen schlug hinein.

Es ist überaus schwer, etwas, das in ältern Zeiten entstand und überall Spuren eines frühern Geschmacks an sich trägt, dem neuern Geschmack anzupassen, ohne die Vortheile aufzuopfern, die es in reichem Maße darbot, und Nachtheile herbei zu führen, die, wenn

man weniger ekel geweſen wäre, nicht eingetreten ſeyn würden.

29.

Die Quelle und der Wanderer.

Wie gern ſchieben wir eigene Schuld auf Andere!

Ein Wanderer kam im heißeſten Sommer zu einer Quelle. Er war raſch und lange gegangen. Der Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne, und ſeine Zunge war vom Durſt faſt vertrocknet. Da ſah er das ſilberhelle Waſſer, glaubte hier neue Kräfte zu ſammeln, und trank mit gierigen Zügen.

Aber die große, zu ſchnell abwechſelnde Kälte wirkte ſo ſchädlich auf ihn, daß er zu Boden ſank.

„Ach, ſchändliches Gift!“ rief er, „wer hätte unter einem ſo reizenden Anſchein eine ſolche Bosheit vermuthet?“

Ich ein Gift? ſprach die Quelle: Wahrlich, du verleumdeſt mich! — Sieh', die Flur rings umher grünet und lebt durch mich! Von mir tränken ſich die Heerden, und tauſende deiner Brüder fanden hier Erquickung und Labetrank. Nur Uebermaß und Unvorſichtigkeit von deiner Seite machten dir den Genuß ſchädlich. Ich bin ſchuldlos an deinen Schmerzen, und ſelbſt an deinem Tode, wenn er erfolgen ſollte, würde ich es ſeyn.

30.

Der Lockvogel.

Ein Vogelſteller hatte ſeinen Heerd aufgeſtellt und einen Lockvogel dazu geſetzt, welcher ſehr ſchön ſingen konnte.

Die Vögel in der Nachbarſchaft hörten dieſen Geſang, flogen herbei, und ſprachen: „O! was liegt hier für ein Ueberfluß an Speiſen! — Und wie freundlich uns unſer Geſelle, dem ſelbſt ſo wohl iſt, dazu einladet! Wir wollen dieſe Gelegenheit benutzen!“

Kaum hatten ſie zu freſſen angefangen, ſo fiel das Garn zu und ſie verloren Freiheit und Leben.

Ein Vogel nur hatte ſich in der Entfernung gehalten, und der Lockvogel rief ihm zu: Wer hat dich allein ſo klug gemacht, daß du nicht näher kamſt?

„Mein Vater!“ antwortete dieſer, — „denn er ſagte mir oft: „Sohn, wenn man dir einen Vortheil um nichts und wieder nichts anbietet, der groß, und doch ohne Mühe zu erlangen iſt, ſo hüte dich; denn es liegt gemeiniglich Betrug im Hinterhalte.“ —

31.

Der müßige Magnet.

Ein Knabe erhielt einen ſehr guten Magnet *) zum Geſchenk. Er glaubte ihn ſchonen zu müſſen, und verbarg ihn, von allem Eiſenwerke entfernt, ſorgfältig in einem Schrank, aus welchem er ihn nur erſt nach langer Zeit wieder einmal hervorholte, um Neugierigen ſeine Kraft zu zeigen. Er hält ihn an ein Eiſen, allein der Magnet zog nun gar nicht mehr, weil er durch die lange träge Ruhe alle Kraft verloren hatte.

So gehts auch dem Menſchen. Zu viel und lange Ruhe ſchwächt die Kräfte des Leibes und der Seele.

Siehe auch die Fabel von den zwei Pflugſchaaren.

32.

Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen, und ließ es ſich da wohl ſchmecken. Doch jetzt, als ſie wieder fort wollten, konnten ſie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füße unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten ſie nun über ihr nahes Ende. — Eine einzige

*) Ihr werdet doch wohl den Magnet kennen, der das Eiſen anzieht — oder die Magnetnadel, die ſich immer mit einer Spitze nach Norden wendet?

Wespe hatte sich vorsichtig am Rande erhalten, zwar weniger genossen, aber sich auch nicht gefangen. „Ihr dauert mich, Schwestern," sprach sie, indem sie fort flog; „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen, ehe ihr euch so tief hineinwagtet."

Willst du einstens von den süßen
Freuden dieser Welt genießen,
liebes Kind, dann denke dran,
daß schon mancher mußte büßen,
der zu viel darin gethan;
daß zuviel und lang genießen,
dir gefährlich werden kann.

33.

Der Affe und der Holzhauer.

Ein Affe sah eine geraume Weile einem Holzhauer zu, wie er Klötze spaltete, und mühsam Pflöcke hineintrieb, um sich des Spaltens zu erleichtern.

Thut der Mensch nicht — dachte er bei sich selbst, als ob dieß noch so schwer wäre? Was gilt die Wette, ich habe es ihm abgesehen und will es mir noch bequemer zu machen wissen.

So wie daher der Arbeiter sich nur auf einige Minuten entfernte, sprang der Affe hinzu, und zog an dem einen Pflock. Der schnellte hinaus und der Klotz schloß sich. Die Pfote des Affen war eingeklemmt. Der Mensch kam wieder und nahm den

armen Pavian gefangen, der indeß fruchtlos die kläglichſten Geſichter ſchnitt.

Neugier und Verwitz ſtürzen ins Verderben, und nicht leicht kann man das ſofort nachmachen, was man gerade auf den erſten Blick zu durſchauen glaubt.

Nur nicht zu voreilig, nur nicht zu keck!

34.

Der Bär und der Einſiedler.

Hierzu Kupfer.

Behüt uns der Himmel nur vor täppiſchen Freunden, die zur Unzeit dienen! Sie ſchaden uns oft mehr, als ein boshafter Feind, gegen welchen man auf ſeiner Hut iſt.

Ein Bär und ein Einſiedler waren nahe Nachbarn in der waldigen Wildniß, die ſie bewohnten, und waren nicht nur verträglich, ſondern wurden ſogar Freunde mit einander, wegen der Gleichheit ihrer menſchenſcheuen Geſinnungen und ihrer Abgeſchiedenheit von Welt und Leben. Gern that der Bär, was ſeinem guten Freund und Nachbar angenehm war.

An einem ſchwülen Sommertage hält der Siedler ſeinen Mittagsſchlaf. Der Schlaf würde recht erquikend geweſen ſeyn, denn die Laube war

kühl, worin er schlief, aber die Fliegen störten ihn tausendfältig, und stachen ihn auch wohl. Wiederemal verscheucht der Bär die Fliegen, aber eine darunter ist höchst unverschämt, und läßt sich nicht ganz verscheuchen. Bald setzt sie sich auf die Lippen, bald auf die Nase, jetzt auf die Stirn, jetzt in die Winkel der Augen.

Es war vergebens, daß der Bär die Fliege zwischen seinen Pratzen zu fangen suchte, um sie zu erdrücken; dazu fehlte es ihm an Leichtigkeit und Gewandtheit, und die Listige entwischte ihm immer.

„Nun so will ich doch meinem Freunde gewiß Ruhe verschaffen!" brummte unwillig der Bär; „du böser Quälgeist sollst mir nicht entgehen, ich fasse dich gewiß!"

Der Bär hebt einen großen, großen Stein, schleicht sich mit demselben an Freund Einsiedler leise heran, hebt den Stein mit den Vorderpratzen so hoch in die Höhe, als er nur kann, paßt nun der Fliege auf, und hat schon im voraus eine herzinnige Freude, daß er die Fliege tödten wird.

Jetzt kam sie; sie setzt sich mitten auf die Stirn des Einsiedlers, sie sitzt gerade wurfrecht und der Bär läßt den schweren Stein herabfallen.

Richtig! die Fliege war wirklich völlig todt, aber der arme Einsiedler auch, denn der Stein hatte ihm den Hirnschädel zerschmettert.

Ehrlicher Petz *), du meintest es gewiß gut mit deinem Freund! Aber du

*) Der Ehrenname des Bären in Fabelbüchern.

haſt wohl geſehen, das gute Meinen allein thuts nicht; ſondern ein wenig Ueberlegung zuvor kann auch nicht ſchaden.

35.

Die zwei durſtigen Staare.

Zwei durſtige Staare ſuchten ein Paar Tropfen Waſſer. Alles in der Gegend umher war verlechzt und verſchmachtet, denn der Regen war ſeit vielen Wochen ausgeblieben, und der heiße Sonnenſtrahl hatte Alles verbrannt.

Die armen luſtigen Vögel waren ganz traurig und matt geworden! Sonſt finden die Vögelein, auch in heißer Sommerszeit wohl noch einen Regen- oder Thautropfen, der in einem Felslöchlein, oder in einem Blatte oder Blumenkelche ſich erhalten hat! Aber unſere armen Staare fanden nichts, und waren vom Hin- und Herfliegen ganz matt geworden!

Kein Tröpfchen hatten ſie gefunden; aber zuletzt fanden ſie doch einen enghalſigen Waſſerkrug, und: o Glück! unten auf dem Boden deſſelben zwei bis drei Finger hoch Waſſer; aber: o Unglück! wie ſollten die Vögelein in den für ſie zu tiefen, zu eng gehalſten Krug hinabkommen, um zu trinken? — Sie verſuchten es, den Krug umzuſtoßen, ſie wendeten alle Mühe daran, aber freilich war für ihre ſchwachen Kräfte der Krug viel zu ſchwer!

„Ach! damit ist es auch nichts!“ sagte einer von unsern Staaren, und flog, oder flatterte vielmehr, mit traurigem Mißmuth weiter, denn zum Fliegen war er fast schon zu matt und schwach.

Man muß nicht gleich durch Schwierigkeiten sich abschrecken lassen, dachte unser zweiter Staar, der ein verständiges Kerlchen war, der über Alles sinnirte und nachdachte.

Lange fand er keinen Rath, und — getrunken hätte er so gern! — Jetzt sieht er kleine Kieselsteine in der Nähe!

„Tausend! tausend!“ denkt er; „so muß es gehen!“

Er holt die Kieselsteine mit seinem Schnabel herbei, er wirft sie in den Krug. Die Steine verdrängen das Wasser; es schwillt auf, höher und immer höher, und in kurzer Zeit stand das Wasser hoch oben, und unser verständiger Staarmann trank sich satt.

„Man muß nur nicht gleich mißmuthig werden, oder gar verzweifeln! sagte er; man muß sich nicht durch anfängliche Schwierigkeiten abschrecken lassen! Am Ende geht es doch! — — Verstand und Nachdenken nebst Fleiß und Mühe sind die Mutter der Erfindungen!

Ihr seht, unser Staarmann dachte gar nicht so übel; — aber nehmt Euch immer eine Lehre daraus! Es geht Vie-

les im Anfange faſt gar nicht, was nachmals recht leicht und gut geht!

Verzweifle nur nicht zu ſchnell aus Unmuth oder Mißmuth.

36.

Die Schwalben.

Wie ſehr ändern Zeit und Umſtände die Geſinnungen der Menſchen! Der Reichgewordene, der Emporgeſtiegene denkt ganz anders, als zuvor der Arme und Niedrige dachte. Der feſten Seelen, die ſich ſelbſt gleich bleiben, ſind nur wenige.

In eines armen Mannes Haus
kam lange Zeit, von Jahr zu Jahr,
zur Frühlingszeit ein Schwalbenpaar.
Mit Freuden nahm der arme Mann
ſie auf und ſchlug ein Brettchen an,
worauf ſie ſich ihr Neſt erbauten,
und frohen Muths herniederſchauten.

Sie zogen fort. — — Der arme Mann
ward unverhofft durch Erbſchaft reich!
Da ward das alte Haus ſogleich
zerſtöret und neu aufgeführt,
mit Marmorſäulen ausgeziert.

— Das Schwalbenbrettchen riß man nieder,
indeſſen kommt das Pärchen wieder,
und zwitſcherte ſein Morgenlied!

Fort, rief der reiche Mann voll Wuth,
vertilget mir die böſe Brut!! —
Schnell unſre zarten Vögel flohn
und ſangen noch im frohen Ton:
„Wir gehn! Wo Lieb und Frohſinn weilen,
bedarf es nicht der Marmorſäulen.“

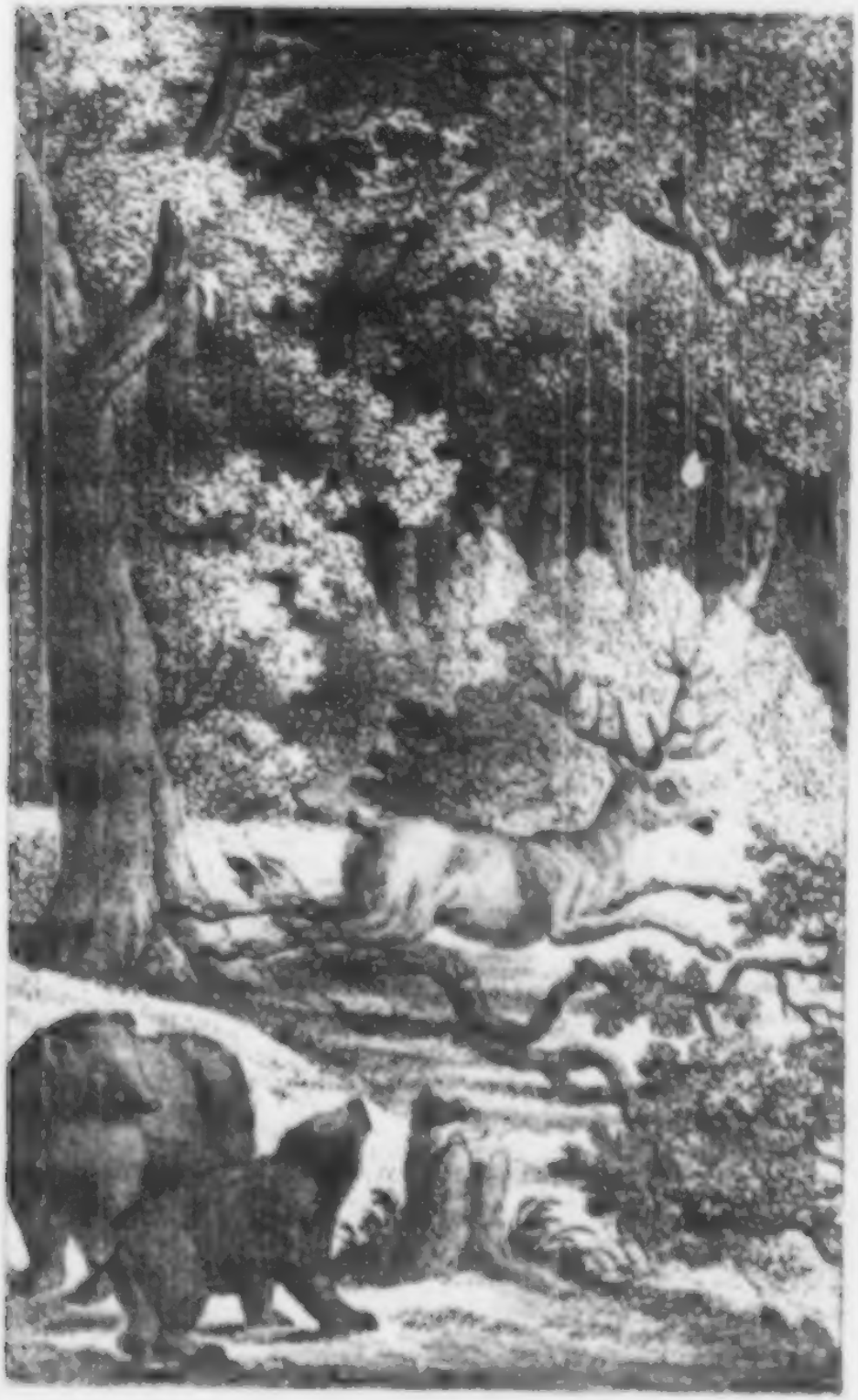
Und gewiß waren unſre Schwalben unter dem Dach einer niedrigen Bauernhütte eben ſo fröhlich und glücklich, als wenn ſie hier unter den Marmorhallen hätten niſten und wohnen dürfen. Zufriedenheit und Frohſinn wohnen ja nicht in glänzenden Paläſten — dort trifft man ſie gerade am ſeltenſten, — ſondern ſie wohnen im Herzen, und nicht durch die Güter der Welt, ſondern nur durchs Herz wird man glücklich.

37.

Der alte und junge Bär.

Hierzu Kupfer.

„Potz tauſend!“ ſagte der junge Bär zum Vater, da er eben einen Hirſch ſich recht betrachtet hatte, — „potz tauſend noch einmal! Ich habe den Hirſch geſehen, Vater; ich hab' ihn geſehen! Was iſt das für ein ſchöngebautes Thier! Was ſind das für herrliche Geweihe! Was kann das dahin laufen! viel ſchneller wie der Wind läuft! Vater! warum ſind wir nicht auch ſo prächtig und herrlich gebaut?“



„Potz Narr! Potz Narr!“ ſprach der alte Bär! — „Du wärſt was rechts, wenn du ein Hirſch wärſt! Der Wolf und der Luchs ſind ihm zu ſtark, und vor jedem Knaben entläuft er. Wie willig würde er ſein Geweih und ſeine ſchnellen Beine mit der Langſamkeit und mit dem Muthe des Bären vertauſchen!“.

Was ſolls denn helfen, daß du nur immer auf die Vorzüge Anderer ſiehſt? — Helfen? — Nein helfen thut es dir nichts! Aber ſchaden wird es, denn es macht dich mißvergnügt mit dem, was Du biſt — mit deinem ganzen Zuſtande! — Siehe nur auf deine Gaben und auf deine Vorzüge! — Und merke! Einer kann nicht Alles zugleich haben! und vielleicht haſt du gar größere Vorzüge, als der, den du beneideſt.

38.

Die Dohle und die Nüſſe.

Was der Eine nicht gebraucht, kommt einem Andern zu Gute. Was der Geiz ſammelt, ſammelt er nicht für ſich, denn er behält es nicht. — In der Natur geht am Ende nichts unter, und was die Thorheit verſcharren oder verderben

will, bringt sie wieder hervor, und
erzieht Segen und Freude daraus.

Eine karge Dohle stahl
gierig eine Menge Nüsse,
pflückte Strauch und Bäume kahl,
und verbarg die Beut' im Thal.

Und nun flog sie Tag und Nacht
um den eingescharrten Haufen,
Mißgunst aber und Verdacht
quälten sie bei Tag und Nacht.

Was mit Mühe sie erwarb,
wagte sie nicht zu genießen,
und in Sorg und Angst verdarb
ihres Lebens Keim — sie starb.

Doch die Nüsse fingen an,
nun zum Baum emporzuwachsen.
Dieser bot dem Wandersmann
Kühlung, Frucht und Obdach an.

39.

Der Pudel und die Dogge.

Wahres Verdienst und Narrenpossen.

Ein Pudelhund und eine Dogge kamen
auf einen Weg. Als man, wie es gewöhnlich ist,
sich erst bewillkommt und geküßt,
begann man Neuigkeiten auszukramen. —

„Herr Vetter, fing der Pudel an,
du ſollteſt mich nur einmal ſehen,
was ich für Künſte machen kann!
Es iſt ein Spiel für mich, auf einem Seil zu gehen,
und wie ein ſteifer Flügelmann
mit einem Spieß im Schilderhaus zu ſtehen.
Ich tanze, beſſer tanzt ein Operntänzer nicht.
Ich laſſe mich zu Tode ſchießen,
und bin flugs wieder auf den Füßen,
wenn man ein Wort vom Henken ſpricht.
Noch mehr, ich kann mit unerhörten Sprüngen,
bald über einen Stock, bald durch den Reif mich
ſchwingen.
Und — — — Wie? du gähnſt?" Hier brach
der Redner ab.
Die Dogge ſprach: „Soll ich mich auch erheben?
Ich ſchütze meinem Herrn das Leben,
und folg' ihm bis ins Grab."

40.

Der Affe und der Geitzhals.

Ein Geitzhals hatt' einſt einen Affen — — —
Ein Geitzhals ſeyn, und ſich den anzuſchaffen?
Kaum glaub' ich das: doch ja!
Geſellſchaft koſtet Geld, und Menſchen können
ſtehlen;
ſo war zum Zeitvertreib dafür der Affe da;
vor dieſem durft' er nichts verhehlen.
Er mochte wuchern, oder zählen,

Der ſchwatzte nichts, und kurz, der war nach
seinem Sinn.
Einſt rief der Glockenſchlag ihn nach der Kirche hin:
denn hier dacht' er durch Beten und durch Singen
Gott neue Schätze abzuzwingen.
In großer Eil ließ er das Schreibpult offen ſtehn,
wo ihn der Affe hatt' im Golde wühlen ſehn.
Petz, der den Haufen Gold erblickte,
und den die Langeweile drückte,
ſann ſich zum Zeitvertreib ein kleines Spielwerk aus.
Er holt ein Goldſtück nach dem andern,
und ließ zum Fenſter friſch hinaus
die Louisd'or und die Dukaten wandern.
Das war ein Lärmen um das Haus!
Wer laufen konnte, lief, und bald ward vom
Gedränge,
ſo breit die Straße war, der Platz doch viel zu enge.
Rips, Raps! „Herr Petz, mir auch ein Stück!"
Man haſchte, ſprang und fiel, und wem zu gu-
tem Glück
eins in die Hände flog, dem kam es hoch zu ſtehn!
Ei! welche Luſt, dies Schauſpiel anzuſehn! —
Indeſſen kam Herr Geizhals auch zurück. —
„Hilf Himmel! Wer? Wie? Was! Was gibts
für Unglück hier?
O weh! — Mein Geld! — Komm ich hinauf zu dir,
du Dieb! ſo ſoll dein Blut" — — —
Hier ſchwieg er, denn den Mund ſchloß ihm
die Wuth.
Herr, ſprach ein alter Mann, Herr, mäßigt Eure Hitze!

Das Geld ist Euch wie ihm und ihm
wie Euch nichts nütze.
Der Affe wirft es weg, und Ihr? —
Ihr sperrt es ein.
Wer mag von Euch der Klügste seyn?

41.

Der Steinmarder und die Hühner.

Ein Steinmarder hatte sich einst in einer Tellerfalle gefangen. Die Schmerzen, welche er schon jetzt litt, wurden durch die Furcht des gewissen Todes noch empfindlicher, der ihm bevorstand, sobald der Hausherr seiner gewahr werden würde.

In diesem trostlosen Zustande sah ihn ein junges Hühnchen, welches sogleich zu seiner Mutter lief und schrie: „Freude! Freude! unser Todfeind ist seinem Untergange nahe. Komm, laß uns seine Qual mit ansehen und durch unsern Spott vergrößern!“

Nein, bleib und schäme dich! erwiederte die alte Henne: Spott über einen Unglücklichen, und wäre er selbst unser Todfeind, verräth ein unedles, ein böses Herz.

42.

Der Dornenstrauch.

„Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornenstrauch, warum du nach den Kleidern der vor-

beigehenden Menſchen ſo begierig biſt? — Was willſt du damit? — Was können ſie dir helfen?"

Nichts! ſagte der Dornenſtrauch. Ich will ſie ihm auch nicht nehmen; ich will ſie ihm nur zerreißen.

Das iſt die echte Bosheit der Schadenfreude!

43.

Die Ameiſe und die Grille.

Es ſang die heiſre Grille
die ganze Sommerszeit,
da, wo in aller Stille
die Ameis ſich erfreut.
Sie häuft der Zellen Fülle
mit kluger Emſigkeit.

Die Grille ſingt voll Freude
um Feld und Buſch und Hain,
und ſammelt kein Getreide
zum nahen Winter ein.
Als endlich ſich die Sonne
umwölkt dem Schützen *) naht,
die Erde keine Wonne
und Alles Mangel hat;
da fühlt ſie das Geſchicke

*) d. h. gegen Ausgang des Herbſtes.

der darbenden Natur,
und hoffet Troſt und Glücke
von ihrer Freundin nur.
Sie ſagt: o leiht mir Weizen,
geliebte Nachbarin,
Ihr werdet ja nicht geitzen,
Ihr wißt, wie arm ich bin.

Die fragt: zur Zeit der Roſen,
was haſt du da gemacht,
die hat dem Virtuoſen
vielleicht nichts eingebracht?

„Ich ſang, zwar ungedungen,
allein, was ſollt' ich thun?"

Du haſt damals geſungen,
Nachbarin tanze nun.

Die Grille hätte freilich in glücklicher Zeit für Winterverrath ſorgen ſollen. Sie that es nicht — und mußte darben! — Man muß ſammeln — Vorrath, Geld und Kenntniſſe zu rechter Zeit! —

Aber daß die Jungfer Ameiſe ſchnippiſch und ſpöttiſch iſt, weil ſie eingetragen hat, iſt doch noch ſchlechter, als die ſorgloſe Nachläſſigkeit der Grille! — Nein, wenn auch jemand ſelbſt verſchuldet ins Unglück kam; ſpotten und höhniſch gegen ihn ſeyn muß man doch nicht!

44.

Der Rabe und der Fuchs.

Wurſt wieder Wurſt. Das iſt das Spiel der Welt,
und auch der Inhalt dieſer Fabel.

Ein Rabe, welcher ſich auf einen Baum geſtellt,
hielt einen Käſ' in ſeinem Schnabel.
Den Käſe roch der Fuchs. Der Hunger rieth ihm bald,
dem ſchwarzen Räuber ſich zu nahen.
„Ha," ſpricht er, „ſey gegrüßt; iſt hier dein Aufenthalt?
Erblickt man hier die reizende Geſtalt? —
Daß du gefällſt, muß, wer dich kennt, bejahen.
Erlaube mir die Luſt, dich jetzo recht zu ſehen! —
Ja, der Faſan muß dir an Farbe weichen.
Iſt dein Geſang nur halb ſo ſchön,
ſo wird an Seltenheit dir auch kein Phönix gleichen."
Den Raben täuſcht das Lob, das ihm der Falſche gab;
er kann ſich nicht vor ſtolzer Freude faſſen.
Ich, denkt er, muß mich hören laſſen,
und ſperrt den Schnabel auf. Sein Käſe fällt herab,
den gleich der Fuchs verſchlingt. Er ſagt: „mein ſchönſter Rabe,
ein Schmeichler lebt von dem, der ihn zu gerne hört,

wie ich dir jetzt bewiesen habe.
Ist diese Lehre nicht zehn solcher Käse werth?"
Des Fuchses Schüler schweigt, mit heimlichem Verlangen,
den schlauen Fänger auch zu fangen.
Der trug einst Speck nach seinem Bau,
und er begegnet ihm. „Wie," spricht er, „Hühnerfresser,
ist jetzo Speck dein Mahl? Du lebest zu genau,
fast wie ein Mäuschen lebt. Schalk, dein Geschmack war besser.
Sieh nur in jenen Hof. Die Hennen, die dort gehn,
sind klügrer Füchse Kost; nichts Schönres wird man sehn,
Dich sollte wohl ein solcher Anblick rühren.
Allein, du bist nicht dir, nicht deinem Vater gleich. —
Sonst warst du noch an Muth und an Erfindung reich;
Da suchte dich das Glück." — Der Fuchs läßt sich verführen,
wirft seinen Fraß dahin, setzt dem Geflügel nach.
Doch jenes macht sich unter Dach
und krähet, ihm zum Hohn, im sichern Hühnerhause.
Kräht, ruft er, kräht! mir bleibt ein fetter Fraß zum Schmause!
Er trabt zurück und sucht. Der frohe Rabe sitzt
auf einem Baum, wo ihn die Höhe schützt.

Den Speck hat er verzehrt. „Freund," schreit er,
„mit Vergnügen
erlern' ich Füchse zu betrügen;
gedenk' an meinen Käs, ich denk' an deine List,
vorhin war ich ein Thor, wie du es heute bist."

Anmerk. Daß hier nicht die Rede von dem ist, was geschehen darf, oder geschehen soll, sondern nur von dem, was gewöhnlich unter den Menschen geschieht, fällt sogleich in die Augen. Hütet euch, ihr Kinder, desto mehr vor jedem Betrug und Unrecht, da es eine ewige Wahrheit ist: „Mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen."

43.

Diogenes.

Diogenes, (von Sinope) hatte, nach der Sage, ein eigenes Wesen und Thun, ging am hellen Mittage mit der Laterne umher, um, wie er sagte, Menschen zu suchen. — Hier, in der leicht zu erklärenden Fabel, hat er einen Menschen, einen wahren Menschen gefunden, da er sonst wohl nur immer Menschengesichter fand.

Diogenes, der in Athen,
bei Tage, Menschen auszuspüren,
mit Licht umherging, sieht im Gehn
einst einen Priester vor den Thüren
des Tempels der Barmherzigkeit,

und ruft: „Ich bitt' um eine Gabe,
ehrwürd'ger Herr! um einen Deut,
daß ich mein ſchwaches Alter labe."
— Mein Segen gnüge dir, mein Sohn!
verſetzt der Pfaff und ſchleicht davon.
Der Weiſe tritt an einen Laden
voll Kränze, Fächer und Pomaden.
Vor dieſem ſtand ein ſchönes Weib:
„Ihr kauft für Euern Zeitvertreib,
Madam! wollt Ihr nicht auch des Armen,
der faſt verhungert, Euch erbarmen?"
Sie ſpricht: mich jammert deine Noth;
da, kaufe dir ein Gerſtenbrod.
Drauf wirft ſie mit vergnügtem Blicke
der Krämerin zwölf Silberſtücke
für ihres Hundes Halsband hin.
Der Arme kratzt ſich in den Haaren,
und geht. — Der Prinz von Salamin
kam in dem Augenblick gefahren.
Diogenes lief eilig hin,
und hing ſich an den goldnen Wagen:
„Halt, Sohn der Götter, höre mich!"
„Fort, Schlingel!" hieß es, „packe dich,
ſonſt laß ich dich zu Tode ſchlagen."
Ein Sklave, der von ferne ſtand,
ſprang auf, und riß mit edler Hitze
den Alten weg, und ſeine Hand
warf ihm zwei Heller in die Mütze.
„Ihr Götter," rief der weiſe Mann,
„hier treff' ich einen Menſchen an;

der gab mir fürſtlich, der gab gerne.“
Und hurtig löſcht' er die Laterne *).

46.

Der Hirſch und der Eber.

Ein Eber fragt den Hirſch: was macht dich hundeſchen?
Für mich geſtch ich gern, daß ich es nicht begreife.
Du hörſt ſo ſcharf, als ſie: wie ſchnell ſind deine Läufe!
Wie fürchterlich iſt dein Geweih!
Und da du größer biſt, ſo ſollteſt du dich ſchämen, vor Kleinern ſtets die Flucht zu nehmen.
Was iſt es immermehr, das ſo dich ſchrecken kann?“
„Das will ich,“ ſpricht der Hirſch, „dir im Vertrauen ſagen,
der Abſcheu hängt mir noch von meinem Vater an: —
Ich kann das Heulen nicht vertragen.“

Für unſre Feigheit, Verzagtheit, und für alles elende Weſen und Thun findet ſich leicht eine elende, nichtige Entſchuldigung!

---

*) Denn jetzt hatte er ja einen Menſchen gefunden.

47.

Die Hirſche.

Es ging ein ſtarker Hirſch, der ſein Geweih erſt nur
vor kurzem abgeſetzt *), auf einer fetten Flur,
mit ſeinen Weibern, Kindern, Vettern,
und kam zu einer Saat. Allein da ſtutzt die Schaar,
weil zwiſchen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
voll von geſchmelznem Schnee und dürren Birkenblättern.
„Ihr Kinder," ſprach der Hirſch, „folgt mir nur Schritt vor Schritt,
ſonſt werdet ihr euch ſehr beſprützen."
Drauf ging er durch den Pfuhl. Die Kleinen liefen mit,
und kamen glücklich aus den Pfützen;
jedoch ſo rein ging es nicht ab,
daher es was zu lachen gab.
Ein Schmalthier **), das zurückgeblieben,
rief ihnen hämiſch nach und ſprach: Ihr Herr'n mit Gunſt!
im Koth zu gehn iſt keine Kunſt.

---

*) Ihr wißt doch, daß der Hirſch alle Jahr ein neues Geweih bekommt, und jedesmal mit mehr Enden oder Zacken?

**) Ein junger Hirſch, etwa bis zum dritten Jahre Schmalthier genannt.

Ihr ſeyd ja voller Schmutz, und glänzet wie die Sauen,
ſeht her, ihr ſollt was anders ſchauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
daß Alles um ihn pfiff; allein wie gings dem Thoren?
Meint ihr, daß ihm der Satz gelung?
Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

Jeder prüfe ſeine Stärke.
Eh' du Andre höhnſt, ſo merke,
ob du nicht dem Orte nahſt,
wo du jene ſtraucheln ſahſt.

Mit einem Worte! — Die Jugend denkt immer des Alters Erfahrenheit zu überſehen — iſt oftmals gar kühn und verwegen — und fällt in den Sumpf darüber! Ihr könnts oft ſchauen in der Welt, wenn Ihr wollt!

48.

Der Rabe und der Fuchs.

Schmeichelei iſt Gift — Gift iſt Tod! — Schmeichler vergiften mehrentheils Andre! O wie gut wäre es, wenn ſie nur ſich ſelbſt allein immer vergifteten, wie hier der Fuchs.

Ein Stück vergifter Fleiſch (vom Gärtner für die Katzen
des Nachbars hingeworfen) fand ein Rabe, faßt' es

in ſeine Klauen, flog damit auf einen Eichbaum, die Beute zu verzehren, als ein Fuchs herbeiſchlich und rief: „Sey mir geſegnet, würdiger Geſandter des großen Donnerers!“ — Für wen denn, fragt der Rabe,
ſiehſt du mich an? — „Für wen?“ erwiedert dieſer: „Biſt du
denn nicht der große Sonnenadler, welcher täglich vom Throne Jupiters *) auf dieſen Baum herabkommt?
Seh' ich denn nicht in deiner fleiſchgewohnten Klaue die Gabe, welche mir dein Gott zu ſenden fortfährt?“ —
Der Rabe freute ſich, daß man für einen Adler ihn anſah, für der Vögel König und Zeus *) Liebling.
Ich muß den Fuchs nicht aus dem Irrthum bringen, dacht' er,
und ließ großmüthig dumm das Fleiſch herunter fallen,
und flog nun ſtolz davon. Der Fuchs fing beshaft lachend
es auf, und fraß es. Doch bald ward die Schadenfreude
in ſchmerzliches Gefühl verwandelt; denn nun wirkte

*) Wenn Ihr den alten Heidengott nicht kennt, kanns Euch leicht Jemand ſagen.

das Gift und der Betrüger ſtarb. — Verdammte Schmeichler,
O daß ihr euch ſonſt nichts als Gift erloben möchtet!

49.

Die Haſen.

Voll von Harm und Ueberdruß
faßt einſt eine Haſenbande
den entſetzlichen Entſchluß,
aus dem qualenvollen Lande
der Lebendigen zu ziehn;
Haſen laden nicht Piſtolen,
darum gings ans Waſſer hin,
um ſich da den Tod zu holen.

„Kinder!“ rief der Offizier
vom Kommando, „folget mir!
Angſt vor Mangel und vor Schulden
und vor Pulver zu erdulden —
dieß ſcheint unſer Loos zu ſeyn,
hurtig in den See hinein!“

Alle mußten es bejahen,
eilten fort, doch Jemine! —

Arme Fröſche, die die nahen
Mißvergnügten kommen ſahen,
hüpften furchtſam in den See.

„Brüder!“ rief ein Haſ', „auch dieſe
foltert Furcht und Mißgeſchick,
kehret um nach Wald und Wieſe:“

— Sprachs, und alle Haſenfüße
zogen ſich vom See zurück.

Wirf nicht ſelten einen Blick
auf des Bruders gröſsre Plagen,
um in deinem Mißgeſchick
nicht als Haſe zu verzagen!

Du denkſt wohl, du allein habeſt Noth? — Jeder hält freilich die eigene für die gröſseſte. — Freilich! die Noth And.er fühlt Er ja nicht.

50.

Der Eſel in der Löwenhaut.

Leſet! wie der Eſel den Löwen ſpielen will; ſpielt ihn auch — wird aber als Eſel erkannt, und — bleibt ein Eſel, ſo lang er lebt! —

Aber mancher, der auch ſolche Natur hat, will durch ſein Kleid ein Löwe werden!

Aber die Narrheit läßt ſich doch nicht verbergen. Stimme, Wort und Betragen verrathen ſie.

Ein Eſel fand einſt eine Löwenhaut. —
Da fiel ihm ein, ſich ſelbſt zum Spaß hinein zu ſtecken,
und ſchnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich mir kaum ſelber zugetraut!

„Ja, ja, die Schuld lag blos an meinem grauen Felle,
ſonſt wär' ich längſt auf dieſer Ehrenſtelle,
die mir gebührt. Gleichviel! was lange währt, wird gut!
Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
Ich will mich nicht mehr mit der Arbeit plagen;
ich pflege mich und fülle meinen Magen,
und ſchlaf', um wieder auszuruhn,
wie andre große Herren thun.
Ich geh, wenns mir beliebt, auch wohl einmal ſpazieren,
und laſſe mich von Menſchen und von Thieren,
nach Standsgebühr gehörig reſpektiren.
Der Menſch wird, denk' ich, doch auch ſo verſtändig ſeyn,
und ſich vor meinem Kleide ſcheun?"
Indeſſen kam ein Schwarm von Jungen
in aller Luſt daher geſprungen;
die waren ihm ſchon ziemlich nah,
als einer, der zuerſt den neuen Löwen ſah,
„ein Löwe!" rief; und ſchnell entlief der ganze Haufen.
„Recht, fuhr der Löwe fort, wie ich euch jagen kann!
und das hat blos mein ſtattlich Kleid gethan!
Halt, halt! ihr ſollt mir beſſer laufen,
fang ich nur erſt zu brüllen an. —
Stracks ließ er ſeine Stimm' aus vollem Halſe hören;

doch statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
so macht er, daß sie stille stehn.
„Was heißt denn das? Ha, ha! nun fällt mirs ein,
sie können wohl vor Angst nicht aus der Stelle gehn!
Ja, ja! das wirds gewißlich seyn.
Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen.“ —
Drauf läßt er sein Geschrei zum zweitenmal erschalle.
Doch statt, daß sie zur Erde niederfallen,
kömmt einer gar zurück. Der Esel, ihn zu schrecken,
geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein Ohr
von seinem dummen Kopf hervor.
Der kühne Knabe sichts und droht ihm mit dem Stocken;
auf einmal fällt dem Esel aller Muth.
Er kehrt sich um und spricht: „Für dießmal ists schon gut!
Ich merke, daß ihrs blos aus Unverstande thut.
Drum könnt ihr jetzt nur eurer Wege gehen;
und überdem seh ich hier eine Distel stehen.“
Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder,
und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder:
„Kommt, kommt! das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
Seht nur, wie schön es Disteln speist!
Wir wollen es nach Hause schicken!
Ein Sack gehört auf seinen Rücken

und keine Löwenhaut.“ Jetzt kam mit Luftgeſchrei
die ganze frohe Schaar herbei;
„Fort,“ riefen ſie, „fort mit dir in die Mühle!“
Der Eſel lief. — Das war das Ende von dem
Spiele.

51.

Der Stieglitz und die Nachtigall.

Ein junger Stieglitz ſang zum erſtenmal im Hain
Sein Lied, nicht um gelobt, nein, um belehrt zu
ſeyn,
Ob auch die heiſern Melodien,
Die er zuerſt in Wüſteneien
Einſamen Felſen vorgeſchrieen,
Verdienten, in dem heil'gen Hain,
Wo Philomele ſang, von ihr gehört zu ſeyn.
Er ſah um ſich das horchende Gefieder *),
Und ſelbſt die Meiſterin der Lieder,
Und ſchüchtern wagt' er nur den zitternden Geſang.
Er ſchwieg. Da ſagte Philomele:
Wenn gleich dein Lied der ungewohnten Kehle
Zum erſtenmale nicht gelang,
So kann es künftig dir gelingen.
Nur merke fleißig drauf, wenn, dir zum Unterricht,
Ein ält'rer Sänger mit dir ſpricht.
Von ſeinem Tadel lerne ſingen.

Aus manchem jungen Menſchen würde etwas Rechtſchaffnes geworden ſeyn,

*) Die horchenden Vögel.

wenn er nicht zu früh sich für schon vollkommen gehalten hätte.

52.

Der Hecht.

Durch eines Fischers List berückt,
ward in sein Garn ein junger Hecht verstrickt. —
Das Sprüchwort sagt: die Noth bricht Eisen!
Der Kriegsgefangne nagt so lang,
bis daß es ihm zuletzt gelang,
sich aus den Banden loszureißen.
Nun sprach er bei sich selbst: Ei! ei!
Ich dacht' es nicht, bei meiner Ehre,
daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei;
und keiner soll zum zweitenmal mich kriegen. —
Doch halt! was seh ich dort, vor jenem Boot
im Wasser hin und wieder fliegen?
Potz tausend! seht, ein schöner Bissen Brod!
Der Hecht schnappt zu, und läßt, dem Netze kaum entgangen,
sich nun durch einen Hamen fangen.

Bist du einer Gefahr auch glücklich entgangen, kann dich die Lüsternheit leicht in eine andere bringen, wo du nicht wieder dir heraushelfen kannst. — Es ist da, ist dort gut abgegangen, geht aber darum nicht immer gut ab!

53.

Der Hausherr und die Katzen.

Eile mit Weile!

Blinde Hitze thut nicht gut!

Aus Einem Uebel machen Heftigkeit und Wuth mehrere!

So eben hatte sich ein Hausherr zu Bette gelegt, und war im Begriff, recht sanft einzuschlafen, als auf einmal auf dem Saal ein fürchterlicher Lärm entstand. Alle Katzen aus der Nachbarschaft hatten sich dort versammelt, bissen sich untereinander, und machten eine häßliche Musik.

Wartet, ihr verwünschten Geschöpfe, ich will euch bezahlen, sagte der erboste Mann; fuhr aus dem Bette heraus, und griff nach einem Prügel. In der blinden Eil stieß er einen Tisch mit theuren porzellanenen Tassen um, und zerbrach einen Spiegel. Noch wüthender dadurch gemacht, stolperte er über einen Tisch, stieß sich ein Loch in den Kopf, fiel ein Paar Zähne aus, und hatte sich den Arm verrenkt.

Es kostete ihm einen hübschen Thaler Geld, ehe Kopf und Arm wieder geheilt waren!

54.

Die zwei Pflugschaaren.

Zwei Pflugschaaren waren von einerlei Eisen, in einerlei Werkstatt, und zu gleicher Zeit verfertiget

werden. — Die eine kam zu einem Landmanne, der sein Feld mit derselben ackerte, indessen die andere ein ganzes Jahr in einem Winkel liegen blieb. Die erstere war immer hell und glänzend, und die andere wurde täglich mehr mit dickem Rost überzogen. Einst kamen beide zusammen. — „Ei, ists möglich?" rief die verrestete. „Sonst waren wir einander gleich, und nun bin ich so verunstaltet, da ich doch beständig in der schönsten Ruhe geblieben bin!" —

„Ja, eben die Ruhe," antwortete die andere, „eben die hat dir geschadet!"

Ein Schlüssel, der immer gebraucht wird, rostet nicht, sagt das Sprüchwort.

Durch zu viel Ruhe verrostet auch bei dem Menschen die schönste Kraft — durch Thätigkeit stärkt sie sich.

Anmerk. S. auch vorher die Fabel vom Magnet.

55.

Der junge Kater auf der Mäusejagd.

Ein junger Kater, welchen bisher seine Mutter ernährt hatte, glaubte sich nun stark genug, sich selbst seine Mäuse zu fangen. In der nächsten Nacht machte er den ersten Versuch, und voll von der Hoffnung, daß ihm ein guter Schmaus nicht fehlen werde, ging er auf den Boden.

Unterwegs begegnete er einem Wiesel. „Was machst du da, Brüderchen?" fragte er freundlich. — „Ich suche mir Mäuse," antwortete es.

Dem jungen Kater mißfiel das Ding, denn er fürchtete, ſelbſt Noth zu leiden, wenn mehrere ſein Gewerbe trieben. Er kroch in alle Winkel, aber nirgends war eine Maus zu ſehen.

Oben auf einem Balken ward er eine Eule gewahr. — „He, biſt du's, mein Schatz?" rief er ihr zu; „was ſuchſt du hier ſo ſpät?" — „Ich laure auf ein Mäuschen, denn ich habe noch kein Abendbrod gegeſſen!" — Daß dich die Mäuſe hätten! rief der erboſte Kater, und ſtieg, ärgerlich über die Mäuſefänger auf dem Boden, die Treppe hinunter auf den Hof. Hier, dachte er, wirds beſſer gehen.

Hier ſahe er auf dem Miſte einen Igel, der eben ſeine Mahlzeit hielt. — „Was ſchmauſt ihr denn da, alter Papa?" fragte er den Igel — „Nichts, als ein Paar Spitzmäuschen." — Daß du daran erſtickten möchteſt! ſchrie der Kater im höchſten Grimm, und lief in vollem Aerger aufs Feld hinaus.

Er war nicht weit gelaufen, ſo zog ein Fuchs ſeine Neugier auf ſich, welcher ſehr erzürnt ſchien, und in einem fort ſchimpfte. Er wollte doch gern die Urſache davon wiſſen, und befragte denſelben. — „Iſt das nicht ärgerlich," erwiederte dieſer, „ich hatte mir hier ein Mäuſeneſt gemerkt, und wollte es dieſen Abend aufzehren, und ſieh, da hat es ein Spitzbube von Sperber ſchon ausgeſtört und aufgefreſſen." — Das war für die Geduld des jungen Katers zu viel. Er wollte auf der Stelle

wieder nach Haus, und nicht weiter auf einen Erwerb sich legen, wo er so viele Mitwerber hätte.

Indem er unmuthig nach Hause schlich, so sahe er ein Mäuschen laufen. Der Anblick setzte ihn aufs neue ins Feuer; er sprang zu und hatte es erwischt. — Kaum war es verzehrt, so hatte er schon wieder ein anderes beim Genicke.

Bald vergaß er seinen Verdruß, den ihm so viele Mitwerber gemacht hatten, und ging nachmals, so oft es ihm gefiel, auf die Mäusejagd, ohne sich viel um Wiesel, Eulen, Igel und Füchse zu bekümmern.

Sey nicht bekümmert um dein Brod und Unterhalt, wenn du es nur an deiner Mühe nicht willst fehlen lassen!

56.

Die Bärenhaut.

Hierzu Kupfer

Ruft nicht eher: „Holt Fische," sagt das Sprüchwort, „ehe ihr sie nicht gefangen habt!"

Wenn du erst den gehofften Gewinn erlangt hast, dann denke daran, wie du ihn verwenden willst!

Zu Hause (ehe die Gefahr da ist) ist Jedermann ein großer Held.

Zwei junge Handwerker, welche auf der Wanderschaft waren, kamen auch nach Polen. Da gab es wenig für sie zu verdienen, und ihr Geld und ihre Fröhlichkeit, an welchen beiden sie vorher so reich waren, hatten sehr bald abgenommen. Zu ihrem Glücke war ein Kürschner sehr gutwillig gegen sie, und gab den beiden Leuten Kost und Wohnung.

Zu derselben Zeit war in dem nahegelegenen Walde ein großer Bär, welcher viel Unheil anrichtete, und alle Wanderer in Furcht setzte. „Herr Wirth," sagten die Handwerker, „nun wollen wir ihn vollkommen bezahlen. Wir wollen uns über den Bären hermachen. Das soll eine Lust geben! Zwei Jäger sollen den Brummbär nicht besser hetzen können, als wir."

Wenn ihr meint, ihr Herren, sagte lächelnd der Kürschner, — meinethalben.

Die Handwerker gehen in den Wald, und bald finden sie den Bär, der grimmig auf sie zugeht. Da liefs ihnen eiskalt über die Haut. Einer rettete sich eiligst auf einen Baum. Der andere, welcher nicht so geübt im Klettern war, streckte sich platt auf die Erde aus, hielt den Athem an sich und stellte sich todt, denn er erinnerte sich, gehört zu haben, daß kein Bär einen Todten fresse, und daß man dieselben auf diese Weise hintergehen könne. Der Bär beroch den Menschen, wendete ihn mit seinen Tatzen um, und ließ ihn liegen.

Als der Bär weit genug entfernt war, ſtieg jener vom Baum herunter, und dieſer raffte ſich von der Erde auf! „Du,“ ſagte der Baumkletterer zu ſeinem Freunde, „der Bär war ja deinen Ohren ziemlich nahe, was ſagte er dir denn?“ „Das,“ antwortete dieſer, „daß man die Haut nicht eher verkaufen ſoll, als bis man erſt den Bären hat.“

57.

Der Milchtopf.

Gehörig aufgeſchürzt, mit ſtarken Schritten,
den Milchtopf auf dem Kopf, ging Marthe nach der Stadt,
um ihre Waare feil zu bieten.
Weil doch nun beim Verkauf ein jeder Sorgen hat,
ſo überdachte ſie, was, wenns das Glück ihr gönnte,
ſie wohl damit verdienen könnte.
„Sechs Groſchen,“ dachte ſie, „giebt mir wohl jedermann,
denn in der Stadt iſt alles theuer,
die ſtreich' ich alſo ein, und lege ſie mir an,
und kaufe mir, ſo weit ſie reichen, Eier,
die bring' ich wieder in die Stadt.
Das Glück hat oft ſein Spiel! Für das, was ich gewann,
kauf' ich mir lauter Hühner ein;
dann legt mir eine jede Henne;

und ich zieh dreimal Brut. Wie will ich mich erfreun,
wenn ſo viel Hühner um mich flattern,
kein Marder ſoll ſie mir ergattern. —
Sind ſie dann groß genug, ſo kauf' ich mir ein Schwein,
die Kleie hab ich ſchon dazu!
Das Schwein verkauf' ich auch, und kauf dann eine Kuh,
die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Muth und Feuer!
Hei, wie es ſpringt! — Hopf, Anne Marthe, hopf!" —
— Hier ſpringt ſie. — Bauz, da lag der Topf!
nun gute Nacht zugleich, Kuh, Kalb, Schwein, Hühner, Eier!

Rechnet nicht wie Marthe — das iſt die Rechnung ohne den Wirth.

Luftſchlöſſer ſind leicht gebaut, aber auch leicht umgeworfen.

Eine kleine Unvorſichtigkeit bringt dich um alle deine goldenen Träume.

58.

Der Wanderer und das Irrlicht.

Ein Wanderer ſah des Nachts ein Irrlicht, ging demſelben nach, kam von ſeinem Wege ab, und gerieth in einen tiefen Sumpf. — „Verwünſchtes Licht," rief er, „warum mußteſt du mich irre führen?"

Dich irre führen? antwortete das Irrlicht. Du gingst mir ja freiwillig nach. Du selbst gabst dir den Rath, mir zu folgen.

Sprich nicht, ich bin verführt! Wer wird dich verführen, wenn du nicht folgen willst?

59.

Der Fuchs und das Fledermäuschen.

Traurige Wirkungen der Schmeichelei.

Fuchs. Hab nie mein Lebelang gesehn,
ein Fledermäuschen, das so schön,
wie du, mein süßes Püppchen, wäre! —
O komm herab, ich muß dich näher sehn!

Fledermaus. Herr Fuchs, Sie thun mir zu viel Ehre,
ach, wenns nur Ernst, nicht Falschheit wäre!

Fuchs. Wie? — Falschheit?

Fledermaus. Ja, die Mutter spricht:
Trau, liebes Kind, dem Schmeichler nicht,
der lauter glatte Worte spricht,
sein Herz ist falsch und meints so nicht!

Fuchs. O sieh mir nur ins Angesicht!
Ich bin gewiß kein solcher Bösewicht.
Komm, Liebe, komm! —

Fledermaus. Nun, dießmal will ichs wagen;
der Mutter wirds ja Niemand sagen. —

Da kam ſie aus der Luft herab
zum falſchen Fuchs, und fand ihr Grab
in ſeinem gier'gen Magen.

Und verſchlingt dich ſelbſt der Schmeichler nicht, wie der Fuchs die Fledermaus, dein Vermögen will er doch zum Theil mit verſchlingen.

60.

Der Blinde und der Lahme.

„Helfet und dienet einander mit den Gaben, die ein Jeglicher empfangen hat!“ ſagt das allerehrwürdigſte Buch.

Von ohngefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden.
Der Blinde hofft gleich freudevoll,
daß ihn der Lahme leiten ſoll.
Dir, ſpricht der Lahme, beizuſtehen?
Ich armer Mann kann ja nicht gehen;
Doch ſcheint's, daß du zu einer Laſt
noch ſehr geſunde Schultern haſt.
Entſchließe dich, mich fortzutragen,
ſo will ich dir die Stege ſagen,
dann wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
mein helles Aug' das deine ſeyn! —
Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken
ſich auf des Blinden breiten Rücken.

Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
was einzeln keinem möglich war.

Was dem Einen fehlt, hat der Andere, und daraus entſteht Vereinigung. Wenn ſich gemeinſam die Menſchen beiſtehn, ſo gehts ſchon.

Was würden wir ſeyn, ſollte ein Jeder blos durch ſich ſelbſt, ohne alle Unterſtützung ſeiner Mitmenſchen durchzukommen ſuchen?

61.

Der hochmüthige Froſch.

Es ſitzt der kühne Froſch am Rande ſeines Sumpfes, und die Jungfer Waſſermaus, ſeine Gevatterin und Freundin, ſitzt neben ihm.

Ein tüchtiger wohlgemäſteter Stier graſet behaglich an dem Rande des Sumpfes, und pflückt und rupft ſich, was ihm beliebt!

„Nu! nu!“ denkts Fröſchlein, „was der iſt, kann ich auch wohl ſeyn!“

Der Froſch fing an ſich aufzublaſen, denn er wollte gern ein Stier ſeyn!

„Jungfer Gevatterin Waſſermaus,“ ſagt er mit höflichen Worten: „ſieh doch einmal hin! Da hier an unſerm Sumpfe weidet ein Stier! Nicht wahr? ich bin wohl auch ſo groß, als der?“

„Nein, gewiß noch nicht!“ ſagts Waſſermäuſelein! „Gewiß noch nicht!“

„Aber nun denn doch wohl?“ ſprichts Fröſchlein, nachdem es ſich noch vielmehr aufgeblaſen hatte! „Nun denn doch wohl?“

„Noch lange nicht, du lichter Gevatter!“ sagt die Wassermaus, „noch lange nicht!“

Er bläst sich mehr und immer mehr auf, und fragt, und immer sagt die Gevatterin: „Nein! noch nicht! — Nein! es fehlt noch viel!“

„Nun,“ sagt der Frosch, so will ich auch Alles dran setzen!“

Er bläst sich auf! Er bläst sich stärker und immer stärker auf, und über dem Aufblasen zerspringt, zerplatzt er.

Was will die Fabel lehren?

Frau Gargantine hatte die theuersten und kostbarsten Kleider, und fast alle Tage ein neues an; und Frau Edmundine wollte es ihr gleich thun. Aber Frau Gargantine hatte Geld und Gut genug, und es machte bei ihr wenig aus, ob sie des Jahres ein oder zwei tausend Thaler mehr ausgab. — Aber Frau Edmundine hatte nicht so viel Geld und Gut, und wollte es ihr doch gleich thun! Darüber ging sie zu Grunde — sie wurde bettelarm!

Wollet nur nie mehr, als Ihr könnt, lieben Freunde und Freundinnen! Ihr geht sonst auch zu Grunde.

Hört nun das Fabelchen auf eine etwas andere Art!

Ein Frosch sah einen feisten Stier
am Rande seines Sumpfes grasen.
(Ein kleines Thier ist oft ein stolzes Thier.)
Schnell fing er an sich aufzublasen,
und sprach zur Wassermaus: „Sieh, Mäuschen, sieh doch hin!
dort trabt ein Stier; sieh mich nur an! nicht wahr ich bin
so groß als er?" — „Noch lange nicht!" „doch nun?" „Vergebens
strengst du dich an!" — „Jetzt ganz gewiß, Frau Nachbarin!"
„Noch weit gefehlt!" — die Kräfte meines Lebens
setz ich daran, und wärs mein Untergang."
Sprachs; blies sich stärker auf — zersprang!

62.

Der Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe!"
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
und hüpft, indem er dieses sprach,
dem Vater schon vom weiten nach.
Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine Mücke,
dort wieder eine Mücke stach.

Er schalt, er lief ein gutes Stücke,
dem bösen Schwarme zu entfliehn,
allein, je mehr er lief, je mehr verfolgt' er ihn.
He, sprach er, laß mir bald das Ding im Guten bleiben,
sonst werd ich wissen, euch den Spaß schon zu vertreiben.
Drauf nahm er muthig seinen Stab,
und schlug in ihren Schwarm, doch ließen sie nicht ab;
und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
jetzt stachen sie, um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm seine Noth.
O sieh' mal, Vater! das heißt stechen!
ich habs bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug, und doch half weder Schlag noch Flucht! —
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht.
Geh künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
sie werden weniger dich stechen.

Vor kleinen Feinden und vor unbedeutenden Neckereien muß man nicht fliehen, aber eben so wenig dagegen stürmen und toben. Am besten ist's, dieselben unbeachtet zu lassen und seines Wegs ruhig fortzuziehen.

63.

Der Hase und der Löwe.

Ein Hase, welcher von Hunden verfolgt wurde, flüchtete sich in die Höhle eines Löwen. „Ich weiß, wer hier wohnt," sagte er. „Will aber der Löwe großmüthig gegen mich seyn, wo könnt ich dann sicherer seyn, als bei ihm?"

Dem Löwen gefiel das Zutrauen des kleinen Thieres. Er trat an die Höhle. Die Hunde wichen erschrocken zurück und der Hase ging unbeschädigt von dannen.

Vertrauen erwirbt oft nicht nur wieder Vertrauen, sondern auch Wohlwollen, Hülfe, Schutz.

64.

Die Grille und der Schmetterling.

Es saß eine kleine Grille im Grase, und sah einen niedlichen Schmetterling auf der Wiese von Blume zu Blume fliegen. Wie sehr beneidete sie dem Schmetterling seine Schönheit und das herrliche Farbenspiel auf seinen Flügeln. „Ach," seufzte sie, „warum bin ich denn nicht so schön als er? warum muß ich ihm in allen Stücken so weit nachstehen? Ich bin hier ja so unbekannt und verachtet."

Ueber die Wiese daher kam eben eine ganze Schaar von Kindern, Knaben und Mädchen.

„Heida!“ schrien sie, als sie den Schmetterling kaum erblickt hatten, „seht doch den schönen Vogel, den müssen wir haben!“ Gleich gings mit Hüten, Tüchern, Netzen und Händen hinter den Schmetterling her, welcher auch endlich gefangen wurde, so sehr er sich auch zu entwischen bemühte. Ein Knabe brach ihm unvorsichtig den Flügel beim Zugreifen ab, und der andere drückt' ihm das kleine Köpfchen ein.

Die Grille hatte alles mit angesehen. „Ach,“ sagte sie, „wenn diese Pracht und dieser Schimmer so viel Qual erregen kann, wie gut ist es, daß ich unbekannt und im Verborgenen lebe!“

Ach das Glück ist nicht immer bei Pracht und Herrlichkeit! und verborgen oder doch unbeachtet seyn, ist für unsern Frieden oft besser, als aller Glanz und Schimmer.

65.

Der Fuchs und der Löwe.

Die Macht der Gewohnheit kann auch das Furchtbarste alltäglich machen. Viele haben gezittert, wenn sie das erstemal mit einem gewaltigen Könige sprachen, und gingen zuletzt ohne Sorge und Furcht mit ihm um.

Ein Fuchs, welcher noch nie einen Löwen gesehen hatte, traf einmal zufällig einen an. Wie

erschrack er, und wie fürchtete er sich, ihn nur anzusehen! — Bald drauf sah er abermals einen Löwen, und so sehr er sich noch fürchtete, so stand er doch nicht wieder eine solche Todesangst aus, wie das erstemal. Je öfter er den Löwen nachher sah, je mehr verlor sich seine Furcht, und endlich sprach er sogar mit dem Löwen, und ging ganz vertraulich mit ihm um.

66.

Der Bauer und der Storch.

Trifft man dich in schlechter Gesellschaft, so kann man kaum anders glauben, als daß du selbst schlecht seyest.

Ein Bauer hatte ein Netz aufgestellt, um die Kraniche und wilden Gänse zu fangen, welche ihm in seinen Feldern viel schadeten. Einmal that er einen guten Fang. Mitten unter den Kranichen und Gänsen fand sich diesmal auch ein Storch, der ihn flehentlich bat, seiner zu schonen. „Ich bin ein armer unschuldiger Vogel," sagte er, „und schade niemanden; auch habe ich zu Hause eine alte Mutter, welche ich ernähren muß." Das ließe sich wohl hören, antwortete der Bauer, allein, warum treffe ich dich in solcher Gesellschaft? —

Der Storch schadet den Feldern allerdings gar nicht, denn er lebt mehr von Fröschen, Eidechsen und andern Thieren.

Daß der Storch eine vorzügliche Verehrung und liebe seinen Aeltern beweise, ist eine Sage der alten Zeit.

67.

Der Kater.

Ein Kater sah bei einem Schmaus
den Wein in hellen Gläsern blinken,
er sah die Gäste fröhlich trinken,
und rief in vollem Eifer aus:
O Himmel, welch ein toller Haufen!
Wie schändlich ist es, Wein zu saufen!
Uns Katzen ekelt vor dem Wein.
Nur bei den Menschen giebt es Prasser,
wir löschen unsern Durst mit Wasser;
o lernt von Katzen weise seyn!

„Herr Murner, nur nicht zu vermessen!"
rief ihm ein Gast mit Lachen zu:
„Ich bin so tugendhaft als du,
denn ich kann keine Mäuse fressen."

Die Fehler, welche wir nicht haben, tadeln wir an Andern mit großer Strenge, ohne zu bedenken, daß wir dagegen andere Fehler haben, von welchen jene frei sind.

Ueberdem ist es ein erbärmlicher Ruhm, daß du diejenigen Untugenden nicht hast, die dir die Natur so unmöglich gemacht hat, als dem Kater das Weintrinken.

68.

Die beiden Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
bis in die späte Nacht bemüht,
sich auf den Winter zu versorgen,
weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten sieht.
Sein Nachbar hielt nicht viel auf Fleiß und Sparsamkeit;
er war noch jung und ließ die edle Zeit
leichtsinnig unter Spiel und Tändelei vergehen:
Denn weil noch jetzt das ganze Land
bedeckt mit reichen Saaten stand,
hielt ers für albern sich mit Vorrath zu versehen,
und glaubt' es würden allemal
die vollen Aehren ohne Zahl
wie jetzt auf allen Feldern stehen.
Als nun die Zeit der Ernte kam
und seinen Irrthum ihm benahm,
da sah er, doch zu spät, sein ganzes Elend ein,
und ließ sich seine Thorheit reun;
denn er, er konnte reich, so wie sein Nachbar seyn.
Statt, daß er jetzt nichts mehr zu finden wußte,
theils betteln, und theils hungern mußte!

O wie bitter ist zu späte Reue, mit welcher man nichts mehr ändern kann!

Versäumte Jugendzeit bringt ein trauriges Leben.

69.

Der ſchöngeſchmückte Eſel.

Geſchmückt mit einer ſchönen Decke
ging einſt ein Eſel ſtolz daher,
und dachte wunder was er wär'!
Ein Pferd begegnet ihn. — „Heut trag ich keine Säcke,"
ſprach er zum Pferd, „auch ſieht mich jeder an,
bewundert die Geſtalt, die man vor dem Gepäcke
ſonſt gar nicht ſehen kann."
„Wie? — dich Eſel ſieht man an? —
Das glaub' ich nicht," erwiederte das Pferd;
„man ſieht auf deine Decke,
denn der biſt du nicht werth!"

Es iſt nicht Alles Beifall und Bewunderung, was den Schein davon hat. Es gilt oftmals nicht dir, ſondern deiner Pracht, deinem Gelde u. ſ. w.

Das war ja freilich wundernswerth, daß ein Eſel eine Decke trug! Sie gehörte nicht für ihn!

70.

Der Marder und der Bauer.

Der Böſewicht macht ſich häufig ſelbſt verdächtig. Ueberall fürchtet er, man ſehe ihm ſeine Unthaten an.

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn ſich Jemand einer That wegen entſchul-

digt, deren man ihn noch nicht angeklagt hat.

Ein Marder schlich sich so eben von dem Taubenschlage eines Bauers fort, auf welchem er ein großes Blutbad angerichtet hatte. Zum Unglück begegnete er dem Bauer auf der Treppe; doch hätte ihn dieser vielleicht nicht bemerkt, oder doch keinen Verdacht auf ihn gehabt, wenn ihn der Marder nicht angeredet hätte. — „Guten Morgen, lieber Mann," sagt er gar freundlich; „seyd ihr denn schon so früh auf? — Ich habe auch wenig geschlafen, wiewohl ich kein solcher Marder bin, welcher den Leuten des Nachts die Tauben frißt."

„Ha, ha, guter Freund," fiel der Bauer ein, „bist du es? Holla, Jungen! Prügel her! schlagt mir den Taubenfresser todt!"

Die Jungen kamen und der diebische Marder mußte sein Leben hergeben. —

Wodurch verrieth sich der Marder?

71.

Das Eichhörnchen, der Hund und der Fuchs.

Ein possierliches kleines Ding von Eichhörnchen und ein großer dänischer Hund hielten treue Genossenschaft.

Einst waren sie zusammen auf einer Reise, und fanden nirgends einen Freund oder Bekannten, der sie aufnahm. Endlich fand der Hund ein Nachtquartier in der Höhlung einer großen Eiche, und

ſein Gefährte ſtieg höher auf den Baum hinauf und bettete ſich dort.

Zur Stunde der Diebe und Spitzbuben, zur Mitternacht, wo unſre Reiſenden ſich bereits einander gute Nacht gewünſcht hatten, und ſchon feſt ſchliefen, kommt ein alter ſchlauer Fuchs daher geſchlichen, der noch zu einigen guten Biſſen Luſt hatte, ſchnüffelt, hebt die Schnauze in die Höhe, und ſieht unſer Eichhorn auf einem Aſte.

Mit den Augen hat er das kleine Thier ſchon verſchlungen, und leckt ſchon ſeine Lippen mit der Zunge — aber leider kann er auf den Aſt nicht hinauf.

Wohlan! ſo muß denn die Liſt helfen: „Nimms nicht übel, liebſter Schatz,“ hebt er mit glatten Worten an; „nimms ja nicht übel, daß ich dich in deinem Schlafe ſtöre! aber mein Entzücken läßt ſich nicht halten. Du ſollſt wiſſen, daß du mein leiblicher lieber Vetter biſt, denn du darfſt dich nur ſelbſt darauf anſehen! Deine Frau Mutter war die Schweſter meines verſtorbenen Herrn Vaters, dieſes braven gewiſſenhaften Mannes, der noch auf ſeinem Todtenbette mir heilig anbefahl, dich aufzuſuchen, und ſeine kleine Verlaſſenſchaft mit dir zu theilen. O daß ich zu dir hinauf könnte, um dich zu umarmen! Aber komm du herunter, mein Vetterchen, und erlaube mir das ſüße Vergnügen deiner Umarmung! und geh dann mit mir, deine Erbſchaft in Empfang zu nehmen!“

Die Eichhörner sind eben auch nicht dumm. Unser kleines Ding zumal war gar nicht auf den Kopf gefallen, und merkte wohl, wo der schmeichelnde Schelm hinauswollte.

„List gegen List," dachte unser Eichhorn. Mit erkünsteltem sanft herzlichen Tone sagte es: „Ich sterbe vor Verlangen, dich, lieber Vetter, zu umarmen, und so komm ich denn herab. Aber um noch enger unsre Bekanntschaft zu schließen, muß ich Dich mit meinem treuesten Freunde bekannt machen, der mich von Kindheit an erzogen hat. Hier unten liegt und schlummert er; sey nur so gut und poche ein wenig an. Ich weiß, du wirst dich sehr freuen, ihn kennen zu lernen."

Meister Reinike pocht sogleich an, und denkt zwei Eichhörnchen zu speisen; aber unser Hund springt hervor, stürzt sich auf den Fuchs, packt ihn, wirft ihn nieder und würgt ihn.

Es ist ein köstliches Ding, einen treuen Freund zu besitzen; aber, es ist ein jämmerliches trügliches Ding, sich mit List und auf Kosten Anderer durch die Welt zu helfen! Der Listige wird oft überlistet, und findet seine Bezahlung. Ehrlich währt am längsten, sagt das Sprüchwort.

72.

Das Kaninchen und die Kriechente (Krikente).

Hierzu ist ein Kupfer.

Wo man in Liebe und Treue fest zusammenhält, erleichtert man sich wohl manche Noth! Und Liebe und Treue machen erfinderisch und machen die schwache Kraft stark.

Vereinigt durch Alter, Nachbarschaft und Freundschaft, lebten ein Kaninchen und eine Krikente glücklich und zufrieden mit einander, und lebten auch beisammen, denn unser Kaninchen hatte seine Höhle an dem Hochufer eines langsam fließenden Flusses, und unsre Ente nicht weit davon im Schilfe ihr Nest, und so konnten sie Abends und Morgens fast immer beisammen seyn, sie aßen und plauderten mit einander, hatten sich herzlich lieb und theilten Freud und Leid. So waren sie ja glücklich!

Da brach ein schrecklicher Tag ein. Das Kaninchen will mit der getreuen Freundin Mahlzeit halten, aber sie ist nicht da! — Er sucht; er ruft; sie ist nicht da! Er durchstreicht die ganze Gegend, er durchsucht das Schilf, er sieht über das Ufer hinab, aber die Freundin ist nicht da! „Antworte mir, liebe Schwester, liebste Freundin, antworte mir!“ ruft er; „ich stürze mich in die Fluth, ich will lieber sterben, als ungewiß über dein trauriges Schicksal bleiben!“

Noch einmal durchsucht er die Gegend am Flusse, und indem er weiter und immer weiter am Ufer hingeht, kommt er in die Nähe eines Schlosses, bei welchem ein Garten ist, und in dem Garten ist ein großes Vogelhaus, welches zugleich für die Wasservögel ein Wasserbecken einschließt.

Das Kaninchen spürt umher, und — o Glück, o Freude! da erblickt er seine treue Freundin, und sie erblickt den Freund auch, und stößt ein Freudengeschrei aus.

Unser Erdhöhler verliert nicht die Zeit mit langem Geschwätz. Er braucht seine Pfötchen, und gräbt bald einen Gang unter der Schwelle des Vogelhauses durch, bricht in dasselbe ein, kümmert sich nicht um die erschreckenen Vögel, sondern führt schnell seine Freundin mit sich fort, und wäre bald gestorben vor Freude, daß ihm sein Streich gelungen ist.

Unsere Lieben glaubten sich nun völlig sicher, aber leider sie irrten sich sehr.

Der Herr des Schlosses und des Gartens entdeckt die Unterwühlung, vermißt die Ente, und fürchtet, es möchten auf gleiche Weise ihm alle Vögel entkommen.

Das Vogelhaus war sein Stolz, seine Freude! — Er wird entrüstet, er wird wild; er sieht wohl, daß ein Kaninchen hier seine Arbeit gemacht hat, und schwört im zornigen Grimm, alle solche Bestien bis auf die letzte auszutilgen.

„Bringt die Flinten! Führt die Frettchen her! Laßt die Jäger und die Spürhunde kommen!“

Er hats gebeten, und so geschieht es! Und o wie viel arme unschuldige Kaninchen mußten ihr Leben hergeben! Der Eifer war groß, die Hunde hitzig, die Jäger aufmerksam, die Frettchen gut abgerichtet. — Alles Gebüsch, alles Gesträuch wurde durchstöbert.

Darüber brach die Nacht ein. Aber, wie viel auch der Opfer seines Grimms waren, die Wuth des Herrn hatte sich noch nicht gelegt, und am nächsten Morgen beginnt die blutige Jagd aufs neue.

Ach! das arme Kaninchen! Es hatte sich unter dem Schilf neben der Ente verkrochen, und erwartete zitternd seinen Tod, aber seine Freundin beschwor er, an das andere Ufer zu fliehen, um nicht auch ihren Tod mit dem seinen zu finden.

„Mich trennen von dir? — dich verlassen?“ sagte die Ente, „nein ich verlasse dich nicht! Das wäre ja grausamer als der Tod. — Oh! könntest du doch über das Wasser mit hinüber! — — Doch warte! warte! es muß schon gehen!“

Die Ente schwimmt fort, und kommt bald wieder, mit einem alten Neste, welches einer andern Ente angehört hatte, füllt es mit Schilfblatt aus, drückt mit den Füßen die Schilfblätter zusammen, biegt mit dem Schnabel nach, und bildet auf diese Weise einen kleinen Kahn, der schon ein etwas

ſchweres Gewicht tragen konnte. Und an dieſes Fahrzeug bindet ſie nun einen Binſenhalm.

Das Kaninchen ſetzt ſich ins Fahrzeug auf ſeine Hinterpfoten hinein, und die Ente, vor ihm herſchwimmend, zieht den Binſenhalm fort, und kommt glücklich ans andere Ufer.

O glückliches Paar! An dieſem Ufer iſt eine ſichere Freiſtätte, wo nicht Jäger noch Hund hin kommen konnten!

Da lebten ſie lange glücklich und zufrieden, die Treuen, die ſich das Leben gerettet hatten!

73.

Der kleine Löwenhund.

Wie albern, wie lächerlich macht uns die Eitelkeit!

Der Elephant war auf den Königsthron der Thiere erhoben. Um einmal Frieden und Ruhe im Thierreiche zu ſchaffen, verbannte er die blutgierigen Löwen, die ihm immer zuwider waren. Er hatte ſie gedemüthigt und ſie mußten weichen. Mit ſchweigendem Grimme zogen ſie aus ihrem Vaterlande.

Ein kleines Löwenhundchen, weil es doch auch eine Mähne hatte, wie ein Löwe, fing an ſich traurig zu beklagen. Es redet die Fluren und Felder an, wo es geboren war, und wo es gelebt hatte; es nimmt mit ſchluchzenden Worten und mit thrä-

nenden Augen Abſchied von ihnen, und verwünſcht den Tyrannen, der es vertreibt.

Ein alter ehrlicher Pudel hat ſeine ſeltſamen Klagen gehört, aber nicht begriffen, was er will.

Gerührt von dem Jammer des Hundchens fragt er: „Was kann dich denn nöthigen zu flieſhen? Was iſt dir denn widerfahren, das dich forttreibt?“

„O Himmel!“ ruft der Kleine; „was mich forttreibt? Kennſt du den grauſamen Befehl nicht, der uns auf immer verjagt?“

„Uns?“ fragt der Pudel.

„Euch nicht,“ ſpricht der Kleine, aber mich! mich!“

„Dich? wie denn ſo?“ fragt der Pudel.

„Artige Frage!“ erwiedert das Händlein; „bin ich denn nicht auch ein Löwe?“

74.

Jupiters Prieſter.

Wie oft ſind die Wünſche der Sterblichen einander entgegen! Was einen erfreut, betrübt andere, und was jenem eine Wohlthat ſcheint, ſcheint dieſem eine Wehthat. Wenn der Himmel nicht alles ausgliche und ordnete, würde es übel ergehen! — Laſſet den Himmel walten!

In uralter heidniſcher Fabelwelt diente ein Prieſter dem Obergott Jupiter im heiligen Haine, unter einer tauſendjährigen Eiche, am einfachen Altare von Raſen. Alles war damals noch einfach, und darum war unſer alter ehrlicher Prieſter auch nicht reich, wiewohl er ſeines Dienſtes treulich wartete, denn ſein ganzes Einkommen beſtand in dem, was von den ſpärlichen Opfern abfiel, welche die Andächtigen brachten.

So ſah es denn der Prieſter recht gern, daß ſeine zwei artigen Töchter ein Paar brave, annehmliche Freier fanden. Die älteſte nimmt einen Gärtner, die andere bekommt einen Töpfer.

Nach einiger Zeit will doch der Vater nachſehen, was ſeine Kinder machen.

„Nun? wie gehts?" fragt er, indem er ins Haus der älteſten eintritt, „wie gehts, mein Kind? Kann ich helfen, kann ich rathen?"

„Gut geht es, recht gut! liebſter Vater," antwortet die Tochter. „Wie kann es anders gehen, wenn man einen ſo braven Mann hat, wie ich? Ruhe und Frieden wohnen bei uns, und wir lieben uns ja von Herzen, und darum ſind uns ſelbſt unſre Arbeiten Luſt und Vergnügen. — Nichts verlangen wir, als allenfalls ein wenig Regen, damit mancherlei Sämerei, beſonders aber die Artiſchocken, gut möchten aufgehen!"

„Und das iſt Alles, was du wünſcheſt?"

„Ja fürwahr; ich wüßte nicht, was wir ſonſt noch wünſchen ſollten!"

„Nun wohl!“ sagt der gute alte Greis; „das wird sich ja machen lassen. Morgen ist das Fest des Obergottes, ich diene ja so lange an seinem Altare, und ich werde ihm einige Worte sagen. — Leb wohl, mein Kind.“

Jetzt geht es zu der Töpferin hin, wo der Vater dieselben Fragen thut, und dieselben Antworten bekommt. Aber freilich, wo wäre irgend ein Zustand vollkommen, oder ein Glück, das nicht noch Wünsche übrig ließe?

„Wir haben Alles,“ sagt die Tochter; „wir können nicht so viele Waare fertigen, als wir verkaufen könnten. Wenn nur die Sonne ein wenig heller und heißer schiene, unsere Töpfe desto eher zu trocknen. Ihr, Vater, könntet uns leicht behülflich seyn! Ihr seyd ja der Priester der Gottheit!“

„Wohl! wohl! mein Kind; nur weiß ich nicht, wie sich deine und der Schwester Wünsche werden vereinigen lassen. Du willst gut Wetter, und sie bedarf Regen! Laß uns das Wetter nehmen, wie es ist, und laß die Götter nur machen. Sie wissen, was uns fehlt und was gut ist.“

Und der alte Priester bat den Obergott weder um Regen, noch um Sonnenschein.

75.

Das alte Pferd und das Füllen.

Entbehre und genieße! — Gerade wenn man zu viel hat, hat man selten genug!

und wer immer lecker und überflüſſig hat, dem ſchmeckt es am wenigſten.

Die Mutter hatte das Füllen auf eine herrliche Weide gebracht, wo Schatten, junges Geſträuch und friſches Gras, klares Waſſer und weiter Raum zum Umherjagen — mit einem Wort, Alles vorhanden war.

Freilich gefiel's dem Füllen, recht ſehr gefiel es demſelben, aber wie lange denn? da war es, eben weil es zu viel, und das Viele zu gut gehabt hatte, überſättigt und voll Ekel dagegen, wiewohl es glatt und fett geworden war.

„Mutter!" ſagte es eines Tages, „hier iſts nicht mehr auszuhalten, und ich bin auch ganz krank geworden. Das iſt elendes Gras, man kanns nicht hinterbringen! das Waſſer iſt ſo ſchlecht, und ſchadet meinen Lungen; ich kann gar nicht mehr recht athmen, kann nicht mehr fort wie ſonſt. O Mutter, wenn wir doch fort könnten, ſonſt muß ich ſterben!"

„Nein, mein Kind," ſagte die verſtändige Mutter, „ehe du ſterben ſollſt, will ich lieber die Welt mit dir durchziehen — wir wollen fort!"

Es ging fort! Das Füllen ſprang vor Freude, bäumte ſich, und ſchlug hinten aus. — Die Mutter ging ihren ernſten gemeſſenen Gang, und führte das Kind über ſchroffe Berge, und über dürre Ebenen, wo weder Laub noch Kraut, weder Bach noch Quelle war.

Der Abend war gekommen, aber eine Weide hatte man nicht gefunden, und die Nacht über mußte man ſich behelfen, ſo gut es ging. Als am nächſten Morgen aber der Hunger durch keinen Schlaf mehr ſich überwältigen ließ, mußte man an elenden Dorn- und Brombeerſtauden nagen, nur um Etwas zu haben.

Unſer Füllen ſprang und bäumte ſich nicht mehr, konnte nach drei Tagen kaum noch ordentlich Schritt halten, und hätte es noch drei Tage ſo gedauert, hätte unſer Füllen in der That ſterben können.

Jetzt wußte die Mutter, daß es an der Zeit war, und führte gerade in der Mitternacht, durch nur ihr allein bekannte Umwege das Füllen in die ſchönen Auen zurück, von welchen ſie ausgereiſet waren.

„O herrliches Feſt! o ſchöner Aufenthalt!“ rief das Füllen, als es ſo ſchöne Kräuter und Gräſer, ſo herrliche Sträucher, ſo köſtliches Waſſer am andern Morgen fand.

„O Mutter! liebſte Mutter!“ rief es, nachdem es ſich ſatt gefreſſen hatte, „laß uns hier bleiben; laß uns niemals von hier wegziehen! hier iſt es herrlich! hier iſt es unvergleichlich!“

Der Tag ſtieg herauf. Die Mutter machte das Füllen aufmerkſam auf die Gegend, in welcher es war — das Füllen ſchaute ſich um, und ſiehe, es war dieſelbe Gegend, von welcher es ſich weggeſehnt hatte — — und es ward klüger.

Und daß Hunger der beſte Koch iſt, könnt Ihr noch obendrein mit merken. Im Grunde iſts auch daſſelbe; nämlich: Entbehre und genieße!

76.

Der prahlhafte Hahn.

Laßt den Aufſchneider und den Prahler hundert und aber hundertmal beſchämt werden, dennoch verläßt ſie die alte Narrheit nicht, wiewohl ſie aller Welt dadurch ſehr lächerlich werden.

Ein Hahn ohne Muth und Kraft hatte ſich in das Anſehen geſetzt, als ſey er ein gewaltiger Held und Ritter. Er hatte das Anſehn nicht etwa ſeinen Thaten und Verdienſten, ſondern ſeiner Ruhmredigkeit zu danken, die die Leichtgläubigen und Schwachköpfigen, wie die Gutmüthigen, anfangs, aber auch nur anfangs, oft irre führt.

Hochbeinig und mit ſtolzen Schritten war er ja doch immer über den Hof hin und her gegangen, und hatte von ſeinem Muthe ſo große Worte geſprochen, und ſo war er in ſeiner Einbildung gewiß ein Held!

Und da er hierin es war, dachte er, er dürfte auch ziemlich unverſchämt ſeyn, denn die durch ihre Prahlhaftigkeit ſich ſelbſt ſchaffenden Helden denken, ſie dürfen das.

Unſer Ritter mißhandelte ein junges Huhn und hackte drauf los — denn er dachte, es wäre wehrlos, und an ſolchen üben ſich ſolche Helden gern, und beweiſen ihren Heldenmuth.

Das Huhn hat mehr Herz, mehr Stärke als er; ſträubt ſeinen Halskoller, und in zwei Augenblicken iſt der Ritter aus dem Felde geſchlagen, hat manche Feder verloren, und manche Wunde empfangen, und hätte ſich nicht ein anderer Hahn dazwiſchen gelegt, wäre er wohl gar umgekommen.

Das Huhn ließ er erſt weit fortgehen, dann blies er ſeine Halsfedern auf und ſprach:

„Die kleine Giftige da hat wirklich viel Muth, und darum muß ich ſie leben, aber ihrer Jugend wegen mußte ich ihrer ſchonen, ich durfte doch nicht unedel ſeyn!“

Ein alter ſchon hinfälliger Hahn hatte ſowohl den Kampf mit angeſehen, als dieſe Bemerkungen mit angehört, und machte ſich über beides ein wenig luſtig.

„Mit dem wirſt du gewiß fertig,“ meinte der Prahlhans, und griff den Hahn an. — Wie hatte er ſich verrechnet! Der alte Kämpfer hatte ihn mit vier oder fünf Schnäbelhieben völlig nieder, und von ſeinen Federn hatte er die meiſten verloren.

„Das iſt noch ein tüchtiger alter Kämpe,“ ſagt unſer Hahn, „und er iſt noch ganz rüſtig. In jüngern Jahren muß er zu fürchten geweſen

seyn; aber dem Alter muß man doch die Ehre lassen!“

77.

Der Kühhirt und der Jägerbursche.

„Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz!“ sagte mir einmal ein alter Glöckner, eben als ich im unerbetenen Mitlauten beinahe vom Schwengel oder Klöppel der Glocke wäre getroffen worden! — Und ich denke fast, daß der Mann Recht hatte, denn nachher habe ich es so oft erlebt, daß man eben nicht gut dabei fuhr, wenn man sich in Sachen mischte, von welchen man nichts verstand.

Martin hatte nichts anders zu thun, als daß er des Vaters Kühe und Ochsen hütete, da bekam er endlich Langeweile.

Es kommt aus dem Forste der Jäger heraus, der mit unserm Martin von Kindesbeinen an aufgewachsen war; kommt schmähend, schimpfend, erbost und außer Athem, weil er ein altes Reh zweimal gefehlt, und sich doch in dessen Verfolgung ganz erschöpft hatte.

Aus den Höhen des Waldes kommt der Jäger herab, im vollen Zorn über seine verfehlten Anstrengungen, und über sein vergebliches Laufen und Rennen und Schießen!

Er kommt zum Martin und ſagt: „So und ſo iſts mir ergangen, und habe doch nichts erlangt und erjagt; du kannſt mir es glauben, Martin, das iſt ein Hundeleben!“

„Wenn du müde biſt, Brüderchen,“ ſagt Martin, „ſo leg dich her und ruhe aus; du ſiehſt ein wenig nach den Kühen — das iſt ja mit halbem Auge geſchehen, und ich will ſtatt deiner auf die Jagd gehen, denn hier möchte ich ohnedieß vor Langeweile ſterben.“

„Hier iſt meine Flinte,“ ſagt der Jäger; „nimm auch meinen Hund, den Sultan, mit, und ſchaffe mir das Reh!“

Martin und Sultan laufen in den Forſt. Sultan durchſtöbert die Gebüſche, reviert, riecht, kommt, geht und ſchaut — da hat er das Reh aufgeſtöbert; — da kommts aus dem Dickicht hervor!

Martin, im dummen übereilten Eifer, ſchießt, — ſchießt nach dem Rehe, und trifft — trifft den Sultan, den armen treuen Sultan, der vor Schmerz laut aufheult, und das Reh entflieht.

„Armer Sultan! armes Thier!“ ſagt der Martin. Aber was hilfts Sagen? davon wird die Wunde nicht heil; und Sultans Schmerz hört auch nicht auf.

Martin geht auf ſeine Aue zurück! Der Jäger, der die Kühe hüten ſollte, liegt unter einem Baume und ſchnarcht. — „Wo ſind aber die Kühe?“ —

Die Kühe ſind nicht da! Wer ſchläft und ſchnarcht, kann ja der Kühe nicht hüten.

Der arme Martin! die Haare reißt er ſich aus dem Kopfe; in die Berge und Thäler ſchreit er hinein, ſeine lieben, lieben Thiere wieder zu finden.

Nichts findet er. Doch nein! Etwas fand er ja doch. O! — Schläge nämlich in großer Menge, als er nach Hauſe kam, und die Kühe nicht mitbrachte; denn der Vater zerklopfte ihm mit einem Haſelſtock weidlich den Rücken.

78.

Thoms und Hans.

Gevatter Thoms und Gevatter Hans gingen miteinander zum nächſten Städtlein.

Thoms war ein Glückskind! Er hatte kaum zwei tauſend Schritt in dem Walde zurückgelegt, ſo fand er auch ein hübſches Beutelchen voll Goldſtücke.

Wenn uns der Himmel ſegnet ohne unſre Mühe und Schweiß, können wir ja deſto eher einem guten Freund und Gevattersmann einen Antheil gönnen, und ihm eine Freude machen. So dachte Hans, und nicht mit Unrecht.

Thoms hatte freilich das Geld gefunden und aufgehoben, und in die Taſche geſteckt; aber Hans war denn doch auch dabei geweſen, als er den Geldbeutel fand. Der Hans ſagte:

„Thoms! herzlieber Gevatter Thoms!! das iſt doch ein guter Fund für uns! Hähä!“

„Für uns?“ erwiederte Thoms. „Das ſcheint mir nicht ganz richtig, lieber Gevatter. — Es iſt ein hübſcher Fund für mich, für mich allein!“

Hans erwiederte keine Sylbe darauf!

Als ſie beide aus dem Walde heraus auf die Ebene kamen, brachen aus dem Vorgebüſche des Waldes von beiden Seiten Räuber hervor.

Da zittert Thoms wegen ſeines Geldſäckleins — freilich nicht ſo ganz ohne Urſach — und ſpricht zum Hans:

„Lieber Nachbar und Gevattersmann Hans! wir ſind verloren!“

„Wir? — o! wohl nicht!“ erwiedert Hans. „Ich gewiß nicht! denn ich habe keinen Pfennig zu verlieren; aber du magſt wohl verloren ſeyn, das geb ich zu! denn du haſt Geld! und das iſt mir eine andere Sache!“

Er ſagts, und geht ins Gehau hinein; Thoms aber, von Furcht gleichſam verſteint, kann ſich nicht rühren und regen, und bleibt auf dem Flecke ſtehn — die Buſchklepper kommen; ſie erwiſchen ihn; ſie thun ihm nichts, ſie bitten ſich nur die Geldbörſe aus, und Er? — überantwortet ſie ihnen.

O! theile dein Glück mit deinen Freunden, ſo haſt du noch Freunde im

Unglück! — Böser Eigennutz, du spaltest und entzweiest alle Menschen!

79.

Die Kanarienvögel und der Distelfink.

Ein Liebhaber von Vögeln ließ unter die Eier eines weiblichen Kanarienvogels die Eier eines Distelfinkens mit einschlüpfen!

Die Kanarienmutter merkt davon nichts, sie brütet und brütet, und hat die Eier in kurzer Zeit ausgebrütet, das fremde eben so gut, als die ihrigen. Und sie und ihr Mann pflegen den kleinen aufgenommenen Fremdling eben so gut, als die eigenen Kinder, von welchen sie ihn nicht unterscheiden. Leibliches Kind und Pflegekind sind eins! erhalten gleiche Liebe und Sorgfalt; der Distelfink wird für Zweig und Mitglied der Familie angesehen, schläft den ganzen Tag lang in seinem Dunenbettchen, neben den Kanarienbrüderchen und Schwesterchen, die er für seine rechten Geschwister hält; erhält von der Alten sein Schnäbelchen voll, wie die rechten Kinder, und ruht zur Nacht auch mit unter den Flügeln der Mutter.

Die Vögelein wurden Vögel, und bekamen schönes buntfarbig glänzendes Gefieder, nur der kleine Distelfink behielt seine Farben, aber darauf achtete er nicht, und hielt sich ebenfalls für einen Kanarienvogel, und wohl für einen noch bessern als die übrigen. Die andern denken wie er, und zweifeln gar nicht daran, er sey ihr echter und leib-

haftiger Bruder, denn ſie lieben ihn ja wie einen Bruder.

Ein alter Diſtelfink, neidiſch über das Glück des Jungen, macht ihn aufmerkſam auf ſein Geſchlecht. „Du biſt ja von einem Diſtelfinken entſpreſſen, aus dem Ei eines ſolchen ausgekrochen, biſt nie ein Kanarienvogel geweſen; ſchau nur dein fahlgraues Gefieder, und den faſt ſcharlachrothen Kopf, und der Schnabel — —

„Gut! gut!“ unterbrach ihn der junge Vogel, „ich will ſeyn, was du willſt; ich will ausſehen, wie du willſt; aber ich werde nie undankbar ſeyn, ſondern immer die lieben, die meine Kindheit gepflegt haben, wie die, mit welchen ich aufgewachſen bin, und die mich wie einen Bruder lieben!“

„Laß unſer Entſtehen und unſere Farben noch ſo verſchieden ſeyn, unſere Herzen ſind Eins, und ſo gehören wir einander an!“

80.

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmal,
ſprach eine Schlange zu dem Aal,
bin ich nicht wunderſchön?
War jemals eine Haut ſo ſchön bemalt zu ſehn?
Zwar dein' iſt glatt; doch mein' iſt glatt und ſchön

So? fragt der Aal, bin ich nicht ſchön wie du,
bin ich nur glatt, wie gehts denn zu,
Frau Nachbarin,
daß ich ſo wohl gelitten bin,
da jedermann vor deiner Schönheit graut,
und wenn er deine bunte Haut
im Graſe ſieht,
erſchrickt und flieht?

Die wunderſchöne Schlange ſpricht:
„Man flieht? warum? das weiß ich nicht.“

Ich aber weiß es, ſagt der Aal;
auch wiſſen es die Menſchen alle;
auswendig gleißeſt du,
inwendig biſt du Gift und Galle.

Aufs Inwendige kommts freilich an. Wie viele Menſchen ſind glatt und gleißend in Geberden und Worten, und tragen Gift und Galle im Herzen!

81.

Die Taube und die Krähe.

Beſchmutzt, durch ſchändliche Verleumdung beſchmutzt, kann wohl die Unſchuld werden, aber ihr innerer Werth bleibt.

Ein muthwilliger Knabe warf nach einer ſchneeweißen Taube, mit naſſer Erde, und das

glänzende Gefieder derſelben wurde ſchmutzig und ſchwarz!

„Nun biſt du doch auch geworden wie unſer Einer!“ ſagte eine alte Krähe hohnlachend; denn die Böſen haben es nicht gern, daß man beſſer ſeyn will, als ſie, und freuen ſich über den Unfall der Guten!

„Wie eurer Einer geworden?“ erwiederte die Taube. „Keineswegs! ich ſcheine nur ſo, ich werde aber nicht ſo bleiben!

Und ſie blieb auch nicht ſo. Sie badete, ſie reinigte ſich, und war wieder ſo glänzend weiß, als zuvor; aber die Krähe blieb wie ſie war, und würde es auch geblieben ſeyn, wenn ſie ſich auch ein Jahr lang gebadet und geputzt hätte.

Haltet die Herzen nur rein; gegen die Verleumdung wird ſchon Rath, und die Unſchuld geht am Ende dennoch gerechtfertigt und geläutert hervor.

82.

Der junge Hänfling.

Faſt in der Mitte der Stube hing ein junger Hänfling im geräumigen Käfig, und wenn im Winter zur Mittagszeit der Sonnenſtrahl ſeinen Sitz erwärmte, und ihn aufheiterte, ſang er ſein natürliches gefälliges Lied, das von allen Hausgenoſſen gelobt und geliebt ward.

Um den kleinen Sänger zu vergnügen, gab man ihm einen anmuthigen Platz. Man hing ihn nämlich unter einen schönen schattigen Baum, der vor dem geöffneten Fenster stand.

Wohl gefiel es hier unserm Hänfling, und noch reitzender und lieblicher wurde in den Frühlingsdüften des Baumes sein Gesang. — Aber die Spatze, die im Baume hin und her schlüpften, und sich balgten und jagten, und die Schwalben, die sich am Hause ihre Nester bauten, zirpten und zwitscherten den ganzen Tag um seinen Käfig her.

Anfangs war ihm das freilich recht von Herzen zuwider, nach und nach aber gewöhnte er sich daran, mehr und immer mehr — zuletzt sogar wurde sein eigenthümlicher schöner Gesang immer seltener und immer fremdartiger, denn er hatte zuviel von Spatz und Schwalbe an sich genommen, und keiner hatte mehr Gefallen an seinen Tönen.

Wenn du einst in die größere Welt kommst, bewahre dir deine guten Eigenthümlichkeiten. Laß andere seyn, wie sie seyn wollen, du aber stelle dich ihnen nicht gleich.

O wie Viele haben Unschuld, Lebensruhe und Frieden, Achtung der Mitmenschen und nützliche Brauchbarkeit verloren, weil sie seyn wollten wie viele Andere!

83.

Der Hügel und der Berg.

Ein Hügel, bewachsen mit Moos und grünen Kräutern, stand neben einem kahlen dürren Berge, und wenn er den dürren Berg ansah, wurde er recht hochmüthig, am meisten dann, wenn auf ihm die Thauperlen am frischen Morgen wie lauter Diamanten und Juwelen blitzten, sobald die Sonnenstrahlen darauf schienen.

„Ach!“ rief er, „wie prachtvoll ist doch mein Kleid! Wie strahlen und leuchten, dem herrlichsten Edelgestein gleich, meine Thauperlen! Wie freuen sich meiner der Hirt und die Heerde! Du kahler dürrer Berg! Wie mußt du dich neben mir schämen! Wie bist du so unfruchtbar! Ein Lamm müßte ja auf dir verhungern!“

Der Berg blieb ruhig und erwiederte nichts, aber ein Bergmann, der die eiteln Reden gehört hatte, sagte:

„Du thörichter, eingebildeter Hügel, denkst du, daß Kleider Leute machen, wie viele alberne Menschen denken? Ich habe euch beide durchgraben, und in dir hab' ich nichts gefunden, was der Rede werth wäre — todtes Gestein, todte Erde! Aber der Berg, den du so verachtest, ist voll des feinsten Goldes und Silbers. Wisse, mein Freund, daß zwar vor der gaffenden Welt die Außenseite gilt, aber nur das Innere, worauf der durch-

dringende Blick des Kenners ſieht, giebt den wahren Werth!“

84.

Hund und Affe.

Der Hühnerhund Pikas ſah mit groſſer Aufmerkſamkeit den wunderlichen Kapriolen und Sprüngen des Affen zu, wie er Baum auf, Baum ab kletterte, und von Zweig zu Zweigen hüpfte!

Tolles thörichtes Weſen! dachte der verſtändige Hund. Wozu nützt es? Was kommt dabei heraus? —

„Ha!“ dachte der Affe, „der bewundert mich. Der möcht' es gern mir nachthun!“

„Heh! Brüderchen!“ rief er dem Hunde zu, „willſt du es mir nicht einmal nachthun? — Komm doch, verſuch es einmal! Du willſt es doch wohl gern, denn du ſiehſt ja mit unverwandten Augen auf mich!“

„Dir es nachthun?“ ſagte unſer verſtändiger Pikas. „Meinſt du, daß ich nur darum deinen Sprüngen und Tänzen zuſehe? — Ich wundere mich nur, wie man ſo toll und närriſch ſeyn kann!“

Aber viel junge Leute machen es den Narrheiten Anderer nach, und denken dann, ſie ſeyen recht witzig und liebenswerth!

O thörichtes Nachäffen! — Bleibe, was du biſt, wenn du nichts Schlechtes biſt, dann nur biſt du Etwas. Aber mit Nachahmen und Nachäffen biſt du nur halb das, oder auch wohl gar nicht das, was Andere ſind!

Wohl habe ich junge Leute gekannt, die nicht blos Thorheiten, ſondern ſelbſt Schlechtheiten nachahmten, und dann dachten, ſie ſeyen etwas Großes und Vorzügliches! Aber das hab' ich nicht geſehen, daß man ſie deshalb hochgehalten hätte!

83.

Die Biene und die Hummel.

Mit Kopfſchütteln ſieht die ſummende Hummel den Arbeiten einer Biene zu!

„Hm! hm!" ſummte die Hummel; „das iſt ja ein ſteifes, langſames, widriges Weſen und Geſchäft! — Was ſolls denn helfen, Alles ſo abzuzirkeln, zu vertheilen und rein zu halten?" — „Schweſterchen!" rief die Hummel der Biene zu, „was treibſt du für thöricht Weſen und Ding mit deiner Ordnung! In derſelben Zeit, daß du dich da ſo vergeblich abmüheſt, um alles regelrecht zu machen, wäre ich ſchon zehnmal aus und eingeflogen, und wäre luſtig umhergeſchwärmt!"

„Störe mich jetzt nicht, liebe Freundin,“ antwortete die Biene. — „Gewiß

Keinen größeren Zeitverlust kann es bei den Arbeiten geben, als die Unordnung; denn, wiewohl man anfangs die Zeit zu verderben scheint, wenn man Alles so ordentlich und genau macht, so hat man doch zuletzt die Hälfte der Zeit und Mühe für die Arbeit gewonnen.“

Ich glaube, das Bienchen hatte Recht. — Karl, wenn er so eben übel und böse seine Arbeit vollendet hatte, warf Bücher, Schreibfeder, Bleistift u. s. w. gerade dahin, wo er eben zukam — und da konnte er freilich eher hinaus, als Gustav, der erst Alles wieder an Ort und Stelle brachte. Aber des andern Tages suchte Karl oft mit bittern Thränen in allen Ecken und Winkeln nach Büchern und Sachen; Gustav brauchte niemals zu suchen; und wenn Ersterer des Suchens wegen in die Schule viel zu spät kam, und seines unordentlichen und flatterhaften Arbeitens wegen nicht nur manchen beschämenden Verweis, sondern auch selbst manche Strafe empfing, war Gustav überall zu rechter Zeit fertig, und fast immer war man mit ihm zufrieden!

Hoffentlich kennt ihr doch wohl die dicken, runden, haarigen Hummeln mit Gelb und Schwarz, die man im Herbste vorzüglich auf den Sonnen-

roſen antrifft, wo ſie des Nachts faſt ganz erſtarrt ſind. — Sie leben in Erdhöhlen, in Geſellſchaften zu Hunderten, bauen ſich dort auch ihre regelrechten Zellen, und tragen Honig ein. — Indeſſen in der Fabel gelten ſie von alten Zeiten her als ein Bild der Unordnung und des Herumſchwärmens.

86.

Der Reiche und die Zikaden *).

Von Elfenbein und feinem Golde ließ ſich ein Reicher einen koſtbaren Käfig bauen, der ſein Pracht- und Prunkzimmer ſchmücken ſollte; und in dem glänzenden kunſtvollen Gegitter des Käfigs hatte er ein Paar Zikaden eingeſperrt, das lieblichе Geſchwirre ihrer Töne zu hören, und ein prächtiges Gefäß von Gold und Alabaſter, mit dem feinſten, ſüßeſten, duftvollſten Honig, hatte er den kleinen Sängerinnen zur Koſt und Labung hingeſtellt.

Der Reiche und ſeine Tiſchgäſte, wenn ſie ſich gütlich gethan hatten, lauſchten auf Stim-

*) Dieſe kleinen Thiere ſind mit den Heuſchrecken und Grillen ſehr verwandt, und nähren ſich vom Safte der Blätter, den ſie mit gebogenem Rüſſel aufſaugen. Bei einigen Arten bringen die Männchen liebliche Töne hervor, mittelſt einiger Werkzeuge, die in der Höhle des Bauchs befindlich ſind, namentlich durch ein darin aufgeſpanntes Häutchen. Dieſe hält man da und dort im Morgenlande in Käfigen. — Eine Art Zikade verurſacht bei uns den Schaum auf Weidenblättern.

men und Lieder der kleinen Vögelein, um sich daran zu erluſtigen; allein sie lauſchten vergebens: die Kleinen ſaßen ſtumm und trauernd da.

„Was?“ zürnte da der Reiche, „was seyd ihr ſo ſtumm und ſtöckiſch? — Da draußen ſingt ihr doch, vor dem Landvolk, und uns wollt ihr nicht ſingen, und unſre Ohren ergötzen? — Schaut doch! Ihr habt ja einen wahren kleinen Feenpalaſt und den köſtlichen Honig. Was fehlt euch denn noch? Was kann ich für euch thun?“

Da öffneten die Vögelein ihre Lippen, und ſangen mit leiſen Trauertönen:

„Freiheit! Freiheit! Freiheit fehlt uns!“

O Gabe des Himmels: Freiheit! Ohne dich wird keiner heiter und froh, und gäb man ihm auch das Köſtlichſte und Beſte. Und Freiheit und trocknes Brod ſind köſtlicher, als die köſtlichſten Speiſen und Getränke, und alle Ueppigkeiten des ſchwelgeriſchen Lebens nur durch Knechtſchaft erlangt, aber nicht verdient. — Bewahre uns Gott vor den Hudeleien der Reichen und Hochmüthigen!

87.

Die Schildkröte und die beiden Enten.

Hierzu Kupfer.

Wider die Gewohnheit der andern Schildkröten, die meistentheils ziemlich bedächtig und langsam sind, fand sich auch einmal eine, die ziemlich leichtsinnig und unbedachtsam war, denn sie war eitel, und war jung. — Das Alles gehört ja freilich zusammen.

„Was soll ich hier in meinem Höhlenloche?" sagte sie. „Ich will die Welt sehen — da sieht, da hört man, da giebts Erfahrungen, und wenn man sich in der Welt umgesehen hat, da hat man denn auch ein Ansehen unter den Andern. — Das ewige Einerlei in der Heimath langweilt mich. — Die Welt ist ja so groß!"

Gut! recht gut! Aber wie soll denn die kühne Schildkröte fortkommen?

„Da wissen wir Rath!" sagten ein Paar Enten, die mit der Schildkröte aufgewachsen waren. Wir sind an weite Züge gewöhnt *), und wollen dir gern behülflich und gefällig seyn."

„Sieh, Freundin!" fuhren sie fort, „dort hinaus, in die weite blaue Himmelsluft, führen wir dich mit — mit nach Amerika hin! — Wel-

*) Bekanntlich zieht die wilde Ente, wie die wilde Gans und andere Zugvögel, zu gewissen Zeiten in entfernte Gegenden!

che Thiere, welche Bäume und Wälder, welche Sümpfe und Moore, ach welche Seltenheiten, welche Herrlichkeiten wirst du da ſehen, wovon du lebenslang wirst erzählen können!"

Die Schildkröte wird entzückt von dieſen Vorſtellungen. Aber wie ſoll man ſie fortbringen?

Ihre Freundinnen erſinnen ein Mittel, um ſie fortzubringen. Man nimmt einen tüchtigen Stock und ſteckt ihr denſelben quer durch die Schnauze.

„Nur die Zähne dicht eingebiſſen, nur den Stock nicht fahren gelaſſen!" rufen die Poſtillions der Luft.

Jeder Entvogel nimmt ein Ende des Stocks in den Schnabel, und die Reiſe geht nun fort.

Ueberall, wo ſie hin kommen, erſtaunen die Menſchen und die Thiere über das ſeltſame Schauſpiel, das langſame Kriechthier mit ſeinem ſchweren Schilde, auf dieſe Art zwiſchen die Lüfte hindurch fahren zu ſehen.

„Wunder! Wunder!" ruft es unten von der Erde hinauf! „Kommt! ſchauet! ſeht! Das muß die Königin der Schildkröten ſeyn!"

„Königin Ich? — Königin? — Ja! ja! das bin Ich! die Königin bin Ich!" rief die Eitle; aber, indem ſie es rief, riß ſie die Zähne auseinander, ließ den Stock fahren, fiel aus der Wolkenhöhe herab auf ein Felsſtück, und lag zerſchmettert vor den Augen der gaffenden Zuſchauer!

Thörichte Neugierde! noch weit mehr thörichte Eitelkeit! Unverständige Prahlhaftigkeit, wie sehr verderbt ihr die Menschen!

Bleib, wo dirs wohl ist — schweige, wo Sprechen nichts nutzt — und kehre dich nicht an das Geschwätz Anderer!

Und was dir die Natur versagt hat, dem strebe ja nicht nach!

88.

Der Gutmüthige und der Schatz.

Ueberall in seiner ganzen Nachbarschaft hatte man ihn hochlieb und hochwerth, den braven, gutmüthigen Gutsbesitzer Stephan. Große und Kleine ehrten ihn, fragten ihn um Rath, besuchten ihn, und ob er wohl nicht reich war, war er doch wohlhabend, und konnte den Freunden, Bekannten und Nachbarn aushelfen und dienen — und was mehr sagen will, er hatte Geist, Witz und gute Laune, um zu scherzen und zu lachen und fröhlich zu seyn, und fröhlich zu machen, und kleine Fehler und Anstöße zu übersehen, weil er dachte, jeder hätte die seinigen ja auch. Wo er nicht mehr helfen konnte, da hatte er Einsicht genug, um zu rathen, oder Herzlichkeit genug, um zu trösten und aufzurichten. — Da seht Ihr also leicht, warum man unsern Stephan so lieb und werth hatte.

So unter Liebe, Luſt, guter Laune' und Wohlwollen war unſer braver Stephan ein Greis geworden, und fand — fand auf einmal einen großen Schatz in der Erde!

„O!" denkt unſer Stephan, „das iſt ein Fund, um deſto mehr Gutes zu thun!"

Wohlan! Er nimmt den Geldſchatz mit, und bewahrt ihn wohl!

Aber was liegt im Gelde und Golde, wenn man deſſen viel hat, für eine ſeltſame Kraft — etwa wie im Wein vielleicht, der in kleiner Portion luſtig und fröhlich, und in größerer betäubt und beinahe närriſch macht!

Er ſitzt und ſinnt! „O!" ſpricht er, „wenn ich dieſes Geld ausleihe, oder meine Grundſtücke damit vermehre, da muß es ja viel mehr Vortheil bringen. — Ich werde dann mehr Dienſtleute haben; — ich werde mächtiger; ich kaufe mir eine wichtige Stelle, wo ich —— aber freilich auf eine ſolche Stelle hab ich nicht ſtudirt; indeſſen mit Geld macht man ja Alles."

So quält er ſich hin, hat Tage lang den Kopf voll großer Pläne und Entwürfe, iſt aber immer uneins mit ſich ſelbſt, immer ohne Luſt zu eſſen und zu trinken, ohne Schlaf, ohne Fröhlichkeit. — Man macht freilich Alles mit Geld, nur nicht Zufriedenheit und Vergnügen.

Da kommt der Sonntag, wo die jungen Leute des Dorfs in dem Hofe ſeines Gutes tanz-

ten — und er war immer mitten unter ihnen, ſahe lachend ihrem Tanzen und Schäkern und Scherzen zu, und ſchäkerte, ſcherzte mit.

„Die jungen Leute ſind zum Tanz da!“ wird ihm angeſagt. — „Laßt ſie tanzen!“ antwortet er, „ohne daß ich dabei bin“ — und ſchließt ſich ein, und plagt ſich mit ſeinen Geldgrillen. — Er hat noch ein Säckchen Thalerſtücke, die er zu ſeinem gefundenen Schatze hinzuthut.

Jetzt kommt weinend ein Armer. — „Borgt mir, bittet er, „bis zur Ernte nur 20 Thaler. Der Steuereinnehmer iſt gekommen, er hat mein Haus ausgepfändet und nichts darin gelaſſen, als meine ſechs Kinder!“

Zweihundert Thaler hätte ihm ſonſt wohl unſer Gutsherr bei ſolchen Thränen und Bitten gegeben; aber jetzt ſagt er kurz und barſch: „Ich habe kein baares Geld!“

Der Arme ſieht ihn an, ſeufzt, und geht ſchweigend davon.

Er war noch nicht weit, da überwindet das gute Herz; unſer Stephan findet ſich ſelbſt wieder, eilt dem Armen nach, bittet um Verzeihung und ſchenkt ihm hundert Thaler — nimmt dann den ganzen Schatz, und vertheilt ihn unter die Landleute des Dorfs, die er herbeikommen läßt. „Nehmt, nehmt Kinder!“ ſagt er, „vertheilt unter Viele, iſt das Zeug nützlich und gut, aber im Beſitz eines Einzigen ſtiftet es nur Unheil.“

Er hatte wohl Recht. Ueberfluß und Mangel ſind gleich ſchädlich, und wo der erſte ſich bei Einem anhäuft, fehlt es immer Andern; nicht zu rechnen, daß er oftmals das Herz verderbt, wie die Fabel lehrt.

89.

Der weiße Elephant und ſein Führer.

So viel habt Ihr doch geleſen, oder gehört, daß in Oſt-Indien, in den Gegenden nämlich diſſeits und jenſeits des Ganges, die weißen Elephanten gar hoch verehrt werden — ſo hoch, daß ſich Könige einander bekriegten, ihre Staaten verheerten, mit ihren Armeen einander blutige Schlachten lieferten, um eines weißen Elephanten willen!

Ein ſolcher weißer Elephant — er mochte unter den Seinen ein nachſinniger Kopf und ein guter Denker ſeyn — fragte ſeinen Kornack oder Führer, warum man denn nun ihm ſo hohe Ehre erzeige, warum man ihm in goldenen Gefäßen ſeine Mahlzeiten anrichte, ſich niederbeuge vor ihm, und ihm tiefe Ehre erzeige, da er doch nur ein eben ſolches Geſchöpf ſey, wie die andern Elephanten!

„O!“ ſagte der Kornack, „das iſt zu viel Beſcheidenheit und Güte! — Man weiß ſchon, wie groß ihr ſeyd, und ganz Indien weiß es ja, daß die Helden des Vaterlandes, wenn ſie ihren Körper verlaſſen müſſen, mit ihrer Seele in den Leib eines weißen Elephanten übergehen, um eine

Zeitlang in demſelben zu verweilen! So haben uns immerdar unſre Talapoinen gelehrt!"

„Wie?" fragte der Elephant den Kornack, „Du hältſt alſo uns weiße Elephanten für Seelen der Helden?"

„Gewiß; verehrter Herr!" antwortet der Kornack.

„Nun, liebſter Freund," fährt der Elephant fort, — „glaube mir, man hat dich betrogen, denn ich fühle keine Heldenſeele in mir, laß du mich lieber wieder zu Holz und Wald."

So werden Viele nur durch das Vorurtheil des Aberglaubens und der Dummheit zu Weiſen, Helden und Halbgöttern.

So verleiht die Farbe, das Ordensband, das Goldkreuz Werth und Verdienſt, wiewohl der weiße Elephant immer nur ein Elephant iſt, wie jeder andere.

Man ſieht, wie eingebildet oft unſere Verdienſte ſind, und wie gering die Gründe derſelben ſeyn mögen! — Bedenke erſt, Freund! worauf du ſtolz biſt!

Anmerk. Der Führer und Wärter des Elephanten heißt ſein Kornack.

Hindoſtan, dieſes große, reiche und herrliche Land, wird in die Halbinſel disſeits

und jenseits des Ganges eingetheilt, denn dieser große und mächtige Fluß scheidet beide Theile. Vorzüglich in der jenseitigen Insel waren einmal zwischen den Reichen Pegu und Siam, um eines weißen Elephanten willen, die Kriege blutig und sehr verwüstend, und namentlich ging Siam dabei auf eine Zeitlang zu Grunde!

Die Talapoinen sind die Geistlichen der Gegenden Hindostans, jenseits des Ganges.

90.

Das Rhinozeros und das Dromedar.

„Bruder!" sprach das edle und starke Rhinozeros zum Dromedar, „sag mir doch, warum ist gegen mein Geschlecht der Mensch so ungerecht? — Euch Kameele sucht er auf, liebt Euch, giebt Euch Wohnung, theilt selbst seinen Bissen Brod mit Euch, und schätzt sich glücklich, Euer Geschlecht vermehren zu können! — Ich weiß wohl, daß Ihr auf Eurem Rücken die schweren Lasten tragt, die Euch der Mensch aufbürdet, daß Ihr seine Weiber und Kinder tragt, und daß Ihr bei Eurer Mäßigkeit unermüdlich und sanft seyd, und ich gestehe es gern ein; aber das Rhinozeros hat doch fürwahr dieselben guten Eigenschaften, und ohne dich zu beleidigen, glaube ich, es hat noch einige Vorzüge vor Euch. Unser Horn und unser undurchdringliches Schild könnten ihm in Schlachten treffliche Dienste thun, und doch verachtet der Mensch uns nicht nur, son-

dern er vertreibt uns aus seinen Gegenden, verfolgt uns und jagt uns fort!"

„Beneide unser Schicksal ja nicht, liebster Freund," erwidert das Dromedar; es kommt bei dem Menschen nicht blos auf die Dienste an, die wir ihm leisten, sondern man muß sich in alle seine Launen fügen, ja man muß ihm auch noch zu gefallen wissen! — Soll ich dir das ganze Geheimniß verrathen?"

„Wir verstehen die Knie zu beugen!"

Beneide die nicht, die von den Großen und Gewaltigen geliebt zu seyn scheinen: Lasten müssen sie fast immer tragen, und am Knie- und Hauptbeugen, Schmiegen und Fügen darfs auch nicht fehlen.

Anmerk. Unter dem Dromedar versteht man bekanntlich das einbucklige Kameel. Das zweibucklige heißt Trampelthier.

Das Rhinozeros ist auch unter dem Namen Nashorn hinlänglich bekannt.

91.

Die beiden Gärtner.

Zwei Brüder hatten einen großen Garten geerbt, den sie zu gleichen Hälften theilten, damit jeder seine Hälfte nach Gefallen benutzen konnte.

Der ältere von beiden Brüdern, er hieß Johann, bildete sich ein, er sey ein großer Gelehrter, und müßte Alles zu ergrübeln suchen, und so las er Taschenkalender und andere Bücher; beobachtete das Wetter und die Windfahne, und warf sich eine Menge Fragen auf, von welchen keine einzige beantwortet ward. Jetzt wollte er ersinnen, wie aus einem einzigen Samenkorn so viele andre Samenkörner, — so viel hunderte sogar, in so kurzer Zeit hervorkommen können, — jetzt, warum der Same der Linde einen so großen Baum hervorbringen kann, da er doch so viel kleiner ist, als die Bohne, die oft nicht zwei Fuß Höhe und Land braucht — und warum die Bohne, wenn sie auch durch Zufall verkehrt in die Erde gelegt worden ist, doch die Wurzel in die Erde hinab, und die Spitze an die Luft hinauf treibt?

Indem er immer so träumt, und sich mit ganz vergeblichen Fragen quält, bleibt sein Garten ungebauet; sein Salat, sein Spinat vertrocknen, seine Gemüse verwelken, seine unbedeckten Feigenbäume tödtet der Nordwind, sein ganzer Garten verräth den schlechten Gärtner. — Freilich aber, wer nichts erbauet, kann nichts zu Markte bringen und verkaufen, und wer nichts verkauft, nimmt kein Geld ein! Unser hochgelahrter Frager und Grübler hätte hungern oder betteln müssen, hätte er nicht seine Zuflucht zum Bruder nehmen können.

Dieser war mit dem frühesten Morgen auf, arbeitete, grub, hackte, jätete, wässerte, und sang

sich ein fröhliches Lied dazu. Ohne Geheimnisse durchdringen zu wollen, säete er mit Fleiß, um mit Segen zu ernten, und in der That, Alles gedieh aufs beste. Sein Beutel war voller Thaler, seine Keller und Kammern voll Obst und Früchte, und sein Herz voll Vergnügen, und Er war es, der den Bruder ernährte.

Dieser erstaunte und fragte, wie er das Alles bewirken könne, da auf seiner eigenen Hälfte nichts fortkomme?

„Das macht," erwiederte er dem Frager, „ich arbeite, und du grübelst blos, du quälst dich mit unnöthigen Fragen, ich aber bin fröhlich und guter Dinge; du weißt nun aus Erfahrung, wobei am meisten herauskommt, und magst selbst sagen, wer von uns beiden der Klügste ist."

92.

Der Tod.

Der Tod wollte gern sein Reich vergrößern und mehr Unterthanen haben, und versammelte deshalb in der Unterwelt seinen ganzen Hof, um guten Rath zu vernehmen und auch einen guten Minister nöthigenfalls zu wählen.

Langsam stiegen aus den schwarzen Tiefen der Unterwelt Fieber, Gicht und Krieg herauf — drei tüchtige Mitbewerber um die erste Stelle im

Staate. — Alle Anwesende ließen ihren großen Verdiensten um die Vermehrung des Reichs Gerechtigkeit widerfahren, und der Tod bewillkommte sie mit vieler Herablassung.

Hierauf kam die Pest! Niemand wagte ihr ihre entschiedenen Verdienste streitig zu machen; aber als ein Quacksalber kam und aufwartete, fing der Tod selbst an zu schwanken, wem man den Vorzug zuerkennen sollte.

Auf einmal brach ein Heer von Lastern aus den Tiefen herauf. Da blieb der Tod keinen Augenblick ungewiß, sondern wählte sich die Unmäßigkeit.

Der Tod wußte wohl, was er that; er wußte, daß eher zwei oder drei an der Unenthaltsamkeit sterben, als Einer an andern Zufällen: denn wo die Unenthaltsamkeit groß ist, steht sie mit einem ganzen Heere Krankheiten im Bunde.

93.

Der Epheu und der Thimian.

„Wie beklag' ich dich, arme kleine Pflanze!" sagte eines Tags der Epheu zum Thimian; „du mußt ja beinahe auf der Erde kriechen, und dein Gipfel ist so dürftig, und zittert bei jedem Hauch der Luft! Sieh mein Haupt an, welches sich in Vereinigung mit der Eiche fast in die Wolken erhebt."

„Ich kenne deine Höhe wohl," antwortet der Thimian, und werde sie dir nicht streitig machen; aber ich halte mich durch mich selbst aufrecht, da du hingegen viel tiefer als ich und ganz dicht auf der Erde hin kriechen würdest, hättest du den hohen Baum nicht, an welchen du dich anhäkelst.

O wie Viele bilden sich ein, sie wären hoch, weil sie sich an Hohe und Gewaltige windend anschmiegen.

Obwohl seit ein Paar Jahrzehnten der Epheu oder Eppich (auch Wintergrün genannt) viel seltner ist, als ehedem, werdet Ihr doch wohl noch genug Gelegenheit haben, dieses Rankengewächs kennen zu lernen, wie es sich mit den Fasern und Häkchen, die aus seinen Zweigen hervorkommen, nicht nur an Bäume, an das Holz der Häuser, sondern selbst in Steinmauern und in Felsen einhäkelt.

Wollt Ihr wissen, wie das Gewächs blüht, müßt Ihr gegen den Winter und namentlich im Oktober oder November nachsehen!

94.

Der Sturmvogel und die Schiffenden.

Ein Schiff durchschnitt das blaue Meer, die Segel schwollen, sanft spielten die Wellen um den Kiel, Delphine scherzten, und vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte die Düfte des Zimmetwaldes herüber. Das Schiffsvolk hatte sich in den milden

Sonnenſchein hingeſtreckt, vom Verdeck tönten frohe Lieder zum köſtlichen Weine, leiſe plätſcherten die Wogen. Da ſetzte ſich ein Sturmſink auf das Steuer.

Ergrimmt ſprach der Steuermann zu dem Unglückspropheten: „Ungelegener hätteſt du uns nicht kommen können; doch nicht uns, dir verkündeſt du Gefahr.“ In dem Augenblicke griff er nach der Büchſe, zielte und warf den Vogel herab. Doch dieſer hatte noch ſo viel Kraft, Folgendes zu ſagen: „Ihr glaubt mit mir die Wahrheit zu tödten! Umſonſt! es naht die ernſte Stunde, und euer Sträuben wird ihren Lauf nicht aufhalten!“ Jetzt verſchied er.

Nicht lange darauf ſtieg Gewölk auf, und die Fluth ſchwoll hoch empor, gejagt vom Sturme. Ein Blitz zerriß den Maſtbaum, alle im Schiffe riefen: „wir ſind verloren!“ und das Schiff wurde vom Meere verſchlungen.

Schon oft wähnten die Menſchen, die Wahrheit zu vertilgen, wenn ſie die Verkündiger derſelben vertilgten; doch Wahrheit bleibt und iſt ewig wie Gott. Oft blühte ſie aus der Aſche ihrer Propheten auf und an ihrer Geſtalt und an ihrem Wohlgeruche ergötzen ſich noch die Völker des Erdbodens. Nur der Einfältige hält an einem trüben Tage, wo die Wolken den Himmel bedecken, die

Sonne für verschwunden. Ueber Wolken und Stürmen prangt sie in himmlischer Schönheit.

95.

Der Esel und das Schwein.

Ein Esel sagte zum Schwein: „Kein Thier ist verachteter, als ich, und doch bin ich so arbeitsam, so geduldig, so früh auf, und dabei so mäßig; denn Disteln sind meine größte Leckerspeise. Ich weiß es wohl: ich habe nicht die Gestalt des Pferdes, nicht die Stimme der Nachtigall; doch ich habe, wie du weißt, andre Tugenden."

Hierauf versetzte das Schwein: „Wenn du nur einen Fehler hast, so ist dies genug, dich bei Menschen verächtlich zu machen. Geht es mir denn anders? Weil ich in Pfützen mich bisweilen herumwälze, so ist nichts verachteter, als ich. Gleichwohl ist ihnen nichts wohlschmeckender, als mein Fleisch.

Die Menschen betrachten alle Uebrigen allein von ihrer schlimmen Seite. Liebe Kinder, wenn ihr alle Tugenden besitzt, und nur einen Fehler an euch tragt: so wird alles Gute, das ihr besitzt, um dieses einzigen Fehlers willen vergessen. So haben die Menschen immer gehandelt; so werden sie auch fernerhin handeln.

96.

Das Kind und der Schatten.

Ein Kind hüpfte an einem kühlen Abend auf bethauten Wiesen, und sah in langen Schatten sein Bild. Das Bild gefiel ihm, und es wünschte, wie gewöhnlich, es zu haben. Das Kind sprang schnell auf den Schatten los! aber dieser eilte eben so sehr, als das Kind, von der Stelle hinweg. Nachdem das Kind sich lange vergeblich bemüht hat, kehrt es dem Schatten den Rücken zu. Jetzt folgt der Schatten ihm von freien Stücken.

Wie es mit dem Schatten sich verhält, eben so verhält es sich mit der Ehre. Nie wird der sie erlangen, der gewaltsam sie verfolgt. Sie folgt dem am meisten, der ihrer am wenigsten achtet. Kinder! strebt nach löblichen Eigenschaften, und seyd in eurem Kreise gemeinnützlich, und Ehre, das Gut, für das Mancher sein Blut verspritzt, wird euch nachfolgen, wie der Schatten dem, der der Sonne entgegen läuft.

97.

Das Johanniswürmchen.

In einer warmen Sommernacht,
Die Thaugewölke dunkel macht,

Fliegt ein Johanniswürmchen zwiſchen Hecken
Von wilden Roſen, ſtolz auf ſeine Pracht,
Läßt fern durch ſeinen Schimmer ſich entdecken.

Wie göttlich ſchön bin ich! ſo ſpricht
Es in ſich ſelbſt, o welch ein helles Licht,
Das mit dem Glanz der Sterne ſtreitet,
Iſt um mich her durch mich verbreitet!
Mir gleicht im weiten Reiche der Natur
An Reizen keine Creatur

So ſpricht es, als die Nachtigall
Von fern das glänzende Inſect
In dornichtem Gebüſch entdeckt.
Gleich haſcht ſie es, und frißt's, die gier'ge Sängerin —
Und Leben, Stolz und Glanz iſt hin.

Kömmt Hochmuth, wie man ſpricht, nicht immer
Kurz vor dem Fall? Wer dies vergißt,
Empfindet, wie der eitlen Ehre Schimmer
Oft ſeines Unglücks Urſach' iſt.

98.

Der Kiwitz und der Kater.

Einſt ſchlich ein wilder Kater bei Einbruch der Nacht ins Feld, Beute und Raub ſuchend. Ein Kiwitz, der mit älterlicher Zärtlichkeit für ſeine

Jungen wachte, vernahm ihn, flatterte auf, und winſelte, als der Räuber ſich dem Orte nahte, wo ſein Neſt war. Er rauſchte kreiſend um das blutdurſtige Thier herum, und zeigte ihm wider ſeinen Willen ſelbſt das Neſt, woraus der Kater die Jungen ohne Mitleid entführte. Ja! der Kater dankte ſogar dem Kiwitz ſpöttiſch, daß er ihm ſo ſchön den Weg zu ſeinen Jungen gezeigt hätte.

So macht der Reiche durch ſeine Unruhe gar oft andre nach ſeinem, ſo ängſtlich bewachten, Schatze lüſtern.

99.

Die Schafe und ihr Herr.

Du biſt doch ungerecht! Uns Schafen, die wir dich
Mit unſrer Milch, mit unſern Kindern ſpeiſen,
Mit Wolle decken, willſt du keinen Dank erweiſen!
Faſt durch das ganze Jahr geht es uns kümmerlich:
Wir ſelber müſſen uns von fern die Nahrung holen.
Uns giebſt du nichts, wir geben alles dir.
Und dies unnütze Thier,
Das deine Nachbarn oft, und oft dich ſelbſt beſtehlen,
Der Hund, der nichts, als bellt und ſchreit,
Genießt ſo viele Gütigkeit.
Du läſſeſt Nahrung ihm von deinem Tiſche reichen.
Was iſt dem Undank zu vergleichen?

„Der Hund nützt mir und euch mehr, als ihr denkt
Denn ohne seinen Schutz wär't ihr in euren Horden
Schon längst der Wölfe Raub geworden.
Ihr selbst seyd ungerecht, wenn euch sein Vorzug kränkt."
Mißgönnt dem Krieger nicht, ihr Bürger, Rang und Orden.

100.

Der Zeisig.

Ein Zeisig hatte sein Nest so eben erst vollendet. An einem schönen Morgen erweiterte die Pracht der Schöpfung sein kleines Herz. Er pries wonnetrunken mit seinem Gesange das Licht der ihn so lieblich anlächelnden Sonne, und rühmte vor seiner Nachbarin, der Lerche, den herrlichen Tag.

Jetzt kam der Mittag, und Wolken stiegen Gebirgen gleich am heitern Himmel auf. Sonäherte sich angstvoll die graue Meve dem Lande. Schon spazierte und scharrte die düstere Krähe im trockenen Sande, und ihr Krächzen kündigte nichts Gutes an. Schon strichen Erdschwalbe und Sperling tief um das Schilfgras. Schon suchte der Häher die Eiche, der Reiher die hohe Luft, der Hirsch sein Bette. Schon eilte das Pferd, den Stall zu erreichen. Schnell wurde der Westwind, der bisher geweht hatte, von einem Wirbelwinde verdrängt. Schnell erbebte und heulte der Hain.

Sturm, Regen und Schloßen, welche die Fichten und Tannen verwüſteten, zerſtörten auch das Neſt des Zeiſigs.

Endlich legte ſich der tobende Sturm; da hüpfte der durchnäßte Zeiſig zur Lerche, bei der er ganz ſicher aufgehoben war. Hier ſprach er: Durch Schaden bin ich nun klüger geworden. Vor dem Abend darf man auch den ſchönſten Tag nicht loben.

Wir werden, wenn die Sonne des Glücks uns anlächelt, oft ſtolz und ſicher; laßt uns nie vergeſſen, daß der Wohlſtand des Menſchen oft nur ein heitrer Sonnenblick iſt, der bald mit Sturm und Ungewitter abwechſelt. — Wir verſprechen uns oft viel von einem jungen Menſchen, deſſen Fleiß und Wohlverhalten Eltern und Lehrern Freude macht, und plötzlich ändert er ſich, und überzieht die Stirne ſeiner Eltern mit düſtern Wolken des Kummers und der Schwermuth. — Wir glauben oft, uns einem Freunde ſicher anvertraut zu haben, aber, ehe wir es uns verſehen, kehrt er uns den Rücken, oder geht als Feind auf uns los.

101.

Der Schmetterling und die Biene.

Ein ſchöner bunter Schmetterling, —
Ich glaub', es war das Pfauenauge, — hing
An einem Hyacinthenſtocke,
Und ſpiegelte mit Wohlgefälligkeit
Im Sonnenglanz ſein ſammtnes Federkleid.
Schnell ſah er in dem Kelch von einer Silberglocke
Ein Bienchen. — Voller Zorn rief er: Was will doch hier
Das ungeſtaltet kleine Thier?
Und wagt ſich noch ſo nah zu mir!
Man ſieht's an ſeinem har'nen Rocke,
Daß es vom Staub geboren iſt,
Im Staub zu kriechen auserkieſt,
Verdammt, ſein bischen Brod mit Placken zu erwerben,
Und in der Finſterniß zu leben und zu ſterben.
Herr Gärtner! — hier rief er den Gärtner zu ſich hin, —
So wahr ich — ſeh' er ſelbſt, — das Kind der Schönheit bin,
So iſt der Anblick mir nicht länger auszuſtehen!
Vertreib er doch die ſchmutz'ge Nachbarin;
Noch beſſer iſts, den Hals ihr umzudrehen.
Der Gärtner hörte lang' ſchen dem Geſchwätze zu.
Du bunter Taugenichts, ſprach er, was ſchwatzeſt du?
Dir hab' ich Luſt den Hals zu brechen! —
Du kannſt von deiner Herkunft ſprechen?
Du? eine Raupe ſonſt, für uns die größte Laſt,

Die du mir Blüth' und Blatt im Lenz zerfreſſen haſt?
Und nun nichts thuſt, als in der Luft umher zu gaukeln,
Und, auf dein Jäckchen ſtolz, auf Blumen dich zu ſchaukeln?
Und wenn du deine Zeit unnütz verthan,
Uns ein Geſchmeiß von Raupen herzuſetzen!
Und dieſes Bienchen ſiehſt du mit Verachtung an?
Ja, freilich, wenn wir bloß den Werth nach Kleidern ſchätzen! —
Und doch, wiſſ' es! Wofern Geburt was wär',
Sie iſt ein Königs-Kind: allein ſie iſt weit mehr,
Iſt Fleiß und Arbeit ſelbſt, pranzt nicht mit falſchem Glanze,
Baut Häuſer, ſammelt mühſam ein,
Und nicht von andrer Gut, auch nicht für ſich allein,
Sie ſammlet Schätze für das Ganze.
Wart, wart! Du ſollſt es ſehn — und hiermit haſcht' er ihn,
Er zappelte, und wollt' entfliehn,
Umſonſt! er ward zum Bienenſtock getragen,
Und in das Loch hineingeſteckt.
Hier hatt' er kaum der Bienen Fleiß entdeckt,
Sie ihn, ſo faßt ein Schwarm ihn bei dem Kragen,
Und ſchrie: fort, fort mit dir!
Kein Stolz und Müſſiggang gilt hier:
Wir kennen kein Verdienſt, das Stand und Schneider geben,
Und leben nicht, bloß um zu leben;

Wer jenes nicht durch innern Werth erwirbt,
Iſt nicht des Lebens werth, und werth nur, daß
er ſtirbt.

Wie viele Menſchen ſind nicht dem Schmetterling aufs Haar ähnlich! Sie ſind ſtolz auf ihre Schönheit, auf ihre Kleider, auf ihre Geburt, auf ihren Stand, auf ihr Vermögen, und blicken mit Verachtung auf andere herab, die nicht ſo ſchön ſind, als ſie u. ſ. w.

Liebe Kinder! Eins nur giebt in Gottes und aller vernünftigen Menſchen uns Werth, und das iſt ein aufgeklärter Verſtand verbunden mit einem guten Herzen und mit Verdienſten, die wir uns um unſre Mitmenſchen erworben haben. Wo dies fehlt, da können alle äußere Güter das Fehlende nicht erſetzen. Der Putzkopf bleibt ein Putzkopf, und wenn ihm auch die ſchönſte und koſtbarſte Haube oder ſonſt der reichſte Hauptſchmuck aufgeſetzt wird. Der Geldkaſten bleibt Geldkaſten, und wenn er auch viele Tauſende in Golde in ſich ſchließt.

Hieher gehört auch die Fabel von dem Fuchſe, der bei Erblickung einer ſchönen Statue ausrief: Wahrhaftig eine ſchöne Geſtalt! Schade nur, daß es ihr an Verſtand fehlt.

102.

Der Magen und die Glieder.

Die Fabeldichter haben Alles mit Vernunft und Sprache ausgerüſtet, und ſo iſt denn auch folgende Fabel entſtanden:

Die Glieder des menſchlichen Körpers empörten ſich einmal gegen den Magen. Der Mund ſprach: „Warum ernähren wir, eſt ſo ſauer, den Faulenzer der nichts thut, als eſſen und trinken? Er darf nur befehlen, ſogleich vollzieht jedes Glied das hohe Wort. Auf! wir wollen doch einmal ſehen, was aus ihm wird, wenn wir ihm gehorſam zu ſeyn aufhören?“

Der Unruhſtifter fand Gehör und Beifall. Kein Glied achtete mehr der Befehle und Bitten, die ihm bisher ſo wichtig geweſen waren. Die Hand ſank unthätig herab, der Fuß ging nicht mehr, der Mund hörte auf zu eſſen und zu trinken, die ganze Maſchine ſtand endlich ſtill. —

Doch bald ſahen die Empörer, wie thöricht ſie gehandelt hatten. Der Magen hatte nichts mehr zu verdauen; jetzt ſtrömte aus dem Herzen kein Blut mehr, jetzt vertrockneten die Säfte in den Nerven, jetzt verloren die Glieder ihre Kräfte. Selbſt der Urheber der Empörung, der ſchlechte Rathgeber, der Mund, hatte, halb todt vor Schwäche, kaum noch ſo viel Vermögen, dem verengten Magen zuzurufen: „Jetzt fühlen wir es: es müſſen Befehlende und Gehorchende ſeyn. Fahre fort, uns Ge-

ſetze zu geben; in der Folge wollen wir ihnen beſſer nachkommen, und deine Unterthanen ſollen allen andern ein Muſter der Unterwürfigkeit ſeyn."

Möchten die Menſchen endlich einmal aufhören, eine Freiheit und Gleichheit ſich zu wünſchen, oder andern zu verheißen, die, ſo lange Menſchen bleiben, nie Statt finden können. Heilig ſey uns das Wort: „Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König."

103.

Der Eſel und die Dohle.

Ein Eſel mochte küſtern ſeyn,
Und wollt' auf öffentlichen Gaſſen
Sein lieblich Stimmchen hören laſſen.
Er hub abſcheulich an zu ſchrein.
Die, ſo daſelbſt vorüber gingen,
Verwünſchten, ſchimpften ihn dafür.
Pfui, ſagte man, das garſt'ge Thier,
Es brüllt, daß uns die Ohren klingen.
Nur eine Dohle ſaß dabei,
Die das ertödtende Geſchrei,
Das alle Welt mit Recht verfluchte,
Allein bewunderte, und nachzumachen ſuchte.
Ein Narr trifft allemal noch einen
größern an,
Der ihn nicht gnug bewundern kann.

104.

Der Fuchs und der Adler.

Es lebt aus Reinekens Geſchlechte
Ein jung und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der ſchnellen Hunde Spur entging.

Da lag er nun vor ſeinem Loche,
Und lachte bei ſich der Gefahr,
Der er noch in vergangner Woche
Durch einen Sprung entronnen war.

Sagt, rief er, Höfe, Wieſen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit,
Wer ſtiehlt, wie ich? wer ficht ſo helle?
Wer läuft ſo ſchnell? wer riecht ſo weit?

Vertieft in ſolchen Wunderdingen
Bemerkt er eines Adlers Flug,
Wie ihn mit ausgeſtreckten Schwingen
Das ſtille Meer der Lüfte trug.

O könnt ich fliegen, wie die Vögel!
Den Neid, erſeufzt er, macht ich ſtumm,
Euch aber kahl, ihr Bauernflegel;
Mit Luſt gäb' ich ein Ohr darum!

Jetzt legt ein Schuß den Adler nieder,
Der Fuchs nimmt es mit Schrecken wahr,
Zu fliegen wünſcht er nimmer wieder:
Je höher Stand, je mehr Gefahr.

105.

Die zwei Hähne.

Zwei Hähne fingen an zu kriegen,
Und ſchimpften ſich ganz ungeſund,
Der eine ſchrie: heraus, du Hund!
Ich, oder du, muß todt hier liegen.

Sie rückten auf einander los,
Den Zweikampf muthig anzuheben,
Wer giebt, wer kriegt den erſten Stoß?
Wer unter beiden läßt das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man in Kurzem Lager ſtehen,
Sie ſehn ſich ein halb Stündchen an,
Da ſie ſtill aus einander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor,
Die kurze Thorheit iſt die beſte,
Wer Zweikampf ſucht, der iſt ein Thor,
Und wer ſich ſchlägt, der iſt der größte.

106.

Der Fuchs und der Marder.

Ein Fuchs, der ſchon manches Huhn den Bauern abgenommen hatte, bat ſeinen Nachbar, den Marder, zu ſich. „Freund," ſprach er zu ihm, „mein hohes Alter macht, wie du ſiehſt, mich untüchtig, den Hühnern noch länger nachzugehen; zwar iſt mein Fuß noch immer geſund und ſchnell, aber

mich plagt der Schnupfen, der mich das Wildpret nicht länger ausspüren läßt. Wolltest du, dessen Nase noch gesund ist, mich in der Folge anführen, so würde es mir und dir nicht an der nöthigen Nahrung fehlen.

„Ich bin Ihr Diener!" versetzte der Marder. „Es sey Huhn, Täuber oder Hahn; vor mir kann nichts sich verkriechen, eine Meile weit riecht es die Schärfe meiner Nase."

Während dies gesprochen worden war, hatte der Fuchs des Marders Rüssel betrachtet, und wahrgenommen, daß auf allen Seiten durch die Zähne bei dem Marder das Zahnfleisch durchgucke.

„Was stellt das vor?" fragte der Fuchs, indem er auf die Schanze des Marders hinwies.

„Nichts!" antwortete der letztere.

„Nichts?" fragte der Fuchs wieder.

„Kleinigkeiten!" entgegnete der Marder.

„Wie nun aber?" war die neue Frage des Fuchses.

Darauf versetzte der Marder: „Herr Nachbar, der Dorfhund, Greif, biß mich und riß mir das Maul so auf."

„Wenn dem so ist," sagte der Fuchs seufzend, „so werde ich keine Feder je wieder zu rupfen bekommen. Dir fehlt es an der Nase, und ich leide gewaltig am Schnupfen."

Willst du Schwache leiten, so mußt du nicht selbst ihrer Schwachheit unter-

liegen. Der weiseste aller Menschen sagt: „Wie mag ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen?“

107.

Das alte und junge Reh.

Es ist nicht genug, daß man die Häßlichkeit des Lasters kenne; man muß auch wissen, welchen Schein von Tugend es annimmt, und es von der Tugend wohl zu unterscheiden verstehen. „Satan verstellt sich oft in einen Engel des Lichts,“ sagt die Bibel. Der Geizige will nie für geizig, sondern nur für sparsam angesehen seyn. Der Vergnügungssüchtige entschuldigt sich damit, daß man nicht immer arbeiten könne. Der Ehrsüchtige ruft dir unaufhörlich zu, daß man seinen Werth fühlen dürfe und fühlen müsse, wenn man in der Welt etwas leisten wolle. Höre die Fabel.

Eine Rehmutter sprach einst zu seinem noch unerfahrnen Kinde: „Du gehst kühn in den Wald, und weißt nicht, daß darin Tiger wohnen, deren Anblick schon das Blut in deinem Körper starrend machen würde.“

Der Sohn bat die Mutter, ihm eine genaue Beſchreibung des Tigers zu geben.

Jetzt verſetzte das alte Reh: „Ach, das iſt ein Scheuſal ſonder Gleichen. An ſeinen blitzenden Augen erkennſt du ſogleich den Mörder. Immer raucht ſein Rachen vom Blute der Thiere, die ſein Zahn grauſam gewürgt hat. Löwen und Bären ſind Lämmer gegen ihn.“

„Ich danke dir,“ ſprach der junge Rhebeck zur Mutter, „für die genaue Bezeichnung des Unthiers. Ich werde vor ihm mich hüten. Ich kenne es nun ganz.“

Er ging hinweg, und zum Unglück ſtieß er auf einen im Graſe ruhenden Tiger.

Anfänglich ſtutzte der Rhebeck; doch er erholte ſich bald und ſagte: „Wie? das ſollte der Tiger ſeyn? Seh ich doch nichts von rauchendem Blute! Seh ich doch keine fürchterliche Geſtalt! Ich erblicke vielmehr ein ſchönes, geputztes und freundliches Thier. Feurig, dies kann ich nicht leugnen, iſt ſein Blick, aber auch freundlich. Wenn alle Tiger ſo beſchaffen ſind, ſo wünſchte ich, täglich um ſie ſeyn zu können.“

Kaum hatte er dies bei ſich geſagt, als der Tiger auf ihn zuſprang, und ihm das Genick brach.

Dritte Abtheilung.

Ochs und Esel mit ihrer Gesellschaft stürmen ein Waldhaus.

Hierzu Kupfer.

Das Haus eines bösen Mannes ward durch den Blitz angezündet, und verbrannte, und Mann und Weib, Kinder und Gesinde verbrannten mit. Der Ochs aber und der Esel, nebst Hund und Katze, und Gans und Hahn hatten sich mit genauer Noth gerettet, und fanden sich im Holze wieder beisammen. Sie wußten nicht, was sie anfangen sollten, um sich gegen Bären, Panther und Wölfe zu schützen, und klagten nun einander ihr Leid.

Da öffnete der Hund seinen Mund und sprach: „Ich habe gehört, es sey im Walde ein sichres, festes Haus, worin sich sonst Zimmerleute aufhielten, welche Holz fälleten und zu Häufern zuhaueten; laßt es uns suchen!“

Sie suchten es, und fanden es; aber Thüren und Fenster waren fest verschlossen, und es rührete und regte sich Niemand darinnen. Der Hund umging das Haus und beroch alle Ritzen, um zu erfahren, wer etwa drin wäre? Die Katze kletterte aufs Dach und wollte hineinschauen; die Gans legte den Kopf auf die Seite und blinzelte mit dem einen Auge hinauf und rief: gack! und Jedes that, was es konnte, aber die Thüren und die Fenster wollten deshalb nicht aufgehen.

Da ward der Ochs zornig und sprach: „was hilft hier unser Gaffen und Harren? Ich will die Thür sprengen!“

„Und ich will trompeten und den Anlauf vermelden,“ sagte der Esel, „daß Niemand sagen kann, wir hätten heimtückisch das Haus überfallen.“ — Kurz Jedes wollte sein Bestes thun.

Da wirft der Ochs seinen Schwanz empor, scharrt mit den Klauen grimmig in dem Erdboden, läuft an, und krachend springen Schloß und Riegel auf, nachdem zuvor der Esel sein Hikah, Yah! laut hatte trompetet. Der Hund bellt, die Katze murmaut, der Hahn korkikt, die Gans gackert und zischt, und so dringen sie Alle mit großem Prasseln und Rasseln ins Haus hinein.

Die aber, welche in dem Hause wohnten, fliehen mit Graus und Entsetzen zur Hinterthür hinaus und tief in den Wald hinein. Da fanden dann die Gäste keinen Wirth, sondern quartirten sich, auf gut, oder vielmehr auf nicht recht gut soldatisch selber ein.

Der Ochs sagt: ich füg mich in den Stall, da ist Futter genug in der Krippe. Der Esel spricht: ich bleibe bei dir, und finde das Meine schon auch. Die Katze meint, sie werde am besten auf dem Heerd sich logiren, dort sey es warm, und es werde sich schon auch ein Mäuslein finden. Der Hund will an der Thür Wacht halten, und wenn er ein Häslein erwische, es ehrlich mit der Katze theilen. Die Gans sagt: ich bleib hinter der Hin-

terthür, und wache dort auch, und — Gras iſt auf dem Hofe genug für mich. Der Hahn ſpricht: mein Sitz iſt auf dem Balken, dort ruf ich Zeit und Stunde aus, und bin vor dem Fuchſe ganz ſicher.

Da ſie es von Herzen treu mit einander meinten, ſo war ja Alles bald eingetheilt und ausgeglichen.

Die, welche aus dem Hauſe geflohen waren, waren großmächtige Herren, nämlich Bär, Panther, Wolf und Luchs, die ſich nun kümmerlich wieder zuſammen fanden, und, da ſie ſich erſt ein wenig erholt hatten, wohl einſahen, daß ihre Flucht ſchimpflich geweſen ſey, zumal da ſie nicht einmal wußten, wer ſie überfallen hätte? Ihrer kindiſchen Furchtſamkeit mußten ſie ſich ewig ſchämen!

Freilich der Schrecken verblendet, und macht die kleine Gefahr zur größeſten.

Sie ſenden den Wolf ab, Alles zu unterſuchen, aber der geht mit Furcht, die auch Alles entſtellt, und wollte daher, als er am andern Morgen wiederkehrte, ganz entſetzliche Dinge erfahren haben. „Ich weiß nicht," ſagte er, „wer die dort in dem Hauſe ſeyn müſſen, ob Feldteufel oder ſonſt Geſpenſter. Alles todtlief, als ich ankam, allein ein großer Hund mit Stühaugen lag vor der Thür, und fiel mich ſo grimmig an, daß er mir ein Stück aus dem Halſe riß. Ich ſprang zur Küche hinein, und dachte, ich wär ſicher. Aber

da lag der Küchenjunge auf dem Heerd, der gleich Feuer und Licht machen wollte, mir aber die Asche ins Gesicht blies, mit seinen Krallen mir in die Augen schlug und in die Nase hieb. Da flüchtet' ich in der Angst zum Stall. Da erwacht nun aber der Stallknecht, schnaubt und bläst wie ein Löwe, faßt mich mit einer Gabel und wirft mich aufs Lager, und ein anderes großes Ungethüm, das bei ihm stand, schlug mit rauchen Fäusten, als ob sie Pritschhölzer wären, und machte mich so zu Schanden, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war. Der schlug und jener gabelte mich wieder auf, und warf mich hinter sich wieder herab, und dann traten sie mich beide mit den Füßen, obwohl ich kläglich um mein Leben bat. Da hieß es nun wohl: „lauf, lauf!" und da lief ich aus allen Kräften, zumal da der Wächter oben Lärm schrie, und rief: „wacht auf, wacht auf!" und der eine im Stalle schrie und trompetete auch nach: „Hihah! Hihah!" Als ich nun zur Thür hinaus wollte, saß da etwas, das mich anblies. Es mochte ein Schmidt seyn, denn es zwickte mich so in den Schwanz, daß es gleich ziſchte. Zuletzt packt mich der Feuerhund nochmals beim Ohr, welches ich ihm ließ. So bin ich nun halbtodt wieder da."

Also erzählte der Wolf, und allen seinen Gesellen stand das Haar zu Berge, und keins wollte wieder zu ihrem Hause hin, sondern sie zogen sich tiefer und tiefer in den Wald hinein.

2.

Der Habicht und die Störche.

Mitleidig iſt die ganze Welt,
ſobald nicht Eigennutz das Urtheil fällt.

Ein Habicht ſchoß auf eine Lerche,
im Angeſichte zweier Störche,
und würgte, rupfte, ſpeiſte ſie.
Ach, ſprach der eine Storch, die arme Lerche die!
vorhin ſang ſie ſo artig noch! —
Storch! ſprach der Habicht, ſpare doch
die Seufzer nur; den du verzehrt,
der arme Froſch, der iſt beklagenswerth:
vorhin quackt' er ſo artig noch!

3.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
und brummten freudig durch den Wald,
und wo ein Bär den andern ſah,
ſo hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
für Abenteuer ausgeſtanden;
was er geſehn, gehört, gethan!

und ſing, da er vom Tanzen redte,
als ging er noch an ſeiner Kette,
auf Polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
und gleich verſuchten es die Brüder.
Allein, anſtatt wie er zu gehn,
ſo konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
und mancher fiel der Länge nach darnieder. —
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willſt klüger ſeyn, als wir? —
Man zwang den Pey, davon zu laufen.

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
weil dir dann jeder ähnlich iſt;
doch je geſchickter du vor vielen Andern biſt,
je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
doch traue nicht! Bald folgt der Neid,
und macht aus der Geſchicklichkeit
ein unverzeihliches Verbrechen.

4.

Der Wandersmann und der Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüßig sah,
der hinter Nubien, zu London und Surate,
in Lappland, Tripoli und Japan Freunde
hatte,
kam endlich nach Amerika.
Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer ab-
zumatten.
Er warf sich unter einen Baum,
um unter dessen kühlen Schatten
ein wenig auszuruhn; allein er schlummert kaum,
als ihn ein stark Geräusch erwecket,
davon er keinen Grund entdecket.
Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vö-
gelein
aus dem belaubten Ast, in dessen bunten Flügeln
sich Gold- und Iris *) Farben spiegeln.
Der Vogel selbst war winderklein,
und kaum von Maienkäfers Dicke.
Kannst du so rauschen, kleine Mücke?
rief hier der Wandersmann. — „Ja," sprach
der Kolibri,
„hierüber darfst du dich nicht härmen,
es heißt bei Menschen, wie beim Vieh:
Der Kleinste macht den größten Lär-
men."

*) Der Regenbogen.

5.

Der Löwe und die Krähe.

Beleidige keinen Mächtigen, auch wenn es ſchiene, er könne dir nicht ſchaden.

Des Löwen Höhle in der Nähe
ſaß auf ihn ſchimpfend eine Krähe.
Als er voll Zorn aus ſeinem Lager brach,
rief ſie: komm, Bluthund, fleuch mir nach!
und flog ihm um den offnen Rachen.
Sie wußte nicht, daß große Herren mög-
lich machen,
was Kleinern oft unmöglich ſcheint.
Der Adler war dieß Jahr des Löwen Freund.
Den Mittag ſchmauſten ſie von einer Rinderkeule;
Da ſprach der Löwe: Freund! die Krähe ſchimpft
mich; eile,
die Schmach zu rächen. Kaum erſchien der andre
Tag,
als ſchon die Krähe todt vor ſeiner Höhle lag.

6.

Das Eichhorn und der Leopard.

Auf einem Eichbaum ſprang von Zweig zu
Zweigen
ein muntres Eichhorn hin und her,
hinauf, hinab, die Kreuz und Quer:
man weiß, Behendigkeit iſt dieſen Thierchen eigen.

Doch ach! jetzt springt es fehl und fällt
auf einen Leopard, der Mittagsruhe hält.
Die Majestät erwacht, zürnt, reckt sich in die
Höhe,
und zeigt der Zähne fürchterliche Reihn.
Das Eichhorn macht sich vor der Hoheit klein,
fällt zitternd auf die Knie Doch, wie es in der
Nähe
der Leopard besehn, spricht er: ich schenke dir
das Leben, doch bedingt, das heißt, du sagest
mir,
warum ihr Dingerchen beständig hüpft und sprin-
get,
und guter Laune seyd; indeß in meinem Reich
mich Langeweile drückt? — Ja, Herr! das will
ich euch,
weil ihr so gnädig mich empfanget,
aufrichtig sagen. Doch wer Wahrheit
spricht,
muß höher stehn, als wer sie höret.
Darf ich den Baum hinauf, von dem ich fiel?
— Wer wehret
es dir? Steig auf! — Es thats und sprach: Mit
Zuversicht
kann ich von hier herab euch mein Geheimniß
lehren.
Ihr möchtet gerne von mir hören,
warum ich immer lustig bin? —
Die Unschuld giebt mir frohen Sinn;
mein Wissen ist: nichts Böses wissen.

Herr, das untrügliche Rezept
zur Heiterkeit, ein gut Gewiſſen,
fehlt euch, weil euch mit Natterbiſſen
das eure quält. Bei Nacht und Tage ſchleppt
ihr euch mit dem Gefühl der Ungerechtigkeiten,
die ihr begingt; der Grauſamkeiten,
die ihr verübt. Wie manches Reh zerrißt
ihr, während ich zu meinen Brüdern eilte,
und eine Nuß mit ihnen theilte!
Ihr haßt! ich lieb'! In dieſen Worten iſt
viel Sinn, viel Wahrheit; glaubt es nur.
Wie oft hört' ich in meiner Jugend
aus meines Vaters Mund: „Sohn, fließt
dein Glück aus Tugend,
ſo wird dir Frohſinn zur Natur."

Wie kann der Unhold heiter ſeyn,
der nur über böſe Dinge brütet!

7.

Das Rhinozeros und der Luchs.

Am Hofe des Löwen erſchienen zum erſten Male der ſchöne Luchs und das ungeſtaltete Rhinozeros.

Man bewunderte und liebkoſete den erſtern, und wohl hundert Thiere boten ihm ihre Freundſchaft zuerſt an.

Das Rhinozeros ließ man allein ſtehen, und nur die Furcht vor ſeiner körperlichen Stärke konnte den lauten Spott zurück halten.

Gleichwohl hörte der Löwe, bevor noch ein Monat verging, mehr als zwanzig Klagen über den Luchs, und fast eben so viel Lobsprüche vom Rhinozeros. Immer wich man jenem aus, und mit diesem sprachen viele der vorzüglichsten Thiere im vertraulichen Tone.

Woher diese Veränderung? fragte einst der Monarch seinen ersten Rath, den Elephanten, mit Verwunderung.

„Sehr natürlich!" antwortete dieser, „*denn ein redliches Herz söhnt uns bald auch mit dem häßlichsten Körper aus; aber eine lasterhafte Seele macht auch den schönsten Körper häßlich.*"

8.

Die Frösche, die einen König haben wollen.

Das freie Volk der Frösche wollt' einen König haben, und meinte, es hätte dann ein größer Ansehen. Da riefen sie deßhalb drei Nächte hintereinander zum Obergott, indem sie die Köpfe aus dem Wasser hervor und zum Himmel empor reckten, und jeder denjenigen nannte, den er für tüchtig zum König hielt.

Da fiel Etwas am vierten Morgen vom Himmel in den Sumpfsee unter großem Sturm und Regen herab, welches lang und breit war, dick und groß, und platschte so gewaltig hinein, daß die Wellen darüber hinschlugen. Da merkten die

Frösche, daß ihr König gekommen war, und weils mit so gewaltigem Lärm herabfiel, verkrochen sich alle mit Furcht und Zittern.

Als der Morgen ganz herauf und Alles ruhig und still war, hatte sich die Furcht mit den Nebeln und Stürmen verzogen, und es war dagegen die Neugier gekommen, zu schauen, wie der neue König wohl aussähe? Da schwimmt Etwas auf dem Wasser, rund und grau an Leib, mit seltsamen Armen und großem Maul, ohne Kron' und Scepter, ohne Kleid und Hemde. Es war aber ein großer Klotz Holz, zu dem sich aber keiner hinnahete, vielmehr blieb jeder in schüchterner Entfernung, ehrfürchtig und stumm. Keiner wollte näher.

Da fand sich am Ende ein kühnes Ding von Frosch, blos darum so kühn, weil es noch jung und dumm war. Das nahete sich näher und näher, verneigte sich tief, reichte ein Kußhändlein dar, und fing an zu sprechen — aber der Klotzkönig blieb stumm. Da wird der junge Ritter kühn, und greift den König an, ja endlich springt er eben auf seinen Rücken, und schreit mit heller Stimme: „es ist ein Holzklotz, und nichts weiter an ihm als Holz und Klotz!"

Da kommen sie alle zu Haufen und springen kreutz und quer auf dem Blocke herum, und jeder will darauf reiten.

Sie lachten und spotteten Alle mit großem Gelärm, wurden aber nicht klug.

Sie fingen wieder ein großes Geſchrei um einen beſſern König an, der mächtiger und majeſtätiſcher ſey, und ſie empfingen einen, der ganz gut Regiment führte, nämlich den Storch. Der fraß denn einen Froſch um den andern, was ſie auch bitten und betteln mochten.

Da reuete ſie ihr unverſtändiges Begehren. Sie wären auch alle drauf gegangen, hätte der Storch das Schwimmen verſtanden. Aber er mußte am Ufer bleiben, und in der Mitte des großen Sumpfſees waren ſie doch des Lebens ſicher, obwohl die Nahrung gar viel dürftiger war als am Rande, wo Fliegen, Mücken und andres Gewürm in Menge waren. Zum Glück zog der Storch fort, und die Fröſche begehrten weiter keinen König.

Es ging den Fröſchen wie vielen Menſchen — ſie konnten ihr Glück nicht ertragen, und wußten nicht, daß je freier man lebt, man deſto glücklicher iſt.

9.

Der Fuchs und der Wolf.

Ein Fuchs, der lange ſchon geſchmachtet,
umſonſt nach manchem Huhn getrachtet,
erfuhr, daß eines Affen Frau
im Kindbett ſey. Hah! dacht' er ſchlau,
vielleicht trag ich vom Wochenſchmaus
auch wohl ein fettes Maul nach Haus!

man muß ſich in die Zeiten ſchikken,
gefällig ſeyn und viel ſich bücken,
ſonſt bleibet Börſ' und Magen ſchlapp. —
So dacht er bei ſich, und begab
ſich auf den Weg zum Aufenthalt
der Aeffin, in den nächſten Wald.
Er fand die Wöchnerin im Lager
von weichem Heu, von Mann und Schwager
und Muhm', und Schwägern umringt,
von denen jeder etwas bringt,
ſo, daß Herr Reineke gar klug
bemerkte, hier ſey Schmaus genug.
Er machte ſich deshalb gar zierlich
zur Aeffin, bückte ſich manierlich,
bis auf die Schuh, und ſprach: „Madam,
daß ich den Weg zu Ihnen nahm,
iſt aus der Urſach blos geſchehn,
die ſchönen Kinderchen zu ſehn,
womit Sie vor gar kurzer Zeit
den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht
von Ihrem adlichen Geſchlecht
die beiden liebenswerthen Zweige,
daß ich mich auch vor ihnen beuge.
Ihr Gnaden glauben ſicherlich,
ein rechter Kindernarr bin ich!" —
Als dieſes die Frau Aeffin hört,
gar freundlich ſie ſich zu ihm kehrt
reicht ihm die Hand und ſpricht zum Mann:
ſieh doch den art'gen Fremdling an!

er kommt hier her mit müden Füßen,
bloß unſre Kinderchen zu küſſen.
Sie ſprach zum Fuchs: Freund, hier im Heu
ruhn ſie im Schlummer alle zwei. —
Sie ſagt es und zog mit der Hand
ein pelzgefüttertes Gewand
hinweg von ihrem Zwillingspaar,
und ſprach zum Fuchs: mein Herr, nicht wahr,
wenn Ihrs aufrichtig wollt geſtehn,
was Schöners habt ihr nie geſehn? —
Der Fuchs erſchrak. Seit langer Zeit
hatt' er nicht ſo viel Häßlichkeit
an irgend einem Thier erblickt;
doch rief er liſtig, wie entzückt:
O froher Tag, ſo ſah ich denn
die beiden kleinen Engelchen
in jedem Liebreiz vor mir liegen!
O welche Freude, welch Vergnügen
muß dieß den werthen Aeltern ſeyn!
fürwahr, trifft mein Vermuthen ein,
ſo werden ſie, das ahndet mir,
die Luſt der Welt, der Affen Zier! —
Als dieſes die Frau Aeffin hört,
war ſie vor Freuden ganz bethört,
wie ihr Herr Ehmann ebenfalls.
Er warf den Fuchs ſich um den Hals,
lud ihn aufs freundlichſte zu Tiſche,
trug auf Paſteten, Braten, Fiſche,
viel Obſt und Nüſſe groß und klein,
und ſchenkt ihm ein vom beſten Wein,

ſo daß der Fuchs gar wohl geſpeiſt
und halb berauſcht von dannen reiſt.
Ein Wolf traf auf dem Weg ihn an,
der ſprach zu ihm: mein lieber Mann,
ich ſeh an deinem vollen Bauch,
du haſt geſchmauſt; könnt' ich nicht auch
zu einem ſolchen Feſt gelangen,
bei dem es dir ſo wohl ergangen? —
I, Freund, verſetzt der Fuchs, gar leicht
wird dieſer Wunſch von dir erreicht.
Des Affen Frau liegt in den Wochen,
der hab' ich eben zugeſprochen.
Sie hat zwei allerliebſte Kinder,
die zeigt ſie gern, wo du nicht minder
als ich ſie lobſt, ſo giebt ſie dir
voll Dank zu ſchmauſen genug dafür. —
O! ſprach der Wolf, brauch ich nur dieß,
ſo hab ich meinen Fraß gewiß!
er trabte drauf mit frohem Sinn
gar eilig zu der Affin hin,
ward freundlich von dem Mann empfangen,
nach ſeinem höflichen Verlangen
zur Frau geführt, die ſehr geneigt
ihm alſobald die Kleinen zeigt.
Herr Iſegrimm mit ſtarrem Blick
fuhr ganz erſtaunungsvoll zurück.
Was Guckuck, ſchrie und lacht' er laut,
hier ſchaudert einem faſt die Haut!
das ſind ja wahre Ungeheuer!
und die Scheuſälichen ſind Euer? —

Ha! ſchrien die Affen alleſammt,
die Mutter mit, von Wuth entflammt:
Ei ſeht mir doch den Grobian
mit ſeinen Schmeicheleien an!
was braucht er denn hier her zu gehn,
um unſre Kinderchen zu ſchmähn? —
Drauf griff ein jeder nach dem Knittel,
durchklopften weidlich ihm den Kittel,
daß er an allen vieren lahm
zum Fuchſe hungrig wieder kam.
Sobald Herr Reineke vernommen,
wie ſchlecht der Wolf davon gekommen,
ſprach er: Ihr gebt mir zwar nicht recht,
allein ihr kennt die Welt noch ſchlecht:
Gern hält das Ohr dem Schmeichler ſtill,
die Wahrheit Niemand hören will.

Und überdieß, was ſoll man Andern Bitterkeiten ſagen ohne Noth? — Schmeicheln iſt immerdar ſchlecht; ſchweigen, wo reden weder nöthig noch nützlich iſt, iſt klug und recht zugleich.

Der Fuchs hat mit ſeinen Schmeicheleien unrecht, der Wolf mit ſeiner Grobheit auch.

10.

Das Kind mit der Scheere.

Eine Mutter bat dringend ihr Kind, ihr zu verſprechen, daß es Meſſer und Gabeln nicht anrüh-

ren wolle. „Aber," sagte das Kind, „die Scheere könntest du mir doch anzurühren gestatten?" Auch von dieser behauptete die Mutter, daß sich das Kind leicht damit verletzen könne, und verbot sie ihm.

Ein Weilchen gehorchte das Kind; als aber die Mutter einmal nicht zugegen war, und die Scheere ihm schöner als je schien, sprach es bei sich selbst: „Wäre es die Gabel, die ließ ich liegen, sie gefällt mir weniger; aber die Scheere hat ein gar zu schönes Band. Ich kann mich höchstens ein wenig in die Hand ritzen, und was hätte dieses zu bedeuten? Aber auch dazu wird es nicht kommen, ich habe ja Verstand. Doch weil Kinder folgen müssen, so will ich sie nur ansehen, die schöne Scheere, die ja kein Messer ist." Kaum hatte das Kind die letzten Worte bei sich gesprochen, so hatte es die Scheere schon in der Hand. „Nein, ich schneide mich nicht," fuhr es fort, „ich werde nicht unvorsichtig damit umgehen." In dem Augenblicke aber schnitt es sich in die Hand und weinte bitterlich.

Jetzt trat die Mutter in die Stube. „Ach," versetzte das Kind, das auf seinen Knieen lag, „Mutter, wie schmerzt es mich, daß ich dir nicht gehorcht habe! Zerbrich, ich bitte dich herzlich, zerbrich lieber die Scheere, damit ich sie gar nicht mehr begehren, und, ohne mir Zwang anzuthun, dir gehorchen kann."

Wie dieſes Kind handeln auch viele Erwachſene. Sie wollen nicht alle Geſetze Gottes übertreten. Darum befolgen ſie Gebote, die ihnen leicht werden, um andre zu verletzen, die mit mehr Schwierigkeit für ſie verbunden ſind. Doch auch hier kommt die Reue bald; dann wünſchen wir, Gott möchte lieber das Wählen uns unmöglich gemacht haben, als daß wir ſelbſt uns Zwang anthun ſollen.

11.

Reineke und Braun oder der Fuchs und Bär.

Traue nie dem Falſchen; und nimm dich vor dem, was du am meiſten und liebſten begehrſt, am meiſten in acht.

Reineke ſteht vor ſeinem Bau und hatte ſchon von fern den Braun herantraben ſehen, der in dem Walde umhergewandelt war, Honig zu ſuchen.

„Ich will die ſchon einen Poſſen ſpielen,“ ſprach Reineke; weil er falſch und tückiſch war, ſo ſuchte er überall Schaden und Unheil anzurichten. Daran hatte er ſeine Freude, wie alle ſchlechte Seelen.

„Wie gehts, Vetter?“ brummelte freundlich der herangekommene Bär; „wie gehts?“

„Schmale Biſſen! ſehr ſchmale Biſſen, liebſter Oym!“ erwiederte der Fuchs. „Kein Hühn-

chen, kein Gänschen, kein Entlein! Die Bauern sind zu klug; die Hunde zu garstig. Nichts als Honig; immer und immer Lumpenhonig, womit wir uns behelfen müssen — — will uns nicht bekommen.“

„Was? Honig?“ sagte Braun; „Honig sollter Ihr nicht verachten, Vetter; das ist ein köstlicher Bissen; ein Leckerbissen, will ich Euch sagen. Ich wollte nur, ich wüßte, wo dergleichen wäre!“

Nun war der ehrliche Braun schon bestrickt, und seine allzugroße Liebe zum Honig wurde ihm sehr verderblich.

Reineke sagt: „Ich weiß einen Baum, da ist ein ganzer Honigstock innen!“ — Das war aber ein Eichbaum, der im Hofe eines Zimmermanns auf dem nächsten Dorfe lag. Der Baum sollte gespalten werden, und war an einem Ende schon durch Keile aus einander getrieben, und weiter hinauf gab es auch Keile — recht glatte, mittelst welcher der Baum am andern Tage völlig sollte gespalten werden.

Zu diesem Baum führt Reineke den Ohm in dunkler Nacht, und sprach: „Oheim mitten im Baume steckt der Honigstock. Zwängt nur Kopf und Brazen recht tief hinein, so springt der Block von einander, und Ihr könnt dann vom Honig ganz nach Belieben essen. Doch thut nicht zu viel, denn wiewohl es Euer Magen verträgt, so ist allzuviel doch ungesund.“

„Maß iſt zu allen Dingen gut, wie ich wohl weiß;“ ſagte der bethörte lüſterne Braun, und that, wie ihm geſagt war. Und indem er mit Kopf und Füßen den Stamm weiter aufreißen will, ſtiegen ein Paar Keile heraus, wo Reineke mit geholfen hatte, indem er an den Keilen zog.

Der Baum ſchnappt zuſammen und der arme Braun iſt gefangen; Braun heult und plärrt in ſeiner Noth greulich und jämmerlich; kratzt mit den Hinterfüßen, und treibt es ſo arg, daß der Zimmermann aufwachte und herbei kam. Als das der Fuchs ſahe, rief er: „iſt der Honig gut? eſſet doch ja nicht zu viel! Der Zimmermann kommt, wie ich ſehe, und wird Euch einen guten Trunk bringen.“ Damit ſchlich der Hämiſche davon.

Der Zimmermann kam und rief die Nachbarn zuſammen, die noch auf einem Gaſtgelag waren. — Damit gings los.

Sie nahmen Wehr und Waffen. Der hatte eine Miſtgabel; Jener einen Dreſchflegel; Dieſer einen alten Spieß, und Jener eine Hacke; und Knittel und Stangen, Zaunpfähle und Schemelbeine fehlten nicht.

Jetzt ſchlugen ſie aus Leibeskraft mit großer Luſt auf den armen Bär los.

Dieſer heulte erbärmlich, indem er in der Angſt all ſeine Kraft zuſammennahm, um loszukommen. Auch kam er los; aber die Haut neben den Ohren und um den Kopf her blieb ſtecken, und ſtrömlings lief das Blut über den Kopf, und

von den Füßen blieb das Fell auch darin. Er konnte nicht sogleich fort und bekam jetzt erst die Ladung. Wie richteten sie ihn zu! Schlobbe mit dem lahmen Beine, Karschel mit der breiten Nase, Gerold mit den krummen Fingern, trieben es am ärgsten, und der dicke Suckeln machte den meisten Lärm dabei. Die Weiber waren auch nicht faul, und hieben tapfer mit los.

Der Bär erhob sich endlich, wüthend vor Schmerz, brach durch das Gesindel durch, und hinkte, so gut er konnte, dem Walde zu, wo er seine blutigen Wunden in einem Bache wusch.

Viel Wochen gingen hin, ehe Alles geheilt war, und der arme Braun hatte eben so lange eine treuherzige Unvorsichtigkeit zu bereuen.

12.

Das Pferderennen.

Drei Rosse, sämmtlich muthig und flink, und von gleicher Größe und gleichem Ansehen, beschlossen eines Tages zusammen eine Probe zu machen, welches von ihnen am ersten das Ziel erreichen würde. Es war sehr weit entfernt; doch hofften alle drei, jedes durch besondre Maßregeln, die angestellte Wette zu gewinnen.

Es wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Schnell stürzte das eine, das lange schon vor Ungeduld gewiehert und sich gebäumt hatte, hin in die weite Ebene, ohne eine Spur von seinem Hufe

hinter ſich zurück zu laſſen. Das zweite lief im Trab, und das dritte blieb beim Schritt. Das letztere glaubte, wenn es ſich Zeit nähme, ſo würde es ſeine Vorgänger todt oder doch entkräftet auf dem Wege antreffen, und ging nicht einen Schritt ſchneller. Das zweite, welches Trab lief, hatte bald ein großes Stück Weges zurückgelegt, ohne ſeinen Cameraden eingeholt zu haben; darüber kümmerte es ſich jedoch nicht im geringſten. Es wußte nur zu wohl, daß jedes Uebermaß ſchädlich iſt. Endlich fand es das, welches das ſchnellſte geweſen war, kraftlos auf die Erde hingeſtreckt. Es trabte ruhig bei ihm vorbei, und obgleich der Ohnmächtige, als er den Camerad in ſeiner Nähe ſpürte, neue Kräfte erhielt, und ihm gewaltig nachſetzte, ſo war dieſer doch ſtets voraus, und langte am Ziele an und gewann die Wette.

Die Vernunft befiehlt, überall die goldne Mittelſtraße zu wandern. Beides iſt fehlerhaft und Verderben bringend: das Zuviel und das Zuwenig. Wer nach der Arbeit keine Erholung ſich gönnt, fehlt und ſchadet ſich eben ſo ſehr, als der, welcher ſeine Zeit unter Schlaf und Vergnügungen theilt. Wer das Geld zu wenig liebt, verdient eben ſo ſehr getadelt zu werden, als wer daraus ſeinen Abgott macht. Nicht ohne Grund behaupteten alte Weis-

heitslehrer, daß die Tugend in einer gewissen Mittelmäßigkeit bestehe.

13.

Der Fuchs besiegt den Wolf.

Alle Thiere haßten Reinecken, den Fuchs, und der Wolf, den er tausendfältig in Noth und Elend gebracht hatte, war sein Hauptankläger vor dem Throne des Königs der Thiere, des Löwen.

Die Verschmitztheit des Fuchses hatte tausend Ausreden bereit, und obwohl Jedermann wußte, daß er schuldig war, und daß er sich nur herausreden, herauslügen wollte, konnte man doch nichts auf ihn bringen, was ihn völlig verdammlich gemacht hätte.

Da bestimmte der König einen Tag, an welchem beide Partheien gegen einander kämpfen sollten, und wer obsiegte, der sollte Recht haben.

Alle Thiere versammelten sich am Hofe des Königs, und freuten sich schon darauf, daß der viel stärkere Wolf den schwächern Fuchs leicht besiegen, und ihm so das Fell zerzausen würde, daß der Falsche eine feine Weile daran zu denken hätte.

Sie hatten sich geirrt. Die Gewalt thuts nicht allein, die List geht häufig drüber.

Reincke hatte mit vieler List den Wolf dahin gebracht, daß derselbe ein Kraut fraß, in der Meinung, daß es ihn am Tag des Zweikampfs stärken

ſollte, welches ihm aber ſehr übel bekam. Der Fuchs hatte nämlich, ſo wie von ungefähr, dem Dachs geſagt, daß er ſchon den Sieg davon tragen wolle, denn wer das und das Kraut eſſe, der ſey unüberwindlich. Er ſagte auch, wo das Kraut ſtehe. Der Dachs war des Wolfes Freund, ging zu ihm hin, und verrieth ihm das Geheimniß von der Kraft des Krautes. Der Wolf war abergläubig und alſo auch dumm; ſuchte das Kraut und fand es, und fraß in Menge davon.

Der Fuchs hatte aber auch ſeinen rauhen Schwanz naß gemacht, mit einem ſcharfen Waſſer, das ich nicht nennen mag, und wälzte den Schwanz im Sande herum.

Als nun der Tag des Zweikampfes kam, war der Wolf ganz matt und miſerabel, wünſchte aber nichts ſehnlicher, als den Sieg zu gewinnen. Allein Reineke ſchlug dem Wolf ſeinen Schwanz mit dem garſtigen Waſſer und dem Sande in die Augen, ſo arg und derb, daß ſie ihm heftig ſchmerzten, und er mit denſelben gar nicht ſehen konnte. Da hatte der Fuchs gewonnen Spiel. Er ſprang auf den Wolf; er hieb ihm in die Augen, und biß ihm ſo grimmig in die Naſe, daß derſelbe vor Angſt laut brüllte. Der Fuchs zerwalkte ſeinen Gegner ſo, daß er faſt für todt auf dem Platze blieb.

Da nun der Sieger allezeit Recht hat, ſo hatte es auch der Fuchs, und der Löwe war ungemein gnädig gegen ihn.

Alle Thiere die den Fuchs gehaßt, und auf ſein Verderben gerechnet hatten, wurden auf einmal ſeine wärmſten Freunde, beglückwünſchten, lobten und ſchmeichelten ihn, und begleiteten ihn mit Pfeifen und Singen, mit Springen und Klingen und mit Pauken und Trompeten und Lobgeſängen nach Hauſe.

Das macht: wo viel Glück iſt, da finden ſich Freunde in Menge. — Die Mücken und manch anderes Ungeziefer kommen immer mit dem Sonnenſchein hervor.

14.

Herkules *) und die Pygmäen.

Nachdem Herkules der Starke, viele Ungeheuer erlegt, und viele unglaubliche Thaten gethan,

---

*) Herkules iſt ein Mann der alten Fabel- und Heldenwelt Griechenlands — ein ſolcher ungefähr, wie bei uns der Ritter St. Georgen, der den Lindwurm oder großen Drachen erlegt!

Kaum ein Paar Tage alt, erdrückte Herkules in ſeiner Wiege zwei große Schlangen, die ihn umbringen wollten. — Er wurde noch einmal ſo lang, als andere Leute (Norm), und erlegte im 18ten Jahre einen großen Löwen, der lange vorher das Land in Schrecken ſetzte, und den Niemand überwinden konnte. Eine ungeheure Sumpfſchlange tödtete er auch. Den erymanthiſchen Eber, der ganze Länder verwüſtete, und viel Leute umbrachte, schlug er nieder. Des Königs Augias Stall, in welchem Jahre lang dreitauſend Ochſen geſtanden hatten — Viehhirten waren damals der

kam er in das Land der Pygmäen, welche kleine Leute waren, etwa so groß wie ein guter Kohlkopf, und dort hinten am Ende der Welt wohnten.

Herkules, müde von langer Reise, streckt sich unter einen Baum hin und fällt in tiefen Schlaf.

Als die Zwerge das sahen, wollten sie eine große That thun, die ihnen einen Namen in der ganzen Welt machen sollte. Sie wollten den Herkules, der allen Ruhm allein haben wollte, umbringen — sie hatten den Muth dazu, denn Herkules schlief ja.

So kommen denn ein Paar tausend der kleinen Wichte mit ihren Spießlein und Bogen. Ein Paar Kompagnien kriechen in jeden Aermel, doppelt so viel krochen ins Haar und in den Busen, andere setzten sich auf Hände und Gesicht, und weil derselben immer mehr und mehr herankamen, glaubten sie, es könne nicht fehlen, zumal wenn sie ihm erst seine Keule hinweggewälzt hätten, woran sich denn sogleich einige tausend machten.

Könige Reichthümer — mistete er in Einem Tage aus — Keine unanständige Beschäftigung für einen Helden in damaliger Zeit. — Einen entsetzlichen Riesen, 64 Ellen hoch, welcher, so oft er die Erde berührte, doppelt so stark ward, als zuvor, hatte er mehrmals vergeblich in die Höhe gehoben, und wieder niedergeworfen — so faßte er ihn denn, hob ihn in die Höhe und drückte ihn so lange, bis er Athem und Leben verlor.

Das sind einige der Thaten des Herkules, um derentwillen er unter die Götter versetzt wurde, zumal da sein Vater Jupiter der Obergott war.

Als nun der oberste Feldhauptmann mit einer Pfeife das Zeichen zum Angriffe gab, und sie nun anfingen zu stechen und zu schlagen, da erwacht Herkules von dem Kraspeln und Stechen, und dachte, er sey von einer großen Art Flöhe angefallen. Halb schlaftrunken sieht er gar nicht recht hin, was ihn beunruhigt, sondern er schüttelt etwas heftig die Aermel aus, er fährt ein Paar Mal mit der Hand über Kopf, Brust und Leib, und siehe, da liegen zwei oder drei tausend der Zwerglein todt gedrückt da.

Jetzt erst sahe Herkules, wer es mit ihm aufgenommen habe. „Ihr Narren," sagt er lachend, „könnt Ihr nicht auf heiler Haut schlafen? — So gehts oft, wenn man unnöthig Händel anfängt. Muth mögt Ihr wohl gehabt haben, aber Eure Kraft habt Ihr nicht bedacht. — Es ist gut, wenn man sich seinen Mann erst recht ansieht, ehe man sich mit ihm einläßt."

15.

Die Katzen und der Käse.

Zwei Kater hatten einen Ziegenkäse gefunden, den sie nun theilen wollten, nur daß keinem die Theilung recht war, weil keiner um ein Krümchen zu kurz kommen wollte. Man fing an sich zu streiten.

„Du willst den Käse wohl ganz allein

freſſen?" ſagte der eine; „du haſt ſchon zwei Drittheile davon."

„Du lügſt!" erwiederte der andre; „lügſt ſchändlich; ich ſollte noch die Hälfte von deinem Theile haben!"

Was halfs, daß ſie ſich hämiſch anknurrten und die Haare gegen einander ſträubten? — Man rufte des Nachbars Affen zum Schiedsrichter, der, weil ſein Herr ein berühmter Advokat war, das Recht ſo ziemlich verſtand.

Der Affe kommt im Amtshornat, im Mantel und Kragen, hat Meſſer und Wage mitgebracht, ſetzt ſich an den Tiſch gar gravitätiſch hin, wiegt die Hälften des Käſes und ſpricht: „nun ſeht ſelbſt, wohin das Zünglein überſchlägt!"

Jetzt ſchlägt es zur Rechten hin. Da ſchneidet er flugs ein Stück ab und ſteckts ins Maul; jetzt ſchlägts nun zur Linken über. Er ſchneidet wieder ab, und ſchiebt ins Maul, was er abgeſchnitten hat, und ſo ſchlägt es in einem fort rechts und links über, ſchneidet rechts und links ab, und ſteckt das Abgeſchnittene ins Maul.

Der Käſe war nun zur Hälfte vom Affen verzehrt, und die Kater wollten ſich gütlich vergleichen, weil es keine große Sache mehr ſey.

„Nicht ſo," ſagte der Affe; „die Gerechtigkeit muß ihr Recht haben, und nimmt Alles aufs genaueſte." — So wiegt er denn aufs neue wieder und immer wieder, bis noch etwa ein Viertheil vom ganzen Käſe übrig iſt. Da ſteht

das Zürglein endlich in der Mitte, und die Partheien wollen denn zufahren, um wenigstens noch einen Bissen zu bekommen.

„Nicht also!“ sagt der Herr Richter; „ich will für meine Mühe auch meine Gebühren.“

So sprach er, und steckte den Rest des Käses noch ins Maul.

Das war die genaueste Gerechtigkeit, und wir sehen daraus, was bei Streithändeln oder Prozessen herauskommt.

16.

Der junge Kater und der Wetterhahn.

Ein junger Kater hielt den neuen Wetterhahn auf dem benachbarten Thurme für lebendig. Potz Tausend, sagte er, das müßte einen Bissen geben! Was ist das für ein prächtiges Gefieder! Wie feist mag er seyn! — Aber er rühret sich ja nicht!

Indem bewegte der Wind den Hahn hin und her, und der Sonnenschein machte ihn noch mehr gefleckt. Er schleicht sich in den Thurm, klettert auf einer Leiter mit Lebensgefahr auf's Dach, und kommt endlich auf die Spitze. Hier lauert er mit starrem Auge auf den Hahn, und holt endlich mit den Klauen nach ihm. Vergebens! — die Klauen fassen nicht. In der Nähe überzeugt sich der Kater, daß er sich betrogen hatte.

Der Schein trügt — und in der Entfernung ſieht Manches anders aus, als in der Nähe.

17.

Der Haſe und ſeine Freunde.

Weltfreundſchaft — Maulfreundſchaft.

Ein Häschen von beliebten Sitten,
voll Künſte, luſtig, ſchmeichelhaft,
war bei den Großen wohl gelitten,
den Thieren ſeiner Nachbarſchaft.

Einſt wandt' er ſich zu ſeinen Freunden,
um Rath und Beiſtand ſie zu flehn,
den Hunden, ſeinen ärgſten Feinden,
zu ſteuern, oder zu entgehn. —
Man ſprach: „dein Leben zu erhalten,
ſoll unſer Eifer nie erkalten.
Wer deinem Balg ein Härchen krümmt,
dem iſt von uns der Tod beſtimmt."

Nun lebet Hänſel ohne Sorgen,
ſtets unverzagt und ungeſtört.
Er ſieht, wie ſich an jedem Morgen
nach jedem Thau ſein Frühſtück mehrt.
Sein leichter Fuß verläßt die Wälder,
ſchweift durch die Gärten, durch die Felder,
wo ihn in ſtolzer Sicherheit
Laub, Kraut und junge Saat erfreut.

Doch ach! der heitern Tage Stunden
trübt eines Stündleins Ungemach.
Ein Jäger eilt mit schnellen Hunden
der Spur des armen Hänfels nach.
Hier ist kein Freund, ihm jetzt zu rathen;
er kreuzt umher, durch alle Saaten,
und drückt sich oft, so gut er kann;
doch alle Hunde schlagen an.

Es eilt zurück, springt dann quer über,
allein sein Absprung schützt ihn nicht.
Zuletzt kommt nun das Pferd, sein lieber,
getreuer Freund, ihm zu Gesicht.
Er keucht: dieß tolle Hetzenreiten
scheint meinen Tod mir anzudeuten,
Doch nimmt mich nur dein Rücken auf,
so spürt kein Stöber meinen Lauf.

Das Pferd versetzt: mein Schatz, ich sehe
des Unfalls Größe noch nicht ein;
so mancher Freund ist in der Nähe,
und jeder wird behülflich seyn.
Ein gutes Herz fühlt keine Bürde,
du weißt, wie gern ich helfen würde!
doch wohnt ein stärkrer Freund, der Stier,
jenseit des Bachs, nicht weit von hier.

Das Häschen setzt den Bach hinüber,
und fleht den Stier um Rettung an.
Der spricht: ich muß gestehn, mein Lieber,
daß ich dir jetzt nicht helfen kann.

Dort läßt ſich ſchon der Hirte ſehn,
du mußt zu jener Ziege gehn.

Die Ziege hört des Haſens Klagen
mit angenommner Traurigkeit,
und hält, ihm alles abzuſchlagen,
ſich zu der Antwort ſchon bereit.
Sie meckert: dich jetzt aufzunehmen,
wird jenes Schaf ſich gern bequemen,
dir iſt ja ſeine Güte kund;
mir, leider, iſt der Rücken wund.

Der Arme flieht mit bangen Schritten,
ſucht und erreicht das ferne Schaf,
das, unbewegt bei ſeinen Bitten,
an Furcht den Flüchtling übertraf.
Es ſeufzt: vor Feinden dich zu ſchützen,
wird meine Schwäche wenig nützen.
Ich zittre ja ſo ſehr, als du;
doch eile jenem Füllen zu.

Dieß ſprach; wenn wir jetzt Beiſtand hätten,
ſo trotzt' ich herzhaft der Gewalt.
Ich bin zu jung, dich zu erretten,
und mein Herr Vater iſt zu alt.
Ich ſehe ſchon die Hunde kommen,
nur friſch den Weg ins Holz genommen!
Doch wenn dein Tod uns trennen ſoll,
mein Hänſel, nun ſo fahre wohl!

18.

Der Hase und seine Freunde, und die zwei Rehböcke.

Viel Freunde wollte ein gutmüthiger Hase haben; und das war freilich viel verlangt, denn man ist schon glücklich, wenn man nur einen oder zwei Freunde hat. Indessen unser Hase wollte es einmal so!

Allen suchte unser Hase zu gefallen, und wo er nur immer Gelegenheit hatte, einem Thier irgend einen Dienst oder eine Gefälligkeit zu erzeigen, da war unser Hänsel bereit. — Sah er ein Kaninchen, so lief er zu ihm hin, und sagte zu ihm mit der gutmüthigsten, gefälligsten Art: „Komm, Vetterchen, komm, und frühstücke mit mir; ich habe herrliche Kohlblätter dicht neben meinem Lager!" — Weidete ein Pferd im Felde, so erbot er sich, dem gnädigen Herrn zu dienen, und ihm den Weg zu einer frischen Wiese oder zu einem frischen und klaren Quell zu zeigen.

So war unser Hase gegen alle Thiere — Pferde, Hirsche, Hammel, Stiere, höchst gefällig und voll Eifer, ihnen angenehme Dienste zu erzeigen; und der gutmüthige kleine Narr bildete sich auch ein, sie hätten ihn alle lieb, weil er sie liebte.

Er bildete es sich ein!

Ruhig schlummerte er, müde von seinen nächtlichen Wanderungen, eines Tages noch süß und sanft in seinem Lager; da schreckt ihn Jagd-

gekose, Hörnerschall und Hundegebell auf. Hurtig springt er auf, und vier Hunde setzen ihm nach, von einem wohlberittenen Jäger angehetzt. Mit größester Schnelligkeit eilte er über das Blachfeld hin, läuft kreuz und quer, im Sprung und Widersprung, dahin, dorthin, vorwärts, rückwärts, legt eine große Strecke zurück, und sucht die Hunde auf falsche Fährte zu leiten. — Jetzt setzt er sich auf seine Hinterpfoten, und richtet sich in die Höhe, spitzt die Ohren und sieht sich um, ob er keinen von seinen Freunden erblicke, der ihm in so großer Gefahr nützlich seyn könne?

O glückliches kleines Thier! Jetzt entdeckt er in einem Buschgehölz ein Kaninchen, das er immer wie einen Bruder behandelt hatte! Er läuft hin.

„Rette mich! theuerster Freund!" bittet er flehentlich! „Aus Barmherzigkeit rette mich! Der Jäger, die Hunde sind mir auf den Fersen; du siehest meine Gefahr. — O laß mich mit in deine Höhle schlüpfen!"

„O mein Himmel! wie thut mirs leid, daß ich dich gerade jetzt nicht aufnehmen kann, denn mein Weib ist eben in die Wochen gekommen; da siehst du selbst, daß es nicht geht! — Nun du hast ja viel Freunde. Leb wohl!"

Damit setzt er davon — und schon sind die bellenden Hunde in der Nähe.

Der arme Hase! Er flieht weiter. — Nach ein Paar hundert Schritten sieht er einen Stier,

dem er hundertmal gedient hatte. Ach wie demüthig bittet er ihn, diese Meute *) aufzuhalten, die sich vor seinen Hörnern fürchten würden. So hätte er denn doch einen Vorsprung.

„Ach! von ganzem Herzen wollt ich es thun," sagt der Stier; „aber sieh da, dort in dem Holze weidet eine junge Fährse **), die mutterseelen allein ist, ich muß hin und sie schützen!" — Und mit diesen Worten geht er davon.

Unser Verfolgter trifft einen Dammhirsch, dann einen Zehnender ***), dann ein Pferd — ach! seine sichersten Freunde hören seine Klagen kaum an, und viele nehmen sich nicht einmal die Mühe, sich zu entschuldigen, viele aber fürchten sich selbst so sehr vor Hundegebell und Jagdhornschall, daß sie zitternd davon fliehen.

O armer unglücklicher Hänsel! ohne Muth und ohne Stärke, ohne Rath und Hülfe, will er sich schon verzweifelnd den Hunden hingeben, als er mitten im Gehölz zwei Rehe sieht, die freundschaftlich beisammen unter einem Baume ruhten.

---

*) Meute — eine Koppel Hunde.

**) Eine junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat.

***) Der männliche Hirsch hat seine Hörner, und diese haben ihre Zacken (Aeste) oder Enden. Beides heißen die Gewehe, die alle Jahre im Frühling gewechselt werden. Je mehr Enden ein Hirsch hat, desto älter ist er. Ein Achtzehnender ist schon ein fetter Hirsch.

Die Rehe hörten das Getöse der Jagd. Eins davon springt auf und flieht fort. Die blutgierige Meute der Hunde läßt den Hasen, und jetzt dem Reh nach, und es half nichts, daß der Jäger auf seine Hunde lärmt und flucht und sich erbost — das Reh zieht das ganze Jagdgetümmel quer durch den Wald hindurch, und macht einen langen Umweg, und kommt auf die erste Stelle zurück, wo nun plötzlich das andere Reh aufspringt, und die Hunde aufs neue durch Schnelligkeit, Wendungen und Umwege ermattet, und wenn es müde geworden ist, ebenfalls zum Lager zurück kommt, worauf das erst gejagte, das sich ausgeruht hat, an die Stelle des Kommenden tritt, und den Lauf fortsetzt.

So geht es so lange, bis die Hunde ganz fertig und müde, und die Jäger ganz beschämt sind, den lieben langen Tag sich abgemattet zu haben, und kein Wildpret mit nach Hause zu bringen, wohin sie verdrießlich zurückkehren.

Das Jagdgetümmel ist lange schon fort, und unsre Rehe liegen schon wieder friedlich beisammen.

Da nähert sich das Häslein mit klopfendem Herzen, wünscht ihnen Glück, und erzählt, wie es ihm mit seinen zahlreichen Freunden ergangen ist, und wie sie ihn alle verlassen haben.

„O!" sagt ein Rehbock, „das wundert mich nicht! Wozu sollen so viel Freunde — Einer ist genug, wenn es nur ein Freund ist — ein Freund, der uns liebt.

19.

Der Ochs und das Kalb.

Ein alter Ochs verſucht' einmal
in einen engen Stall zu dringen.
Der Eingang war zu niedrig und zu ſchmal.
Er gab ſich alle Müh; doch wollt' es nicht gelingen.
Ihn ſah ein Kalb recht altklug an und ſprach:
So kommſt du nicht hinein, doch ahme mir nur nach.
Du mußt dich ſchmiegen, mußt dich bücken,
dann wird die deine Mühe glücken.
Er hört den Klügling an und ſpricht:
Schweig, Naſeweis, lehr deinen Vater nicht!
Wer Alte lehren will, der muß noch andre Gaben,
als Jugend, Stolz und Kühnheit haben. —
Eh' du geboren wardſt, mein Sohn,
da wußt ich dieſes alles ſchon.

20.

Der Pommer *) und der Kater.

Ein Pommer ward von einem Schuſſe lahm,
der ſeinem Herrn, den er beſchützen wollte,

*) Pommer iſt eine Art von Spitzhunden.

verrätherisch das Leben nahm.
Unwissend, wie er nun sein Brod verdienen sollte,
kroch er betrübt bis in die nächste Stadt,
an deren Thor ein Kater zu ihm trat,
dem eines Abtes Koch vor wenig Tagen,
weil er ein Rebhuhn stahl, das Bein zerschlagen.
Bedrängte werden gleich bekannt. —
Sie unterhielten sich von ihren Unglücksfällen.
Zuletzt sprach Mautz: Freund, laß uns durch das Land,
als ein Paar treue Spießgesellen,
hausiren gehn! — Der Pommer sagte: Nein;
wir sind zwar beide lahm, — allein
ich möchte doch nicht gern mit dir verglichen seyn.

Des Pommers Unglück macht ihn ehrenwerth; ehrenwerther noch die Gesinnung, auch in diesem Unglück sich nicht mit schlechtem Gesindel zu verbinden, deren Unglück schimpflich ist, weil es verschuldet ist.

21.

Der Papagei.

Ein großer grauer Papagei, —
dem Käfig und der Stadt entflogen, —
war auf die Nachbarschaft in einen Hain gezogen,

von Vögelſang belebt und ſüßer Melodei.
Hier nahm er eine Kennermiene,
ein Richteranſehn an und tadelte das Lied
der Nachtigall; ſie trillert, — ſchleift — und zieht
zuviel. — Der Hänfling, meinet er, verdiene
den Namen eines Sängers nicht.
Die Grasmück' hätt' es noch zu etwas bringen können,
wenn ſie nur ſeinen Unterricht
genoſſen. — Kurz, kein Vogel war zu nennen,
dem er nicht dieß und das verwies.
Sobald ſich hier und da ein Sänger hören ließ,
pfiff er ſo lange drein, bis ſie beſchämet ſchwiegen.
Doch endlich müde dieſer Schmach,
verſammeln ſie ſich in ein Chor, verfügen
ſich hin zum Papagei, und eine Lerche ſpricht:
„Du pfeifſt uns immer aus, und giebſt uns immer Lehren,
du ſingſt vermuthlich ſchön: laß dich auch einmal hören!“ —
Doch Papchen kratzt den Kopf, ſieht albern aus und ſpricht:
„Ich pfeife nur, ich ſinge nicht“ —

Solcher groſſen Kunſtkenner und Kunſtrichter giebt es viele.

22.

Die Berathſchlagung der Pferde.

„Ha!“ ſprach ein junger Hengſt, „wir Sklaven ſind es werth,
daß wir im Joche ſind. — Wo lebt ein edles Pferd,
das frei ſeyn will? — O wie glückſelig war
in alter Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei
und tapfer! — In die Sklaverei
beg keiner ſeinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polaken. —
Der weite Wald
war ihr geraumer Aufenthalt;
auch ſcheuten ſie kein offnes Feld,
ſie graſ'ten in der weiten Welt
nach freiem Willen — Ach! und wir
ſind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier,
dem ſchwachen Menſchen ſind wir Starken unterthan.
Dem Menſchen! — Brüder! ſeht es an,
das unvollkommne Thier! —
Was iſt es? — Was ſind Wir? —
Solch ein Geſchöpf beſtimmte die Natur
uns prächtigen Geſchöpfen nicht zum Herrn.
Pfui! auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern? —

Bebt unter ihm die Erde, wenn er ſtampft?
Sieht man, daß ſeine Naſe dampft?
Iſt er großmüthiger, als wir?
Iſt er ein ſchöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch iſt er — ihr Brüder! ach!
der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten ſeine Macht;
wir führen ſeinen Krieg, und liefern ſeine
Schlacht. —
Er ſieht und höret Lobgeſang;
die Schlacht indeß, die er gewann,
war unſer Werk, — wir hatten es gethan. —
Was aber iſt der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
vor ſeinem Siegeswagen,
und ach! — vielleicht nach dreien Tagen
ſpannt er den Rappen, der ihn trug,
vor einen Pflug. — —
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht iſt es, wenn wir
zuſammenhalten! — Was meint ihr?“
Er ſchwieg. — Ein wieherndes Geſchrei,
ein wilder Lärm entſtand, und jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
ein zweiter Neſtor, ſprach:
„Wahr iſt es, die Natur
gab uns die prächtige Geſtalt,
die keiner hat, als wir, auch gab ſie uns Gewalt

in unſern Huf; — jedoch aus milder Hand
bekam der Menſch — Verſtand. —
Wer bauete den Stall, worin wir ſicher ſind
vor Tieger und vor Wolf, vor Regen, Froſt und Wind? —
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widerſtehn,
wenn wir der Auen Grün mit Jammer ſterben ſehn? —
Wenn Eis vom Himmel fällt und alles wüſt' und todt
auf allen Fluren iſt? — Wer wendet alle Noth
und allen Kummer dann von unſern Krippen ab? —
Der Menſch, — der gute Menſch, den uns der Himmel gab. —
Er ſtreuet Hafer aus und erntet ſiebenfach.
Er trocknet ſüßes Gras und bringt es unter Dach.
Zwar helfen wir dabei; — doch thun wir keinen Schritt
und keinen Zug umſonſt; er macht uns täglich ſatt
mit Speiſen und Getränk; und wenn er Sonntag hat,
ſo haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm, er uns; — wir leben mit einander,
ſind mit einander frei. — Der Rappe Bucephal,
ein Grieche, welcher einſt den Menſchen Alexander
auf ſeinem Rücken trug, war König in dem Stall,
wie jener auf dem Thron; und kam er in ein Feld,

wo Ruhm zu ernten war, ſo war auch er ein
Held; —
und beide, Pferd und Menſch, eroberten die Welt,
und theileten den Ruhm des Sieges. — Wür-
den wir
vom Bucephal ſonſt Nachricht haben?
es läg' in tiefer Nacht begraben,
das edle Thier!" —
Niemals beſänftigte der Redner Cicero
die aufgebrachten Römer ſo,
als dieſer Reiter ſeine Brüder.
Denn, er voran und hinter ihm die Schaar
der muthigen Rebellen alle,
nebſt dem, der ihr Wortführer war,
begaben alſobald ſich wieder nach dem Stalle. —
Siehe nicht blos das Schlimme dei-
ner Lage an, ſondern erwäge auch die
Vortheile. — Der Jüngling will ganz
frei ſeyn, — Niemand unterthan, von
Niemand abhängig; aber mit der Zeit
giebt ſich Vieles, und man wird klüger.

23.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erſte Flug
aus ſeiner Eltern Neſte trug,
hub an, die Wälder zu beſchauen,
und fühlte Luſt ſich anzubauen.
Ein edler Trieb! denn eigner Heerd

iſt nach dem Sprüchwort geldeswerth!
Die ſtolze Glut der jungen Bruſt
macht' ihm zu einem Eichbaum Luſt.
„Hier," ſprach er, „wohn' ich wie ein König,
dergleichen Neſter giebt es wenig."

Kaum ſtand das Neſt, ſo wards verheert,
und durch den Donnerſtrahl verzehrt.
Es war ein Glück bei der Gefahr,
daß unſer Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
und fand die Eiche halb zerſplittert,
da ſah er mit Beſtürzung ein,
er könne hier nicht ſicher ſeyn.

Mit umgekehrtem Eigenſinn
begab er ſich zur Erde hin,
und baut in niedriges Geſträuche;
— ſo ſcheu macht ihn der Fall der Eiche: —
doch Staub und Würmer zwangen ihn
zum zweitenmale auszuziehn.

Da baut' er ſich das dritte Haus,
und las ein dunkles Büſchchen aus,
wo er den Wolken nicht zu nahe,
doch nicht die Erde vor ſich ſahe,
ein Ort, der in der Ruhe liegt, —
da lebt er noch und lebt vergnügt!

Vergnügte Tage findet man,
woferne man ſie finden kann,
nicht auf dem Thron, auch nicht in
Hütten.

Kannſt du vom Himmel es erbitten,
ſo ſey dein eigner Herr und Knecht.
Dies bleibt des Mittelſtandes Recht.

Zu hoch, — zu niedrig — iſt beides nicht gut.

24.

Der Khalif *).

Der Khalif Almanon ließ ſich zu Bagdad einen Palaſt erbauen, als ihn keiner ſeiner Vorfahren erbaut hatte, und es war Alles darauf angelegt, alle Pracht und Herrlichkeit aller Paläſte Aſiens zu übertreffen. Die Säulengänge, die Vorplätze, die Hallen, der Schmuck der Zimmer, die Springquellen in den Gärten, Alles war höchſt kunſtreich und meiſterhaft, und es war kein Aufwand an Gold oder Silber, an köſtlichem Geſtein oder ſeltenem Holze geſchont noch geſpart.

Dicht neben dieſem Palaſt, oder vielmehr vor dem Haupteingange deſſelben, wohnte ein armer Weber in einer kleinen verfallenen Hütte, und lebte glücklich und zufrieden, weil er gerade ſo viel verdiente, als er bedurfte, und nicht mehr begehrte, als er brauchte.

---

*) Den Namen Khalif, oder Beherrſcher der Gläubigen, führten die Nachfolger Muhammeds, die nach ihm die Araber regierten.

„Fort mit dem elenden Neste!“ sagte der Großwisir — der erste Minister des Khalifen, und will ohne weitere Umstände die Hütte abbrechen lassen; aber der Khalif verlangt, daß man die Hütte dem Besitzer abkaufen soll.

So wird demnach dem armen Weber eine ganze Hand voll Gold geboten, als Preis für seine Hütte! — „Nein,“ spricht der brave Handwerker, „nein! ich brauche euer Geld nicht, so lange ich Gesundheit habe, und meine Werkstatt. — Und mein Haus? — Nein! nein! mit gutem Willen geb' ich es nicht her! Ich bin in demselben geboren, und Vater und Mutter sind darin gestorben, und ich will auch darin sterben! — — Ich weiß wohl, wenn der Khalif will, kann er mich aus meinem Hüttchen verjagen, und dasselbe abbrechen lassen. Er kann es thun, er möge es thun, aber auf den letzten Stein, der von dem Hüttchen übrig bleibt, werde ich mich alle Morgen hinsetzen und mein Elend beweinen.“

Der Wisir wollte kurze Umstände mit einem Menschen machen, der um einer elenden Hütte willen so eigensinnig war; aber der Khalif, gerechter und gütiger als sein erster Diener, befahl die Hütte stehn zu lassen und sie auszubessern. — „Lasset beide beisammen stehn,“ sagte er, „Hütte und Palast. An dem letztern werden die Nachkommen sehen, daß ich reich und mächtig war, und an der erstern, daß ich gerecht war.“

25.

Der Maulwurf und das Kaninchen.

Wie viel seltsame Wunderlichkeiten findet man bei den Menschen! Mancher erkennt wohl seinen Fehler oder seinen Mangel, aber ehe er ihn eingesteht, duldet er lieber schmerzlich empfindliche Uebel. Das lehrt uns folgende Fabel.

In der Nähe eines Holzes spielte eines Abends ein lustiger Trupp Kaninchen Blindekuh auf dem blumigen Rasen einer schönen Wiese.

Freilich scheint es wunderbar, daß Kaninchen Blindekuh spielen sollten, denn wie könnten sie das ins Werk richten? — und doch richteten sie es ins Werk. Ein Paar biegsame Blätter vor die Augen, statt der Bänder mit Ranken fest gebunden, und unter dem Halse zugeknüpft, vertraten die Stelle der Binde. Das war leicht geschehen.

Das Kaninchen, das zuerst blinde Kuh wurde, stellt sich in die Mitte, und die andern im Kreise rings umher. Jetzt geht es los, mit Haschen und Laufen, mit großen Sprüngen und Sätzen. Die arme blinde Kuh hat ihre Noth und erwischt doch keins; man zupft sie bei den Ohren, bei dem Schwanz, aber wenn sie zugreifen will, sind jene mit ein, zwei Sätzen auf und davon, und die blinde Kuh, die schon ganz fertig und

matt iſt, hätte bis morgen können haſchen, und doch nichts erhaſcht.

Ein naſeweiſer Maulwurf hört das Geräuſch und den Lärm, den die da oben machen, unten in ſeinem Gange und Loche; er muß wiſſen, was es giebt, er kommt herauf und miſcht ſich mit unter den ſpielenden Haufen. Da er gerade ſo blind war, als ein Maulwurf, was war natürlicher, als daß er ſogleich erwiſcht wurde?

„Ach, lieben Freunde," nimmt ein Kaninchen das Wort, „es wäre gegen alle Billigkeit und Artigkeit, wenn wir dem armen Vetter da, der ja blind iſt, die Augen verbänden" — — —

„Nein! nein!" ſagt lebhaft unſer Maulwurf, „ich bin erhaſcht und zwar nach Spieles Art und Recht. — Thut mir die Binde um!" —

„Wohl, wohl!" antwortet ein Kaninchen, „aber ich halte es nicht für nothwendig, den Knoten ſo feſt zuzuziehen, weil"

„Nichts! nichts, liebſter Vetter," ſpricht hitzig der Maulwurf, „zieht feſt zu, denn ich ſehe — noch feſter, immer noch feſter, denn ich ſehe ja noch."

Ich habe Leute gekannt, die waren ein wenig verwachſen, und zwängten, nur um es nicht merken zu laſſen, die Bruſt in Schnürleiber ein, die den ganzen Tag drückten.

Ich habe einen Mann gekannt der ziemlich taub war, und das Niemand wissen lassen wollte. Darüber zerquälte er sich sehr, um an Mienen und Gebehrden der Andern zu errathen, was sie sprächen.

Der Maulwurf ist übrigens nur in dem Vorurtheile der Unwissenheit und in der Fabel blind. Seine Augen, mit welchen er an Sommerabenden, wo er aus der Erde heraufkommt, ganz gut sieht, überzieht er, so wie die Ohren, dicht und fest mit seinem Felle, damit keine Erde hineinfalle.

26.

Die Nachtigall und der kleine Prinz.

Ein kleiner Prinz und sein Hofmeister oder Führer gehn in einem Gehölze lustwandeln, aber der arme kleine Fürstensohn hatte am Lustgang wenig Lust, denn er hatte, seines hohen Standes wegen, keinen Gespielen, der mit ihm ging und mit ihm sprach. — Ach es ist auch fürwahr traurig, wenn man ganz allein steht, sollte man auch noch so hoch stehen!

Er fühlte sich sehr einsam, als eben unter dichtem Laub eine Nachtigall ihre schönsten Töne in hundertfältigem Wechsel aus ihrer Brust hervorzog!

Gespannt horchte der Prinz; dann sahe er aber auch den herrlichen Sänger, zumal dessen schöne und große Augen, die wie Edelsteine unter

dem dunkeln Laube hervorblitzten. — Kurz der Vogel gefällt ihm, und alſo will er ihn ſogleich haben, weil er ein Kind iſt, und noch mehr, weil er — ein Prinz war.

Der Prinz geht hin, und will den niedlichen Sänger ſogleich auf dem Neſte ergreifen, mitnehmen und in einen Käfig ſtecken! Aber bei dem Geräuſch, das er macht, fliegt die Nachtigall fort.

Das entrüſtet den Prinzen. Warum fliegt er denn fort, der hübſche Vogel, und will hier in der Wildniß feindſelig und einſam leben, indeſſen unſer Palaſt ganz voll iſt von Sperlingen?

„Ihr werdet einſt," erwiedert der Führer, „noch beſſer einſehen lernen, warum das ſo iſt. Die Thoren und die Mittelmäßigen drängen ſich überall hinzu — aber das Verdienſt verbirgt ſich oft, und will wenigſtens geſucht ſeyn."

27.

Die Ueberſchwemmung.

Daß allzuviel ungeſund iſt,
daß man des Guten nicht zu viel thun,
daß man überall Maß halten muß, das ſind bekannte Dinge, denn die Erfahrung hat es ſo oft gelehrt, daß man durch Uebermaß im Guten großes Uebel anrichten kann. Aber die Bauern eines gewiſſen

Dorfes — ich weiß nicht mehr wo? ſcheinen es nicht gewußt zu haben.

In einem großen und volkreichen Dorfe lebten die Leute ſehr glücklich, denn ihre Arbeit brachte großen Gewinn! Schöne Ernten im Felde und Garten, große Heerden wohlgenährtes Vieh, für welches die herrlichſten Weiden nahrhaftes und ſchmackhaftes Futter gaben. — Und, was vor allen Dingen nothwendig iſt, Friede und Freundſchaft unter allen.

Aber freilich! Die Natur des wetterwendiſchen Glücks iſt Unbeſtand.

Es kam ein Jahr, wo der brennende Sonnenſtrahl den Boden verſengte, und kein Wölkchen wollte am Himmel heraufziehen, kein Regentropfen wollte vom Himmel herabfallen und die ſchmachtende Erde tränken. Die Saaten welkten, die Fluren verdorrten, die Heerden wollten verlechzen. Ach ſelbſt kein Tropfen Thau zur Erquickung!

Das arme Dorf! Der Segen ſo vieler Jahre kann von dem Unſegen eines einzigen Jahres völlig aufgezehrt werden.

Was ſollen die armen Landleute thun? Sie halten Rath, aber der Rath war theuer, denn Niemand hatte Rath. Es wurde viel geſprochen, aber es war vergebens.

Einige erfahrne Greiſe wußten Rath; — immer hat die Erfahrung den beſten Rath gegeben.

„Vergeßt Ihr denn den See,“ ſagten ſie, „der dort am Berge liegt, und von welchem aus

alle unſere Felder bewäſſert werden können? Durchbrecht da und dort ſeine Ufer mit kleinen Oeffnungen, und richtet es ſo ein, daß Ihr das Waſſer in Eurer Gewalt habt, und die Oeffnungen verſtopfen oder wieder aufmachen könnt! Geht verſtändig zu Werke! und übertreibt....

Die jüngern Leute im Dorfe, Männer und Jünglinge hörten nicht einmal mehr die letzten Worte. Sie liefen ſpornſtreichs davon, holten ihre Spaten, Schaufeln, Hacken, Picken und ſtellen ſich an das Ufer des Sees, und machen an hundert Orten Oeffnungen. — Da rollt das Waſſer von der Anhöhe in ihre Fluren und Felder hinab, in vielen kleinen Bächen: da jubeln und jauchzen ſie über das gelungene Werk, und wünſchen ſich Glück, denn ſie halten dafür, ihre Ernte ſey gerettet.

Sie war verloren; denn als ſie am andern Morgen aufſtanden, waren Felder, Fluren und Gärten ein See geworden. — Alles war erſäuft, und auf Floßen, die ſie mühſam erbauten, mußten ſie zur Stadt fahren.

28.

Die zwei Katzen.

Nützen ſoll der brave Menſch! — nützen der Welt und den Mitmenſchen, denn darin liegt ein hohes Verdienſt, darin liegt der Werth ſeines Lebens!

Was er damit erhält? — Sich selbst, sein Herz, seine Tugend, sein Gewissen, seine Selbstachtung.

Aber das Glück des Lebens, lieben jungen Freunde, hängt nicht am Nützlichseyn, weder zuerst noch allein, sondern an der Klugheit und Gewandtheit — und . . . und . . .

Doch laßt uns unsre Fabel hören, denn in dieser steht es!

Zwei Geschwisterkatzen von trefflicher Abkunft (Race) und beide gleich sehr würdig ihres Stammes, hatten dennoch ein sehr verschiednes Loos.

Die Eine, ich denke es war die ältere, war sehr wohlbeleibt, ja man hätte sagen können, ein wenig fettfett, und sahe so glatt und gleißend und glänzend unter ihrem herrlichen Pelz hervor, wie — — wie — — ich weiß nicht gleich wie? — aber Ihr mögt Euch das Gleichniß selbst suchen.

Aber die andere? — die jüngere Katze? — O des armseligen Thieres! — Die Haut schlotterte nur um die dürren Knochen! — Vom Keller an bis auf den Dachboden lief und rannte sie, um die Mäuse und Ratten zu fangen, und brauchte oft einen ganzen Tag, ehe sie ein mageres Mäuslein erwischte!

Einemals sieht unsre arme Katze — wohl in zwei Tagen hatte sie keinen guten Bissen gehabt, indem sie, gerade durch ihren Fleiß auf der Ratten- und Mäusejagd, sich ihren Unterhalt ver-

ringerte — einſt ſieht ſie den feiſten, glattſelligen Herrn Bruder, und fängt ſich an ſehr zu beklagen, daß ſie ſo hungrig ſey, und ſo mager, da ſie doch Tag und Nacht Scheunen, Kammern, Keller und Boden auf und ab trolle und trabe, während der Herr Bruder nichts thue, und doch ſo gar wohl bei gutem Leibe ſey.

„Sag doch, liebes Brüderchen," ſprach unſre Mauſekatze, „ſage doch, wie du es machſt, daß du dich ſo wohl befindeſt? — ſo glänzendes Fell haſt? und immer behaglich und vergnüglich dich findeſt, indeſſen es mir ſo erbärmlich ergeht? — Sag es doch, Brüderchen!"

Mit Kopfwackeln und lächelnden Mienen ſagte der Bruder: „das kommt eben daher, weil du alle Scheunen und Ställe durchläufſt, alle Boden und Kammern. — Warum denn? — Warum? — — Um ein elendes Mäuslein zu erfangen!"

„Nun, Bruder! ſoll ich denn das nicht?" ſpricht die Fragende. — „Es iſt ja meine Pflicht — meine Schuldigkeit!"

„Ja doch; ei freilich ja doch! das leugne ich ja eben nicht. Aber nimms nur nicht übel — es iſt ein wenig dumm. Mit, oder bei der Pflicht wirſt du nun eben nicht fett werden! — Mach du es, wie du willſt; ich bleibe bei meinem Herrn! ich ergötze ihn durch meine Poſſen und Liebkoſungen; ich ſetze mich hin neben ihn, wenn er iſt, und nehme mir, ohne daß er es tadelt, die beſten Biſſen: und kann ich ſie nicht nehmen, mache ich ein ſchönes

Sammetpatschchen, und stoße ihn an, schmeichle ihn, und frodre und erhalte einen Leckerbissen! Du aber? — Du willst nur nützen! — Das wäre eben die rechte Art, wenn man es zu etwas bringen will!"

82.

Der wilde Apfelbaum und der Rosenstock.

Ein fleißiger Bienenschwarm hatte sich in einem hohlen Apfelbaume niedergelassen, und füllte ihn immer mehr und mehr mit den süßen Früchten seines emsigen Fleißes aus. Darüber wurde der Baum ordentlich hochmüthig, und verachtete alle Bäume rings umher!

Ein Rosenstock, der neben ihm stand, und ihm seine hohen Einbildungen wohl abgemerkt hatte, rief ihm zu:

„Erbärmlicher Stolz auf fremde Süßigkeiten, von welchen du selbst keinen Tropfen bereitet hast! Erbärmlicher Stolz! Ist denn deine Frucht darum weniger herbe, weil du in deiner Höhlung Honig aufbewahrst? Treib in diese den Honig herauf, wenn du es vermagst, dann wird man dich rühmen!"

Der Rosenstock hatte Recht. Der Esel bleibt doch nur ein Esel, wenn er auch die kostbarsten Sachen trüge. — Aber Ihr werdet oft in der Welt Menschen finden, die sich mit fremdem oder geliehenem Verdienst brüsten.

Herr Eleant hatte eine groſse prächtige Bücherſammlung, auf die er ſich viel einbildete — aber er wuſste nichts von den Schätzen der Weisheit, nichts von den Früchten des tiefen Nachdenkens, welche die Bücher enthielten, und ſo konnten ſie durch ihn der Welt nicht nützlich werden.

30.

Der junge Baum und der Wind.

Der junge Baum.

Gemach, Herr Wind! gemach — o weh!
Du ſiehſt ja, daſs ich allein hier ſteh.
An Eichenwäldern mag dein wilder Zorn ſich rächen!
Bin nur ein junger Baum, — wirſt mich noch gar zerbrechen!

Der Wind.

Ein junger Baum biſt du? — gut, lieber junger Baum!
um deſto mehr kannſt du dich ſchmiegen.
Sieh dort die alten Bäume liegen,
dich aber faſs ich kaum.
Nur fein Geduld! je beſſer ich dich ſchütteln werde,
je feſter wurzelſt du dich in die Erde.

Ich habe ein Thal geſehen, wo die ſtarken Tannenbäume, die zu beiden Seiten der Berghöhen geſtanden hatten, welche das Thal einſchloſſen, von einem mächtigen Sturme allzumal ent-

wurzelt da lagen; nur die jungen Tannen standen frisch und unversehrt da, denn sie hatten sich schmiegen können.

Ein Bischen sich schmiegen und fügen lernen, soweit es Pflicht und Ehre erlauben, ist sehr gut, um künftig desto besser in den Boden der Welt und des Lebens einzuwurzeln, aber das ist eine Kunst, die man nur in frühern Jahren mit gutem Erfolge lernt, späterhin ist man dazu gewöhnlich zu fest und steif geworden, und bricht oft eher, ehe man sich biegen lernt.

Und, wenn ein Unglück stürmt herein, bricht, verzage nicht gleich, du junger Mensch; auch die bittern Erfahrungen früherer Jahre sind eine Lehrschule für Geduld, Ausdauer, Muth, Kraftübung, und von Allem für Gottesvertrauen! Verzage nicht, man geht nicht gleich zu Grunde!

31.

Der Jüngling und der Seidenwurm.

Ein träger junger Mensch hielt sich Seidenwürmer, denn auch der Müßiggang, obwohl er niemals das Rechte thut, will doch Etwas

zu thun haben; man nennt es, den geſchäftigen Müßiggang.

Einſt ſahe der Jüngling einem Seidenwurme zu, wie er bemüht war, ſich einzuſpinnen, und wie emſig das Würmlein dabei war!

„Du dummes, thörichtes Thier,“ ſagte der Jüngling, „wie quälſt du dich, und müheſt dich ab, dir einen Kerker zuzubereiten!“

„Irre dich nicht, mein Freund!“ antwortete der Seidenwurm! „Was du für einen Kerker anſiehſt, iſt nur der Weg zu einem beſſern Looſe! Als ſchöner Schmetterling werd ich wieder den Kerker durchbrechen! Darum bedarfs dieſer Mühe!“

„Merke dir die Lehre!“ rief der Vater dem Jüngling zu — denn der Vater hatte es mit angehört. „Man muß lernen, man muß arbeiten, wenn man es zu Etwas bringen will! — Die Kunſt und die Wiſſenſchaften erfordern Mühe und Arbeit, aber ſcheut man die letztern nicht, dann bringt man es auch einmal zu etwas!“

Die Raupen aller Nachtvögel ſpinnen ſich in ihr ſeidenartiges Geſpinnſt, aber nur von der eigentlichen Seidenraupe iſt das Geſpinnſt mit Vortheil zu benutzen. Aus zwei Oeffnungen unter dem Maule quillt ein harziger Saft, aus welchem die Raupe, wenn ſie ſich zuvor viermal gehäutet hat, das Geſpinnſt mit ihren Füßen bereitet. Das erſte verworrene Geſpinnſt giebt die Floretſeide, das andere einen an tauſend Fuß langen Seidenfaden.

32.

Das Kind und die Seidenraupe.

„Pfui! pfui!“ rief die kleine Amalie, als ſie zum erſtenmal eine Seidenraupe ſah; „das iſt doch ein gar häßlicher Wurm!“

„O!“ fuhr ſie fort, „daß es doch auch nur gar zu viel ſolches häßlichen Ungeziefers giebt, welches zu nichts in der Welt taugt, als daß man ſich ekelt und grauet, und daß es am Ende nur die Bäume und Blätter abnagt! — Pfui! wenn ich nur meine Schuhe beſchmutzen wollte, ſo wollt ich dich gleich zertreten!“

„Plaudre nicht ſo unbedachtſam und verwitzig fort, du kleine Schwätzerin,“ erwiederte die Raupe! „Wiſſe nur, daß du dein ſchönes Seidengewand, auf welches du ſo eitel biſt, mir allein zu danken haſt!“

Urtheile nicht nach dem äußern Anſehen, liebes Kind, ſagte Amaliens Vater. Es kommt ja nicht darauf an, wie Jemand ausſieht, ſondern was er iſt und was er kann. — Und vor Allem, ſprich nicht über Dinge, die du noch nicht genug kennſt.

33.

Der Baumhacker und der Kukuk.

Ein Baumhacker *) war recht eifrig und emsig damit beschäftigt, für sich und seine künftige Familie eine sichere Wohnung in einem hohlen Baume zurecht zu machen, und trug alles herbei, was dazu gehörte.

„Du Narr! du einfältiger Narr!" ruft dem Baumhacker der Kukuk zu, „was plagst und plackst du dich da! Du könntest es viel leichter haben, wolltest du es nur machen wie ich!"

„Nun, Vetterchen! wie machst du es denn? sage doch an!" erwiederte der Baumhacker.

Der Kukuk erhob das Gelächter, welches jedes Kind kennt. „Hä! hä!" sagte er, „das nächste beste Nest, das mir auf meinem Wege ansteht, dient mir zur Wohnung, und ich lege auch eins meiner Eier hinein. So brauch ich nicht zu brüten, und habe nicht nöthig, meine Kinder selbst zu erziehen! Siehst du wohl, wie gescheut ich bin!"

„So seh ich wohl!" erwiederte der Baumhacker, „und wenn es nur recht wäre, wollt ich gern es auch so machen — — Aber sage mir

---

*) Uebrigens wisst Ihr wohl, dass unter Baumhackern die schönen, munteren, beweglichen, zum Theil bunten und violenfarbigen Vögel gemeint sind, die an den Bäumen auf und ab und rings umher klettern, und hie und da mit ihrem keilförmigen Schnabel hineinhacken, um die Würmer und Insekten aufzusuchen, die ihnen ihre liebste Nahrung sind. — Es sind Spechte.

doch das Eine nur, liebes Freundchen! wenn nun alle, ſage alle Vögel, ſo klug ſeyn wollten, und wollten in den Wohnungen anderer Vögel niſten und brüten laſſen, wo kämen denn die andern Vögel und ihre Neſter her?"

Mit lautem Gelächter entfloh der Kukuk, aber er antwortete nichts, denn er wußte darauf nichts zu ſagen.

Aber der Baumhacker ſprach ſo vor ſich hin: „Nein, durch Arbeit und Fleiß und Mühe wird die Welt erhalten. Sind wir alle Nichtsthuer und leben nur von Lug und Trug, ſo kann keiner von dem Andern leben, ſondern alle gehen unter!"

34.

Die Fiſche und der Kormoran.

Vom Kormoran habt Ihr doch wohl geleſen? — Er iſt ein naher Vetter des Vulkans! Man richtet ihn und einige ſeiner Verwandten zum Fiſchfang ab.

In der ganzen Nachbarſchaft war kein Teich mehr zu finden, den der böſe gefräßige Kormoran nicht zur Mitleidenheit gezogen, nicht in Requiſition geſetzt oder gebrandſchatzt hätte. — Alle Fiſchhälter mußten ihm herhalten und darreichen. Seine Küche war immer geſpickt und gefüllt! — Aber freilich, der alte Herr wurde — alt, und konnte nun nicht mehr die Küche ſo leicht füllen, und ſeine Augen waren mit ihm zu alt und

trübe geworden, um bis auf den Grund des Waſſers zu ſehen und Fiſche heraufzubringen.

Die Noth lehrt ihn liſtig ſeyn, denn was lehrt die Noth nicht alles!

Unſer Kormoran ſieht am Rande eines Teichs einen Krebs.

„Heda, Gevattersmann,“ ruft er ihm zu, „lauft doch, ſo geſchwind ihr immer könnt, und bringt euren Freunden im Teiche dort die traurige Nachricht, daß der Herr deſſelben in acht Tagen ſeinen Teich fiſchen, und das Waſſer bis auf den Tropfen ablaſſen wird! — Vielleicht wiſſen ſie ſich noch zu helfen.“

Der dienſtfertige Krebs überbringt die Trauerpoſt, die eine allgemeine Unruhe und eine unendliche Angſt verbreitet. Die Armen wußten ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Man wendet ſich zuletzt an den großgünſtigen Freund, an den Kormoran; man fragt, ob er kein Mittel weiß? Man bittet um Hülfe!

Der Kormoran verſpricht Hülfe; er verheißt jeden Fiſch in einen ſichern Zufluchtsort zu bringen, wo keiner hinkommen könne, als er ſelbſt, und wo Alles recht behaglich und bequem ſey.

Sie glauben, ſie vertrauen, und unſer Kormoran trägt einen Fiſch nach dem andern zu einem unbeſuchten Felſen, unter deſſen Ueberhang ſich ein klares und flaches Waſſerbehältniß fand. Hier konnten ſie dem gierigen Schnabel des

Kormorans nicht entgehen, und täglich holte er ſich ſeine reichliche Mahlzeit.

Hütet euch nur vor der Liſt böſartiger Menſchen, und vor trüglichem Rath! Traut nur nicht Jedem, der euch ſogleich Hülfe verſpricht, und wiſſet, daß die wirkliche Gefahr oft aus der eingebildeten entſteht!

35.

Der Dompfaffe und der Rabe.

In Einem Zimmer hingen ein Dompfaff, der mit ſeinem ſchönen Gefieder ſo ſehr gefiel, und zuweilen auch mit ſeinen leiſen und lieblichen Geſängen von der ganzen Hausgenoſſenſchaft ſo gern gehört wurde, daß ihm Alle wohlwollten. Ihm gegenüber hing ein Schreirabe, der ein Paar Worte krächzen konnte, und ewig den Schnabel nicht zuthat!

„Fleiſch!“ rief er. „Wurſt! Brod! Knochen! — Hole, Spitzbube! — Gleich! gleich!“ —

So ging's den ganzen Tag, und alle Hausgenoſſen brachten ihm, was er erſchrie; denn theils beluſtigte ſie ſein ewiges Lärmen, Betteln und Räſonniren; und theils wollten ſie dem Schreier auch das Maul ſtopfen, da ihnen ſeine Töne oft beſchwerlich waren; denn ſie hatten es recht gut gemerkt, daß er nicht ſchreien konnte, wenn er den Schnabel voll hatte.

Der arme Vogel! — Er ſang nur leiſe und ſtill, und das gefiel den Leuten freilich wohl, zumal wenn der Schreirabe mit ſeinen ohrzerreißenden Lauten (Töne waren es gar nicht) dazwiſchen ſchmetterte, aber er wurde doch oft, ſehr oft verſäumt! Seine Näpfchen hatten ſo oft kein Futter, und kein Tröpfchen Waſſer, und das arme, liebe, trauliche Dompfäfflein lag einmal des Morgens früh todt auf des Gebauers Boden!

„Ach! woran iſt denn der liebe Vogel geſtorben! — Wir hatten ihn ja Alle ſo lieb! Er ſah ja ſo ſchön, er ſang ja ſo ſchön! — O! Schade, Schade!"

„Willſs Euch wohl etwa ſagen, woran er geſtorben iſt," ſagte ein verſtändiger Freund des Hauſes.

„Ihr habt nicht bedacht, daß Schreien, lautes Schreien immer mehr gefruchtet hat, als ſtilles, beſcheidnes Bitten!"

Wer Viel fordert, erhält, wo nicht Alles, doch etwa ſo viel, als er gerade nöthig hat; wer aber das Nöthigſte nur mit der leiſeſten Art fordert, erhält — — — was der Zufall giebt, und mag am Ende am Hunger ſterben; — hinterher wird er freilich wohl beklagt, aber früherhin wurde er doch vergeſſen. Es iſt aber doch beſſer, wenig mit Demuth, als viel durch Unverſchämtheit erlangen.

Von den Domyfaffen — Gimpeln (auch wohl Blutfinken), die ſo leicht leichte Melodien aller Art nachahmen oder nachpfeifen lernen, werdet Ihr leicht einen abgerichteten irgendwo geſehen haben.

Er ſingt und pfeift mit leiſer Stimmer ſo ſchön, giebt ſich ſo viel Mühe, und wird überall gar hoch geliebt. — Aber, habt Ihr Einen, gebt ihm nicht zu viel Beerſterfer Aepfel, und andere Leckereien, wovon er zu fett wird und leicht ſtirbt.

36.

Die zwei Büffel.

In Afrikas heißen Ländern litten zwei Büffel großen Durſt, denn die Flüſſe waren vertrocknet, die Quellen waren verſiegt, wie es hier in vielen Gegenden oft zu geſchehen pflegt.

Vom großen Durſt gequält, entdeckten ſie endlich einen dünnen kleinen Waſſerſtrahl, der am Fuße eines Felſens hervorriſelte. So viel Waſſer gab er noch her, daß beide ſich hätten ſatt trinken können, wären ſie einträchtig und brüderlich geweſen.

Aber ihre Eiferſucht, ihr Hochmuth gaben ihnen ſchlechte Rathſchläge. Jeder wollte zuerſt trinken, und es konnte nicht fehlen, daß ſie nicht bald an einander geriethen!

Von ihrem Brüllen, von dem Krachen ihrer Hörner und Stirnen ertönte die zitternde Gegend umher.

Nachdem ſie ſich eine geraume Zeit geſtoßen hatten, ganz abgemattet waren und faſt nicht mehr athmen konnten, ſchleppten ſie ſich mühſelig und langſam zur Quelle hin, und hätten nun gern zuſammen getrunken, aber die Quelle war nun verſiegt und die Büffel verſchmachteten vor Durſt.

Elende Rangſtreitigkeiten, über welche das Leben vergeht, ohne daß einer einen Genuß davon gehabt hat!

37.

Der Weltweiſe und die Nachteule.

Siehſt du da, wo es dunkel iſt, im Wiſſen und überhaupt in menſchlichen Dingen, ein wenig heller, ſo ſags nur nicht gar dreiſt und frei heraus, denn die Menſchen hören es doch nicht gern.

Höre die Fabel!

Ein Weltweiſer hatte in gar vielen Dingen heller geſehen, als viele Andere, und hatte es denn treuherzig herausgeſagt: er hatte wahr, und was ſchlimmer war, freimüthig geſprochen, und darum vertrieb man ihn, und unſer armer Philoſoph mußte von Stadt zu Stadt wandern, ohne eine bleibende Stätte zu finden; denn leider war er nicht blos vertrieben, ſondern, was viel ſchlim-

mer ist, auch verleumdet worden, und die Verleumdung ging überall vor ihm her!

Wer klüger und wer besser ist, als Andere, wird meistentheils verleumdet!

Einst sah er in einem Walde eine Nachteule, umgeben von Krähen, Elstern, Hühnern, und von vielen weit kleinern Vögeln, die alle auf die arme Nachteule nicht nur hinschrien, sondern auch auf dieselbe hin und wieder mit ihren Schnäbeln los hackten!

„Die ist eine Niederträchtige, eine Verrätherin des Vaterlandes, eine Feindin der Religion!" schrie die Vögelschaar. „Der muß man die Federn auszupfen und rupfen," schrien sie, „damit sie zur Erkenntniß kommt!"

„Rupft nur! zupft nur!" schrien andre Vögel. „Erst müssen die Federn heraus, und sodann wollen wir Gericht über den Burschen halten!"

Das arme Thier! Es hielt seinen Gegnern alle möglichen Gründe vor, es drehte seinen großen Kopf hin und her, aber vergeblich.

Dem Weltweisen dauerte das bedrängte Geschöpf, und er verscheuchte die hackenden, zupfenden Vögel.

„Was haben sie denn gegen dich? — Was hast du denn gethan?" fragte der Weise, „daß sie dir mit ihren Schnäbeln so zusetzen?"

„Gethan? — Ich habe nichts gethan!“ erwiederte die Eule. „Mein einziges Verbrechen ist, daß ich in der Nacht heller sehe, denn sie.“

38.

Der Bassa und der Derwisch.

Ein Bassa gab einem arabischen Derwisch ein kleines Kästchen, mit Anzeige, daß es mit Diamanten, Rubinen und andern kostbaren Gesteinen angefüllt sey. „Das ist ein Geschenk,“ fuhr er fort, „welches ich demjenigen machen will, den du für den größesten Narren wirst erkläret haben. Geh nur und suche, du wirst ihn gewiß finden!“

Der Derwisch sucht — findet Narren ohne Maß und Zahl, und jeder würde gewiß gern der größeste haben seyn wollen, hätte er nur gewußt, welcher Preis darauf stand.

Der Derwisch konnte nicht mit sich einig werden. Hatte er einmal einen recht großen Narren gefunden, so fand er sogleich darauf einen noch viel größern. — Narren genug, aber die Wahl war so schwer!

Der Derwisch zieht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, und findet immer nicht, was er sucht. So kommt er denn auch einst Morgens nach Konstantinopel, wo er die ganze Stadt in Lärm und Freude antrifft.

„Was ist das? was geht vor?“ fragt er einen Ordensverwandten.

„Nichts besonders," antwortete dieser; „der Großherr hat unserm Großwesir die seidene Schnur zugeschickt — ein Vergnügen, welches der Sultan dem Pöbel oft macht, wenn er unruhig werden will; er giebt sich dann zufrieden und jauchzt und lärmt und freut sich."

„Oft? oft?" fragt der Derwisch erstaunt; — „und findet sich denn da noch ein Narr, der die gefährliche Stelle des Großwesirs annimmt?"

„O ja wohl!" erwiedert der Andere; „denn auch dießmal ist die Stelle schon wieder besetzt, und — siehe dort kommt der neue Großwesir eben vorbei!"

Der Derwisch läuft streaks hin, einen so großen Thoren zu sehen. Er drängt sich durch das Volk, und erblickt — seinen Bassa.

„Bist du da?" fragt dieser; „gut! Wer hat das Kästchen empfangen?"

„Herr," antwortete der Derwisch, „fast bin ich ganz Asien durchstrichen, und habe große Narren gefunden, und immer größere, und wagte nicht zu wählen, denn entschieden war doch keiner der größeste. Aber heute ist mein Wallfahrten beendigt.

Hier! Großwesir, nehmt Euer Kästchen!"

Wohl muß der ein rechter Thor seyn, der ohne Noth sich auf gefährliche Posten stellt, blos weil es hohe Posten sind.

Anmerk. Die Bassas in der Türkei sind hohe Kriegs- und Staatsbeamten, und Gouverneurs der Provinzen. Die höchsten haben den Rang gleich nach dem Großvezir.

Wem die seidene Schnur zugeschickt wird, der wird damit erdrosselt. Es soll aber eigentlich eine Saitenschnure seyn, von Darmsaiten nämlich.

39.

Harlekins Kleidung.

An einem Fastnachten, wo man sich sonst verkleidete, und tausend Possen trieb, lief ein kleiner, netter, behender Harlekin lachend und scherzend, und mit der Pritsche in der Hand, durch die Gassen, in seiner buntscheckigen Kleidung, und verfolgte eine andere Maske, die sich wie eine Schäferin verkleidet hatte.

Das Volk lachte über den Fastnachtsspaß, und jauchzte und klatschte mit den Händen dem niedlichen Kerlchen lauten Beifall zu.

An einem Fenster, welches auf die Straße ging, hingen drei Vögel von verschiedenen Farben, neben mehrern andern Vögeln, in ihren Käfigen, die dem Spaße des Harlekins auch mit Vergnügen zusahen, — ein kleiner grüner Papagei, ein Kanarienvogel und ein Kardinal (mit dem Finken verwandt).

Die Vögel fingen an, ihr Wort auch drein zu geben.

„Das Gesicht des Harlekins (die Maske, die er trug) gefällt mir eben nicht, sagte das Papchen, aber sein scharmantes grünes Kleid hat doch nicht seines Gleichen!"

„Was? grünes Kleid? liebe Nachbarin," sagte der Kardinal, „siehst du denn nicht, daß das Kleid ganz ohne Zweifel roth ist? darum ist er ja eben so allerliebst!"

„Roth? ihr Kinderchen," sagte der Kanarienvogel, „roth? — Nun wie kann man denn so schwachsehend seyn? Das Kleidchen war ja offenbar zitronengelb, und das war's, was ihm eben so schön stand!"

Jeder wiederholte seine Behauptung.

„Grün war's! — Nein, gelb! — Nein, nein! roth! roth!" gingen die Stimmen durch einander; man wurde warm, hitzig, heftig und beinahe wäre es zum Zanken und Schimpfen gekommen!

„Beruhigt Euch doch, lieben Kinder," sagte ein verständiger Buntspecht, „die Kleidung hatte alle drei Farben; aber jeder von Euch hat nur die Farbe betrachtet, die ihm am meisten gefiel!"

So gehts oft. Wir beachten das nur, und loben das nur, was wir an uns selbst schön finden, und uns am meisten gefällt, und werden darüber recht einseitig.

Und manches Ding hat verſchiedne Farben, und läßt verſchiedne Anſicht zu; wir aber wähnen, es habe nur die einzige Farbe, die wir geſehen, und laſſe nur die einzige Anſicht zu, die wir genommen haben.

Hütet Euch vor Einſeitigkeit!

40.

Die Raupe.

Mehrere Thiere unterhielten ſich einmal, und lobten inſonderheit den Seidenwurm, der ſo ſchöne weiche feine Faden, den Stolz des Menſchen, mit ſeiner Kunſtfertigkeit ſpänne. Alle, alle lobten ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Arbeit; nur eine Raupe nicht, die hundert Einwendungen, mit: Ja, und Aber, und: Gleichwohl, hervorbrachte.

„Wundert Euch nur nicht darüber,“ daß ſie nicht unſerer Meinung iſt,“ rief ein Fuchs. „Ich will Euch die Urſache ſchon ſagen:

Die Raupen ſpinnen auch!“

Warum hat denn immer Einer an dem Andern, der mit ihm ein gleiches Geſchäft treibt, etwas auszuſetzen? Zuweilen mag es Brodneid ſeyn — häufiger noch iſts Ehrenneid. Keiner von beiden taugt Etwas.

41.

Die Eule, die Katze, die Gans, die Ratte.

Eine Eule hatten einige Schüler aus ihrem Neste in der Thurmmauer ausgenommen, brachten sie in das Schulgebäude, und zogen sie auf, und bald wurde sie mit der alten Katze und mit der Gans, die sich der Thürhüter zu seinem Vergnügen hielt, und welche beide er an einander gewöhnt hatte, recht sehr vertraut.

Die Thiere gingen ungehindert herum, und kamen in die Zimmer der Schüler, wo sie wohl aufgenommen und mitunter mit Leckerbissen gefüttert wurden, und nebenbei wurden sie selbst sehr hochgelehrt, indem sie die Schüler von so vielen gelehrten Dingen sprechen hörten!

Eines Abends disputirten sie mit einander, welches wohl das wichtigste Volk unter den alten Völkern möchte gewesen seyn!

„Gewißlich," sagte die Katze, „darüber können wir wohl keinen Zweifel haben: die Aegypter verdienen ohne Zweifel den Vorzug, — das war ein weises Volk, welches die Götter, die Vorfahren und die Gesetze ehrte, und große Kenntnisse besaß."

„Die Athener sind mir doch lieber," sagte unsre klug gewordene Eule. „Welche Menschen! Wie viel Geist, Kunst, Sitte und Liebenswürdigkeit! — Und in den Schlachten, welche Kühnheit und welcher Heldenmuth! Niemals hat man

mit so geringen Mitteln so große Dinge ausgerichtet, als sie!"

„Nun, das ist doch artig!" rief unser Gänslein etwas hitzig; „so möcht ich denn doch wissen, was die Herren von den Römern hielten. Giebts denn ein Volk, bei welchem sich mehr Größe, Tapferkeit, Muth und Heldensinn fand? — Und welches größere Thaten vollbracht hätte? größer im Kriege oder im Frieden gewesen wäre? Verzeiht mir, wenn ich die Römer zu meinen Lieblingen erkläre, und ihnen den Vorzug gebe!"

Die Theren stritten; ja sie zankten sogar, denn keiner wollte nachgeben.

„Haltet Friede, ihr Herren," rief eine alte Ratte, die dem Streit aus ihrem Loche lange zugehört hatte, und auch lange genug die Schulklassen durchlaufen war; „haltet doch ja Frieden! Ich sehe wohl ab, wo der Grund Eures Disputirens liegt. Ihr seyd alle in Euren Meinungen durch Eure Selbstsucht vorbefaßt. — Denn in Aegypten wurden die Katzen, in Athen die Eule verehrt, und auf Roms Capitol mästete man heilige Gänse, ohne sie zu schlachten!"

42.

Die erste Pflanzung des Weinstocks.

Als Vater Noah den ersten Rebstock gepflanzt hatte, kam ein guter Geist und begoß ihn mit

freundlichem Geſicht, mit dem Blute eines Lammes. Ein böſer Geiſt trat nach ihm hinzu, grinſete und tränkte den Pflänzling, erſt mit dem Blute eines Löwen, und ſodann auch mit dem Blute eines Schweins.

„Darum," ſagt die arabiſche Fabel, „iſt der Menſch beim erſten Becher Wein ſanft und mild und heiter wie das Lamm; beim zweiten wild, unbändig und wüthend wie der Löwe; und beim dritten wird er viehiſch wie das Schwein."

Leſet dieſelbe Fabel auf eine andere Art.

Den erſten Weinſtock, welchen Noah pflanzte,
begoß er mit dem Blute von einem jungen Lamm,
von einem Löwen und von einem Mutterſchwein.
Die Wirkung zeigt ſich noch im Wein!
Wer mäßig trinkt,
hüpft fröhlich wie das Lamm. Wer größre Becher leert,
wird wie der Löwe wild. Wer übermäßig ſäuft,
ſinkt um und gleicht der Sau, die ſich im Kothe wälzt.

43.

Der Phönix und das Rebhuhn.

Ein armes Rebhuhn jammerte über ſeinen verlornen Weizenvorrath, welchen ihm eine Regen-

fluth weggespült hatte. Ach, wie sollte die unglückliche Mutter nun die Jungen ernähren! Das Huhn ächzte laut und schlug bebend seine Flügel.

Der Phönix *) hört die Klagen des armen Huhns. Er kommt. „Wer tauscht mir," ruft er, „Weitzen gegen Gerste aus?" — Ach, seufzt das Rebhuhn, ich habe kaum noch tausend Körner! „Gut," erwiedert der Phönix, „ich nehme sie an; und der Strauß soll dir dagegen einen Malter Weitzen bringen."

Da erstaunt das Huhn vor Freude und Dankbarkeit. Endlich gewinnt es die Sprache wieder. „Heil dir," ruft es, „du erhältst uns das Leben! Groß ist dein Geschenk; größer aber noch die Art, mit welcher du es giebst!"

44.

Die Amsel.

Die Bewohner eines weit entlegenen Gehölzes wußten nicht, daß es Menschen auf der Welt gäbe, weil nie dergleichen zu ihnen gekommen waren.

Eine Amsel, die von der frühesten Jugend an in einem Kloster auferzogen worden war, wollte seine unglücklichen Brüder in der Welt zur Weisheit und Tugend führen, und kam so auch zu unsern Waldbewohnern. Sie wiegte sich ei-

*) Ein von den alten Dichtern erdichteter Vogel.

nes Tages auf einem Baume, und sprach lebhaft zu den angesehensten derselben. Unter andern redete er von einem mächtigen Wesen, das er Mensch nannte, und sagte von ihm, daß es Herr der Welt sey, Alles wisse, und, wenn sie sich nicht zähmen ließen, sie durch Feuer leicht ins Nichts zurück zu schleudern im Stande sey. Wenn man anfangs hin und wieder bei seinem Vortrage gegähnt hatte, so wurden jetzt selbst Bären und wilde Schweine aufmerksam, und wenn die Affen früher schon ihr Rednertalent gezeigt hatte, so ließ sie es jetzt, da sie alles voller Aufmerksamkeit erblickte, im hellesten Lichte strahlen. Auch dachte im ganzen Holze alles auf Aenderung seines Sinnes und seiner Lebensweise, um nicht die Rache des Menschen zu erfahren.

Jetzt geschahen tausend Fragen an den Missionär über den neuen König, den er ihnen gepredigt hatte. „Die Natur" war seine Antwort „hat ihn mit allen nur möglichen Vollkommenheiten ausgestattet."

„Er hat also" unterbrach ihn das wilde Schwein „einen so schönen Kopf, wie wir?"

„Ihm wird ohne Zweifel ein gewaltiger Rüssel?" fragte der Elephant.

„Er zerstört mit seinen Klauen und Zähnen alles," sagte der Tiger.

„Unter seinen Umarmungen erstickt alles," war die Behauptung des Bären.

Der Hirſch begabte ihn mit Beinen, den ſeinigen gleich.

Alles, was uns gleicht, iſt in unſern Augen ſchön und vollkommen. Gerade, wie jene Thiere die Züge des Menſchen von ihren Schwächen entlehnten, eben ſo entwirft der menſchliche Stolz das Bild der Gottheit, indem er ihm ſeine Unvollkommenheiten leiht.

45.

Das Pferd und der Eſel.

Ob auch der Eſel niemals ſtolpert, bleibt er dennoch ein Eſel; und ob auch das Pferd wohl zuweilen einen falſchen Tritt thut, iſt und bleibt es dennoch ein Pferd, und wird darum kein Eſel.

Ein Pferd, dem Geiſt und Muth recht aus
den Augen ſahn,
ging ſtolz auf ſich und ſeinen Mann,
und ſtieß — wie leicht iſt nicht ein falſcher Schritt
gethan! —
vor großem Feuer einmal an.

Ein träger Eſel ſahs und lachte.
„Wer," ſprach er, „würd' es mir verzeihn,
wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und ſtoß an keinen
Stein."

„Schweig," rief das Pferd, „du biſt
zu meinem Unbedachte,
zu meinen Fehlern viel zu klein!"

„Ich werde mich hüten," sagte Kaspar, „so wild herumzuschwärmen wie Philipp, der sich gestern beinahe den Arm ausgefallen hat." — Freilich hütete sich Kaspar wohl, denn er lag lieber faullenzend auf der Bärenhaut zu Hause.

„Merket und ersehet es, daß nicht selten die Fehler mit der Tugend des Menschen zusammen hangen!

Das ist jedoch keine Rechtfertigung, höchstens nur, und auch das nicht immer, eine Entschuldigung für die Fehler.

Möchtet Ihr doch auch darauf Acht geben, wie häufig manche (freilich nur scheinbare) Tugenden, nur in den Fehlern begründet sind! —

Was arbeitet, lernt, erträgt der Ehrgeiz nicht Alles! Wie viel Gutes ordnet und stiftet er! — Und ist doch nur Ehrgeiz.

Herr Christoph gab dreißig Thaler bei einer Sammlung zur Unterstützung armer hülfloser und verlassener Kinder — aber das Mitleid, die Barmherzigkeit, die Menschlichkeit hatten keinen Antheil an der Gabe, sondern der Ehrgeiz, denn die andern Geber hatten weit weniger gegeben — und

überdieß wurden dieſe Gaben in die Zeitungen eingerückt!

46.

Der König und die beiden Schäfer.

Ein großer Monarch war mit ſeinem Zuſtande recht unzufrieden, und beklagte ſich, daß wohl nicht leicht Jemanden Alles ſo widerwärtig gehe, als ihm. Er wollte, ſagte er, ſo gern Frieden halten, und ſey zum Kriege gezwungen; er liebte ſeine Unterthanen, und müſſe ſie durch Abgaben ſchwer belaſten! niemals erfahre er die Wahrheit, überall betrüge man ihn, und ſeiner Mühe und Arbeiten ungeachtet erliege ſein armes Volk unter tauſend Uebeln!

In ſeinem Mißmuth geht unſer Monarch ſpazieren. Da ſieht er eine Schafheerde in einer Ebene weiden; magere Hämmel, Schafe ohne Lämmer, Lämmer ohne Mütter, blökend und zerſtreut umher laufend, und kraftloſe Böcke auf der Haide hin und her irrend. Und der arme Schäfer, wie mühete er ſich ab mit ſeiner Heerde, wie ging er bald da, bald dort hin; jetzt wollte dieſer Hammel in den nahen Wald hinein; jetzt blieb dieſes Lamm hinter der Heerde zurück, jetzt jenes. Jetzt muß er nach ſeinem Leibſchaf ſehen, und indem er auf dieſer Seite der Heerde iſt, kommt der Wolf von der andern Seite aus dem Walde, und entführt ihm ſchnell ſeinen ſchönſten

Hammel, und als der arme Schäfer dem Räuber nachſetzt, kommt die junge Wölfin von der entgegengeſetzten Seite, und nimmt das beſte Lamm.

Der Unglückliche! er weiß nicht mehr, wohin er ſich wenden und laufen ſoll; er erhebt ein lautes Jammergeſchrei; er rauft ſeine Haare vor Verzweiflung aus, ſchlägt ſich den Kopf mit Fäuſten, und bittet den Himmel um ſeinen Tod.

„Der arme Schäfer!“ ſeufzt der König, „der iſt mein leibhaftes Ebenbild! Völkerhirte oder Schafhirte, überall Mühe, Sorge, Noth, Gefahr!“

Der König geht weiter und trifft auf einer grasreichen Aue eine der ſchönſten Heerden an; Hämmel, die ganz feiſt waren, und kaum das reich behaarte Wollenfell erſchleppen konnten, und auch die Schafe beugten ſich unter der Laſt der Wolle; die Lämmer, die um die Mütter herſprangen, fanden ein reichgefülltes Euter; die Böcke waren muthig und ſtark und groß, und die ganze Heerde zog weidend in der beſten Ordnung über die Aue dahin.

Und der Schäfer? — Dieſer hatte ſich behaglich auf weichem Raſen im Schatten einer Buche ausgeſtreckt; er ſang ein Lied von ſeiner Schäferin, blies dann auf ſeiner Schalmeie, und der Wiederhall antwortete ihm.

Der König war ſehr verwundert. „Die herrliche Heerde,“ ſagte er, „wird wohl bald dahin ſeyn! Denn ſolche Hirten, die von ihren Schäfe-

rinnen ſingen und auf der Schalmeie blaſen, und es ſich ſo bequem machen, das ſind eben die rechten für den Wolf, der rauben will!“

Als ob er eben des Königs Wort wahr machen wollte, kommt Herr Iſegrimm mit ſeinem Zottenſchwanz daher, und hat es auf einen fetten Hammel abgeſehen; aber Tiras, ein tüchtiger Hüter, hat den Wolf kaum erblickt, ſo ſtürzt er ſich auch ſchon auf ihn und wirft ihn zu Boden. Das Geräuſch des Kampfes hat zwei Hämmel ſcheu gemacht, die ſich nun von der Heerde entfernen wollten, aber ein anderer Hund brachte ſie im Augenblick zur Heerde zurück.

Und der Schäfer? — Er ſah Alles auf weichem Raſen gelagert, mit an, und legte ſeine Schalmeie nicht einmal nieder.

Faſt entrüſtet über dieſe unthätige Gleichgültigkeit, ſpricht der König zu ihm:

„Wie kannſt du es ſo machen? Der Wald iſt voll Wölfe, und deiner ſchönen und fetten Hammel ſind ſehr viel; und du bleibſt ſo ruhig, als wäre gar nichts zu beſorgen! Wie geht das zu?“

„Herr!“ ſagte der Schäfer, „die Sache iſt ja ganz leicht! Man muß ſich nur tüchtige Hunde halten!“

Wenn der erſte Schäfer ſich beklagt hat, wie der König, daß ſein Leben elend und mühſelig ſey — oder wohl gar, daß das Schickſal ihm in Allem entgegen ſey, iſt er wohl nicht

darauf gefallen, wie sehr er sich seinen Zustand hätte erleichtern können, hätte er sich nur nach tüchtiger Hülfe umgesehen!

Was für Vieler Kraft gemacht ist, kann Einer allein nicht bestreiten. — Und ob er sich abarbeitet und müht, und nicht rastet noch ruht, — es hilft, nutzt und frommt nichts!

47.

Der Derwisch, der Rabe, der Falke.

Ein Derwisch, der sich von allen Weltdingen los gemacht hatte, um nun von den Wohlthaten der Mitbrüder zu leben, ging bettelnd umher.

Auf seinen Bettelgängen hörte er das Klaggeschrei eines jungen Raben, der ohne alle Federn, beinahe fast ganz nackt, von seinen gewissenlosen Aeltern war verlassen worden, und seinen halbnackten Kopf aus seinem Neste hervorsteckte, als ob er auf Futter wartete.

Hoch aus den Wolken hernieder flieg fast im nämlichen Augenblick ein Falke, seinen Schnabel mit Atzung gefüllt, die er der armen hungrigen Waise zubrachte.

„O Allah! Allah!“ (Gott! Gott!) rief unser fromme Derwisch, „wie sorgst du für die Unverzagten, daß du selbst den grausamsten Vogel barmherzig und gnädig machst! — Nein! ich

ſchwöre beim Propheten (Muhammed), nun will ich alle Sorge dir, der die ganze Natur verſorgt, ohne Grämen anheimſtellen!"

So that unſer Derwiſch auch. Er ſtreckt ſich Länge lang aus, gafft nach dem Raben, bewundert die Wunder der Schöpfung, die Ordnung der Dinge, und iſt entzückt über Alles, was er ſieht und hört.

Es bricht der Abend herein und unſer Einſiedler fängt an Hunger zu ſpüren, indem er ſein Abendgebet hält.

„Es hat nichts zu ſagen," ſpricht er, „das Abendbrod wird ſchon kommen!"

Das Abendbrod kommt nicht.

„Nun wohlan," ſagt unſer Derwiſch, „ſo will ich mich ſchlafen legen, das Frühſtück wird morgen gewiß nicht fehlen."

Aber die Morgenröthe bricht an, und nirgends will ein Frühſtück kommen.

Das wundert unſern andächtigen Mann, und er hofft denn doch wenigſtens auf ein gutes Mittagseſſen! Aber es wird eben ſo wenig aus dem Mittagseſſen, als aus dem nächſten Abendeſſen, wiewohl indeſſen von Zeit zu Zeit der Falke ſeinen jungen Raben verſorgt hatte.

Auf einmal hört er, daß der Falke zu ſeinem jungen Pflegling ſagt: „Bis du fliegen kannſt, mein Kind, werd ich Sorge tragen für dich; aber alsdann ſorge für dich ſelbſt. Allah empfiehlt uns die Unvermögenden und Unglücklichen, aber nicht

die Faulen. Wer leben will, muß arbeiten. Merke dieß, Kind!"

Der Derwiſch merkte es ſich auch. Er ſah ein, daß der Falke Recht hatte. Er erhob ſich von ſeinem Lager, ging ins nächſte Dorf, und ſtand einem Landmann in ſeinen gemeinnützlichen Arbeiten bei.

Es heißt nicht bloß: „bete," ſondern es heißt: „bete und arbeite." Und: wieder heißt es: „wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen!" — Oder aber: die gebratenen Tauben fliegen keinem ins Maul! — Merke dieß auch, junger Menſch! mit Nichtsthun und müßigen Träumen, wäre es auch ein andächtiges Träumen, wird eben nichts vollbracht — alſo nichts gethan!

48.

Die Henne und das Wieſelchen.

Eine Henne, die, ungeachtet ſie ſich für ſehr klug hielt, indem ſie bei jedem gelegten Ei ein gewaltiges Geſchrei machte, ſchon oft betrogen worden war, wenn man ihr Enteneier untergelegt hatte, wurde aufs neue von einem Wieſelchen ſehr hintergangen.

Sie ſah es auf der Tenne einer Scheune ſpazieren gehn. Der ſchlanke Wuchs, das glatte Fell, der ſchneeweiße Hals, die Schnelligkeit der Füße des kleinen artigen Thieres bezauberten ſie ganz. „Mit einem ſo lieben Thierchen," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „muß es ſich herrlich leben. Ich will ihm meine Freundſchaft anbieten und ihm keins meiner Geheimniſſe verſchweigen. Verdient es doch dies!"

Gedacht, geſchehen! Die Henne errichtetete mit dem allerliebſten Thierchen alsbald ein enges Freundſchaftsbündniß, daß beide feierlich beſchwuren. Bald drang das Wieſelchen, das es nicht an Schmeicheleien aller Art fehlen ließ, in alle Geheimniſſe der Leichtgläubigen ein. Ihr höchſtes war ein großer Eierſchatz, den niemand wußte, als ſie; auch dieſer durfte dem kleinen Eierdiebe nicht unbekannt bleiben, und ſie nennte ihm genau den Platz, wo er anzutreffen war.

Am nächſten Morgen, als ſie, wie gewöhnlich, ihre erſten Gang wieder zu den Eiern that, fand ſie zu ihrem Entſetzen zwar ihre Eier alle wieder, aber ſämmtlich ausgeleert. „Dieß muß ich," ſprach ſie ſchluchzend und weinend, „ſogleich meinem treuen Freunde klagen; an ſeinem Buſen werde ich neue Lebenskraft erhalten." Sie fand ihn bald, und er war augenblicklich willig, ſie anzuhören

„Ach," ſprach ſie, „denke dir das Unglück, das mich betroffen hat Mein Schatz iſt mir ge-

raubt, und nicht von den Händen der Menschen, nein von einem bösen Thiere, das die Eier ausgesessen hat. Ach möchte es doch Gift gewesen seyn, was der Nichtswürdige verzehrt hat! Gewiß nimmst du Theil an meinem gerechten Schmerz!"

Der Heuchler nahm allerdings Theil; er ließ die Henne die bittersten Thränen vergießen, und schwur dabei, daß einen solchen Böswicht die Erde nicht weiter trüge.

Jetzt sagte die Henne: „Es ist schon gut! Ich werde in Zukunft meine Sachen klüger einrichten. Von heute an wird jedes Ei an einen eignen Ort gelegt, und niemand, als du, trauter Freund, der gewiß das Geheimniß nicht ausschwatzen wird, soll etwas erfahren."

Was sie hier sich vornahm, that sie wirklich. Jedes Ei erhielt einen besondern Ort, und nur das Wieselchen erfuhr ihn, das denn jederzeit sogleich beflissen war, den frischen Braten schnell zu verzehren.

War es zu verwundern, wenn das Huhn endlich in einem Loche sich verkroch und auf den Eierdieb lauerte? — Kaum hatte es dies einige Augenblicke gethan, so kam der treue Freund zu dem ihm genannten Orte geschlichen, und letzte mit dem frischgelegten Ei seine trockne Kehle.

Mit Entsetzen stürzte sie jetzt auf den Treulosen! — „Ha!" sprach sie „Böswicht! Eine so schwarze Seele, als du bist, kann es auf dem

Eidbruch nicht weiter geben! Ich wählte dich zum Vertrauten, und du brichst so schändlich den feierlich beschwornen Eid! Du raubst" ... Hier erstickte die Wuth die Worte auf ihrer Zunge. Sie wollte sich an den Augen des Verräthers rächen; aber mit Hülfe seiner Schnelligkeit fand er in einem benachbarten Loche bald die unverdiente Sicherheit, und begann hier die Rede: „Wozu doch diese ergrimmten Gebehrden? Geduld, liebes Büttchen! Der Weise wird durch Schaden klug. Dein Unglück ist deine eigene Schuld. Wer sich jemanden zum Freunde wählt, muß sich bemühen, ihn erst kennen zu lernen. Wer wird Kohlen anfassen, ehe er versucht, ob sie auch brennen? Für jetzt kostet deine Unvorsichtigkeit dir nur ein halbes Schock Eier. Hättest du Fuchs oder Marder zu Freunden gewählt, so würdest du ihre Freundschaft theurer haben bezahlen müssen. Gehab dich wohl!"

Wenn auch ihr, liebe Kinder, euch Freunde wählt, um euer Leben euch zu versüßen, so macht euch zuvor mit ihrer Denkungs- und Handlungsweise bekannt; vor allem fragt, ob sie Freunde Gottes und der Tugend sind.

49.

Der Eber und die Nachtigallen.

Ein reicher Mann, eitel und aufgeblasen, wie der Reichthum oft ist, bildete sich ein, daß er

Einsicht und Geschmack in allen Künsten, in Bildhauerei, Malerei, Tonkunst, Dichtkunst habe, denn der Reichthum darf sich Alles einbilden, und wer Geld und Gold hat, hat in den Augen der Meisten Verstand, Witz und Genie.

An seiner Tafel saßen und aßen täglich Künstler aller Art, die es sich wohl seyn ließen, und ihn mit viel Weihrauch beräucherten, und unser Mann ließ sich die übertriebenen Schmeicheleien recht wohl gefallen. — Man zeigte ihm Entwürfe zu Gemälden, las ihm Stellen aus Schriften und Schauspielen vor, die man unter der Feder hatte, und horchte mit großer Aufmerksamkeit auf das Urtheil, welches er fällte. Er hieß der großmüthige Schützer der Künste, denn seine Braten und seine Weine waren lecker und ausgesucht.

Eines Abends geht unser reiche Mann in seinem Parke spazieren, und Niemand ist bei ihm, als sein Gärtner, ein kluger, gescheuter Kopf, der mancherlei wußte.

Ein Eber wühlte dort die Erde auf, wie es oft diese Thiere schon darum zu thun pflegen, damit ihre Zähne und Hauer wieder glatt und scharf werden.

Rings um den Eber her hatten sich Amseln und Hänflinge, am meisten aber Nachtigallen eingefunden, die jetzt sich still hielten, jetzt hin und her hüpften, und dazwischen ihre schönen Gesänge wetteifernd hören ließen.

Wo der Eber wühlte, folgten die Sänger ihm hüpfend und ſingend, und das Thier hörte die Geſänge mit einer ſo gelehrten Miene, als ob es ein ganzer Kenner wäre. Jetzt nickte es mit ſeinem langen Rüſſelkopfe, um ſeinen Beifall auszudrücken; jetzt ſchüttelte es denſelben, um ſeine Mißbilligung zu erkennen zu geben.

„Was?“ ſagte unſer reiche Mann, „was will das ſagen? — Wie? dieſe lieblichen Sänger unſrer Wälder haben ſich ein ſo dummes Vieh zu ihrem Kunſtrichter erwählt?“

„Wohl nicht das!“ erwiederte der kluge Gärtner, „ſondern aus der Erde, die es da friſch aufwühlt, kommen viel und mancherlei Würmer hervor, die ein herrlicher Leckerbiſſen für die Vögel ſind, und nur durch dieſe werden die Sänger angelockt. — Der Dummkopf da glaubt freilich, es iſt ſeiner Einſicht und Kenntniß wegen!“

Es iſt nicht allemal deines Verdienſtes wegen, Freund, wenn man dir den Hof macht — deine Tafel, deine Verbindungen, und mancherlei eigennützige Abſichten haben oft weit mehr Antheil daran. — Der Hund wedelt vor dir, aber es gilt meiſtentheils nur dem Biſſen, den er von dir zu haben wünſcht.

50.

Herkules im Himmel.

Alle seine großen und mühseligen Arbeiten hatte der Sohn Jupiters auf Erden vollbracht, als er in den Himmel einging.

Alle Götter drängten sich heran, den Helden zu bewillkommnen, und gingen ihm entgegen und umarmten ihn, selbst die stolze Juno nicht ausgenommen.

Herkules verstand nicht nur Lebensart, sondern, was mehr sagen will, er hatte Herz und Gefühl, und darum dankt er Allen herzlich und gefühlvoll für so zärtlichen Empfang.

Da trat denn auch Plutus, der Gott der Reichthümer und Schätze, übermüthig und anmaßend, nach seiner Art hervor, um ihm die Hand zu bieten, mehr um der guten Sitte willen, denn aus gutem Herzen.

Unmuthig wandte sich der Held von ihm ab, und kehrte ihm den Rücken zu.

„Mein Sohn," fragte Jupiter, „was hat denn dieser Gott gethan? — Warum bist du so entrüstet bei seinem Anblick?"

Deswegen, mein Vater, erwiederte Herkules, weil ich diesen Patron kenne, und weil ich ihn auf der Erde fast immer nur in Gesellschaft der Nichtswürdigen getroffen habe.

Herkules spricht nicht viel anders, als Christus. Der Reichthum ist sehr

oft in Gesellschaft der Laster, oder vielmehr, die Laster gesellen sich zum Reichthum. — Aber es giebt auch viel liebens- und achtenswerthe Reiche, eben so wohl, als es viel Nichtswürdige unter den Armen giebt.

51.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Luftgeschrei der Schwärmenden;
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm,
dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit
Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach? wie wirds
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab! — Warum erschoß

Der Grauſame mich nicht! — Indeſſen weht
Ein günſt'ger Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reiſ', und eilt
Mit ſchnellen Flügeln fort, und ſchreit vor Luſt.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht
Auf Lotos Blättern oft, womit die See
Beſtreut war, und ſeufzt vor Gram und Schmerz. —

Nach vielem Ruhn ſah er das beßre Land,
Den milden Himmel, der ihn gütig heilt.
Die Vorſicht leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab

„Ihr, die die ſchwere Hand des Unglücks drückt,
„Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
„Das Leben oft verwünſcht, verzaget nicht!
„Und wagt die Reiſe durch das Leben nur!
„Jenſeit des Ufers giebt's ein beſſer Land,
„Gefilde voller Luſt erwarten euch!"

52.

Der Affe mit der Zauberlaterne.

Es iſt ein lächerlich traurig närriſches
Weſen, ſich mit Kenntniſſen brüſten,

die man noch nicht hat, und das kaum halb zu wiſſen, was man erſt ganz wiſſen muß, ehe man damit hervortreten darf — und doch dieſes ſeltſame Weſen werdet Ihr in der Welt recht oft antreffen! Aber es iſt freilich mehr ein Unweſen, denn ein Weſen — und die Affennatur, — das erbärmliche Nachäffen taugt überall nichts! Aber merkt auf die Fabel, jungen Freunde, und thut nicht eher weiſe, bis Ihr — — — doch die Fabel ſagt ja Alles!

Ein Mann, der die Zauberlaterne zeigte, hatte zugleich einen Affen mit, deſſen Capriolen und Männchen ihm einen großen Zulauf zu Wege brachten. Matz — ſo hieß unſer Affe — konnte vortrefflich auf dem Seile tanzen, und die poſſierlichſten und gewagteſten Sprünge machen, exercirte mit der Flinte, und konnte mancherlei andre Kunſtſtücke — und wenn die Zuſchauer lachten und jauchzten, dann wußte er ſich viel!

Eines Tages, wo er frei hatte, machte er ſich einen Spaß auf eigene Hand. Er ladete alle Thiere ſeiner Nachbarſchaft ein — Hunde, Katzen, Ferkelchen, Kapaunen, Puter — und ſie kamen.

„Herein! herein! werthe Herren und Damen,“ ſchrie unſer Matz; „nur immer herein! Hier will ich Ihnen etwas zeigen, was zuvor noch nie geſehen worden iſt — und zwar umſonſt, ganz

umſonſt, — ich verbitte alles Geld, denn ich thue es blos der Ehre wegen.“

Man kommt, man nimmt Platz, man iſt voll Erwartung und Erſtaunen, und Matz hat ſich eine eigene Rede ausgedacht über die Herrlichkeit ſeiner Vorſtellungen. Man gähnt zwar bei dieſer vortrefflichen Rede, aber man klatſcht ihr doch Beifall, denn es wurde ja Alles umſonſt gegeben.

Die Zauberlaterne wird unſerm Affen gebracht, und er nimmt ein Glas und ſchiebt es ein. Er weiß, wie man damit zu Werke geht, denn er hatte es von ſeinem Herrn und Meiſter wohl hundertmal geſehen! „Haben Sie etwas Aehnliches geſehen, meine Verehrteſten?“ ruft er, indem er das Glas hineingeſchoben hat. „Hier ſchauen Sie die Sonne mit ihrem Strahlenglanz — hier den Mond mit ſeinem Silberlichte; — hier Adam und Eva im Paradieſe mit den Thieren, und hier, und hier . .

Die Zuſchauer, die in der dunkeln Finſterniß da ſaßen, riſſen die Augen weit auf — und — ſahen nichts. Zimmer, Wände, Decke — Alles war ſchwarz.

„Ich kann doch wahrhaftig im Dunkeln gut ſehen“ ſagte ein alter Kater, „aber hier ſehe ich in der That gar Nichts!“

„Meine Augen ſind auch noch nicht blöde,“ ſetzte ein verſtändiger Hund hinzu, „aber ich ſehe eben ſo wenig.“ — „Und ich,“ ſagte ein Truth-

hahn, „habe gewiß helle Augen, aber mir geht es nicht beſſer!“

Kurz keiner ſahe Etwas. — Aber der Affe hörte nicht auf, ſeine Unglaublichkeiten zu erheben. Auch war, was er machte, Alles herrlich und gut, nur eine Kleinigkeit hatte er vergeſſen: das Licht in der Laterne!

Wenn Ihr einſt einmal die Welt aufklären wollt, lieben jungen Freunde, vergeßt nur ja das Licht nicht!

53.

Der junge Adler.

Es wollt einmal ein junger Adler ſich
in ſeiner Herrſcherwürde ſehen.
Er ließ demnach ſofort ein königlich
Edikt durch ſein Gebiet ergehen,
worin bei ſchwerer Pön befohlen ward,
daß alle Vögel nur auf Eine Art,
nach Einer Weiſe ſollten ſingen.
Man ſtaunte und begann. — Es wollte nicht gelingen.
Mein Himmel! rief ein aufgeklärter Staar,
der weit und breit gereiſet war,
wie kann der König unſern Kehlen
ſo etwas Tolles anbefehlen?
Fürwahr er macht uns noch Geſang und Luſt zur Plage,

und — ſingt doch ſelber nicht! Freund, ſiel die Amſel ein,
das möchte wohl auf deine Frage
die allerbeſte Antwort ſeyn.

Verſchiedenheit belebt die Menſchenwelt und die Natur! — Und nur die hochmüthige Thorheit und die Gewaltthätigkeit verlangt die Uebereinſtimmung höchſt verſchiedenartiger oder gar widerſinniger Dinge aus Unverſtand!

54.

Die Affen und der Leopard.

Ihr eignes Spiel trieben die Affen in einem Holze mit Scherzen, Klettern, Springen und Haſchen, denn die Affen ſind ein luſtiges Völkchen.

Eins lachte über die Andern; die Andern über das Eine, und da ſie ſämmtlich gern lachten, gab das Lachens viel! — Man ſchrie, man machte immer ärgere Bocksſprünge und einen gewaltigen Spektakel! — Nun! Affen machen es einmal alſo, und ihre Natur will es ſo.

Aber durch den Heulerlärm wird ein junger Leopardenprinz in ſeiner Höhle aufgeſtört, und ſieht auf einmal unter unſern tanzenden, hüpfenden, luſtigen Affen!

„Ein Leopard! o barmherziger Himmel! wie viel wird er von uns würgen und auffreſſen?“

denkt die arme Schaar! — denn ſie wiſſen es wohl, mit Leopardenprinzen iſt nicht Spaß zu treiben!

„Spielt doch fort!“ ſagte der Leopard, „ſpielt doch fort! fürchtet euch nicht! Ich komme als euer guter Freund, und wolltet ihr mir es vergönnen, ſo ſpielte ich gern mit Euch — ich will von der Parthie ſeyn!“

„O gnädiger Herr,“ ſagten die Affen — — „O gnädiger Herr! welche Huld gegen uns, welches Glück für uns! Iſts möglich, daß Eure Hoheit ſich zu uns ſo tief herablaſſen wollen?“

„Warum nicht?“ ſagt der Leopardenprinz; „warum denn nicht?“ — Ich liebe dergleichen — es macht mir Spaß! Und ich weiß denn auch, daß wir Thiere alle einander gleich ſind. So hab ich mich unterrichten laſſen! — Spielt, lieben Freunde — ſpielt, denn ich ſpiele mit!

„Er ſpielt mit! ſpielt mit! der großgünſtige Herr Leopard!“ ſchrie der Haufen.

Sie ſpielen — da und dort giebts im Spiel ein Krallpfötlein — aber freilich, wo der gnädige Herr Leopard hinpfötelte, floß Blut darnach. Der Eine fing an zu bluten, und ſchlich ſich hinkend davon — der Andere blutete auch, und ſchlich ſich auch davon — und ſo nach und nach Einer nach dem Andern, indem die Zurückbleibenden über die große Herablaſſung des gnädigen Herrn Leoparden ſich zwangen zu lachen,

indeſſen der Leopard aus aufrichtigen Leibeskräften lachte!

Nach und nach waren ſie denn, wiewohl blutig, doch alle lebendig davon gekommen. „Aber," ſagten die Affen zu einander:

„Behüt uns Gott vor dem Spiele mit großen Herren! denn da gehts noch ſchlimmer, als wenn man Kirſchen mit ihnen ißt, und der gutmüthigſte von ihnen hat noch Krallen an den Pfoten."

55.

Die Nelke und die Lilie.

Die rothe Nelk' und weiße Lilie blühten
auf einem Blumenbeet. — Die Nelke ſprach:
Du ſollteſt zu den Deinen dich geſellen!
wir haben nichts gemein. Was will dein blaſſer Kelch
zu meinem Farbenglanz? Dein Duft betäubet;
gewürzig ſteigt mein Wohlgeruch empor,
und doch erhebſt du dich ſtolzirend neben mir! —

Die Lilie ſprach darauf: Des Gartens Herr
hat hier uns beid' auf einem Beet vereinet.
Mein weißer Kelch ſoll deinen Glanz erheben,
dein dunkler Kelch mein einfach weißes Licht.
Ich ſoll von fern das Aug' erfreun; drum wurde
mir zu dem hohen Wuchs der ſtarke Duft verliehn.
Gewürzig lockt dein Wohlgeruch zum nahen
Beſchaun den Blick. Dann labet und ergötzt

auch ihn dein Kleid und ſeiner Farben Schmelz.
So ſtehn wir ſtreitend doch im Wechſelbunde.
O, laß gemeinſam uns in Frieden blühn!

Das Verdienſt mehrerer kann dicht nebeneinander beſtehn! Denke nur nicht, du allein habeſt Verdienſt und Werth!

56.

Der Hamſter und die Lerche.

Ein Ungewitter zog mit Donner, Sturm und Schloßen
daher; es lag zerknickt die hohe Halmenſaat,
und banges Schweigen ruht auf Höhen und Gefilden,
doch im Gewölk erſcholl der Lerche wirbelnd Lied,
und ſingend ſchwebte ſie aufs Saatenfeld hernieder.
Da kam aus ſeiner Höhl' ein Hamſter und begann:
Sprich, wie vermagſt du noch in ſolcher Zeit zu ſingen?
Verderben ſiehſt du hier; die Zukunft dräuet Noth — —
Die Lerche ſprach: Vom Staub uns himmelan zu heben,
ward uns Geſang und Flügelſchwung gegeben —
ſieh, durch die Wolken bricht des Himmels Strahl hervor:
ſo ſang die Lerch' und ſchwang von neuem ſich empor.

Der Weise erhebt sich über Sturm und Ungewitter.

57.

Die Salzquelle.

Gedrückt von Durst und Hitze hatt' ein Wandrer
die Wüstenei zurückgelegt. Erquicklich
erschienen endlich ihm des Landes Bäume.
Nur noch ein Quell! so seufzt' er. — Nicht vergebens!
Aus Hügeln quell ein Bächlein. O gesegnet
sey mir die langersehnte süße Labung!
Er sprachs und legte sich aufs Knie und schlürfte
aus hohler Hand des Baches milde Gabe. —
Doch schneller noch entströmte seinen Lippen
der bittre Trank. — Er rief mit wildem Zürnen:
Verwünschte Fluth! mich lockte deine Täuschung,
und jetzt erfüllst du mir den Mund mit Ekel!
Auf ewig müsse dir dein Born versiegen!

Und im Krystallgewölb vernahm die Nymphe
den harten Fluch. Sie trat hervor und sagte:
Verwünsche deinen Unmuth, nicht die Quelle!
Des Salzes Born ist dieses Landes Segen.

58.

Der Haushahn und sein Herr.

Hierzu Kupfer.

„Kikeriki!" rief der Haushahn selbstgefällig aus!
„Kikerikihihi!"

„Es iſt doch kein Thier ſo wachſam, ſo munter als ich; und, was ich für herrliche Federn habe, hinten zumal im ſchön gebogenen Schwanz mit der herrlichen langen Schweiffeder, die ſich wie Gold im Sonnenſchein ſpiegelt! — Und wie majeſtätiſch ich über den Hof gehe! — O! alle Hühner bewundern mich!"

Nicht fern davon ſtand der Hausherr, hörte der Selbſtlobrede zu und lächelte.

„Worüber lächelſt du denn da?" fragte ein wenig empfindlich der Hahn. — „Hab ich denn etwa ein unwahres Wort geſagt? Hah?"

„Nein! du haſt nichts Unwahres geſagt, Patron," ſagte der Hausherr, „aber du haſt dich doch ſelbſt gelobt, und das kannſt du immer bleiben laſſen, denn was gut und löblich iſt, werden Andere ſchon ohnedieß finden."

„O! was ich ſchon Alles kann!" ſagte der kleine Emil. „Seht einmal hier, wie ſchön ich ſchreibe! — Seht, das ſchwere Rechenexempel hab ich gemacht! — Da hier den herrlichen Kopf hab ich gezeichnet! — Und der Vater, und die Leute im Hauſe haben ihre wahre Freude an mir!

„Eitler Junge!" ſagte Karl leiſe vor ſich hin, „wenn ich nur hörte, daß dich auch andere Leute lobten!

59.

Der Spitz und der Schäfer.

Ein Wolf fällt die Heerde des Schäfers an. Kaum hatte es der treue Spitz wahrgenommen, als er auch schon muthvoll auf den Räuber losstürzt, und den Kampf mit ihm beginnt.

Der Schäfer will durch seinen Ruf den Spitz von dem ungleichen Kampfe abhalten, aber in der Hitze seines Eifers achtet der Hund den Ruf nicht.

„Tolles! tolles Thier!" sagt hierauf der Schäfer; „du wirst gewiß deinen Untergang finden. Aber geh hin in dein Verderben, ich werde dich gar nicht bedauern, denn warum unternimmst du, was du nicht ausführen kannst.

Spitz kann nicht drauf achten; er beißt sich wüthend mit dem Wolfe, und er ist nach langem Kampfe so glücklich, den Wolf zu erwürgen, und geht zum Schäfer zurück!

„Edles, prächtiges Thier!" ruft der Schäfer, und liebkoſete ſeinen Hund mit aller Zärtlichkeit.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Spitz. „Erst nennst du mich toll und schimpfst auf mein Unternehmen, und jetzt lobest und preisest du mich!"

„Wisse, mein lieber Spitz," sagt der Schäfer, „wir Menschen richten einmal so; wir tadeln

oder loben, je nachdem der Ausgang eines Unternehmens ausfällt — nach dem Gelingen oder Mißlingen desſelben.“

„Ha! ha!“ ſagte Spitz, „nun fang' ich an zu verſtehen! Ihr richtet nach dem Erfolg, und wenn nun dieſem das Glück nicht fehlt, ſo wird das Böſeſte und Schlechteſte auch gelobt! Iſts nicht ſo?“

„So ziemlich,“ ſagte der Schäfer.

60.

Das Hufeiſen.

Vater und Sohn machen am ſchwülen Sonnertage eine kleine Reiſe, und finden [illegible] im Wege ein Hufeiſen. „Heb es doch [illegible] Sohn!“ ſagte der Vater; aber [illegible] hatte ſeinen Rücken lieb, that [illegible] nicht hörte, und ließ das Eiſen liegen.

Ohne etwas zu ſagen, geht der Vater ſelbſt hin und hebt es auf. In der Schmiede des nächſten Dorfes verkauft er das Hufeiſen für einen Groſchen, und für dieſen handelt er im nahgelegenen Garten Kirſchen ein — ſchöne ſchwarze ſüße Kirſchen.

„Ach Gott! ich verſchmachte faſt vor Durſt,“ rief der Sohn, als der Tag immer heißer wurde. Der Vater, der voran geht, ſcheint es nicht zu hören; aber bald darauf läßt er wie von ungefähr eine Kirſche fallen. Der Sohn bückt ſich nach der

Kirſche, nimmt ſie auf, und lindert ſeinen Durſt damit. Der Vater verliert eine zweite, dritte, zehnte, funfzehnte Kirſche, und jedesmal bückt ſich der Knabe und nimmt die Kirſchen. „Siehſt du," ſagte jetzt lächelnd der Vater „hätteſt du das Hufeiſen aufgenommen, hätteſt du es wohl leichter haben mögen!"

61.

Der Fall des großen Baumes und der kleinen Bäume.

Der Sturm erhob ſich, und fuhr brüllend und reißend durch die Gipfel der Bäume, die ihre Häupter vor ihm neigen mußten.

„Stürme und toſe nur," ſagte ein ſtarkſtämmiger ſtattlicher Baum, „ſtürme nur; ob ich wohl mich ein wenig vor dir beugen muß, trotz ich doch deiner Gewalt und ſtehe feſt!"

„Ja ſtürme und toſe nur!" plauderte eine Gruppe kleiner Bäume, die unter dem Schutze des großen ſtanden; „ſtürme nur, der Große ſteht feſt und ſchützt uns!"

Aber der Sturm nahm ſeinen ganzen Athem zuſammen. Krach! und noch einmal: Krach! und der große ſtolze Baum lag entwurzelt da, und ach! die meiſten kleinen Bäume hatte er in ſeinem krachenden Falle mit zerſchmettert!

Der Größeſte kann fallen! Sucht einen beſſern Schutz, als den Schutz

mächtiger Menſchen! Ihr Fall macht wohl Aufſehen, aber ſie fallen doch, und meiſtentheils um ſo ſchwerer und härter, je größer ſie ſind — Und, was das Schlimmſte iſt, wie viel Kleine, die ihnen trauten, und ſich auf ſie verließen, werden mit in ihrem Fall hinabgezogen und zerſchmettert.

Wenn Ihr einſt werdet in die Welt eintreten, werdet Ihr dergleichen mehrmals erfahren können!

62.

Das junge Mädchen und die Biene.

Die Wirkungen wohlangebrachter Schmeichelei werdet Ihr noch oft zu erfahren Gelegenheit haben! — Wer eitel iſt und ruhmſüchtig, läßt ſich von der Schmeichelei leicht bethören. Die folgende Fabel giebt davon einen Zug.

Ein junges Mädchen — ob ſie Phillis, oder Amarillis hieß, oder Dorilis und Chloris, wer will das jetzt noch ausmachen? genug ein junges Mädchen, und ein eitles Mädchen, und ein verzogenes Mädchen, war eben aufgeſtanden, und hatte ſich an ihre Arbeit geſetzt, nämlich an ihren Putztiſch, wo ſie mit ihrem treuen Vertrauten, dem Spiegel, Zwieſprach hielt, als ein unbeſonnenes

Bienlein summend ins Zimmer kam, und auf unsre Schöne zuflog!

„Hülfe! o Hülfe!“ schrie unser armes gefährdetes Kind! — „Hülfe, Lisette, Mariette, Jeanette — Schnell! schnell zu Hülfe! — Jagt dieses kleine geflügelte Ungeheuer fort, — werft es hinaus! — schlagt es todt!“

Die Hülfe kommt an, aber das Bienchen hat sich indessen auf die Lippen unsrer hülferufenden Schönen gesetzt, die darüber in Ohnmacht gesunken ist! Lisette erwischt die kleine Summterin bei den Flügeln, und will sie eben tödten!

„Ach!“ seufzt da, mit sanften Bitten die kleine Gefangene; „verzeiht mir doch meinen unverschuldeten Irrthum! — Ich hielt ja die Lippen des schönen Mädchen für Rosenblätter und glaubte . . .

Da erwachte unsre Ohnmächtige auf einmal; und sagte:

„Laßt sie los, da sie ihren Irrthum so aufrichtig gesteht, zumal da ihr Stich so leicht ist, daß man ihn gar nicht fühlt.“

Und das Bienlein entkam durch sein Schmeicheln!

„O Ihr seyd edelmüthig, gnädiger Herr; Ihr seyd ja Eurer großmüthigen Edelmüthigkeit wegen weit und breit berühmt, allergnädigster Herr!“ — —

So spricht der Bettler zum Bierzieher, der in seinem Sonntagsstaat mit langer vielgeblümter

Weſte daher kommt, und etwa zwei Groſchen noch in der Taſche hat, und verneigt ſich vor ihm bis auf die Schuhſpitzen.

„Macht nicht ſo entſetzlich viel Umſtände,“ erwiederte der Bierzieher dem Bettler. „Ich bin nur ein Menſch wie Ihr!“ — — und giebt ihm die letzten zwei Groſchen!

63.

Die Katze und die Ratten.

Werdet nicht übermüthig im Glück!
Weckt den ſchlummernden Feind nicht auf!
Traut Euren Kräften nicht zu viel!

So ſpricht die folgende Fabel zu uns.

Ein alter Ziperkater, allzuwohlgenährt von den Leckerbiſſen ſeiner Herrin, nahm ſich die Mühe nicht mehr, auf die Rattenjagd zu gehen, die ihn ſonſt oft beluſtigt hatte. Zu alt zwar war er nicht dazu, aber — zu faul.

Die Ratten liefen überall umher in Kellern, Scheunen und auf Boden, und Murner kehrte ſich nicht daran.

Einmal ſchlummert Murner einen feſten Schlaf auf einem Kornboden; denn er hatte ein allzureichliches Mahl gehalten.

Mehrere Ratten kamen auch auf den Boden, denn ſie hielten dort ihre gewöhnliche Mahlzeit.

Ziperkaterchen ſchlief feſt, und rührte und regte ſich nicht.

„Halt!“ denken die Narren, die Ratten, „der da fürchtet ſich wohl gar.“ — O! wenn man erſt meint, daß ſich der Andre fürchtet, dann hat man großen Muth, und meint auch, man könne ihn ungeſtraft angreifen. — Aber, man irrt ſich denn doch zuweilen.

Ein Prahlhans unter den Ratten nimmt das Wort, und ſpricht verächtlich von den Katzen.

Es läßt ſich denken, wie gern das gehört wurde, wie ſehr man Beifall gab — der Grund iſt ja ſo klar! — Alle ſind einſtimmig, man müſſe Krieg mit der Katze haben, und unſer Redner wird zum Obergeneral erwählt.

Der Obergeneral klettert auf ein Scheffelmaß, hält ſeine Anrede, ernennt Oberſten und Hauptleute, und feuert ſeine Untergebenen zur Rache an.

„Zur Rache! zur Rache!“ rufen ſie alleſammt. „Wir ſchwören künftig nur Katzenfleiſch zu eſſen. O! Katzenfleiſch iſt ein leckeres Fleiſch, und wir wollen darin recht ſchwelgen!“

Im kriegeriſchen Entzücken ſpringen ſie dem Kater an Naſe und Schwanz vorbei, und einige ſpringen ihm auf den Pelz und wecken ihn auf.

Da wird der Kater wild, und im Umſehen ſind der General, die Hauptleute und Gemeinen zu Boden geſtreckt, und zappeln in ihrem Blute.

Nur zwei Ratten entkamen und warnten die übrigen.

64.

Der Grashüpfer.

Für wie wichtig hält ſich doch mancher kleine Wicht!

Ein Grashüpfer war mit der ganzen Welt unzufrieden geworden, nur mit ſich nicht; und die ganze Welt, meinte er, habe es auf ihn angelegt, und wolle ihm — ohne Zweifel ſeiner Verdienſte wegen — weh thun, denn er ſey wohl unter Vielen noch der Einzige, der etwas werth ſey.

Was halfs, daß ihm ein Freund ſeine grilligen Einbildungen auszureden ſuchte, er hörte ihn nicht an, er wanderte aus und dachte: Ihr ſollt mich ſchon vermiſſen, wenn ich fort bin, Ihr werdet ſchon ſehen!

Er wanderte aus, aber er wurde von Niemand vermißt.

Ein Paar Tage nacheinander hüpfte der Hüpfer fort, und kam weiter und immer weiter, wohl an fünfhundert Schritt weit, oder wohl gar noch mehr. Da glaubt er in einer neuen Welt zu ſeyn, da ſieht er unbekannte Menſchen, findet herrliche Fluren, herrliche Felder mit ſchweren Aehren belaſtet, und herrliches Klima.

„Ah!“ ſpricht er, „hier habe ich eine Freiſtätte gegen meine Feinde gefunden, und hier will

ich still und zufrieden leben." — Damit hüpft er ins Getreide, da wo es am höchsten und dichtesten stand, und preist seinen glücklichen Entschluß.

Aber am andern Morgen kommen die Schnitter, die reifen Saaten zu mähen. Unter Lachen und Scherzen, unter fröhlichem Lärm und Gesängen, stellen sich die Schnitter in Reih und Glied, und legen die Sicheln an, und unter den Hieben der klingenden Sicheln fallen die Saaten und der Boden wird entblößt!

„O!" schrie der arme Hüpfer, „wie hart verfolgt mich mein unglückliches Schicksal! Alles ist mir doch entgegen. Kaum haben sie es weg, daß ich da bin, so suchen sie mich schon auf, um mich zu verderben, und verwüsten ihre köstlichsten Güter; nur damit ich ihnen nicht entkommen möge. Sie würden selbst, glaub' ich, Feuer an ihre Erntefelder anlegen, nur um mich nicht zu verfehlen."

In der äußersten Verzweiflung hüpfte er auf einen Halmstürzel.

„Hier, meine Herren," sagte er, „hier bin ich: ich liefere mich Ihnen freiwillig aus, und Sie brauchen sich nicht so entsetzlich viel Mühe um meinetwillen zu geben."

Zufällig sieht ihn ein Schnitter, bückt sich, greift ihn mit der Hand auf — und indem der Hüpfer denkt, jetzt werde er zerdrückt werden, wirft ihn der Schnitter auf ein frisches Grasplätzchen, und sagt: „Da friß, du klein Närrchen!"

Wahr iſt es, der Grashüpfer war etwas hypochondriſch, aber eingebildet war er weit mehr.

65.

Der Igel und die Kaninchen.

Es giebt Menſchen, die es niemals laſſen können, Andere anzuſtechen, beſonders da, wo ſie die Schwächen Anderer bemerken, und wo es denſelben am empfindlichſten iſt. Mögen auch ſolche Menſchen oft geiſtvoll und witzig ſeyn, beliebt ſind ſie gewiß niemals; man flieht ſie weit eher, als daß man ſie ſuchen ſollte.

Ich weiß nicht mehr, aus welchen Urſachen ein Igel ſeine Heimath hatte verlaſſen müſſen, genug er hatte ſie verlaſſen, und kam zu einem groſſen Kaninchenbau, deren Bewohnern er ſein Leid klagt, mit der Bitte, ihn aufzunehmen.

„Gern, recht gern biſt du von uns aufgenommen," antwortete der Urpapa der Kaninchen; „wir leben hier alle friedlich und glücklich und vergnügt unter einander!"

Der Igel wird ein Hausgenoſſe der groſſen Kaninchenfamilie, und jedes Mitglied derſelben beeifert ſich, ihm Gutmüthigkeit und Wohlwollen zu beweiſen.

Alles ging gut bis zu Abend. Aber, als nach dem Abendeſſen die Familien zuſammen kamen

und freundlich den Abend verplauderten, verwundet der Igel mit seinen Stacheln eines der jungen Kaninchen. Jetzt wendet sich der Igel um, und sticht zwei, ja sogar drei, und jetzt wieder einen und noch einen.

Man murmelt, man entrüstet sich, und unwillig umringt man ihn, ihm seine Unart zu verweisen.

„Es thut mir leid, es thut mir unendlich leid," spricht der Igel, „aber man muß es mir hingehen lassen, denn ich bin einmal so und kann mich nicht anders machen."

„Wahrhaftig," sagte der Urpapa, „wenn das ist, so laß dich entweder scheeren, oder pack du dich zu unsern Höhlen hinaus!"

Wenn der Igel sagt: ich bin nun einmal so, so lag doch Wahrheit darin, und es war höchstens nur seine Unvorsichtigkeit ihm vorzuwerfen, aber schlecht ist es, wenn es ein Mensch sagt — und höchst schändlich ist es, wenn man seinen Wohlthätern durch Stachelreden weh thut.

66.

Der Esel, der Ochse, das Pferd.

Wie die Menschen meistentheils nach den Eingebungen ihres Eigennutzes

richten und schlichten, mögt Ihr aus dieser Fabel ersehen.

Ein Pferd, ein Ochse und ein Esel geriethen in einen Streit, wer von ihnen den Vorrang verdiene.

„Auch der Esel mischte sich in diesen Streit?“, könntet Ihr verwundert fragen. „Den Eseln sieht der Stolz nicht gut.“

Freilich habt Ihr völlig Recht. Aber die Wahrheit zu sagen, der Stolz steht überhaupt Niemanden gut, aber die Esel sind oft am allereingebildetsten.

Genug, unsre drei Thiere können nicht einig werden darüber, wem der Vorrang gebühre. Jedes hat Etwas für sich anzuführen. Jedes rühmt seine Nützlichkeit, seine Geschicklichkeit oder Gelehrigkeit, seine Stärke, seine Ausdauer, und die vielfältigen Dienste, die es dem Menschen leiste. — Aber einig werden sie drum doch nicht!

Da kommen eben drei Menschen daher! „Halt, Freunde!“ sagte das edle Pferd, „lasset die Menschen über unsern Handel richten. Die Menschen sind verständig und klug. Lasset sehen! Wenn zwei derselben einerlei Meinung sind, das soll gelten!“

„Ja! das soll gelten!“ sagten die andern beiden!

Da die drei Menschen herannahen, wird der Ochse abgesendet, und trägt im Namen Aller den

ganzen Handel mit allen Gründen vor, die jeder Theil für sich anzuführen hatte.

„Hoh," sagte der Eine der drei erwählten Richter, „das bedarf keines großen Kopfbrechens, — das Pferd verdient den ersten Rang — die Sache ist ja klar."

„Nein! liebster Gevatter," sagte der Zweite, — „offenbar muß man wohl dem Esel den Vorrang gestatten, wenn man nicht ungerecht seyn will! — Der Esel ist ein treues, geduldiges, sanftes, lastbares Thier!"

„Keineswegs kann ich damit einstimmig seyn!" spricht der Dritte. „Ich ziehe den Ochsen vor!"

Zu wissen ist, daß der erste Richter ein Roßkamm war, der einen großen Handel mit Pferden trieb; der andere ein großer reicher Müller, der wohl an sechzig Esel hielt, den Kunden die Mehlsäcke zuzutragen; und der dritte ein reicher Pachter, der mit Ochsen ackerte und pflügte, und wenn dieselben im Sommer ihre Dienste gethan hatten, sie mästete und im Frühjahr an die Fleischer verkaufte.

„Ha! so urtheilt Ihr Menschen!" sagten die Thiere, „so nach Eurem Eigennutze?"

„Nun freilich wohl! wornach denn sonst?" sagte der Roßkamm offenherzig heraus. —— „Es giebt ja kein anderes Gesetzbuch!"

67.

Der Falke und der Reiher.

Hierzu Kupfer.

In hoher Luft bekämpfte ein Edelfalke den Reiher, der lange genug theils ſich vertheidigte, theils auswich. Endlich fiel doch der Reiher blutig und gelähmt in die Hand des Jägers.

„Ach!“ ſeufzte der Beſiegte, „wie kannſt du deine edle Natur ſo ſehr verleugnen, daß du gegen dein eignes Volk kämpfeſt, um es unter der Menſchen Herrſchaft zu bringen? Was bewegt dich zu ſolcher That und zu ſo ſchnödem Sinn?“

Da erſeufzte auch der Falke und ſprach: „Die eigene Knechtſchaft iſt Schuld und Urſach davon. Man hat mich auch gefangen, man hat mich in Feſſeln gelegt, man hat den ſchönen Blick meiner Augen mit Kappen bedeckt, man hat viele Nächte lang mich nicht zum Schlaf kommen laſſen — da ſchwand der hochherzige Sinn der Freiheit dahin, der kühne Muth ſchwand hin; ich wurde anfangs gelobt, da man mich halbfrei zur erſten Beitze (Jagd) brauchte, und das ſchmeichelte meiner Eitelkeit — ſiehe ſo bin ich unedel und knechtiſch geworden! ... aber frage mich doch ja nicht weiter!“

Der Reiher ſahe den Falken mit ernſter Trauer an, und ſprach: „So ermanne dich denn noch jetzt, und entzieh dich der Knechtſchaft!“

aber der Edelfalke blieb schweigend, und konnte keinen Entschluß fassen.

Jetzt rief der Falkenirer, und der Falke zitterte. Der Ruf erschell zum zweitenmal — und der arme Sklave eilte mit Blitzesschnelle zu neuem Fang und Mord!

Nicht der Falke nur, nicht bloß der einzelne Mensch nur, nein, leider ganze Völkerschaften werden durch Knechtschaft unterdrückt, und verlieren mit der Freiheit zugleich Kraft und Muth, und den Sinn für das Hochherzige und Edle, und ein Sklavenvolk muß den Tyrannen dienstbar werden, andere Völker zu Sklaven zu machen. Ehe sie recht Sklaven geworden sind, lobt und belobt man sie allenfalls noch — sind sie es aber einmal ganz — Sklaven, Knechte, dann nimmt sich keiner mehr die Mühe, im gütigen Wort mit ihnen zu sprechen, sondern dann geht Alles hoch und herrisch.

Ihr wißt, daß der Edelfalke höchst nahe mit dem Adler verwandt ist, daß er die Größe eines Huhns hat, und stundenlang in einer Höhe schwebt, wo ihn kaum das schärfste Auge als ein Pünktchen entdeckt.

Wie er gefangen und zur Jagd abgerichtet wird, indem man ihn ganz betäubt und sinnlos

macht, wie ſich der Reiher, (auf den er aber im freien Zuſtande nicht ſtoßen ſoll), gegen ihn vertheidigt u. ſ. w., werdet Ihr aus irgend einer Naturgeſchichte leicht entnehmen können.

68.

Die Katze und der Spiegel.

Wie viele Grübler giebt es nicht, die das Geheimſte und Verborgenſte ergrübeln wollen, und es nicht ergrübeln, und das Tiefſte ergründen wollen, aber nicht bis auf den Grund kommen; und Alles ſuchen wollen, aber blutwenig finden; denn

Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt.

Jedoch, wir habens hier nur mit dem durchdringlichen Geiſte einer Katze zu thun.

Ein ſchöner Kater hatte ein recht nachdenkliches Gemüth, und alle Dinge wollte er von Grund aus wiſſen! Darüber kam er denn einmal in einen gar ſchwierigen Fall!

Er war auf einen Tiſch hinaufgeklettert, über welchem ein Spiegel hing — denn um Alles zu ergründen, mußte er doch wiſſen, ob nicht etwa Broſamlein von Aſchkuchen, Zwiebäckchen, oder Semmel und Franzbrodchen, oder etwa ein Näpfchen Milch in einer Taſſe, auf den Tiſchen übrig geblieben wären!

Was er ſuchte, fand er nicht; aber er fand, was er nicht ſuchte!

Wie er ſo da ſteht auf dem Tiſchchen vor dem Spiegel, da ſchaut er ſich ſelbſt im Spiegel. „Was?“ denkt er — „der da im Spiegel? — Na! Na! — das iſt denn doch ein Brüderlein von mir, der mich gewiß belauern will! — Nun! da wollen wir denn doch ſehen, ob ich ihm nicht zuvor kommen, oder ob ich wohl gar zu ihm kommen kann.“

Puſebäter will zu ihm kommen! Will mit ihm ſcherzen, und will das um ſo lieber, da das Brüderlein gerade dieſelben Männchen macht, wie er ſelbſt.

Er will freilich hin! Aber das Glas des Spiegels findet er nicht ſo durchdringlich, als er es geglaubt hatte. Mitten durch den Spiegel hindurch, zum Kameraden hin hatte er gewollt! — Nun damit wars nun Nichts!

„Aber, ſo muß man freilich die Sache anders anfangen! Da, den Herrn Bruder muß ich doch an mein Herz drücken,“ denkt Herr Puſebäter! und geht hinter den Spiegel, wo nach ſeiner Meinung der Herr Bruder doch nothwendig ſtecken muß!

Aber hinter dem Spiegel ſteckt nichts!

„Närriſch! recht ſehr närriſch!“ ſagt unſer weltweiſer Kater! — „Aber aus der Sache muß ich herauskommen.“

Aber wie will er denn aus dem Handel herauskommen?

Freilich er bedenkt ſich erſt gar ordentlich, und nimmt ſich Zeit dazu! Und am Ende hat ers recht herausgeſinnt, daß, nach ſeinem Dafürhalten, es ihm gar nicht entgehen kann!

Er klettert den Spiegel hinauf, und reitet nun auf dem obern Rahmen deſſelben, hinten ein Pfotchen, vorn auch eine Pfote. — Alſo! denkt er klüglich, könne der Herr Bruder ihm weder von der vordern noch hintern Seite entgehen! — Von einer oder der andern Seite, meint er, werde er ihn erwiſchen können!

Und nun! da er ſeiner Sache völlig gewiß iſt, und den Herrn Bruder zu erlangen ſicher verhofft, neigt er den Dicknischel auf der Spiegelſeite herunter, ſacht, ſacht herunter, und ſieht eins von ſeinen Ohren — Ein Spitzchen erſt — dann noch mehr; dann das ganze Ohr — dann gar, wie er ſich tiefer neigt, zwei Ohren, und natürlich ein wenig Dickkopf mit dabei!

„Nun paß auf! Vetterchen! paß auf! Jetzt muß ich dich haben!“

Er pfötelt rechts auf der dunkeln — er pfötelt links auf der hellen Seite des Spiegels!

Er wiederholt ſeine Verſuche, aber er erpfötelt nichts, ja er verliert zuletzt über ſo vielen vergeblichen Hin- und Hergreifen das Gleichgewicht, und fällt vom Spiegel herab.

„Auch gut!“ denkt der Kater — „da will ich lieber wieder den Mäuſen nachgehen, als mich mit Dingen quälen, wovon ich nach langer Mühe und Nachdenken doch nichts begreife.“

69.

Der beſchimpfte Derwiſch.

Einen Günſtling des Großherrn *) rief ein armer Derwiſch um ein Almoſen an, und erhielt von dem Uebermüthigen ſtatt deſſen einen Wurf mit einem Steine.

Wie aufgebracht auch der Derwiſch über ſolche ſchändliche Mißhandlung war, durfte er es doch nicht wagen, ſich auf irgend eine Weiſe dagegen aufzulehnen; aber er hob ſich den Stein auf, mit dem feſten Vorſatz, wenn Zeit und Stunde käme, denſelben dem übermüthigen Günſtling an den Kopf zu werfen.

Zeit und Stunde kam; denn die Günſtlinge in dem Morgenlande ſtehen unſicherer, als die an europäiſchen Höfen. Der Uebermüthige fiel in Ungnade, und wurde auf Befehl des Sultans rückwärts auf ein Kameel geſetzt, und durch die Straßen der Stadt geführt, wo ihn der Pöbel beſchimpfte, und mit Koth und Steinen bewarf.

---

*) Großherr oder Großſultan heißt der Beherrſcher der Türkei.

„Hole deinen Stein! Derwiſch!“ rief Jemand dem Beleidigten zu; „jetzt kannſt du dich rächen!“

Während der Derwiſch nach dem aufgehobenen Stein lief, kam er auf andere Gedanken.

„Nein!“ ſprach er, „nein! man muß ſich niemals rächen. Iſt der Feind mächtig und groß, ſo iſt Rache unklug und verderblich, und iſt derſelbe gefallen und unglücklich geworden, ſo iſt ſie grauſam und niederträchtig.“

Der Derwiſch ließ ſeinen Stein, wo er lag.

70.

Der Wolf, der ſich ſelbſt betrügt.

Ein Wolf, der lange ſich mit magrer Koſt genährt,
ging in der Hoffnung aus, ihm ſey was Guts beſcheert.
Er fand — was hofft er für Vergnügen! —
im Fahrweg ein Bund Stockfiſch liegen.
Er ſchnuppert dran! wühlt hin und her!
dem Magen fällt der Hunger ſchwer,
jedoch, ſo laut auch dieſer ſpricht,
macht unſer Iſegrimm dennoch ein ſau'r Geſicht,
und denkt: ſo ſchlechte Koſt geziemt uns Wölfen nicht.
In Hoffnung, daß gewiß ſein Glück der Himmel lenkt,

trabt er nun weiter fort und denkt:
das Beßre bleibt mir doch! — Und o! welch ein Vergnügen!
jetzt sieht er schon ein Päckchen liegen.
„Ha! ha! das wird es seyn," denkt er, und nähert sich.
Was ists? — Ein Päckchen Lachs. — Herr Wolf bedenke dich,
laß diese Beute dich erfreun,
du möchtest sonst zu spät den Ekel noch bereun!
So schnuppert er es an, doch ists ihm auch zu schlecht,
ihm riechts nicht gut genug — 's ist nur für Füchse recht,
mag es doch, wem es will erfreun,
ein Milchlamm wird ja ihm noch aufgehoben seyn.
So geht er muthig fort, allein die Hoffnung trügt,
er findet nichts, was ihn vergnügt.
Zu gut bewacht sind alle Heerden,
kein Lamm kann da genommen werden.
Des Hungers Qual nimmt zu; er geht betrübt zurück,
und sucht, was er verschmäht, mit ängstlich scharfem Blick,
jedoch der Lachs ist fort, auch Stockfisch nicht zu finden;
der Muth fängt an, ihm zu verschwinden,
das Schlechteste wird ihm nun sehr willkommen seyn,
allein er sucht umsonst! Schon bricht die Nacht herein.

„O!“ ſeufzt der ekle Wolf: „o! war ich nicht
ein Thor?
Warf mir das Glück nicht gute Nahrung vor?
Mußt ich mich denn ſo ſelber haſſen?
Aufs Ungewiſſe mich verlaſſen?
— — Das ſoll mir eine Warnung ſeyn!“
So klüglich denkt der Wolf, und lenkt zum
Walde ein,
und ſucht nun, frei vom ſtolzen Eigenwillen,
mit einem todten Huhn des Hungers Qual zu
ſtillen.

71.

Das Goldſtück.

In einer Straße fand ein Knabe
ein Goldſtück! — „Schaut doch her,
Ihr Herrn! was ich gefunden habe!“
rief er entzückt. —
Von ungefähr
ſah es aus einer Trödelbude
ein Rabbi *), Namens Ephraim.
„Bei meinem Barte!“ rief der Jude,
„das Ding iſt falſch:“ — Dem armen Knaben
ward nun auf einmal bang ums Herz.
Ein wenig Zuſatz mochts wohl haben;
jedoch wars Gold! — Der bittre Scherz,

*) Rabbi — ein jüdiſcher Religionslehrer, er handelt aber eben ſo wohl, als die andern Juden.

das Höhnen des Unchriſten *)
ſchwieg nicht, bis er voll Aergerniß,
das Stück in einen Brunnen ſchmiß.

Ach! ſo ſucht der Neid und der Haß, was gut und werth iſt, recht verächtlich zu machen.

Wenn du heilige und hochwerthe Dinge haſt, wirf ſie nicht darum weg, weil böſe Menſchen ſie tadeln. Du wirfſt dein Lebensglück und deine Ruhe weg, und — Niemand erſetzt ſie dir.

72.

Der Bock und die Ziege.

Zu einem Bock, der, weil er ſchwarz an Haar,
von langem Bart, von finſtrer Stirne war,
ganz einem hochgelahrten Meiſter
an Anſehn und an Miene glich,
und der durch jeden Kampf noch dreiſter,
in keinem Bocksgefechte wich;
den die Natur, ſtatt dem Gehirne,
mit zwei ſteinharten Knöpfen an der Stirne,
zum Kampf verſah! — Ein Bock, der, wenn er ſtieß,
ſich und den Gegner ſtracks in eine Lache ſchmiß,
und, wenn die Scham den Gegenpart vertrieben,
doch immer auf dem Platz geblieben;

*) Unchriſten d. i. des Juden.

der endlich, weil ſein Herz ſo hart
als ſeine Stirne war, der Heerde Führer ward.

Zu dieſem Bock kam eine arme Ziege,
und flehte, wie die Armuth flehen kann,
ihn um ein wenig Klee für ihre Jungen an.

„Meinſt du, daß ich umſonſt mein Futter kriege?“
erwiederte der Bock, der wie
ein Wucherer allein auf Pfänder lieh,
„Verſchwenden kann ich nichts; doch weil es ſteht geſchrieben,
man müſſe ſeinen Nächſten lieben,
ſo will ich, wenn du zahlſt und Sicherheit
mir ſchaffen wirſt, auf eine kurze Zeit
von meinem Futter dir, ſo viel du brauchſt, leihen.“

„Ich wollte nicht das Zahlen ſcheuen,
wenn du mir borgteſt, ſprach die Ziege, aber wer
verbürgt für Arme ſich? und o! ein Pfand? woher?“

„Du haſt ja noch an deinem Leib,“ verſetzte
der zähe Filz, — „ein ſchönes Fell, und ſchätzte
mit Einem Blick den Werth. Verpfände mir
den Balg indeß — in warmen Sommertagen
pflegt man ja keinen Pelz zu tragen;
laß mir zur Sicherheit ihn hier.
Ich will ihn dir bewahren vor den Schaben (Motten),
und zahlſt im Winter du, wirſt du ihn wieder haben!“

Was war zu thun? das Zicklein brauchte Klee.
Um ſich aus ihrer Noth herauszuwinden,
ließ ſie gewillig ſich von ihrem Wuchrer ſchinden,
gab ihm den Balg, und fütterte
zu Haus die Jungen ſatt. — Der Winter kam heran,
und ſtrenger Froſt hielt ſie zum Fahlen an.
Sie darbte kümmerlich vom Munde
ſich jeden Biſſen ab, und lief zur Stunde
zum Gläubiger, ihr Pfand zu löſen, hin.
Der Bock, zwei Brillen auf der Naſe,
durchſah den Klee, ob ſie mit Graſe
ihn nicht vermiſcht, verwahrte ihn,
und gab ihr die nun halb zerrißnen Stücke
von ihrem Balg — einſt war er ganz — zurücke.
„Gott!“ rief die Ziege, mit bethränktem Blick,
„ich hab Euch friſch mein Fell vom Leibe geben müſſen,
und Ihr gebt mir es nun zerriſſen,
voll Löcher, und ganz kahl zurück?
Seyd nicht ſo hart mit einem armen Thiere!
Ihr gabt mir aus Erbarmen Klee,
damit ich nicht verhungerte,
gebt mir nun auch ein Fell, damit ich nicht erfriere!“
„Kauf dir beim Kürſchner eins!“ erwiederte
der Bock voll Zorn, und ſtieß ſie vor die Thüre.
Die Ziege ging, mit tief zerknirſchtem Sinn,
mit halb zerfreßnem Balg zum Thron des Löwen hin,

um ihm dieß häßliche Betragen
des Bocks und ihre Noth zu klagen.

Der weiſe Löwe ſprach: „der Bock erſetze dir
dein Fell, und zahle, was du willſt, dafür.
Allein dem Eigennutz, der ſtinkt, zur Strafe,
ſoll nun forthin, zum Abſcheu aller Schafe,
Geſtank ſein Antheil ſeyn!“
Der Löwe winkt,
und ſieh! der Bock erſetzt und ſtinkt!

Wucher! ſchändlicher Wucher! — Warum mag der Wucher, der Pfandwucher zumal, den Menſchen immerdar ſo höchſt zuwider geweſen ſeyn?

73. 74.

Hund und Kater.

In Einem Hauſe lebten zuſammen der Spitz Rips und der Kater Hinze, und lebten dem Anſchein nach im allerſchönſten Vernehmen. Kein Murren und Knurren, kein Belfern und Beißen mit einander. Glatt und freundlich ſtrichen ſie an einander vorüber, und berührten ſich leiſe mit ihren Bärtlein, als ob ſie ſich Kußmäulchen gäben. Ja, wenn dem Rips etwas fehlte, ſuchte Hinze die beſten Leckerbißlein aus, deren er habhaft werden konnte, und brachte ſie dem Rips. Einmal ſogar, da Rips einen argen Huſten hatte, brachte

ihm Hinze ein Stück Marzipan, ſeinen Bruſtſchmerz zu mindern!

Aber Rips war nicht weniger gutmüthig, und leckte dem Hinz oft die blutigen Wunden und Schwären, die er in nächtlichen Balgereien an Ohren und Pfoten davon getragen hatte.

„Nicht wahr? das waren Freunde? Rechte Herzensfreunde ohne Zweifel?“

Scheinfreunde waren es! Maulweſen, Klugheit, Schlauheit war ihre Freundſchaft; denn ſie blieben immer Hund und Katze, und keiner gönnte dem andern nur einen Biſſen, und keiner hatte mit dem Unfalle des andern das mindeſte Mitleiden, wiewohl er ſich ſtellte, als ob er untröſtlich über denſelben wäre, ja, wenn einem Theile etwas Uebels widerfuhr, freute der andere ſich herzlich.

Werde nur unglücklich, dann wirſt du ſchon ſehen, wie es mit der Weltfreundſchaft ſteht! Sie haben ſich geküßt, geliebt, gelobt, ſie ſind entzückt geweſen über dein Glück, ſie haben es mitgenoſſen; aber werde nur unglücklich, da wirſt du ſehen, woran du biſt!

Bringt folgendes Fabelein damit in Verbindung, denn ein Fabelchen iſts ja doch nur, wiewohl es wie eine Erzählung ausſieht.

„Vater! ich habe drei Freunde! ich habe drei rechte Freunde gefunden! Wie ſind ſie ſo gut und ſo treu, und wollen mir auf Noth und Tod helfen und dienen! — O herrliche Menſchen!“

So ſprach der Sohn zum Vater.

„Haſt du drei Freunde? drei wahre Freunde?“ erwiederte der Vater; „das iſt fürwahr ſehr viel! — Ich habe kaum Einen, auf den ich mich verlaſſen kann. Indeſſen kommſt du mir mit deinen Freunden eben ſehr gelegen! Mir iſt ein groſſes Unglück begegnet. Ich habe im hitzigen Streit, ohne Vorſatz, blos durch unglücklichen Zufall, einen Menſchen erſchlagen; — ich weiß vor Angſt nicht wohin! — Warte, es iſt ja ſchon Abend! Ich will den Erſchlagenen in einen Sack ſtecken; du nimmſt denſelben auf deine Schultern, ſprichſt zu deinen Freunden, du habeſt ihn unverſehens erſchlagen, und bitteſt ſie, ihn zu verbergen, denn bei ihnen wird er nicht geſucht werden! — O wie glücklich wäre ich, wenn deine Freunde ihn einige Tage verbergen wollten, denn bei dieſen wird der Vermißte gewiß nicht geſucht!“

„Das iſt ja eine Kleinigkeit, Vater!“ ſagte der Sohn; „und es wäre mir nicht lieb, wenn meine Herzensfreunde mir nicht ſo viel zu Gefallen thun wollten!“

„Gott helf es!“ erwiederte der Vater; „dann wär ich einer großen Angſt los!“

Der Vater bringt dem Sohn den Sack mit dem Leichnam des Ermordeten, und dieſer nimmt den Sack, geht damit in tiefer Nacht zu demjenigen ſeiner Freunde, den er für den bewährteſten zu halten geneigt iſt, klagt ihm ſein Unglück, und bringt ſeine Bitte an.

Da hat der Freund tauſend Ausreden, mit tauſendfältigem Bedauern, daß er keinen Ort und Platz im Hauſe habe, der ſicher ſey — daß er ehnedieß verreiſen müſſe, und alſo eine ſo wichtige Sache keinem Fremden anvertrauen könne — und dergleichen mehr!

„Es hat ja nichts zu ſagen,“ denkt unſer junge Menſch; „der thät es gern, kann aber nicht. Der andre Freund wird ſchon deine Bitte gewähren!“

So geht er denn zum andern Freund, und bringt ſein Anliegen vor.

„O mein Gott!“ ſagte dieſer, „wie unglücklich bin ich, dir jetzt nicht dienen zu können, ſo gern ich wollte! Aber ſieh, die Polizei fängt an, hier herum zu ſuchen; da würdeſt du wenig Sicherheit haben! — Wende dich an unſern dritten Freund, der kann dir gewähren, denn er wohnt ja entfernt!“

„Freilich!“ ſagt der junge Menſch, der Freund von drei Freunden, indem er fortgeht mit ſeinem Sacke, „unter dieſen Umſtänden kann er

mir nicht dienen! Es wäre ja Gefahr für ihn und für meinen Vater! — Der dritte Freund wird helfen können, und wird helfen!"

Er trägt den Sack zu dem dritten Freunde hin. — „Was?" sagt dieser, „was muthest du mir an? Mit solchem Ansinnen wirst du mich verschonen. — Ich will dir aber beweisen, daß ich dein Freund bin, denn ich will die Mordthat Niemand anzeigen!"

Mit großer Bekümmerniß ging der junge Mensch zum Vater zurück, und erzählte, wie es ihm ergangen sey.

„Ich habe mirs wohl gedacht!" sagte der Vater, „wie es mit deinen Freunden auf Noth und Tod stehen würde. — Aber wir wollen noch einen Versuch machen! Geh zu meinem alten Freund, und bring ihm meine Bitte vor."

„Das ist ein großes Unglück, was deinem Vater begegnet;" sagte der Freund, „und er ist gewiß unschuldig! — Gieb nur deinen Sack her; sprich zu dem Vater, er soll keine Sorge haben; ich weiß Alles sicher zu verbergen!"

„Nun!" sagte der Vater, als der Sohn zurückkam; „da siehst du denn doch den Unterschied zwischen Freund und Freund. — Uebrigens kannst du den Sack morgen früh wiederholen, denn es steckt nur ein geschlachteter fetter Schöps darin, und ich habe Niemand erschlagen."

„Merke dir aber, mein Sohn, daß man keinen einen Freund nennen muß, der nicht im Unglück geprüft und bewährt ist!“

„Mein Freund! Freundchen! sagt man selbst zu jedem unbekannten Mann! — Meine Freunde haben es mir gesagt, dies bedeutet oft: Leute haben es mir gesagt, die nicht einen Heller werth sind. — Kurz, es ist ein Unterschied zwischen Freunden und Freunden! —“

75.

Der Löwe und der Frosch.

Als einst der Löwe einen sehr geschwätzigen Frosch hörte, überfiel ihn Furcht, weil er glaubte, es sey ein großes Thier, was dieses Geräusch hervorbringe. Er begab sich daher nach seiner Höhle. Auf einmal sah er aus dem Teiche einen Frosch hervorkriechen, und trat ihn unwillig mit dem Fuße todt.

Es ist sehr gefährlich, tapfern Gemüthern eine falsche Furcht einzujagen.

76.

Die Sperlinge.

Was keinen Menschen nützt, scheint manchem Menschen unnütz,

als wäre diese Welt für ihn allein geschaffen.
Ein alter Dom, der lange Zeit den Spatzen Nester
gewähret hatte, ward gebessert. Als er prachtvoll
nun wieder da stand, kamen sie zurück und suchten
die alten Wohnungen, und fanden sie vermauert.
Da schrien sie: Was ist aus dem ganzen Bau
geworden?
Ein unbrauchbarer Klumpen Steine. Laßt uns
fortziehn!

77.

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine bunte Schlange,
die fast erstarrt vor Kälte war.
Der gute Mann entriß sie der Gefahr
und ihrem nahen Untergange.
Er nahm sie mit sich in sein Haus,
und sucht ihr einen Winkel aus,
wo noch ein Rest von Reisern glühte.
Allein, sobald der Frost ihr aus dem Leibe wich,
erhub die schöne Schlange sich,
und lohnte dem mit Biß und Stich,
den ihre Rettung so bemühte.

78.

Die Nachtviole.

Am Rande eines Tulpenbeetes stand
ein dunkelbraunes Nachtvielenheer.
Bei Tage suchte zwar das Auge nicht

die minderschönen Nachtviolen auf;
allein, am Abend ging der Hausherr oft
durch diese Flur und athmete den Duft.
Die Sichel kam, sah sie für Unkraut an
und raffte vor der Tulpen Angesicht
die stille Tugend weg; die Eiteln nur,
die blos den Garten putzten, blieben stehn.

Es geht den Menschen besser nicht als euch,
ihr guten Bläuchen! rief der Hausherr aus,
als er sie nicht mehr fand, man schätzt oft uns
nach äußerm Schmuck, und nicht nach innerm Werth.

79.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr,“ fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?“

„Allerdings ist es wahr,“ antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du z. B. von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauer und Entsetzen erweckt.“ —

„Wahrhaftig?“ unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!“

80.

Der Hamster und die Ameisen.

Ameisen! arme Thierchen! rief
ein Hamster: lohnts der Mühe wohl,
daß ihr den ganzen Sommer euch
mit Arbeit quält und wenig doch
einsammelt? Meinen Vorrath seht!
Sobald dein Vorrath größer ist,
als du ihn brauchst, versetzten sie,
so ists nicht Unrecht, daß der Mensch
dir nachgräbt, deine Scheuren leert,
und deinen räuberischen Geiz
dich mit dem Tode büßen läßt.

81.

Der Fuchs und das Stachelschwein.

Ruhmredig sprach der Fuchs zum Stachelschwein:
Ich bin erfinderisch; durch hundert Wege
weiß ich mich von den Feinden zu befrein;
du aber scheinest mir so träge
von Körper, als von Geiste stumpf zu seyn;
zum Schutz bedienst du dich der Stacheln ganz
allein.

Jetzt hörten sie den Laut der Hunde.
Der Fuchs entläuft, das Stachelschwein
ballt sich; bewaffnet liegt es ruhig auf dem Grunde.
Puß bellt es an, läßt ab, und rennt dem Fuchse nach.
Den sieht der Igel jetzt durch Feld und Büsche fliegen,
durch manche Schliche die Verfolger trügen,
allein zuletzt erschöpft und schwach,
fällt er; der Jägerschaar eilt auf ihn zu mit Knütteln.
Was hast du denn von deinen hundert Mitteln?
ruft jener: sie beschützen dich
nur schlecht; mein einziges, doch sichres, rettet mich.

82.

Der Affe.

Hierzu Kupfer.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
im Brett einmal die Dame ziehn,
und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
er könnte selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
bald seinen Beifall an den Tag;

er ſchüttelte den Kopf jetzt bei des einen Zügen,
und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.
Der eine, der gern ſiegen wollte,
ſann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;
Der Affe ſtieß darauf an ihn,
und nickte, daß er machen ſollte.
Doch, welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
wenn du's ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe;
den, jenen, oder dieſen da,
auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah,
und ſprach zu jedem Stein, mit einem Nicken Ja!
Um deren Weisheit zu ergründen,
die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden,
ſo frage ſie um Rath! — Sind ſie mit ihrem Ja
bei deinem Fragen hurtig da:
ſo kannſt du mit Gewißheit ſchließen,
daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

83.

Flora und die Menſchen.

In der uralten Zeit der Welt, die man die goldne nennt, weil Alles Friede und Liebe war, wo die alten Götter noch auf Erden wandelten, und die Menſchen ihnen zuſahen, wie ſie tauſend neue

Dinge ſchufen und bildeten, auch wohl kindiſch kühn darein zu ſprechen ſich unterfingen, da ſah auch ein Menſchenvölklein dem Schaffen der Blumengöttin, der Flora zu. Schöne buntfarbige Blumen, mannichfaltig und ſchön an Farbe und Geſtalt, duftende Blumen und würzige Kräuter ſchuf die Göttin.

Die neue Schöpfung gefiel dem Menſchenvölklein gar ſehr, aber, wie es geht! da ſie ſich ſatt daran geſehen, fingen ſie nun auch an zu meiſtern, und ſprachen zur Göttin: „Schaff uns nun auch etwas Lebendiges, voll Empfindung und Gefühl, wie die andern Götter gethan haben!“

Lächelnd neigte die Göttin ihren Blick zur Erde hin — und der Staub der Erde wölbte ſich, und eine Raupe wand aus dem Staube ſich los, und kroch!

„Seht! ſeht!“ rief das Völklein, „eine Wurzel lebt und kriecht!“ Einige riefen es voll Erſtaunen, Andere voll Spott über ſo ein ſchlechtes Ding, aber Flora kehrte ſich nicht daran und entwich.

Langſam, aber unausgeſetzt, träg, aber gierig fraß die Raupe der Pflanzen grünſte Blätter.

„O!“ rief das Volk, „die hat ſogar in ihrer eigenen Welt Verderben geſchaffen! Was ſoll der häßliche gefräßige Wurm?“

Bald lag die Raupe erſtorben, in ſelbſt geſponnenem Gehäuſe eingehüllt, ohne Regen und Bewegen, da, und keiner wußte, was es ſeyn, oder

werden, oder bedeuten ſollte, aber Jedermann ſchüttelte den Kopf, oder wiegte ihn bedachtſam hin und her. Ein Klügling aber ſprach: „Gebt Acht! aus dieſem Balg wird gewiß bald genug ein großes Heer von Raupen herauskommen, die Alles aufzehren werden! Das iſt die Strafe unſers Verwitzes. Die Göttin verſchwand, und wer weiß, ob wir jemals wieder ihr Antlitz zu ſehen bekommen!"

Darüber trauerte das ganze Volk. Es fürchtete das Verderben, und wollte auch die holde freundliche Göttin nicht gern entbehren.

Da kam Flora zum zweitenmal, berührte mit leiſem Finger die Hülle des Wurms, die ſich ſpaltete. Ein neues Leben entwand ſich wunderbar der todten Hülle, —— ein Kind des Himmels! Seine leichten zarten Schwingen glichen den ſchönſten Blumen; kryſtallhelle Augen glänzten im niedlichen Kopfe, und eine Röhre, der Blumen Honigtropfen einzuſaugen, bog ſich, ſtatt des Gebiſſes der Raupe, leicht und ſchlank gewunden, unter der Bruſt. — So ſchwebte Florens Kind empor, mit Flügeln voll Gold und Purpurglanz, ſchwebte empor und wieder herab auf die Blumen, die ihm Saft und Duft darboten.

„O!" rief das erſtaunte Volk, „was erſt einer todten Wurzel glich, iſt nun der ſchönen Blumen ſchönerer Schutzgeiſt geworden!"

„Darum vermeßt euch künftig nicht," ſprach die Blumengöttin „und tadelt nicht voreilig, nach Menſchenart,

das Werk der Götter. Die Götter verstehen schon ihr Werk und Wesen, aber der Mensch ist blind und verwegen."

84.

Der Löwe und die Mücke.

Die Mücke bot einst dem Könige der Thiere, dem Löwen, vor dem sich alle übrigen, als seine Vasallen *), fürchteten, die Spitze seines Rüssels. Bald hatte sie den König um Nacken, Maul und Augen verwundet, so sehr er auch getobt, geschnaubt und geschäumt, und Berge und Thiere durch sein Brüllen zittern gemacht hatte. Er hatte so oft nach ihr geschlagen, aber jedesmal mit Verlust seiner Kräfte.

Jetzt putzte sie ihr Panzerhemde und ihren Federbusch, zog ihre Schwerter ein, und schwang sich mit klingenden Flügeln in die Luft, mit Ruhm bedeckt.

So flog sie, und flog in ein Spinnengewebe, worin sie, des Löwenblutes voll, von der hinterlistigen Bewohnerin erstickt und ausgesogen wurde.

Oft tödtete ein unbedeutender Zufall einen Helden, den Sturm und Schlacht nicht zu erlegen vermochte.

Daß wir ein- oder zweimal einer

*) Unterthanen.

Gefahr entronnen ſind, dies iſt noch kein Bürge, daß wir auch das dritte Mal ihr entrinnen werden.

85.

Jupiter und die Schnecke.

Jupiter verſprach, jedem Thiere zu geben, was es ſich wünſchte. Was jedes bat, das ward verliehn. Endlich kam auch die Schnecke vor dem Jupiter an. Ihre Bitte war: ein Haus zu haben, das nur ihr, nicht zugleich auch andern nütze. „Dadurch," ſagte ſie, „entgehe ich vielen Forſchern, vielen Neidern, vielem Streit. Jeder Segen, der mir wird, iſt für mich doppelt reitzend, wann er von Böſen unbemerkt bleibt."

Jupiter bewilligte der Schnecke, was ſie von ihm begehrte, und dieſe wurde von vielen glücklich und geſcheut geprieſen.

Es iſt in den meiſten Fällen kein Glück, vielen Umgang zu haben. Die wenigſten der mit uns in Einer Gegend Lebenden, paſſen für uns. Weit entfernt, ſich nach uns zu bequemen, verlangen ſie, daß wir uns in allen Stükken nach ihnen richten ſollen, ſo ſchief auch ihre Anſichten, ſo verderbt auch ihre Grundſätze ſeyn mögen. Und was erlangen wir, wenn wir uns ſklaviſch an ſie anſchmiegen? Eine Mahlzeit, die

wir theuer genug bezahlen müssen. „Um als ein Glücklicher," sagt der große Menschenkenner, Freiherr von Knigge, „unter den Menschen zu leben, muß man stets als ein Unbekannter unter ihnen leben? Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen, sagt der Apostel Paulus, und wir wollen sagen: „Wenn wir einen, oder zwei geprüfte Freunde haben (gleichviel, ob sie höhern oder niedern Standes sind, als wir), so lasset uns genügen."

86.

Der Hirsch und der Weinstock.

Ein Hirsch, den der Leithund verfolgte, rettete sich in einen Weinberg, vor dem die Jäger vorbeizogen, ohne ihn zu entdecken.

Als er sich in Sicherheit erblickte, fing er an, an dem Weinstocke, hinter welchem er sich verborgen hatte, zu nagen, und ihn seiner Blätter und Trauben zu berauben.

Das Geräusch lockte die Jäger wieder herbei, und er ward erlegt.

Ihm gleichen die, welche Menschen verletzen, durch die sie in Sicherheit gesetzt worden sind. Diese verdienen ein ähnliches Schicksal.

87.

Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt' ihn in den Sand.

Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen seyn!

Unglückselʼger Ueberfluß,
Wo der nöthigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

88.

Der Adler, die Sau und die Katze.

Auf einem hohen Baume hatte die Königin der Vögel den obersten Platz eingenommen; in der Mitte desselben wohnte die Katze, und unten hauste eine Sau.

Nachdem sie lange in bester Eintracht mit einander gelebt hatten, trennte sie endlich die Macht der Bosheit. Die Katze kroch zum Adler und sprach: „Nichts scheint mir gewisser zu seyn, als der Tod unsrer Kinder. Seht nur, wie die wilde Sau wühlt! bald wird sie den Baum aus der Wurzel gehoben haben. In der That! mir ist bange. Ich liebe keine Feindschaft; aber, aber — "

Jetzt schlich die treulose Mutter stracks zur Bache, und sagte zu ihr: „Gute Nachbarin! Deine Kinder jammern mich. Du scheinst zu vergessen, wer über uns wohnt. Traue dem Adler, wer will; ich traue ihm nicht. Du wirst mich nicht verrathen; aber ich kann dir so viel sagen, daß er bereits die Klauen geschärft hat, dir bei nächster Gelegenheit deine Kinder zu rauben. Ich warne dich, damit du mir hernach nicht sagest: das hätt' ich nimmer gedacht!"

Die Falsche wünschte noch seufzend eine gute Nacht, und kletterte, froh über das gelungene Schelmenstück, in ihr Nest zurück.

Ja, es war ihr gelungen, das Schelmenstück! Der Adler und die Sau gingen nicht von ihrem Neste. Aber, da auf diese Weise beiden endlich die Nahrung entging, so wurden sie mit ihren Jungen von Hunger und Durst aufgerieben, und dienten sämmtlich der Katze, wie diese beabsichtigt hatte, zum Unterhalt.

Welchen Schaden richten nicht Verläumder an! Sirach, der weise Sittenlehrer, sagt Kap. 20, V. 27. Ein Dieb ist nicht so böse, als ein Mensch, der sich zu Lügen gewöhnt ꝛc.

89.

Das Wespennest.

Ferdinand, ein wilder Knabe, der viel seines Gleichen hat, traf in einem Eichbaum ein Wespen-

neſt. Kaum ward er das ſummende Volk gewahr, als er mit einem Stabe ſie neckte. Aber wie übel ward er für ſeine Keckheit belohnt! Die Weſpen ſtürzten mit ſchäumender Wuth über ihn her, und zerſtachen ihn ſchrecklich.

Störe nicht in ein Weſpenneſt! ſagt ein altes Sprüchwort. Man muß, ſo viel nur immer ohne Verletzung der Pflicht geſchehen kann, nach dem großen Haufen ſich richten, ſonſt hat man alles wider ſich, und man ſchadet ſich, ohne dadurch etwas zu nützen.

90.

Die Maus, die Katze und der Haushahn.

Eine Maus hatte ihr Kind vor dem Murner (der Katze) gewarnt.

Jetzt kroch der junge Broſamendieb zum erſtenmal aus ſeiner unterirdiſchen Wohnung ſo weit hervor, daß er den Hof überſehen konnte.

Die junge Maus erblickte zuerſt ein ſchönes weißes Thier, deſſen Augen hell glänzten, das die Haare leckte und zierlich zurecht legte, ſich ſein Händchen küßte und dann ſich wuſch, auch ſich vor die zarten Wangen ſtrich.

Schon war ſie im Begriff, die niedlichen und ſchneeweißen Händchen zu küſſen, als ſie ein andres Thier gewahr wurde, auf dem Haupt eine glühende

Krone mit vielen Zacken, an demselben einen krummen spitzigen Schnabel, unter dem zwei rothe Lappen herabhingen. Aus dem Leibe des Ungeheuers gingen gelbe und rothe Flammen, die Füße glichen dreizinkigen Gabeln, und es krümmte sich bald unter- bald oberwärts. Dieser Anblick hielt sie in ihrem Loche zurück; doch schaute sie noch immer in den Hof, selbst alsdann noch, als das Ungeheuer, nachdem es im Boden gescharrt, seine zehn Diener, die es umgaben, herzu rief. Da es aber jetzt auf die Hofthür sprang, die Arme auf beiden Seiten schlug, und mit weit aufgesperrtem Rachen ein Geschrei erhob, das die Ohren gellen machte: so stürzte die Unerfahrne, wie vom Donner getroffen, zum Loche hinein, und lief athemlos und bebend zur Mutter.

Sie erzählte nun, wie der Murner sie so sehr erschreckt habe, als sie im Begriff gewesen wäre, dem kleinen weißen Thierchen ihre Freundschaft anzubieten.

„Ach!" sagte die Mutter, „da hast du dich sehr getäuscht, mein liebes Kind. Der mit dem schrecklichen Ansehen thut uns Mäusen nichts zu leid, aber die voller Freundlichkeit, die so leise und liebreich einherschleicht, die so gern sich putzt, das ist unsre größte Feindin, die sich nur mit unserm Blute nährt."

Der Schein trügt. Je glatter und freundlicher jemand gegen uns ist, desto falscher und hinterlistiger ist er ge-

meiniglich. Was rauscht und prahlt, ist selten gefährlich.

91.

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd und ein Esel reisten schwer beladen mit einander, den Treiber stets hinter ihrem Rükken. Jezt war der Esel von der Reise ermüdet, und bat das Pferd, daß es einen Theil seiner Last auf sich nehmen möchte. Das Pferd kehrte sich an die Bitten des Reisegefährten nicht. Da stürzte dieser ganz erschöpft auf dem Wege hin, und büßte sein Leben ein. Aber wie sehr wurde die Ungefälligkeit und Undienstfertigkeit des Pferdes bestraft! Der Treiber legte nun alles Gepäck, das der Esel getragen hatte, und noch überdies die Haut desselben dem Pferde auf, das so zu sich selbst sprach: „Es geschieht mir ganz recht; hätte ich mich nicht geweigert, eine kleine Last auf mich zu nehmen, so würde ich nun nicht unter dieser großen erliegen."

Es ist allemal besser, eine kleine Unbequemlichkeit sich gefallen zu lassen, als durch kleinmüthige Flucht vor derselben sich größere Uebel zuzuziehen.

92.

Die Katze und die Maus im Beisammenleben.

Die Katze und die Maus wollten einmal gemeinschaftlich wirthschaften. Sie kauften daher, weil der Winter vor der Thür war, ein Töpfchen mit Fett, und setzten es an einem wohlverwahrten Ort, wo es stehen bleiben sollte, bis sie sich weiter nicht zu helfen wüßten. Bis dahin wollte sich jedes so gut nähren, als es möglich wäre.

Aber der Katze kam die Naschlust zum Fette an. Sie beurlaubte sich unter dem Vorwande, daß sie auswärts ein Geschäft habe, von der Maus, die sie bat, einmal allein Haus zu halten, und schlich sich zu dem Fetttopf, und leckte die schöne Fetthaut ab. Nachdem sie dann in Feld und Gärten den ganzen Tag umher gestreift war, stellte sie sich zum Abend wieder ein.

Es dauerte nicht lange, so war das Kätzchen schon wieder nach dem Fettopf lüstern. Sie bediente sich desselben Mittels wieder, und fraß den Topf halb aus.

Die Näscherin fand bald wieder Gelegenheit, ohne daß die Maus etwas davon merkte, während diese den Haushalt in Ordnung brachte, ihre Lüsternheit zu stillen, und leerte den ganzen Topf aus.

Nun trat der Winter mit großer Strenge ein, und, weil draußen nichts mehr zu finden

war, sagte die Maus zur Katze: „Komm, wir wollen zu unserm Vorrath gehen.“

Der Topf war da, aber nichts mehr darin.

„Jetzt weiß ich,“ sagte die Maus zur Katze, „Was deine auswärtigen — — “

„Schweig!“ rief die Katze, „oder es geht dir nicht gut!“ — „Geschäfte gewesen sind!“ sagte die Maus, die es einmal auf der Zunge hatte; aber kaum hatte sie es gesagt, so sprang die Katze zu, und fraß die arme Maus.

Unter Naturen, die mit einander unverträglich sind, findet keine dauerhafte Freundschaft statt. Eben so wenig zwischen Höhern und Niedern, zwischen Mächtigern und Schwächern. — Gewaltigen ihr Unrecht verweisen, heißt oft nichts anders, als sein Glück und Leben aufs Spiel setzen. —

93.

Die Säue und der Säuhund.

Eine große Heerde Säue, unter welcher der Hirt mit Peitschenhieben und Knüttelwürfen ein streng Regiment führte, wenn bisweilen die eine oder die andere sich ein wenig von dem Haufen entfernte, versprach ihrem Befehlshaber, der größten Ordnung sich zu befleißigen, wenn er das Commando über sie einzig dem Hunde, dem Säuwart, überlasse, dessen Gebelle sie gewiß folgen würden,

da sie so edel geboren wären, daß es bei ihnen keiner Strenge und keines Zwanges bedürfe.

Anfangs hörte der Hirt keine Ohren für ihre Vorstellungen und Bitten; doch endlich dachte er bei sich selbst: „Nun, ich will doch einmal sehen, was werden wird!“ Somit wurde das Befehlshaberamt dem Hunde übertragen.

Der Hund, den das Zutrauen, das man in ihn setzte, sehr schmeichelte, war fest entschlossen, seinem Posten Ehre zu machen, und sann nach, wie er die Herzen seiner Untergebenen gewinnen könne, damit sie willig ihre Schuldigkeit thäten.

Als er sie auf die Weide führte, sprang er erst mit freudevollem Gebelle voraus, dann spazierte er ruhig neben ihnen hin. Wollte eins sich von der Heerde absondern, so bat er es freundlich, seiner Schuldigkeit und seinem Versprechen treu zu bleiben.

Eine Zeitlang ging alles gut, die Säue fürchteten sich vor dem Bellen des Hundes nicht wenig: aber bald waren sie desselben gewohnt, und nun thaten sie nur, was ihnen gefiel. Sagte der Säuwart etwas, so legten sie sich bis an die Ohren in den Koth, und waren dreist genug zu äußern: „Mag er doch kommen; er ist ein feiger Wicht, der wohl bellen, aber nicht beißen kann.“

Dies verdroß den Hund. „Ich muß,“ sagte er zu sich selbst, „die Sache anders angreifen und Ernst brauchen. Aber wollte ich eins der

großen heißen, so könnte es leicht um mein Leben geschehen seyn. Ich werde also erst den Versuch mit einem kleinen machen, und Strenge anwenden, wenn gute Worte nichts ausrichten."

Eben ging ein Ferkel weit hinter den andern her. Er trat zu ihm und sagte: „Höre Bursche, wenn du nicht sogleich vorn mit gehst, so wirst du meine Zähne fühlen."

Das Ferkel murrte und blieb nach, wie vor, auf seinem Platze, wo es nach einer Erdnuß wühlte, ohne der Drohung des Säuwarts zu achten.

Der Hund, den diese Trotzigkeit verdroß, wünschte dem Widerspenstigen alles Böse auf den Hals. Das Schwein sagte: „Wie thöricht ist deine Wuth! Du willst deinen Zorn an mir auslassen, und siehst doch, wie die großen Säue thun, was sie wollen. Soll es bei uns etwa auch werden, wie es unter den Menschen ist, die die kleinen Diebe henken, und die großen laufen lassen?"

Nun ward es dem Säuwart zu arg; er biß das Ferkel derb. Aber plötzlich sprangen auf das Geschrei desselben die größern Rüsselthiere alle sammt herzu, und rissen den armen Hund in tausend Stücke aus einander.

Rohe und widerspenstige Naturen dürfen nicht so nach eignem Gutdünken handthieren, wenn nicht lauter Unfug und Noth entstehen soll. Stock

und Peitsche halten sie allein zum Rechten an.

94.

Der Adler und die Lerche.

Ein Alpenadler traf, auf seiner Sonnenbahn,
Die kleine Lerche schwebend an,
Und hörte sie
Die schönste Melodie
Dem stillen Himmel singen.

Die ausgebreiteten und eilgewohnten Schwingen
Verweilten sich, langsamer ward der Flug,
Und still die Luft, die ihren König trug.

„Sitz auf!" sprach er zur Lerch', „ich werde
Dich in den Himmel tragen,
Mein Fittig sey dein Wagen!"

„Nein," sagte sie, „ich singe
„Dem Schöpfer aller Dinge,
„Hienieden an der Erde.
„Nach einer höhern Sphäre
„Flieg du, zu seiner Ehre!"

Mancherlei Begebenheiten und Geschichten aus dem Leben des kleinen Andreas.

Ein Büchlein für Kinder

von

J. A. C. Löbr.

Neue Ausgabe.

Leipzig,

bei Carl Knobloch.

1830.

An die kleinen Leſer.

Ja, Wunderdinge und ganz außerordentliche Begebenheiten, ſind es eben freilich nicht, die ich Euch in dieſem Büchlein erzähle, ſondern Dinge, wie ſie in dem ſtillen und faſt einſamen Leben eines kleinen, dann ein wenig heranwachſenden Knaben, von einer ziemlich beſchränkten Lage, wohl ſchon manchmal ſich ereignet haben und zum Theil öfter vorkommen. Dennoch rechne ich darauf, daß Ihr es gern

lesen werdet, aber eben so sehr darauf, daß Ihr auch Manches daraus nehmen werdet, was Euch ersprießlich und heilsam sein kann. — Fühlt das Glück Eures jungen Lebens und Eurer bessern Lage in jetziger Zeit gegen die, in welcher Andreas aufwuchs; lasset Euch vor Unvorsichtigkeiten warnen und lernt Schaden verhüten; sehet, wie manche Freuden sich auch dem Kindesleben zugesellen, das ohne Glanz und Pracht heranwächst, indessen vielleicht manches Kind des Reichthums sich durch habgierige Wünsche seine schönsten Freuden zerstört. — Doch das Alles hab' ich ja nicht nöthig anzuführen, wenn Ihr anders mit einigem Bedacht leset, wie ich es hoffe. Ihr findet dann das Alles selbst und wohl noch Vieles mehr, und das ist viel besser und vortheilhafter für Euch, als wenn es Euch Jemand erst aufsucht. Die-

jenigen Kinder aber finden nie etwas Rechtes, die nicht Bücher, und Geschichten und Bilder darin, genug bekommen können, und was sie davon haben, leicht überflattern und immer Neues begehren — die haben von ihren Büchern wenig Gewinn, und je mehr sie derselben besitzen, desto nutzloser werden sie ihnen, sie selbst aber derselben desto überdrüßiger und will ihnen zuletzt kein Büchlein mehr gefallen, wie unterhaltend und hübsch es auch sei, und blos nützliche und lehrreiche Bücher mögen sie gar nicht. — Nun freilich, für solche Kinder ist dieses Büchlein mit seinen einfachen Dingen gar nicht, und möchten überhaupt wohl nur wenige Bücher für sie sein, und vielleicht wohl gar keins; — aber Euch, die Ihr mit gutem Bedacht leset, wird, so hoffe ich, dasselbe schon recht sein.

Uebrigens ist eben nicht Alles, was hier erzählt ist, so gar höchst genau und streng nach Zeit und Ordnung gestellt, aber das war ja auch nur wenig nöthig.

D. Vf.

Inhaltsverzeichniß.

1.	Die schöne Pathenmütze.	Seite 1
2.	Rette.	— 4
3.	Der Geldschatz	— 7
4.	Die verschwundenen Kaninchen . .	— 10
5.	Der erste Schmerz.	— 13
6.	Die Gewürznägelein.	— 16
7.	Die arose Zuckerdüte.	— 19
8.	Der Quitschbeerenbaum.	— 22
9.	Knecht Ruprecht.	— 25
10.	Die Frühkirche.	— 28
11.	Der Marzipankönig.	— 31
12.	Verschwundene Freude.	— 37
13.	Das Hasenbrodt.	— 40
14.	Die Reiter.	— 44
15.	Die erste Gefahr.	— 47
16.	Andere Gefahren.	— 50
17.	Dergl. der Fall.	— 53
18.	Dergl. die Nasenquetsche.	— 56
19.	Tiefe Kränkung.	— 59
20.	Mißhandlung.	— 63
21.	Der milde Lehrer.	— 69
22.	Nothwehr.	— 72
23.	Die Todesangst.	— 75
24.	Die theure Zeit.	— 79
25.	Der Freßsack.	— 83
26.	Die Reiterei.	— 86

27. Tischleiden. . . . . Seite 89
28. Andere Tischnoth. . . . . — 96
29. Das erste Bilderbuch. . . . . — 103
30. Ferdinand. . . . . — 109
31. Der kleine Garten. . . . . — 116
32. Der Wallnußbaum. . . . . — 119
33. Schlitten- und Eisfahrt. . . . — 126
34. Die Vögeltiere. . . . . — 130
35. Das Rothkehlchen. . . . . — 136
36. Mancherlei hübsche Dinge. Beerensuchen — Haselnüsse — Häschen schießen — Meisenkasten — Pisekater — Ziegen — Der Bach — Die Pfingstkuh — Schmerlen — Ballschlagen — erste Veilchen. . . . . — 140
37. Mährchen — Aberglaube — Kobolde — Nordlicht — Tückebolten — mein Heldenmuth — Osterwasser — Hexenfahrt. — 148
38. Kunststücke — Bär und Affen. . . — 157
39. Todesgefahr, Rettung. . . . . — 160
40. Die Schaukel. . . . . — 164
41. Das Klavier. . . . . — 168
42. Die Reifen — zum Pfingsttanz — gewonnene Gläser — Jahrmarkt. . — 175
43. Gang nach dem Jagdhause. . . — 182
44. Erste Brockenreise — Mancherlei. . — 186
45. Baumannshöhle. . . . . — 204
46. Der angestellte Auftrag. . . . . — 208
47. Die Hirschjagd. . . . . — 214
48. Stummeke. . . . . — 217
49. Die Thorheiten — Schnupftaback. — 221

I.

Die schöne Pathenmütze.

Als ich getauft worden, hatte mich die Frau Pathe mit einer schönen Mütze beschenkt, auf welcher die Goldtressen dicht neben einander saßen und herrlich blinkerten, zumal wenn die Sonne drauf schien. — Warum beschenkte sie mich denn damit? Ich, der kleine Täufling, wußte ja davon nichts, ich konnte ja noch keine Freude daran haben. In den ersten Lebenstagen weiß und fühlt man ja von der ganzen Welt noch nichts, und alle Pracht und Herrlichkeit und aller Glanz des Lebens, ist so kleinen Ankömmlingen ins Leben, noch gänzlich verborgen und der Königssohn weiß eben so wenig davon, als das Kind des ärmsten Hirten. Warum also mir die herrliche Goldmütze, die gewiß viel Geld gekostet hatte? Das will ich Euch zu rathen aufgeben. Um meinetwillen war sie nicht so prächtig und schimmernd; warum also, war sie es denn?

Aber, — lacht mich nicht aus Kinder, ich habe dennoch manch eine Freude an der Goldmütze gehabt; damals freilich nicht, als sie mir

zuerſt aufgeſetzt wurde, aber nachmals. Die Goldmütze wurde mit großer Sorglichkeit, als Andenken an einen heiligen Tag und an die Liebe der Frau Pathe bewahrt, und wenn ich ſie in ihrem Glanz einmal zufällig erblickte, hatte ich meine Freude daran und die Mutter muſte ſie mir ein wenig aufſetzen, ſelbſt da noch, da ich ſchon fünf Jahr, oder gar drüber alt war, und ſie mir gar nicht mehr auf den Kopf paſſen wollte. Ich ging dann einige Minuten in derſelben in Stube oder Kammer herum, gab ſie der Mutter zurück und ſahe, wo ſie dieſelbe hinlegte, denn die Mütze war mir ſehr werth. Aber warum war ſie es denn? — War ich etwa ein eitler Knabe geworden, der ſich mit ſeiner ſchönen Mütze etwas einbildete? Nein! meine Freude daran war ganz rein, das weiß ich; ſonſt wär ich zu andern Kindern gegangen, damit ſie das Prachtſtück ſehen und bewundern möchten, und hätte auch wohl geſagt: „Kuck' einmal! welch eine ſchöne Mütze ich habe!“ Denn ſo macht es die kindiſche Eitelkeit, die man auch noch häufig bei erwachſenen Perſonen findet; denn was die Eitelkeit Schönes oder Prächtiges oder Koſtbares hat, das ſoll geſehen und bewundert und vielleicht wohl gar auch beneidet werden, und das iſt eben das Kindiſche dabei. Das war es aber bei mir keinesweges. Ich dachte gar nicht an etwas Dergleichen und trug kein Verlangen meine Goldmütze Andern zu zeigen.

Was mich aber daran ergötzte, das ist mir nachher wohl ein wenig klar geworden. In dem Menschen liegt ein eigenes Wohlgefallen, an Allem was leuchtet, glänzt und schimmert, am Licht und Farbenspiel. Wenn der Christbaum nicht die flammenden, herrlichen Lichter hätte, was würde er Euch werth sein? — Warum ist eine schöne Morgenröthe, die hinter leichten Wolken strahlend hervorbricht, so entzückend? Gold- und Silberfische und Gold- und Silberfasane hält man des Glanzes und der herrlichen Farben wegen zum Vergnügen. In den Palästen hoher und reicher Herren muß es schimmern und flimmern. Wie Vielen, die auch nicht mehr Kinder sind, gefällt die rothe, weit in die Ferne hinausstrahlende Farbe. Bei vielen Völkern, die wir Wilde nennen, konnte man sonst für ein rothes Tuchläppchen oder für eine glänzend rothe Vogelfeder oder für Glaskorallen, oder für kleine Spiegel Alles erhalten, was sie besaßen, auch das Kostbarste und Beste. — Auch giebt es noch einige wenig bewohnte Gegenden in unserm Erdtheile, wo Hirten große Heerden weiden. Da mag sich ein Reisender wohl bedenken, daß er keine blanken Knöpfe an seiner Kleidung habe, denn er kommt sonst in Lebensgefahr. Dem Glanz der Knöpfe können die rohen Hirten nicht widerstehen. — Und was will denn das Sprichwort sagen: „Ein Licht mehr auf dem Tisch, und ein Gericht weniger?“

Nun an solchen Dingen mögt Ihr Euer Nachdenken ein wenig üben. Durch Nachdenken und Nachfragen muß man immer zu lernen und damit hat man zwar kein lebelang zu thun, aber am meisten in den früheren Lebensjahren.

2.

Nette.

Ich freilich weiß nichts mehr davon, aber mir haben es nachmals der Bruder und die Aeltern oftmals erzählt, daß Nette mein erster Lehrmeister im Gehen gewesen sei. Nette aber war ein ziemlich großer, rauchfuchsharter Spitzhund und nachmals mein beständiger Spielkamerad, und eine mir treu ergebene Seele.

Die Mutter hatte mich dem einzigen zehn Jahr ältern Bruder, den ich hatte, auf ein halb Stündchen zur Aufsicht anvertraut. Ich werde auf eine Wiese gebracht, die dicht am Wohnhause der Aeltern lag. Nette geht mit, denn er mußte überall sein wo ich war. Ihr wißt ja, wie gern die Hunde sich zu Menschen halten, für die sie auch so recht eigends gemacht sind, aber am allermeisten zu Kindern. Nette also geht mit auf die Wiese — er muß ja bei mir sein.

Der Bruder findet muntere, lachende, springende Spielgesellen auf der Wiese. Freilich wollte

er ja gern ein Bischen mit ihnen spielen, das war ja so unschuldig, und es kam auch selten an ihn. So läßt er mich denn unter Nettens Obhut sitzen und Nette hält treu bei mir aus und steht bei mir still, und schaut aus der Ferne dem lustigen Jagen und Lärmen der Spielenden zu. Jetzt mag es mir einfallen, dem Bruder und den Kindern nachzueilen, aber ich konnte ja nicht; ich konnte ja noch nicht gehen und war kaum erst ein Jahr alt. Ich halte mich, so gut ich kann, an die Haare des Hundes, ich richte mich an seinen langen rauchen Haaren auf, und ich versuche die ersten Schritte und fange an zu gehen. Der treue und kluge Nette versteht gleich worauf es ankommt. Er geht mit mir fort ein oder zwei Schritt, er steht mit mir still, geht wieder weiter mit mir, und so kommen wir denn den spielenden Knaben ein wenig, ein ganz klein wenig näher.

Jetzt entdeckt der Bruder, was sich begiebt; er sieht wie ich mich an den Hund halte und mit ihm weiter schreite. Schreiend vor Freude springt er zu den Aeltern, und ruft: „Andreas geht; Andreas geht! an Netten geht er!" Da eilen die Aeltern herbei und holen mich nebst dem Lehrmeister, der viel gelobt und geliebkost wird, wie im Triumph herein und haben daran eine große, große Freude. — Ach wie viel hat der Mensch von Gott bekommen, worüber er sich recht innig freuen kann! Nur vergißt man

es so oft, oder denkt doch nicht so recht innig und lebendig daran, als er wohl sollte.

Seit dieser Zeit sind Nette und ich nun vollends ganz unzertrennlich gewesen. So haben es mir die Aeltern erzählt, denn ich, wie ich schon gesagt habe, erinnere mich dessen keineswegs im mindesten mehr.

Aber warum erinnert man sich der frühesten Ereignisse seines Lebens niemals? Und von welcher Zeit fängt man an sich zu erinnern? — Anfangs liegt der Menschengeist wie in einem tiefen Schlummer; er braucht Zeit, erst recht aufzuwachen und nach und nach erst wird ihm, was uns begegnet und was um uns her ist, klar und hell. Zu der Zeit, wo der Mensch sprechen lernt, fängt er an ein wenig aufzuwachen; es wird deutlicher in ihm, wird lebendiger; und je weiter er es im Sprechen bringt, desto besser erinnert er sich die Vorfälle und Begebenheiten seines Lebens; aber freilich mit mancherlei Ausnahmen. Die drei ersten Lebensjahre liegen meistens im Dunkel, gleichsam wie im trüben Nebel, aber auch nachmals erinnert man sich nicht aller Begebenheiten gleich gut. Manche verschwinden ganz im Gedächtnisse oder scheinen verschwunden zu sein, indessen andere recht fest haften und mit grofer Klarheit vor der Seele stehn — solche, die uns sehr wichtig gewesen

ſind und einen großen Eindruck auf uns gemacht haben. — Doch das ſind für Euch noch gar dunkle Dinge, indeſſen mögt Ihr immer im voraus ein wenig damit bekannt gemacht werden.

3.

Der Geldſchatz.

Mit Netten war ich immer zuſammen — er war mein treuer Gespiele. Der Bruder konnte nicht mit mir ſpielen, der war den meiſten Theil des Tages in der Schule, und auch wohl zu alt zum Spiel mit einem ſo kleinen Jungen als ich war. Freilich mochten ihm die Spiele mit Knaben von gleichen Jahren beſſer gefallen. — Aber warum denn?

Es war ein milder ſchöner Frühlingstag, als Nette und ich auf dem Hofe beiſammen waren und mit einander ſpielten. Der kleine, wenig geräumige Hof, in welchen die Sonne lieblich und warm hinein ſchien, ſteht noch vor mir wie ein Gemälde, am klarſten aber ein Klotz zum Holzhacken, der an einer Wand dicht neben der Hofthür ſich befand. Vor dieſem hatten wir Beide uns gejagert, Nette und ich, und ſonnten uns recht erquicklich.

Aus langer Weile fing ich an in dem Erd- und Holzſtaube unter dem Hackeblock zu wühlen,

und hole den Staub hervor, denn irgend eine Beschäftigung will auch das junge Kind haben, wenn es seiner Gliedmaßen ein wenig mächtig und gesund ist. Ich scharre und arbeite in dem Staube und hole ihn hervor. Ja! das konnte Nette mit seinen Pfoten viel besser, als ich mit meinen kleinen Händen. Er hilft mir, und in wenigen Augenblicken haben wir einen kleinen Haufen Staub hervorgescharrt. Aber, o Freude! jetzt kommt ein Silbersechser zum Vorschein — wohl noch einer und der andere, und da ich emsig und eifrig nachsuche, hab' ich am Ende die ganze kleine Hand voll Sechser, und Groschen wohl auch einige mit dabei.

O Glück! o Freude! Wohl wußte ich, daß dieses Geld — von dem Werth und Gebrauch desselben hatte ich schon einige Kenntniß, denn ich war ja oft mit dabei, wenn die Mutter Dieß und Das kaufte — ich wußte, daß die Aeltern dieses Geld nicht behalten dürften; ich ahndete wohl, daß es der Wind nicht könne unter den Block hingeweht haben, sondern, daß es Jemand dort hingelegt und versteckt haben müsse, dem es eigentlich gehöre; aber dennoch ging es in großer Freude die Treppe hinauf zu den Aeltern hin. Ich war aber gleichwohl ein wenig betrübt, als die Aeltern äußerten, man müsse den Eigenthümer des Geldes zu erforschen suchen, denn es sei gar nicht rathsam, es an seinen vorigen Ort hinzulegen, wo es vielleicht

von einer andern Hand gefunden werden möchte, die es nicht Lust hätte wiederzugeben. Die Aeltern vermutheten, es gehöre einem der Miethsleute im Hause, und sie irrten sich nicht und brachten ohne Mühe heraus, wer der Eigenthümer sei.

Es wohnte im Hause ein armer sehr einfältiger, ja fast blödsinniger Mensch, der sich kümmerlich von Taglöhnerei ernährte und dort seine kleinen Ersparnisse am sichersten geborgen hielt. Ich habe nachmals mehr solcher Bedauernswerthen kennen gelernt, die auf gleiche thörige Weise ihre Paar Pfennige zu verbergen suchten. Einer derselben flechte, was er von der Gutmüthigkeit der Mitmenschen an Geld erhielt, zwischen die Schuhsohlen, oder in die Pudelmütze, zwischen Mütze und Mützenrand. Da weder seine Sohlen noch seine Mütze in besonderen Zustand waren, so verlor er die empfangene Münze meistentheils sehr bald wieder, aber das kümmerte ihn wenig. Er nahm zwar mit Freuden, was man ihm gab, aber mit großer Gleichgültigkeit verlor er es wieder. — Ach es ist doch eine dankenswerthe Gottesgabe um den rechten und ordentlichen Menschenverstand, und wer ihn hat, der sollte den lieben Gott, welcher ihn uns schenkt, auch dafür recht viel loben und preisen. Aber thun denn das die Menschen auch immer?

4.

Die verschwundenen Kaninchen.

Nicht weiß ich mehr, wie unser Hauswirth aussahe und gestaltet war, und wie er hieß, obwohl ich mich dunkel erinnere, daß ich einigemale in seiner Arbeitsstube gewesen bin, wo sich Riemen und mancherlei Lederwerk fanden. Er mochte demnach wohl ein Lederarbeiter sein.

Viel Leute haben, neben ihrer eigentlichen Berufsarbeit, noch eine Liebhaberei, womit sie sich angelegentlich beschäftigen. Daran haben sie ihre unschuldige Erholung und ihre Freude — doch Manche verbringen auch wohl ein wenig zu viel Zeit damit und lassen ihre Arbeit darüber liegen, das ist denn freilich nicht mehr so gar unschuldig, sondern tadelnswerth.

Unser Wirth hatte Kaninchen zu seiner Liebhaberei, und hielt deren, ich weiß nicht mehr, wie viel, aber sehr viele waren derselben, denn er hatte einen großen, geräumigen Stall voll von diesen kleinen Hüpfern. Die wurden nun zu gewissen Zeiten des Tags gefüttert, und dabei wurde, am meisten aber des Morgens, so viel möglich nachgezählt, ob keins abhanden gekommen sei. Bei dem Füttern war ich häufig mit gegenwärtig und freute mich mit, wenn die kleinen muntern Dinger gerufen oder ihnen gepfiffen wurde, und sie Kohlblätter oder anderes

Futter bekamen, was sie lustig und mit possirlichen Männchen verzehrten. Wir nannten und riefen sie Murtchen! Murtchen! und sie hörten darauf, mit gespitzten Ohren.

Der Mann hatte seinen Lieblingen halbe Röhren von Holz auf den Boden des Stalles setzen lassen, die die Stelle der Höhlen vertreten sollten, in welchen diese Thiere so gern wohnen. Er wollte damit verhüten, daß die Kaninchen die Gebäude nicht unterwühlen, sondern sich einbilden sollten, sie wohnten in Höhlen; aber die Natur läßt sich so leicht nicht täuschen.

Eines Morgens — ich war mit dabei — ruft er seinen Thieren und will sie füttern; er ruft: „Murtchen! Murtchen!" Es ist aber kein Murtchen da. Da ist der Mann zu Tode betrübt, und steht im traurigen Sinnen darüber, wohin seine Lieblinge gekommen sein möchten, aber er mochte freilich wenig herausgekommen haben, und auf das Natürlichste fiel er wohl nicht. Es ist mir noch heute so, als hätte ich den fast verstummten Mann mitverstummt ins traurige Angesicht gesehen, und sei eben so betrübt gewesen, als er selbst, denn die Kaninchen waren ja auch meine Lieblinge und empfingen manch ein Stücklein Brodt von mir, welches ich ihnen zerbrockte und hinwarf.

Nach dem betrübten Schweigen beginnt der Mann noch einmal den Murtchen zu rufen und zu pfeifen, indem er zugleich die halben Röhren

vom Boden, eine nach der andern aufhebt und umlegt. Schau! da sieht hier ein kleines Köpfchen und dort eins aus dem Erdboden hervor und zuletzt sind sie allsamme wieder da, und nahmen ihr Futter.

Aber der Mann freute sich ihrer Wiederkunft nicht. Er betrachtete sich kopfschüttelnd den Schaden, den die kleinen Thiere angerichtet hätten, er stieß mit einem Stock auf den Boden, ob es hohl klänge; er fürchtete sehr großen Nachtheil für seine Gebäude, und er verkaufte in wenigen Tagen alle seine Lieblinge, so viel er deren habhaft werden konnte, und um seine liebste Freude war es geschehen.

Aber so geht es wohl oft, wie es diesem Manne erging. Man hat sich seine Freude ausgewählt, und trifft alle Vorkehrungen, daß sie uns nicht möge verkümmert werden und dünkt sich nun sicher, wie unser Mann, nachdem er den Kaninchen die Röhren gelegt hatte; aber es ist einmal im Menschenleben Alles ungewiß und die Freude läßt sich auch nicht länger festhalten, als sie selbst will. Das sollte man fleißig bedenken, um nicht allzusehr zu trauern, wenn eine Freude dahin geht. Alles ist unbeständig.

5.

Der erste Schmerz.

Wo lebt denn der Glückliche, der in seinem ganzen Leben ohne Schmerz geblieben wäre? — Auf Erden wohl nicht. Man kann vorsichtig und klug, und was vielmehr ist, man kann gut und redlich und recht unschuldig sein, aber den Schmerz vermeidet man nicht damit, denn Der gehört zum Leben des Menschen, und darum bleibt auch das schöne und fröhliche Kindesleben davon nicht frei.

Den ersten Schmerz, dessen ich mich, ach noch ganz hell erinnere — denn daß ich weilmals krank gewesen bin, und an den Blattern bis zum Tode niedergelegen habe, davon hab ich niemals etwas gewußt — den ersten Schmerz, von dem ich weiß, erlitt ich in der Schule, in welche mich die Aeltern wohl ein wenig allzufrüh schickten. Das hielt man damals aber für nützlich und für nöthig.

Es war der Schullehrer gar ein freundlicher, aber auch gar ein ernster Mann, der mit rechtem Ernst und mit großer Liebe die Kinder lehrte und in Ruhe und guter Zucht erhielt. Der Mann hatte keine eigenen Kinder, aber wohl ein Paar kleine, niedliche Hundchen, die waren sein Zeitvertreib und seine Lust.

In der Schule hatte ich, der Kleinste und

Jüngste und zum Lernen wohl noch nicht recht fähig, mein Plätzchen allein, weit ab von den andern, viel ältern und größeren Kindern, die in der Reihe neben einander saßen.

Der Lehrer aber war mir sehr wohlgeneigt, und ehe die Schule anging, und wenn sie aus war, durft ich mit den Hundchen ein Bißchen spielen, und sie kamen auch wohl einmal mitten unter der Schulstunde und wedelten freundlich vor mir. Und wenn er einmal vors Thor spazieren ging, gingen die Hundchen auch mit, ich aber allemal auch, denn er rief mich ab, wenn er bei unserm Hause vorbeikam. — Das war denn eine Lust! Das waren glückliche Stunden!

Aber so lieb mich der Lehrer hatte, strafte er mich doch einmal recht empfindlich, und ich war doch ganz unschuldig, aber der liebe Mann konnte das nicht wissen.

Eines Tages wurde er aus der Schulstube abgerufen. Keiner unterstand sich aber indessen von seinem Platze aufzustehen und in der Stube herumzulärmen; denn er hielt strenge Ordnung. — Aber das war ja auch sehr nöthig. Als der Lehrer hinaus war, locken mich die mir gegenübersitzenden größern Knaben und Mädchen von meinem Plätzchen, mit gar freundlichen Schmeichelworten weg, auf welchem ich, wie es mir geheißen war, sonst immer sitzen blieb. Sie lockten mich aber blos darum, weil sie meine Fibel lange gern hatten besehen wollen, die eine ganz

andere war, als die an diesem Orte gewöhnliche. Ich lasse mich durch die freundlichen Worte verlocken, gehe hin und will ihnen die Fibel zeigen, sie aber wollen dieselbe auch in die Hand nehmen, das aber will ich nicht, denn ich hielt viel auf meine Fibel — es war ja mein erstes Buch. Sie wollen mir dieselben mit Gewalt entreißen, desto mehr halte ich sie so fest ich kann. Darüber gibt es ein Hin- und Herzerren, und das leichte, dünne Buch geht entzwei.

Jetzt tritt der Schulherr ein, sieht was vorgegangen, und untersucht den Handel. Ja! die größern, zum Theil vierzehnjährigen Jungen und Mädchen wissen sich schon auszureden, aber ich Kleiner trage die Schuld, denn ich kann ja kein Wort für mich aufbringen. Zudem waren Jene auf ihren Plätzen geblieben, ich aber nicht auf den meinigen. Da wurde ich gestraft und muß ein Paar Minuten auf Erbsen knien. Das war zu damaliger Zeit eine recht gewöhnliche Schulstrafe, von welcher man in jetziger Zeit gar nichts mehr weiß.

Ich knie; aber der Schmerz, den die Erbsen auf den Knien verursachten, that ja lange, ach lange so weh nicht, als daß ich mich vor allen Kindern schämen mußte. Wenn ich noch jetzt recht lebhaft mich in diese Kindheitszeit zurückdenke, ist es mir, als wollten die Wangen erglühen; ja zuweilen hat es mir sogar geträumt, als sei ich wieder in der Schule, kniend auf

Erbsen vor den Augen aller andern Kinder, mit heimlicher boshafter Freude von ihnen verspottet, und glühend vor Schaam.

Ja was sich so schmerzlich und darum so tief in die Seele eindrückt, vergißt sich so leicht nicht und erscheint auch wohl im Traume noch. — Viel Dinge aus dem spätern Leben hab' ich vergessen, aber diesen schmerzlichen Vorfall nicht; aber auch den Schullehrer nicht, den ich dennoch lieb behielt, und die Hundchen auch nicht.

6.

Die Gewürznägelein.

Es mochte wohl um dieselbe Zeit, und wahrscheinlich in meinem vierten Lebensjahre sein, als ich mich abermals wieder einmal recht sehr schämte, aber doch so bitter und schmerzlich lange nicht, als da, wo ich vor allen Kindern auf Erbsen knien mußte.

Es wohnte eine alte Frau mit uns in demselben Hause, die sich von ihrem Fleiße ernährte, und oftmals freundliche Worte zu mir sprach, und die ich lieb gewann.

Eines Sonntags früh gab sie mir einen Dreier, um zu einem nahewohnenden Kaufmann zu gehen, welcher Friedemann geheißen ward, und ihr dafür Nägelken (Nägelein) zu kaufen.

Zu

Zu Herr Friedemann ging ich gern. Ich war sein und seiner Gattin Liebling und war nie mit Vater oder Mutter in ihrem Laden, ohne daß sie mir liebkosten und mich beschenkten. Ohne ein Dütchen mit Mandeln und Rosinen, oder ein Händchen voll Zuckerplätzchen, oder ein Stückchen Kandiszucker, oder dergleichen Etwas, ließen sie mich nie gehen. Die guten Leute hatten sich oft Kinder gewünscht, und Gott hatte ihnen kein einziges beschеert, und oft hatten sie, wie mir die Aeltern nachmals sagten, gewünscht, daß ich ihr Kind sein möchte.

Ich ging zu Herr Friedemann, forderte Nägelken, bekomme sie, und bringe sie der Frau. Es waren aber kleine Eisennägel, die man Sattelzwecken nennt, welche ich ihr brachte, denn daß es noch etwas Anderes gab, das man Nägelken nannte, wußte ich ja gar nicht.

Die gute Alte sagt mir, daß sie solche Nägelken gar nicht gemeint habe, sondern solche, die man in den Mund nähme, um sie zu kauen. Solche hatte ich ja in meinem Leben noch nicht gesehen. Sie meinte Gewürznägelein, welche kleinen Eisenzwecken sehr ähnlich sehen und daher eben den Namen haben, und von Vielen Gewürznelken, aber irrig, genannt werden.

Die alte Frau wollte zum heiligen Abendmahl gehen und deshalb bis zum Mittagessen nüchtern bleiben. In der damaligen Zeit hätte man es für sehr übelgethan gehalten, vor dem heiligen

Mahle auch nur einen Zwieback zu sich zu nehmen; man kauete aber Gewürznägelein, sowohl um den Athem wohlriechend zu machen, als auch sich zu stärken und vor Ohnmachten zu bewahren.

Als ich meinen Irrthum einsahe, schämte ich mich sehr, und eben, um mich nicht vor dem Kaufmann noch mehr zu schämen, konnte mich die gute Frau mit ihren Bitten nicht bewegen, die Eisenzwecken zurückzutragen und gegen Gewürznägelein auszutauschen. Ich hätte es ja, das fühlte ich wohl, von Grund der Seelen gern gethan, aber ich schämte mich.

Aber was ist denn nun die Schaam? Wie entstehe sie denn? Woher kommt sie? Was will sie anzeigen? Wie übergießt sie das Gesicht mit einer Gluth? — Warum hält man einen Menschen, der sich über nichts mehr schämt, für einen verlornen und ganz verworfenen Menschen? — Ja das sind wunderliche Dinge, die Ihr Euch einmal ausdenken mögt.

Eine kleine Geschichte fällt mir bei. Seefahrer trafen auf ihren Reisen einmal ein Völklein, das in einer warmen milden Gegend wohnte, und in seiner Unschuld ganz nackt ging. Die Seefahrer wollten die nackten Leute aus Mitleid mit Kleidern beschenken und zeigten ihnen den Gebrauch derselben. Die aber mochten keine Kleider, und als man zu erfahren suchte, warum nicht? sagten die Weiber: Sie müßten sich ja schämen, Kleider an zu haben.

7.

Die große Zuckerdüte.

Die Aeltern mußten ihren Wohnort verlassen und einige Meilen weiter ziehen, in eine Mittelstadt, die am Harzgebirge, nicht weit vom Brocken lag, diesem hohen Bergriesen, von dem Ihr gewiß schon werdet gehört haben. Ihr werdet den Namen dieser Stadt in der Folge leicht errathen können. Wir waren nun von der eigentlichen Heimath der Aeltern an mehr als zwanzig Meilen entfernt. — Mann kann freilich nicht immer an dem Orte bleiben, woher man gebürtig ist. Die Menschen werden dahin und dorthin zerstreut und vermengen und vermischen sich unter einander, und Manche kommen wohl tausend und noch mehr Meilen weit von der Heimath fort, um ihr Unterkommen zu finden. Viele aber wären wohl lieber in der Heimath geblieben und sehnen sich immerdar nach derselben zurück, und Manche verkümmern sogar und vertrauern ihr Leben in der Fremde. — Ach die Heimath hat viel Liebes.

Wir waren mit dem neuen Wohnort wohl zufrieden, wenigstens mocht' ich es wohl sein, denn wir waren ja in eine viel schönere Gegend, aus einer flachen und holzlosen Ebene gekommen. Hier aber sahe man Berge und Thäler und große Wälder, und alle Höhen und Ränder mit mancherlei schönem Strauchwerk besetzt. Hier gab es

viel würzige Walderdbeeren, Brombeeren, Himbeeren und Heidelbeeren, und Haselgesträuch mit braunen Nüssen, das weit sich hinzog. O wie sehnte ich mich darnach und freute mich auch darauf, mit lieben Gespielen und Bekannten einst die Berge, und Höhen zu besteigen, und die lieblichen Beeren und Nüsse abzulesen. Das stand zwar noch in weiter Ferne, denn ich war ja noch sehr jung und klein, aber mir schien es recht nahe.

Ich mußte aber jetzt erst fertig lesen lernen. Ein Bißchen konnte ich es schon, aber das war ja lange nicht genug. Die Mutter brachte mich eines Tages in die gewöhnliche deutsche oder niedere Schule. Ich wunderte mich freilich gar sehr, als mich der Schullehrer freundlich und liebkosend anredete und mir eine große Düte schenkte, gewunden von schönem Goldpapier und bis oben auf gefüllt mit Mandeln und Rosinen und süßen, rothen und blauen und weissen Zuckerküchlein. Die herrliche Düte sollte mein sein, und ich sollte alle Morgen daraus haben, wenn ich recht fleißig lerne und still und folgsam sei. — Er gab mir die Düte in die Hände.

Ei ja wohl! Solch ein Schulherr war ein lieber, werther Mann. Ich erinnere mich aber nur dessen noch recht deutlich, daß ich dachte, alle Schulkinder müßten so schöne große Zuckerdüten in den Händen haben, und mich sehr wunderte, daß ich der einzige Glückliche war, unter dem ganzen großen Haufen von Kindern. Es war

mir zu hoch, warum denn der Meister nur mir so wohl wollte, da er mich doch sein Lebtage noch niemals gesehen hatte?

Ich wußte nicht, daß die Mutter dem Manne die kostbare Düte für mich hatte zugesteckt. Das war damals so Sitte. Welches kleinere Kind zum erstenmal in eine Schule gebracht wurde, dem hatte die Mutter solch ein Geschenk besorgt, das als eigene Gabe von dem Schullehrer zu kommen schien. Man wollte dem Kinde damit Lust machen, gern zur Schule zu kommen, und auch wohl ein Vertrauen und eine Liebe zu dem Lehrer zuwege bringen. Nun, es war wenigstens recht gut gemeint, obwohl bei vielen Kindern die Lust zum Unterricht wenigstens gar nicht erweckt wurde, sondern die Lust zu Näschereien, und dieselben, wenn sie das Letzte aus der Düte bekommen hatten, nachmals viel trauriger waren, als sie vorher nicht froh gewesen. — Es gibt ja so viel kleine Thoren, welchen das Lernen eine große Plage scheint, und könnten doch so leicht sehen, wie hochnoth und wie heilsam es ihnen ist.

Ich bin in dieser Schule nicht lange gewesen; ich kam in eine andere, weil die Aeltern in einen andern Theil der Stadt zogen. Ich war froh, aus derselben erlöst zu sein, denn es war eine solche Menge Kinder darin, daß weder diese noch auch der arme Lehrer sich rühren oder regen konnten. Da war freilich nicht gut sein, und weder gut lehren noch lernen. Wären aber alle Kinder

immerdar in diese Schule gekommen, die hinein gehörten, so hätte ein Theil auf der Hausflur, wo nicht gar vor der Hausthür müssen stehen bleiben. — Genug, ich war froh in eine andere Schule zu kommen, wo man doch frei athmen konnte.

8.

Der Quitschbeerenbaum.

Was ist es denn, Ihr Lieben, daß den Menschen, das Kind und den Greis, zu manchen andern Menschen, aber auch Thieren und Pflanzen, Farben u. s. w. so ganz eigends und besonders hinzieht? Warum zieht man manche Thiere und manche Bäume und Blumen allen andern vor?

Mich zog es vor Allen zu einem Vogelbeerbaum hin, der in dem kleinen Hofe des Vaters stand, zumal dann, wenn erst seine Beeren roth geworden waren. Wir nannten ihn in dortiger Gegend den Quitschbeerenbaum, so wie er in andern Ebereesche genannt wird.

Der Baum war mir sehr lieb. Er gab mir keine Frucht, die ich essen konnte, oder mit der ich Etwas anzufangen gewußt hätte, aber er war mir unter allen Bäumen der liebste. O wie oft hab' ich auf der kleinen Bank unter dem Baum

gesessen, wenn der Abend still und dunkel geworden war, und ich allein war, ganz allein. Da war es mir, als sei ich an einem Orte, wo es viel herrlicher und schöner, und viel größer sei, als sonst irgendwo. Aussprechen mit Worten konnt' ich das nicht, aber ich fühlte es doch.

Selbst an rauhen Herbstabenden noch, im kalten feuchten Nebel saß ich oft unter meinem lieben Baum. Und wie wunderherrlich war es, wenn die Sternlein mit ihren hellen, glänzenden Augen durch das vergelbte Laub und die rothen Beeren herabsahen, und es war mir als sahen sie mich freundlich an und wollten mit mir sprechen! O! wie wunderherrlich! — Ich saß und schauete zum schönen Himmel durch Blätter und Beeren hinauf, und es rief eine Stimme inwendig in mir, dort oben muß es schön und prächtig sein! Ich saß und schauete und merkte nicht, daß ich zuweilen vor Nachtkälte in der leichten Kleidung erstarrt war; ich saß wie im tiefen Träumen, aus welchem mich oft erst der Ruf der Aeltern erweckte: „Geh doch herein Andreas, es wird ja zu kalt."

Und wie wohl gefiel es mir, wenn zur Herbstzeit die Drosseln aller Art ihre Züge nach wärmeren Land anfingen, die Wachholderdrossel oder Krametsvogel und Ziemer genannt, die Zippen, die Weindrossel u. s. w., und kamen dann manche auch auf unsern Baum und holten sich mit

fröhlichen Stimmen die rothen Beeren, die ihnen so gern gegönnt waren.

Immer ist mir vor allen Waldbäumen dieser Baum ein Liebling gewesen und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Und wie hat er mir alsdann insonderheit wohlgefallen, wenn ich ihn in Wäldern traf, wo er aus dunkelm dichten Erlenlaub wie ein Glühfeuer um Mitternachtszeit mit seinen Beeren hervorbrannte.

Ich habe mehrmals mir in nachmaliger Zeit solche Bäume meilenweit her aus Waldgebirgen kommen lassen und sie in meinen Garten gepflanzt, aber ich habe die Freude nicht gehabt, sie lustig und gedeihlich heraufwachsen zu sehen. Die meisten gingen bald ein, die andern kränkelten eine Zeitlang und starben dann auch, und nur ein einziger hat sich gehalten, aber sehr kümmerlich.

Jetzt hab' ich mir wieder schöne Quitschbeerbäume vor einem Fenster meines Schreibzimmers gepflanzt. O daß sie doch freudig heraufwachsen möchten und schöne Beeren brächten! Die könnt' ich denn von meinem Schreibtische aus sehen, wenn ich nur den Kopf ein wenig emper höbe, und wollte mich recht dran freuen, und noch mehr, o noch viel mehr wollte ich mich freuen, wenn die lieben Krammetvögel im Herbst kämen und sich auf den Baum setzten und plauderten mit einander, als wollte Einer dem Andern sagen: „Schau einmal, welch schöne rothe Beeren

das sind!" und dann nähmen sie die Beeren, so viel sie deren möchten, und dann flögen sie fort und den Andern nach. Ja das sollte eine Freude sein! O wären doch die Bäume schon groß und die Beeren schon dran, und die lieben Vögel schon bei den Beeren! Schleifen und Schlingen sollte ihnen Keiner legen, so lange ich lebte!

9.

Knecht Ruprecht.

Auch deiner gedenk' ich noch oft, du liebes, schönes Weihnachtsfest, du erstes, dessen ich mich noch so hell und klar erinnere, als hätt' ich es erst gestern erlebt. Ich hatte gewiß schon an einigen dieser Feste beschert bekommen, aber ich weiß so ganz und gar nichts mehr davon, aber von diesem weiß ich noch Alles.

Es ging damals bei dem lieben Christfeste in gar manchen Dingen gar anders her, als jetziger Zeit, aber freilich ist das nun auch volle funfzig Jahr her, welches ein volles halbes Jahrhundert ausmacht. Ja in so vieler Zeit ändert sich fast Alles in allen Lebensdingen. Die Welt, in welcher ich jetzt lebe, ist eine gar andere geworden, als die in meiner Kindheit war. Aehnliches werdet Ihr schon auch erfahren; denn es bleibt auf

Erden nichts wie es ist, der Mensch nicht, und die Dinge auch nicht.

Damals gab es noch einen Knecht Ruprecht. Das war ein grimmiger Mann, mit einem rußschwarzen Gesicht, oder wohl mit einer Larve vor demselben, in seltsamer, häßlicher Vermummung, einen großen Sack auf dem Rücken tragend, und ein bloßes blankes Schwerdt in der Hand führend.

So ging der gräuliche Ruprecht ein Paar Tage vor dem lieben Feste auf den Straßen umher, lärmte, schrie, gröhlte, brummte, hieb mit dem Schwerdt Feuerfunken aus den Steinen, und trieb allerhand tolles und thörigtes Ding und Gelärm. — Das hätte nun sein mögen, denn man brauchte ja nicht auf die Straßen hinauszugehen, und wir Kleinen gingen auch gewiß nicht hinaus, denn wir fürchteten uns vor dem unheimlichen Wesen, weil wir nicht wußten, daß es nur ein vermummter Mensch war, und wenn uns auch das gesagt wurde, trauten wir doch nicht recht. Aber die größern Knaben machten sich aus dem Ruprecht gar nichts, liefen ihm auf der Straße nach, neckten und zupften ihn, schrien und lärmten oft noch schlimmer als er, und wenn sie herausgebracht, wer der Vermummte war, riefen sie: „Es ist Stoffregens Jeremis, oder Schmidts Barthel, oder Petersens Heinrich.“

Nun auf den Straßen hätte der Ruprecht wohl rumoren und spuken mögen, wenn er nur nicht auch in die Häuser und Zimmer wäre ein-

gebrochen und hätte uns arme Kleine in Angst und Zagen gesetzt. Aber das geschahe ja leider auch. Selbst verständige Leute verkleideten sich zum Ruprecht, und lärmten zwar nicht auf den Strasen umher, aber dasür kamen sie in die Häuser der Verwandten und nähern Bekannten und hielten eine grosse, gewaltige Ruthe in der Hand, und die zitternden Kleinen krochen vergebens in einen Winkel oder unter den Tisch und wohl gar unter das Bett — es half nichts, sie mußten hervor, und zitternd und lallend auch wohl alle Gebete hersagen, die sie auswendig gelernt hatten, auch wohl die Gebete oder andere Hauptstücke dazu. Konnten sie das nun vor Angst und Zagen nicht, so drohte er, die gottlosen, unfleißigen Kinder, die nicht einmal beten könnten, zu stecken in seinen grosen, schwarzen Sack, und sie mit fortzunehmen; aber wohin? davon sagte er kein Wort. — Am Ende, mochte nun das Kind Etwas wissen oder nicht, wurde der Ruprecht doch mildthätig und holte Nüsse aus seinem Sack, grosse und kleine, warf sie hin und ging mit Ermahnungen und Drohungen brummend von dannen.

„Litten denn aber die Aeltern das Unwesen?" — Die meisten litten es nicht, und viele andern Aeltern auch nicht. Der Ruprecht durfte ihre Kinder nicht in Furcht und Schrecken setzen, denn das konnte ja, zumal bei schwächlichen Kindern, der Gesundheit sehr gefährlich werden. Viel

andere Aeltern aber sahen es ganz gern, wenn ihre Kinder ein wenig eingefürchtet wurden. Sie dachten, das könne ja gar nicht schaden, sondern nur helfen, denn die Kinder würden um so eher ihre Unbändigkeit ablegen, und um desto fleißiger beten und lernen, und auch wohl den lieben heiligen Christ viel lieber gewinnen, der ihnen unsichtbar bald drauf so liebe und schöne Gaben brächte. So dachten sie; aber jetzt denken die Aeltern gar nicht mehr so, sondern ganz anders, und unsere Kinder wissen nur noch aus alten Erzählungen, welch ein gefährlicher Mann Knecht Ruprecht war.

10.

Die Frühkirche.

Unter sehnlichem Erwarten war endlich dann der schöne erste Weihnachtstag gekommen, an dessen frühen Morgen bescheert wurde. Am Abend zuvor beschenkte man dort nicht.

Zuerst mußten die Kinder in die Frühmetten, die nach vier Uhr, wo ich nicht irre, anging. Obgleich die Kälte zuweilen sehr streng war und das Kind kaum vielleicht das fünfte Jahr erreicht hatte, mußte es dennoch auch in die Frühkirche. Die Aeltern fürchteten nicht, daß die Kinder deshalb gleich umkommen, oder doch tödlich krank

werden würden, und hat man auch nicht leicht einen Nachtheil davon gesehen.

Wir gingen auch gern in die Kirchen, wir Kleinen, und alle Welt, die konnte, ging gern hinein. Da waren die Straßen erleuchtet von den Laternen derer, die fröhlich nach der Kirche zogen und die Kleinen an der Hand führten oder vor sich her gehen ließen, und die Sterne Gottes sahen flimmernd und schimmernd auf die Straßen und auf die Leute herab, und wenn man nun in die Kirche kam, welch eine Menge von Lichtern! Welch ein Glanz derselben! Jedes Kind hatte sein Lichtlein mit oder sein Endchen Wachsstock und befestigte das irgendwo, und bis zu der hohen Decke hinan war das große Gebäude hell und Jeder freuete sich der Lichter, deren Flammen und Leuchten so wunderſam ausſtrömte, und mit den übrigen allen in einen tiefen Lichtsee wunderſam zusammenfloß.

Welch ein heimlicher, verborgener Geist, und welch ein gewaltiger, liegt im Lichte? Wie erweckt und erfreut es alles Leben, und wie sehnt sich auch alles Leben nach Licht! Wenn nach trüber Nacht die Morgenröthe heraufflammt und sendet ihre Strahlen allwärts aus, da bricht ein neues Leben und Regen an und alle Welt wacht auf und die lieben Gottessänger, die Vögelein unter dem Himmel singen und schlagen ihr: „Herr Gott dich loben wir.“ — Der arme Gefangene, der im dunkeln Kerker eingesperrt ist, sehnt sich

nach Licht und möchte nur zuweilen einmal durch sein hohes Eisengitter, an welches er nicht hinan kann, den schönen Himmel sehen und seine ziehenden Wolken, oder einen Baum, oder einen Menschen, oder nur einen Vogel. Da wär' er ja schon getröstet und wäre halb frei. Aber er sitzt im finstern Kerker und schmachtet nach Licht. — Und wer in tiefer Nacht wandelt, sehnt sich nach dem Morgenlicht, und freut sich, wenn es heraufdämmert. — Und die Blume, die im verdunkelten Fenster steht, wird krank und bleich, und wendet ihr Haupt dahin, wo die Sonnenstrahlen hineinschimmern und richtet sich sehnsüchtig dem Lichte entgegen.

Nun, wir hatten des hellen Lichtes viel, das uns erfreuete, und die Orgeltöne fingen an ernst und feierlich und durchhallten das große Gebäude und die Menschenstimmen fielen mit ein und gewaltige Gesänge ertönten, und wir Kinder wußten auch manch einen herrlichen Weihnachtsgesang und konnten die Melodie und sangen mit. O das freute uns ja im innersten Herzen.

Aber die Predigt, von der wir ja nicht eben viel verstanden, währte uns immer zu lange. Es zog uns nach Hause hin, zu den Gaben, die der heilige Christ gebracht hatte, und die Predigt wollte für uns Kleinen gar kein Ende nehmen, dennoch mußten wir aushalten bis zu Ende des letzten Liedes, denn darauf hielten die Aeltern damals mit großem Ernst, und welches Kind

heimlich und zu früh aus der Kirche entschlüpft wäre, das wäre vielleicht mit dem Verlust der schönsten Weihnachtsgaben gestraft worden, die ihm zugedacht waren.

O wie war ich froh, wenn der Prediger von der Kanzel stieg, und wie noch viel froher, wenn des letzten Liedes letzter Vers gesungen war. Nun ging es in freudiger und ungeduldiger Eil und in großer Erwartung mit dem Bruder nach Hause. Ich hatte kein Auge mehr, für alle Herrlichkeit der Lichter auf den Straßen, in den Laternen der heimkehrenden Kirchgänger, ich hatte nur Einen Gedanken, den, „was wird der heil. Christ wohl gebracht haben?“

II.

Der Marzipankönig.

O Glück! o übergroßes Glück! wie soll ich dich denn beschreiben oder nur ein wenig aussprechen? Es war ja das erstemal, daß ich mit rechtem und hellen Bewußtsein so überherrliche Gaben empfing.

Als ich eintrat war mein Tischlein mit weißem Linnentuch gedeckt und Lichtlein brannten darauf, und lagen mancherlei Sachen an Kleidungsstücken und Naschwerk darauf, deren ich mich aber nur dunkel erinnere, und eben so

wenig weiß ich recht von dem Buchsbäumlein mit versilberten und vergoldeten Blättern und daran hängenden Aepfeln, Nüssen und Rosinenmännern — denn Tannenbäumchen nahm man nicht zu Christbäumen, so viele und schöne derselben auch ganz überflüssig in den nahen und grosen Tannenwäldern standen — ich weiß nur von den gar allzuschönen Marzipankönigen mit Krone und Szepter, die alles Andere überglänzten. Ach sie sahen ja in ihrer Schneeweiße übertrdisch aus und des prächtigen, schimmernden Goldes daran war so viel. O! das waren stattliche Majestäten, an welchen meine Augen sich nicht satt sehen konnten. Die Aeltern aber standen dabei und hatten eine große Freude über meine Freude, und daß sie es so gut getroffen hatten. Nun, dergleichen werdet Ihr wohl auch erfahren haben, und so brauch' ich weiter nichts darüber zu sagen. — Die Sache verhielt sich aber also.

Ich hatte in den letzt vergangenen Tagen mancherlei herrlich vergoldete Marzipanmänner und auch vornehme Frauen mit grosen Reifröcken vor dem Laden eines Kaufmanns aufgestellt gesehen. Ach die gefielen mir aus der massen in ihrer goldenen Prächtigkeit, und ich preß die Kinder glücklich, denen die Aeltern solch einen Marzipankönig kauften. Aber es fiel mir nicht ein, daß ich jemals ein solches kostbares Stück selbst besitzen könnte, denn die Aeltern waren ja nicht wohlhabend, das sah ich wohl schon ein, und lachte nur

nur reiche, sehr reiche Leute könnten solche Kostbarkeiten kaufen, denn das Gold allein, womit sie geschmückt waren, schien mir viele Dukaten werth. Aber ich hatte doch ein tiefes, heimliches Verlangen und Sehnen nach den Goldmännern, aber ich glaube nicht, daß ich es habe laut werden lassen, denn ich hielt es ja für unmöglich, daß dasselbe gestillt werden könne, und ich war auch nicht gewöhnt worden, mit jeglichem Wunsch, der mir einfiel, die Aeltern zu plagen. Auch wußte ich gar nicht, daß man den schönen Marzipanleuten den Kopf abbeißen, die Arme und Beine abknicken und sie mit Krone und Szepter, mit Rumpf und Stumpf verzehren konnte. Ich bildete mir ein, sie seien blos dazu, ihre Prächtigkeit und Schönheit anzuschauen und zu bewundern.

Ich war glücklich! Da stand die Herrlichkeit vor mir und war mein, welche zu wünschen ich mir kaum heimlich, und nur kaum erlaubt hatte. — Wie errathet denn nur die Liebe der Aeltern so heimliche Wünsche der Kinder? Sie war mein und meine Freude daran überirrdisch, aber sie war bald wieder verschwunden.

Wir kleineren Kinder wurden in damaliger Zeit in dem Glauben erhalten, es sei wirklich der liebe, heilige Christ selbst und einzig und allein, welcher den Kindern die schönen Geschenke brächte, nur wolle er dabei nicht gesehen sein; man müsse auch die Thüren zu den Zimmern wohl

zuschließen, in welchen er bescheeren wolle, denn er könne auch schon ohne Thüre ins Zimmer. Zusehn ließe er sich aber durchaus nicht, wenn er drinnen seine Gaben aufstelle und anrichte, und wer so verwegen sein wollte ihm durchs Schlüsselloch zuzusehen, dem würde das Auge ausgeblasen und er bliebe auf lange Zeit blind.

In solchem Wahn erhielt man uns recht geflissentlich, aber aus guter Meinung. Die Kinder sollten merken, wie lieb sie der Herr Christ habe, und ihn recht von innerstem Herzen wieder lieb haben und aus Liebe zu ihm recht fromm sein. — Nun solcher Glaube hat wohl keinem Kinde geschadet, denn er war ja so erfreulich als unschuldig.

Nun ich hatte denn auch immer recht kindlich an die Gaben des lieben Herrn Christus geglaubt und war mir daran kein Zweifel eingefallen; aber die Gespräche, die der Bruder mit einem seiner Freunde in den letzt verwichenen Tagen hielt, und von welchen ich ein und das andere Wort aufgeschnappt hatte, die machten mich irre, obwohl noch nicht ganz ungläubig.

„Der heilige Christ
Vater und Mutter ist."

hatte der Freund dem Bruder gesagt, und ich hatte es gehört, und wohl bei mir behalten, und glaubte nun auch zu wissen, — wahrscheinlich hatte ich es wohl auch mit abgehorcht — warum man uns Kinder in die Frühmetten sende.

Mit meiner eben erst erlernten Weisheit mochte ich mich nun nicht wenig vor den Aeltern gebrüstet haben, denn das Menschenherz ist ja von Kindheit an recht eitel und hoffärtig. Ja ich brüstete mich mit meiner Weisheit in übermüthiger Fröhlichkeit, aber siehe da waren plötzlich auf eine für mich wunderbare Weise die herrlichen Könige verschwunden; und als ich nach ihnen angstvoll suche und frage, versicherten die Aeltern mit grossem Ernst, die habe der heilige Christ unsichtbar wieder abgeholt, zur Strafe für meinen Unglauben.

Noch blieb ich etwas wohlgemuthet, denn ich dachte die Aeltern hätten mir die Königge aus Scherz versteckt, aber sie erlaubten mir, daß ich suchen durfte überall, im Schrank, in den Tischkasten, ja selbst in ihren Taschen und wo ich sonst mochte, aber ich fand die Verschwundenen nirgends. Ich zweifelte nun wenig mehr, ob nicht dennoch der heilige Christ die lieben Königge gebracht und wieder weggenommen habe und war tief betrübt. Ach die übrigen Geschenke allzumal hatten in diesem Augenblicke keinen Werth mehr für mich. — Aber ich habe wohl im nachmaligen Leben öfters erfahren, daß es bei erwachsenen Menschen vielmals nicht viel besser geht. Sie betrüben und ängstigen sich, wo es nicht noth war, und wenn sie ein entbehrliches Gut verloren haben, werden sie gegen alle Güter, die sie

noch besitzen, auf eine Zeitlang gleichgültig und verachten dieselben wohl gar.

Die Könige fanden sich bald wieder an ihrem Platze, ich wußte nicht wie? Ich freuete mich wohl über den Wiederbesitz derselben, aber meine Freude war so hell und leuchtend nicht mehr, wie zuvor. Sie wurde getrübt durch die Furcht, die Kleinode könnten um des geringsten Versehens, um eines kleinen unrechten Wortes willen verschwinden. Ich hütete mit Aengstlichkeit mein Betragen und meine Worte, und meine Freude konnte dennoch nicht mehr ganz frei und heiter sein.

Ihr glücklichen Kinder in unseren Tagen! Nichts stört und beengt Eure schönen Freuden dieser fröhlichsten Tage des Jahres, und wo Ihr sie Euch nicht selbst verderbt, bleiben sie wohl ungetrübt.

Einige Jahre darauf durfte ich es ohne Hehl und laut sagen, von wem die Weihnachtsgeschenke kämen, ohne daß deswegen Etwas vom Tische verschwand; aber viele andere Kinder durften das nicht wagen, die Aeltern hätten es als etwas sehr Unziemliches, ja wohl gar als etwas Ruchloses angesehen, und vielleicht dem Kinde alle seine schönen Gaben im ganzen Ernste genommen und nimmer wiedergegeben. Ja viele Kinder, die nicht nur in gleichen Jahren mit mir waren, sondern noch älter, hatten noch keinen Gedanken daran gehabt, daß die Aeltern die eigentlichen Geber seien. Man

hatte sie mit grosser Mühe und Sorgfalt und mit mancherlei List in dem irrigen Glauben erhalten, den man für so heilsam hielt.

Nun! es waren überirdische Tage diese Weihnachtstage, und schwerlich erlebt man so selige Freuden wieder, als man in denselben in der Kindheit gehabt hat; denn an alle Freuden im nachmaligen Leben hängt sich mancher Ernst an, mancher Gedanke an die Zukunft, manche Sorge deshalb, und die Arbeit und Mühe des Lebens, die Dinge, die bedacht und gethan sein wollen, hängen sich an die Freuden mit an. Ja da kann sie so leicht und so lustig nicht mehr umherflattern, wie der bunte Schmetterling, der nicht dran denkt, was morgen werden und kommen wird. Und das kindliche Kind lebt ja auch nur in der Gegenwart. Aber Ihr werdet es Alle einst schon anders erfahren, wie wir älteren Leute es Alle erfahren haben. — So lasse Euch denn Gott wenigstens eine recht schöne und glückliche Kindheit haben.

12.

Bald verschwundene Freude.

Ja! ich war auch recht selig und glücklich bei den Gaben, die ich erhielt, und beneidete kein anderes Kind etwa deshalb, weil es viel,

viel mehr und viel Prächtigeres bekommen hatte als ich. Wie konnt' ich denn das, da ich selbst so überglücklich war. Es kommt ja auch gar nicht darauf an, wie Vieles und Glänzendes man hat, sondern ob man bei dem, was man hat, recht zufrieden und froh ist. — O ich fragte nicht einmal darnach, was andere Kinder bekommen hatten, und hätte gar nichts davon gewußt, ja nicht einmal daran gedacht, wie viel sie reicher beschenkt sein möchten denn ich; aber wenn man in den lieben Festtagen durch die Stadt wandelte, so sahe man an den Fenstern reicher Häuser die Weihnachtsgeschenke ausgestellt, damit sie Jedermann bewundern könnte und ausrufen: „O wie schön! wie prächtig! — Die haben recht beschert! Und muß das viel Geld gekostet haben!" — Ich weiß nicht, ob nicht ein Bischen Prahlhaftigkeit hinter den Fenstern lag, und geht mich auch nichts an; so viel aber weiß ich, daß in den Häusern der Armuth die Geschenke nicht hinter den Fenstern standen.

Ich war glücklich bei dem, was mir die Liebe der Aeltern beschert hatte, aber wie lange war ich denn das?

Ich war höchstens elf Jahr alt, und vielleicht wohl nur zehn Jahr, als ich mit großer Freude aus der Christmetten komme — denn diese durfte auch jetzt nicht versäumt werden — und mit dem Herzen voll Erwartungen nach Hause eile.

Ich komme, aber da ist kein Tisch mit weißem

Tuch gedeckt, da brennt kein einziges Licht mehr als gewöhnlich, da liegt kein Geschenk bereit, und ist auch keine Anstalt zu irgend einer Bescheerung, und ich bin sehr betroffen darüber. Ach es hatte mich Keiner darauf vorbereitet, Aeltern nicht und Bruder nicht. Da erklärt mir die Mutter, ich sei ja viel zu groß, als daß sie mir noch schicklicher Weise bescheeren könne, wie man den kleinsten Kindern bescheere. Was die Näschereien, Obst und Kuchen beträfe, so könne ich dieselben ja ohnedieß von ihr bekommen und werde es auch. Ach das war ein kümmerlicher Trost für mich. Die Thränen traten mir in die Augen, und nur die Schaam hielt den vollen Ausbruch derselben zurück; aber ich blieb den ganzen Tag lang traurig, bis zu dem späten Abend. Ich würde laut geweint haben, wäre ich in die Stadt gegangen, und hätte hinter den Fenstern die Geschenke anderer Kinder gesehen. — Wie sehr wünschte ich, noch ein kleines Kind zu sein!

O an welchen Kleinigkeiten hängt die Freude und der Schmerz des Menschen, zumal der Kinder. Es war wenig gewesen, was mir bisher war geschenkt worden, aber das Wenige war mir doch so viel werth, und das empfangene Honigkuchenpferd mit dem Reiter darauf, beide schön geschmückt mit Goldschaum, hätte ich gegen keinen andern Honigkuchen vertauscht, wär' er auch zehnmal besser gebacken und schmackhafter gewesen. Es war wenig gewesen, was ich empfangen hatte,

und also verlor ich auch nur wenig daran, und dennoch war mein Schmerz so groß, als hätte ich eine Welt voll Herrlichkeit und Pracht verloren. So ist es bei Kindern, und bei vielen erwachsenen Leuten ist es eben auch nicht viel anders, wie ich nachmals wohl gemerkt habe. O es ist sehr gut, wenn man in Zeiten entbehren lernt, was man nicht besitzen kann und sich um den Verlust an Kleinigkeiten nicht grämt. — Uebrigens sieht man auch seltenem Verlust erst, wie viel man an manchem Gütern des Lebens hatte. Erachtet doch Mancher nicht, welch ein großes Gut er an der Gesundheit hatte, bei der er so glücklich war, aber wenn er sie verloren hat und nun krank und elend da liegt, da weiß und erachtet er es.

Aber ich predige wohl ein wenig? — Freilich! Achtet jedoch immer ein Bißchen darauf, es wird Euch, denk' ich, nicht schaden.

13.

Das Hasenbrodt.

Ich habe noch Etwas wegen der entbehrten Weihnachtsgeschenke zu sagen und zu klagen, nämlich, daß es mir nach dieser Zeit nie wieder so gut geworden ist, daß man mir Etwas zu Weihnachten geschenkt hätte. Und jetzt zumal, wo ich

doch so ein halb Dutzend Kinder im Hause habe, denen ich das ganze Jahr hindurch nichts als Liebes und Gutes erweise, sollte ich doch wohl von ihnen einmal im Jahre Etwas bekommen, und Weihnachten wäre die rechte Zeit, aber sie geben mir nichts, und andere Leute geben mir auch nichts. Ich nähme es gern, wenn es mir irgend Etwas bedeutete, aber Keiner läßt sich davon das geringste merken. Aber so viel habe ich nun gelernt, daß ich mich deshalb gar nicht grämen und betrüben, und das sollt Ihr auch zu lernen suchen. — Doch ich muß ja von dem Hasenbrodt erzählen, mit dem es mir auch fast so ging, wie mit den Weihnachtsgeschenken. Die Sache war diese.

Die Mutter ging einst — ich mochte damals ein Bürschlein von etwa sieben Jahren sein — auf einen ganzen Tag aufs Land, eine Bekannte zu besuchen. Ich konnte ihre Wiederkunft kaum erwarten, vermählich deshalb kaum, weil ich darauf rechnete, sie werde mir etwas Ausgesuchtes, Leckeres mitbringen — Kuchen doch zum allerwenigsten, denn ich konnte mir gar nicht einbilden, wie man bei Jemanden zu Gaste sein könne, ohne mit Kuchen bewirthet zu werden. Gewiß, Kuchen erwartete ich zum allerwenigsten.

Aber wie berechtigte mich denn zu solcher Erwartung? Welchen Grund, welche Ursache hatte ich dazu? — Gar keine weiter, als mein Ver-

langen, meinen Wunsch nach einem guten Bissen. O man erwartet oft Dieß und Das, bloß weil man es gern haben möchte — und man ärgert oder kümmert sich dann nicht wenig, wenn die Erwartung fehlschlägt. O wie thörig! o wie unverständig!

Die Mutter kam zu Abendessenszeit zurück, und ich war hocherfreut, als ich sie wieder sahe.

Ihre Wiederkunft hatte mir ja gar allzulange gedauert, besonders des Kuchens wegen.

„Was machst du Andreas?" fragte sie, als sie mich auf dem Hofe traf. Statt der Antwort fragte ich dagegen: „Hast du mir denn nichts mitgebracht?" Denn das Mitgebrachte mir zu geben, müsse, wie ich dachte, das Allererste sein. Und als ich nun hörte, dort wo sie gewesen, hätten sie eben grade nichts für mich gehabt, wurde ich wieder einmal bis in den Tod betrübt. Meine Jammermiene bewegte das Mutterherz. Sie suchte sich zu helfen und mich zu täuschen, so gut es anging. „Ja doch!" sagte sie; „Hasenbrodt hab' ich dir mitgebracht; das hätte ich doch bald vergessen." Sie ging ins Haus mir das Brodt zu holen, von dem ich nicht wußte, was es sein möchte. Hasenbrodt? das klang wunderlich; und Brodt? klang so alltäglich.

Sie brachte mir ein hübsches aber gewöhnliches Stück Brodt. „Ach!" rief ich kläglich: „das ist ja eitles Brodt!" — „Ja es sieht wohl

so aus," sagte sie, „aber es ist doch ganz anders, und schmeckt besser, denn ich habe es unterwegs einem Hasen abgejagt. Koste es nur." — Damit ging sie.

Ich kostete denn, aber ich hatte den rechten Glauben nicht an die Worte der Mutter, und darum wollte das Brodt nicht schmecken, kaum einmal so gut, als mir wohl sonst ein Stück bloßes Brodt mit Salz schmeckte. Das macht, ich hatte mir eingebildet, es müsse einen ganz besondern Wohlgeschmack haben, wenn es besonderes Brodt sei. Kurz, ich mochte hier oder dort von dem Brodte ein wenig abknabbern, es schmeckte und schmeckte nicht und ich trug es der Mutter wieder ins Haus, und legte es still hin.

Die gute Mutter! Ich bin gewiß, daß es ihr weh that, nichts Besseres für mich zu haben; aber es war nun einmal etwas Dergleichen nicht zur Hand, und ich mußte mich drein ergeben.

Ach viel wichtigere Erwartungen sind mir im nachmaligen Leben getäuscht worden, für welche ich weit mehr Grund hatte, als für diese auf einen leckeren Bissen, und ich habe mich ergeben müssen!

14.

Die Reiter.

Ich weiß nicht, wie ich bei dem Hasenbrodte darauf komme, und auch nicht, ob ich es erzählen soll, weil es eigentlich doch gar geringes Ding ist — — aber ich will es doch nur erzählen, nämlich von den Reitern, von solch einer seltsamen Art, wovon Ihr wohl niemals noch mögt gehört haben, von eßbaren Reitern, die aber nicht aus Honig- oder Pfefferkuchen bestanden. Die Begebenheit aber mit den Reitern mochte etwa bald nach der Zeit vorgefallen sein, wo ich auf Erbsen kauen mußte.

Ich war krank gewesen, wohl viele Wochen lang, und hatte hart nieder gelegen, fast ohne alle Speise und Trank, und die Aeltern hatten mancherlei Leid gehabt, denn sie dachten ich würde sterben.

Ich war aber wieder ziemlich genesen, doch noch nicht ganz recht, und das Essen wollte nicht schmecken. Wo es nun aber nicht schmecken will, da soll man auch nicht essen, denn die Natur weiß am besten, wenn es wieder die rechte Zeit dazu ist. Aber die Aeltern meinten, wenn ich nicht äße, könnte ich nicht wieder zu Kräften kommen und recht gesund werden. So suchten

sie mir denn allerlei Essen aufzureden, aber es widerstand mir sehr.

Eines Abends suchten sie mich gutmüthig zum Essen zu bewegen und wollten mich durch eine kleine List dazu vermögen. Sie setzten mich auf meinem hohen Stühlchen an den Tisch, zerschnitten das Butterbrodt, das auf dem Teller lag, in kleine Würfelstücken und legten kleine Fleischstücken darauf. Das seien Reiter, sagten sie und möchte ich sie ja essen, denn sie schmeckten sehr gut. Das Brodtstückchen stellte das Pferd vor, die Butter den Sattel und das Fleisch darauf war denn der Reiter selbst. Nun, der Name sollte mir denn, wie sie meinten, Lust zu essen machen, und fürwahr, weil es doch Reiter waren, aß ich auch zwei oder drei derselben, aber die übrigen blieben verschont und wollten nicht durch Mund und Schlund in den Magen hinein, denn die Natur wußte besser was mir dienlich war, als die lieben Aeltern, die es freilich jedoch sehr gut mit mir meinten.

Aber was thun nicht die Namen in der Welt. Ganz gewöhnliche Dinge erlangen dadurch ein Ansehen, als wenn sie wer weiß was Großes wären, und viele Leute lassen sich dadurch täuschen. Auch trachten eitle Menschen nach großen Namen und werden doch nichts Anderes als sie sind, und der Schneider bleibt ein Schneider, wenn er auch Kleiderkünstler sich nennen läßt; und wenn auch Jemand zum Graf oder Baron

ſich machen läßt, ſo bleibt er doch nur ein Menſch, und zwar derſelbe Menſch, der er vorher war.

Mir fällt aber bei den Speiſereitern eine Geſchichte ein, die ich nicht auf dem Herzen behalten will, obſchon ſie unbedeutend iſt.

Es war auch ein Knabe krank geworden, der wohl ſchon zwölf Jahr alt ſein mochte. Er wurde bald wieder geſund, meinte aber, er ſei es noch nicht recht und blieb im Bette, worin es ihm gefiel, als ein noch Halbkranker, um deſto länger die Schleckerbißlein zu genießen, womit ihn die allzuzärtige Mutter nur zu reichlich verſahe. Die Mutter gab dem armen, kranken Jungen, wie ſie ihn nannte, was er nur mochte, und er mochte viel und mancherlei, bald Dieß bald Das.

Der Vater ſahe das Alles mit Mißfallen, denn er merkte daß der große Junge geſund war.

Da nun der Junge, der arme, kranke, einmal eine geräucherte Blutwurſt von der Mutter forderte und auch erhielt, weil er ſogar großes Verlangen darnach trüge, nahm ihm der Vater die Wurſt wieder weg und ſagte: „Du großer Bengel, wenn du geräucherte Wurſt eſſen willſt, biſt du fürwahr nicht mehr krank und mußt nicht ferner im Bette liegen. Steh auf, dann magſt du die Wurſt eſſen.“

Da ſtand er hurtig auf, zog ſich an wie ein Geſunder, aß die Wurſt wie ein Geſunder, und blieb hinfort auch geſund!

Die Blutwurst hatte ihn also völlig und ganz aus dem Grunde kurirt.

15.

Die erste Gefahr.

Warum hüten denn die Aeltern mit so großer Sorgfalt die jüngeren Kinder? — Ach der Kinder Unverstand, ihre Sorglosigkeit, ihr Mangel an Erfahrung, ihre Unbekanntschaft mit den Gefahren, ihre kindische Kühnheit, und die Unbedachtsamkeit, mit welcher sie Andere nachahmen, kann sie sehr oft ins Verderben, um Leben und Gesundheit bringen. Wenn Ihr darnach fragen und darauf merken wollt, so werdet Ihr schon finden, wie Manche durch ihre Thorheit in der Kindheitszeit auf Lebenlang ungesund oder zu Krüppeln geworden sind. Die treuen Aeltern hüten die Kinder wohl und lassen sie in Obhut nehmen, aber mit der größesten Sorgfalt können sie doch nicht jegliche Gefahr verhüten, und es ist sehr zu verwundern, daß nicht noch mehr Unheil und Schaden geschieht. Das macht aber, sagten die guten Alten, der Schutz Gottes, womit er die Kleinen behütet, indem er ihnen einen Schutz- und Hutengel zugesellt. Die frommen Alten wußten wohl was sie sagten und wie sie es meinten, aber das gehört nicht weiter hieher.

Ich war noch recht klein, denn ich weiß, daß wir damals noch an dem ersten Orte uns aufhielten, als mich thörichte, kindische Nachahmung in Lebensgefahr brachte.

Ich hatte gesehen, wie größere und im Springen und Klettern gewandte Knaben, sich hinten auf den Tritt vorbeifahrender Kutschen schwangen, sich darauf hinsetzten und eine ziemliche Strecke mit fortfahren ließen, und sahen dabei so seelenfroh aus, als hätten sie ein großes Gut erlangt, und ich dachte, wenn ich auch einmal so hinauf, und mich mit fortfahren lassen könnte, das müsse eine unaussprechliche Lust und Freude sein. — Wie es sich nun gar drinnen in der Kutsche müsse sitzen lassen? daran dachte ich auch mit keinem Gedanken, so gar überhoch und vornehm mochte mir das scheinen. Jetzt zwar hat fast jeder wohlhabende Bauersmann einen Kutschwagen oder Halbwagen, aber damals hätten es sich die reichsten Bürger wohl für einen großen Hochmuth müssen anlegen lassen, wenn sie sich ein solches Fuhrwerk hätten halten wollen, ja vielleicht wär' es ihnen sogar verboten worden, als Etwas, das ihrem Stande nicht zukäme. Gewiß weiß ich das freilich nicht, aber das weiß ich, daß, wohl zehn Jahr nachher noch, ein Graf mit einer großen Grafschaft, es seinem Sohne, dem Erbgraf, fast zu einer Sünde anrechnete, daß derselbe zu seiner Lust zuweilen ausfuhr und ausritt, denn dem

Vater

Vater schien das eine große Weltseltenheit. Aber ich komme ja von meiner Geschichte ab.

Es hielt eine Kutsche vor oder dicht neben des Vaters Haus. Die Gelegenheit konnte' ich ja nicht vorbeilassen, um hinten auf den ledigen Kutschtritt zu kommen. Indem ich mich bemühe die noch allzukleinen Beine an die Speichen des Hinterrades anzustemmen, um desto eher auf den Tritt zu gelangen, geht der Wagen fort und ich gerathe zwischen die Radspeichen. Nichts weiß ich mehr von der ganzen gräßlichen Geschichte, als daß der Vater mich bei den Haaren aus den Speichen riß. Dieß ist das Einzige, dessen ich mir bewußt bin. Als ich aus meiner Sinnlosigkeit aufwachte, in welcher ich sehr lange mochte gelegen haben, standen die Aeltern an meinem Bette, und waren froh, daß ich völlig gesund und an allen Gliedern unverletzt war.

O thörige, kindische Nachahmung! Wie viel Angst hatte ich den armen Aeltern verursacht! Und wie leicht hätte ich auf meine ganze Lebenszeit ein gebrechlicher Mensch, ein Krüppel bleiben können! Mit welcher Bekümmerniß hätten noch immerdar die Aeltern ansehen müssen, die mir einst kein Geld und Gut hinterlassen konnten; und welch ein jammervolles, vielleicht ganz unthätiges und nutzloses Leben würde ich geführet haben, und hätte allein von der Barmherzigkeit guter Menschen mich erhalten müssen, die mich

ihren Kindern als ein trauriges Beispiel würden vorgestellt haben!

O ich danke noch jetzt Gott im Herzen, der mich damals, o und auch nachmals noch manchmal sichtlich geschützt und behütet hat.

16.

Andere Gefahren.

Auf einen Kutschentritt bin ich in meinem Leben nicht wieder gestiegen und von dieser Seite war also keine Gefahr für mich; aber deshalb war der einfältige Knabe noch lange nicht klug geworden. Auch der kindische Unverstand will so oftmals nicht bedenken, was zum Frieden dient und heilsam ist. Ich bedachte es auch nicht und hätte darüber abermals sehr unglücklich sein können.

So ein acht Jahr mocht' ich wohl sein, als mir die Aeltern erlaubten mitunter ein wenig allein vors Thor zu gehen, wozu nur wenige Schritte gehörten. Ich war stets einsam und allein; der Bruder häufig nicht zu Hause und der Umgang mit den Kindern der Nachbarschaft mir verboten, denn die Aeltern fürchteten, und wohl nicht mit Unrecht, ich möchte schlechte Sitten von ihnen annehmen.

Der Platz, bis zu welchem ich ging, war schwerlich über tausend Schritte vom Thore entfernt. Hier war ich am liebsten, denn es war ein stiller einsamer Platz, auf welchem sich sehr selten nur spielende Kinder, die mir unbekannt waren, einfanden, deren munterm Spielen und Lärmen ich entfernt zuschaute. Mich verlangte es nicht in ihrem Kreise zu sein, und sie versuchten auch nicht mich hineinzuziehen. Wir bekümmerten uns nicht um einander.

Auf diesem Platze war ein kleiner Hügel, und längs eines kleinen Baches standen Weiden und hohe Pappeln. Unter den Pappeln saß ich oft, wenn die Sonne heiß schien und erlabte mich an der Kühlung und sahe in den Bach hinein, wie seine kleinen Wellen friedlich und mit sanftem Plätschern hinzogen und sich bald in einem kleinen Brockenflüßchen, der Helzemme, verloren. O es saß sich sehr hübsch daselbst. Noch öfter aber stand ich auf der kleinen Höhe und sahe den Brocken mir gegenüber, die Heinrichshöhe, oder den tiefern Berg eben sowohl als den höhern, den eigentlichen Brocken. — Groß und herrlich zog sich der Harz vor meinen schauenden Augen im dunkeln Halbkreise hin.

O wie gern und unverrückt sahe ich zu den Hochbergen hinauf, besonders im Abendlicht, wo sie so herrlich und glänzend strahlten, aber auch dann zog es mich an, wenn über den Bergzinnen Wolkenberge sich auftürmten und sinken dann an

zu wogen und zu wallen, und wühlten unter einander hindurch und schienen sich in Dampf aufzulösen.

Oft war es mir als sähen mich die hohen Berghäupter starr und ernst an und sprächen zu mir: „Komm doch herauf und schaue dich um! Hier stehst du ja sehr hoch und über alles Land erhöht!“ — Ach wie wär' ich so gern hinauf gewesen und hätte mich umgeschaut, weit in das Land hinaus, auf die tiefern Berge und Thäler, auf Wälder und Fluren, auf Städte und Dörfer, auf Teiche und Flüsse. O ich sehnte mich wohl hin, aber erst einige Jahre nachher ward mir dieses verlangte Glück zu Theil.

Auf diesem Platz nun stand ich einst auch und es kamen Knaben daher, allesammt größer denn ich, und spielten mit einander und zuletzt stieg Einer auf einen Baum, Andere folgten nach und kamen eben so leicht hinauf, und Einige kletterten bis in die Gipfel der höchsten Pappeln und jubelten von oben herab und waren nun hohe Leute geworden. O das gefiel mir, das gefiel mir sehr, und es bedünkte mich gar herrliches Ding, so hoch oben zu sitzen in leichter reiner Luft, wie ein Vogel und sich auf der Baumspitze luftig und lustig zu wiegen. Ich dachte, ich könnt' wohl auch eben so gut hinauf, wie die größern Knaben und nahm mir vor, das nächstemal, wenn ich ganz allein wäre, eine der höchsten Pappeln zu erklettern, denn in Gegenwart anderer Kinder es

zu versuchen, hätte ich aus Schaam nicht gewagt, es bedünkte mich, es läge etwas Unschickliches darin, was sittsamen Knaben nicht wohl anstehe. Und dennoch, — o wie war es denn möglich? nahm ich mir vor hoch hinaufzusteigen und mich dort oben zu wiegen und wohl auch ein wenig, wie ich jetzt glaube, mich vor mir selbst mit meiner Kunst zu brüsten.

17.

Fortsetzung.

Der Fall.

Es traf sich denn auch bald einmal, daß ich auf meinem Lieblingsplatze allein war, ganz allein; hinzukommen kein Knabe und kein Erwachsener, und in der alten rußigen Oelmühle, die in einiger Entfernung da stand, wohnten alte Leute, die sahen niemals aus dem Hause oder aus dem Fenster hinaus und sahen überhaupt in der Welt nichts, als was in ihrer Mühle vorging.

Da stand ich und vor mir stand der Baum, an dem ich meine Kunst zeigen wollte. Ich war so fest entschlossen gewesen den Baum zu besteigen, und als ich nun vor ihm stand und er mir seine Zweige entgegenreichte wie Arme, die mich

leicht und sicher bis zu dem Gipfel hinaufheben wollten, schwankte und zweifelte ich doch und war nicht ohne alle Beängstigung, ob ich es wagen dürfe? ob ich es glücklich vollbringen werde? ob mich dennoch nicht Jemand erblicken und es wohl gar den Aeltern verrathen möchte? — Und der Baum schien mir um viel, viel höher geworden zu sein, als er vor einigen Tagen war. Das war ja freilich wohl wunderbar.

Aber ich klimm hinauf und weiß nicht, wie ich bis zu dem obersten Gipfel kam, der aus einem glatten, armsstarken und graden Zweig bestand und nur oben eine Blätterkrone hatte.

Hier saß ich, seelig wie im Himmel, und wiegte mich auf dem Zweige, der schwankend sich unter mir hob und mich wieder erhob, auf und nieder, und war mir da als sei ich in meinem ganzen Leben so glücklich nicht gewesen, als hier auf dem Zweige. Ob er nicht brechen könnte? — Ei, ein so gewaltig verständiger Bursche als ich, hatte freilich daran wohl gedacht, jetzt aber, da sich der Zweig so gut hielt, hatte ich deshalb keine Sorge mehr, auch hatte ja derselbe gar nicht geknarrert, gar nicht ein Bischen. Ich gebe mir, nachdem ich ein Paar Minuten, hoch und auch wohl hochmüthig gesessen hatte, einen Schwung, so stark als ich nur immer vermag, und plötzlich kracht der Zweig und ich fliege von dem Baume herab, auf den trocknen, felsenharten Rasenboden. Da lag ich besinnungslos, denn der Fall mochte

eine Höhe von funfzig oder doch gewiß vierzig Fuß betragen haben.

Besinnungslos lag ich da, wie lange aber, das wußte ich nicht, wohl aber mochte es keine bedeutend lange Zeit gewesen sein, denn die Aeltern hätten sonst gewiß Nachfrage gehalten, warum ich so lange ausgeblieben sei, und wo ich mich verweilt gehabt? In dergleichen Dingen waren sie sehr scharf, der Vater insonderheit.

Als ich zu mir selbst kam und mich besann, wo ich sei, konnte ich doch aufstehen, obwohl nur mit vieler Mühe. Mir war es, als hätte man mir den ganzen Leib an allen Gliedern zerschlagen, aber gottlob, es war Alles unverletzt und kein Glied zerbrochen und weder Arm noch Bein untauglich zum Greifen und Gehen.

Ich ging nach Hause und dankte dem Himmel, daß die Aeltern nichts merkten, auch gar nichts. Hätten sie es, so wär' es um meine schönen Gänge vors Thor geschehen gewesen und sie hätten mich gewiß nicht weiter fortgelassen, als mich ihre Augen erreichen konnten. Das wäre aber gar nicht weit gewesen, kaum ein Drittheil so weit, als ich bisher gegangen war.

Nun aber werd' ich doch wohl ein Bischen klug geworden sein? werdet Ihr denken. In einem Alter von acht Jahren kann man doch schon ein wenig nachdenken und überlegen. — Freilich war ich auch klug geworden und zwar ganz außerordentlich, so klug nämlich, daß ich

auf keinen Baum mehr stieg und mich auf seinem Gipfel zu wiegen Lust hatte, denn darauf rechnete ich nicht, daß meine kühnen Kunstversuche allezeit so glücklich mit einem unschädlichen Fall ablaufen müßten. Wie weit aber meine Klugheit ausreichte, werden wir sogleich vernehmen.

18.

Fortsetzung.

Die Nasenquetsche.

Es waren in der letzten Schulklasse der lateinischen Schule, in welche ich nach dem siebenten Jahre auch mit ging, ein Haufen Schüler versammelt. Es waren Chorschüler, die zu bestimmten Tagen der Woche in einen Theil der Stadt umgingen und vor den Häusern der Bürger mancherlei Lieder sangen, geistliche und weltliche.

Ich befand mich grade auch mit unter den Schülern, die alle ohne Ausnahme größer und älter waren, denn ich. In der Klasse, in welcher wir waren, waren nur zwei Tafeln, an welchen man schreiben und rechnen konnte. Eine dicht an der Thür, die andere hinten am Ende. Zwischen den beiden Tafeln standen zehn niedrige Bänke ohne Tafeln, für die kleinen Schüler, die

noch im deutschen und lateinischen Lesen und in andern Anfangsgründen geübt wurden.

Nun fällt es einem der größeren Singeknaben ein, von der ersten Tafel an der Thür auf die niedrigen Bänke zu springen. Das war ein gefährliches Spiel, denn traf er die Bank nicht genau, sondern sprang halb und halb dazwischen, oder konnte sich auf derselben nicht erhalten, so mußte er einen entsetzlichen Fall thun, bei welchem Hände und Kopf in große Gefahr kamen.

Aber dachte denn der Unverstand an eine Gefahr? Es fanden sich der Nachfolger so flracks mehrere, die den nämlichen Sprung mit Glück verfuhren, und sich dann ihrer Geschicklichkeit und Kunst gegen die Anderen gewaltig brüsteten. Da wollt' es denn ein Jeglicher vor Allen am besten gekonnt haben.

O thörige! thörige Eitelkeit! Ich ließ mich bedünken ich könnte schon auch springen und tüchtiger, als die Andern allzumal. O thörige, kindische Eitelkeit! Ich wollt' ihnen zeigen, wer ich sei, und sie sollten es mir nicht nachthun können, sondern blos mich bewundern, anstaunen müssen und sagen: „Der kann es am besten!"

So stieg ich denn auf die Tafel und sprang — und sprang um eine Bank weiter, als die Andern gesprungen hatten. — „O das können wir auch!" hieß es, und lachend thaten sie es mir nach und versicherten, das sei ja gar nichts, und wenn sie sonst nur wollten, könnten sie noch viel weiter springen.

O kindische! gefährliche Eitelkeit! Ich sprang abermals um eine und dann wieder um eine Bank weiter, als sie; aber Einige thaten es mir immer nach. So wollt' ich denn einen solchen Sprung thun, den mir Keiner sollte nachmachen können, that ihn und schlug zwischen der neunten und zehnten Bank hin und zerschmetterte mir an der Kante der hintersten Tafel das Nasenbein. Das Blut strömte aus der Nase.

Sie standen anfangs wohl stumm da, aber es nahm sich Keiner meiner an, es bedauerte mich Keiner. Ich hielt das Schnupftuch vor die Nase, welches bald das Blut nicht mehr fassen konnte, und meine Kleider wurden blutig.

In der entsetzlichsten Seelenangst ging ich nach Hause. Was sollt' ich den Aeltern sagen? Lügen konnt' ich nicht. Des Vaters erster Zorn war furchtbar. Auf dem Wege stand ich überall still, wo es nur anging, ob das Bluten nicht aufhören wollte, aber es hörte nicht auf.

Ohne der Mutter Bitten hätte mich der Vater in seiner ersten Heftigkeit gewiß gewaltig geschlagen. Ach ich hatte der Schmerzen ohnedieß sehr viel und war gestraft genug, und die Aeltern hatten grose Angst, wie es mit der zerschmetterten Nase ablaufen würde und ob sie die rechte Lage wieder bekommen und nicht das ganze Angesicht schänden möchte, und die Mutter hatte mit Umschlägen grose Mühe und Noth.

Ueber drei Wochen mußte ich zu Hause bleiben

und die Schule versäumen, und als ich wieder hineingehen konnte, o wie schämte ich mich vor meinen Mitschülern und vor den Frauen derselben, ob denn nun meine Nase wieder ganz heil sei? — Wie froh war ich, als bald nicht mehr von meiner Nase die Rede war. Etwas schief ist aber dieselbe geblieben, obwohl nicht sehr. Wer sie aber genau ansahe, sagte wohl: „Sie haben ja eine schiefe Nase!" — Freilich habe ich sie, aber daran hat die kindische und gedankenlose Eitelkeit die Schuld.

14.

Tiefe Kränkung.

Nach dem siebenten Jahre schon führte man mich in die lateinische oder in die Oberschule, denn der Bruder hatte mich so weit gebracht, daß ich die Declinationen *) und die ersten zwei Arten Adjectiven oder Beiwörter fertig wußte. Der Lehrer war ein barscher und rauher Mann und wohl auch ein wenig hochmüthig. Er war zufrieden mit der Genauigkeit, mit welcher ich vor ihm

*) Laße sich dies Wort und das nachfolgende erklären, wer nicht weiß, was es bedeutet; hier setzt es nicht an. Uebrigens ist dieser Verfall fast nur allein für meine kleinen Lateinischen Leser.

die Declinationen und Adjectiven aufsagte: und gab mir dann eine andere Art Adjectiv zu lernen auf, das in dem Sprachlehrbuche oder Grammatik darauf folgte und welches ich des andern Tages auswendig wissen mußte. Das sahe aber also in dem Buche aus:

Bonus — a — um sollte heißen: bonus, bona, bonum
Boni — ae — i — — boni, bonae, boni
Bono — ae — o — — bono, bonae, bono

und wieder

Boni — ae — i sollte heißen: boni, bonae, boni
Bonorum — arum — orum — — bonarum, bonerum, bonorum
Bonis — — — — bonis, bonis, bonis.

Solcher Zeilen mußte ich zwölf auswendig lernen, aber der Lehrer gab mir kein Wort Anweisung, wie das mit dem a und um u. s. w. gemeint sei. So lern' ich es denn wie es da stand — o mit wie vieler Mühe, vom Schluß der Nachmittagsschule an, bis zu dem Abend hin, denn die bleßen ae und i und orum und arum wollten sich durchaus nicht behalten lassen. Die beiden Striche hinter bonis ängsteten mich insonderheit aufs bangste, denn ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte.

Am andern Tage sagte ich es her, wie ich es gelernt hatte, nämlich bonus — a — um u. s. w. — Euch, die Ihr wißt, worauf es ankam, werdet das nun sehr spaßhaft und lustig finden. Ich

Gott! ich fand es nicht also. Mit Angst und Zittern sagte ich es her, was ich gelernt hatte, und hoffte wohl gar ein kleines Lob davon zu tragen, daß ich es so genau und gut wisse. Und als ich es hergesagt hatte, schlägt der Mann eine hämische Lache auf, fährt mich heftig an und erklärt mich für den erzdummsten Jungen auf der ganzen Erde und ich stehe glühend vor Schaam an seinem Tische, wie ein armer Sünder. Ich fühle noch heute, wie schmerzlich weh mir der Mann that, denn ich war mir bewußt, wie treu ich mein Möglichstes gethan hatte. Ich sollte es den nächsten Tag besser können, hieß es, wenn ich nicht die Gewalt des Katechismus erfahren wollte. — Da setzte sich ein bitteres Mißtrauen in meinem Herzen gegen diesen Mann fest. Aber damals war es beim ersten Unterricht überall so; man mußte viel lernen ohne verständigt zu werden, und wo man nicht fortkonnte, übte der Stock seine gewaltige Macht aus. Zu den Tugenden eines guten Schullehrers gehörte es gleichsam als ein Hauptstück, daß er tüchtig schlagen konnte. Wie glücklich seid Ihr dagegen in unsern Tagen, Ihr lieben kleinen Menschen!

Ich lernte denn aufs neue, wie es eigentlich gelernt sein mußte, denn der Bruder half mir zurecht, der des vorigen Tages nicht da gewesen war. Der Lehrer selbst aber hatte mir auch diesesmal eben so wenig Anweisung gegeben, was eigentlich zu thun sei, als gestern.

Ich sagte denn nun das Erlernte aufs neue her und es war recht, aber irgend ein Zeichen des Beifalls erhielt ich nicht von dem Lehrer; er war strenge gegen Alle, sichtlich aber gegen mich am meisten, obwohl ich allen Anlaß vermied, geschlagen zu werden, und wirklich auch nur ein einzigesmal Schläge von ihm empfangen habe, aber warum? und wie? das muß ich insonderheit erzählen.

Der Unterricht bestand damals, wie ich schon gesagt habe, im todten Auswendiglernen, von Katechismusfragen, Sprüchen, Regeln und Wörtern der lateinischen Sprache. In der nächsten Klasse mußten täglich der lateinischen Wörter oder Vocabeln ein ganzes engedrucktes Blatt voll gelernt werden, die meisten aber lernten sie nicht, sondern ließen sich lieber einmal durchprügeln, welches aber bei der großen Lindigkeit des Lehrers, der in dieser Klasse unterrichtete, nur selten und mäßig geschahe. — Soll ich es sagen? Manche große Bengel in dieser Klasse, die immerdar Strafe verdienten und darum auch fürchteten, waren auch immer darauf gefaßt, dieselbe zu erleiden, denn sie hatten den Rücken mit Löschpapier auf alle Fälle wohlverwahrt. — Fühlten sie nur die Schläge nicht, so wars ihnen genug. Für den Schimpf dabei und für Ehre und Schande überhaupt, hatten die rohen Buben keinen Sinn. Den Bessern aber that der Schimpf weher, als der Schlag.

20.

Die Mißhandlung.

Es geschahe bei uns öfters, daß Verstorbene unter Begleitung aller Schüler beerdigt wurden, besonders Jünglinge und Jungfrauen, deren Lebensblüte der Tod schnell abgeknickt hatte. Da folgten die Schüler mit einigen Lehrern, Paar und Paar dem Sarge im ordentlichen langsamen Zuge nach und wurden manchmal sehr traurig gestimmt und ein großer Zug von Jünglingen und Jungfrauen folgte der Leiche auch mit.

Noch war ich niemals bei einem solchen Leichendienste mit gewesen, weil mir die Aeltern die Erlaubniß dazu immer verweigerten. Aber an einem trüben Decembersonntage, wo Alles im Hause so todt und öde war und wieder ein früh verblühetes Leben zu Grabe getragen wurde, bat ich die Aeltern so lange und inständig, bis sie mir mitzugehen erlaubten.

Wir gingen nicht umsonst mit, wir Schüler, sondern bekamen dafür einiges Geld — wenig zwar, aber für uns ward viel und für diesesmal bekamen die ersten Chorschüler wohl an zwei Groschen — das war sehr viel, und ich bekam mit den andern Kleinen einen Marktgroschen (ein

Achtpfenniglück), da ich wohl kaum auf einen Mattier (Vierpfenniger) gerechnet hatte.

Einen Mariengroschen hatte ich! O wie war ich so reich und froh! Ach ich dachte nicht an die Thränen und an den Jammer der armen Aeltern, deren Kind sie hintrugen, und dachte um so weniger daran, weil mir der Tod von Jünglingen, Jungfrauen und Kindern immer so lieblich schien, wenn ich die blassen entfleischten Gestalten im schneeweißen Gewande und mit schönen Blumen geschmückt, so still und sanft da liegen sah, wie wenn sie im tiefen und recht sanften Schlummer ruheten.

Fest hielt ich meinen Mariengroschen in der zusammengedrückten linken Hand, die ich von Zeit zu Zeit behutsam öffnete, zu sehen ob er noch da sei, und mich an seinem Anblick zu erfreuen. O wär' er noch so glänzend und glühig gewesen als da, wo er aus der Münze kam, da hätte ich meiner Freude kein Maaß und Ziel gewußt.

Nun es war das erste Geld, das ich mir verdient hatte und das deshalb ganz und gar mein eigen war. Verdient hatt' ich es mir durch mein Mitgehen und Mitsingen — denn die meisten und bekanntesten Liedermelodien wußte ich — Ich sang treulich mit und fühlte den strengen Nebelfrost in meiner Freude gar nicht, der die Andern zittern machte.

Es war Alles vorbei und mochte zwischen drei und vier Uhr sein, und war schon sehr dunkel, aber

aber finster noch nicht, als ich auf meinem Weg nach Hause an dem Hause des einzigen Freundes vorbei mußte, den ich seit einiger Zeit hatte kennen gelernt und zu welchem ich des Sonntags je zuweilen auf ein Paar Stunden hingehen durfte. Er hieß Friedrich.

Es zog mich zu ihm ins Haus hinein, denn ich mußte ihm ja meinen wohlverdienten Mariengroschen zeigen, damit er sich mit mir darüber freuen könne. Ich dachte nicht daran, daß ich keine Erlaubniß von den Aeltern hatte zu ihm zu gehen, und hätte ich auch daran gedacht, so hätte ich doch ihre Erlaubniß vorausgesetzt, des großen Werks wegen, was ich eben vollbracht hatte — mitgegangen zu sein und mitgesungen zu haben, und des Mariengroschens wegen. Ich hatte keinen Gedanken, ob ihnen nicht mein Ausbleiben Sorge machen würde; war ich doch selbst so sorglos und so glücklich!

Aber als ich um vier Uhr noch nicht wieder zu Hause war und es fast anfing finster zu werden und die Aeltern mit Gewißheit erfuhren, die Beerdigung sei schon eine feine Weile vorbei, da fangen sie nicht an zu sorgen um mich, sondern es legt sich eine ungeheure Angst auf das Vater- und Mutterherz. Sie glaubten, ich sei verunglückt, wie wenige Tage zuvor ein anderes Kind, das ins Wasser gefallen und unter die Mühlräder gekommen war. Mit entsetzlicher Angst suchen sie mich überall, fragen allenthalben nach mir,

und Niemand will mich gesehen haben — freilich nicht, da es schon dunkel und ich im Hause des Freundes war. So suchen sie mich mit Zittern und Beben einige Stunden lang, und, o lieber Gott, wie verwirrt die Angst die Gedanken! auf den Ort, wo sie mich zuerst hätten vermuthen können, fallen sie nicht, und halten mich für verloren. Da saßen sie in ihrem unaussprechlichen Jammer und in den qualvollsten Vermuthungen, und wissen nicht mehr, wo sie fragen und suchen sollten, als ich gegen Zeit des Abendessens zu ihnen eintrat. O da! da wurden ihre Herzen froh, unaussprechlich froh! Der Vater schalt nicht und verwunderte sich selbst, daß sie nicht zuerst darauf gefallen, daß ich bei dem Spielkameraden sein würde, die Mutter weinte vor Freude und ich war auch froh, denn ich konnte ja den Mariengroschen aufzeigen, den ich verdient hatte.

In der Stadt indessen hieß es: „Hast du es auch gehört? der kleine Andreas ist ja ertrunken — ist in den Mühlgraben gefallen und unter die Räder gekommen; die armen Leute! ob sie ihn denn schon mögen gefunden haben?" u. s. w.

So gingen die Fragen und Gerüchte von Mund zu Mund und waren desselben Abends noch dem Lehrer in meiner Klasse zu Ohren gekommen.

Sorglos und wohlgemuthet ging ich des Montags in die Schule, mit großer Freude noch über den Mariengroschen, von dem ich nicht lassen

konnte und deshalb wohlverwahrt in der Tasche bei mir trug.

„Junge, wo bist du gestern nach der Leiche — so wurde es genannt, statt zu sagen, nach der Beerdigung — wo bist du nach der Leiche gewesen?“ Er hörte nicht auf mich, er nahm den dicksten seiner Haselstöcke und haute aus aller Kraft seines starken Arms auf meinen Rücken, bis er nicht mehr konnte, und hörte nicht auf das Wimmern des unschuldigen Knaben.

Ich sagte den Aeltern nichts — ich verbiß meinen brennenden Schmerz, der mich die ganze Woche quälte; ich war traurig und niedergeschlagen, aber die Aeltern erfuhren auf die Fragen dennoch nichts und meinten, es sei eine Krankheit im Anzuge.

Den Sonntags darauf entdeckte sich, was geschehen war. Die Mutter hatte auf der Ruhestelle meines Hemdes Blut und Eiter gefunden; mein Rücken wurde besichtigt, und die Streifen waren fingerstark, mit Blut unterlaufen und zum Theil eiternd. — Da mußte ich bekennen, wie mich der grausame Mann behandelt hatte.

„Dem brech' ich den Hals!“ rief der Vater in dem ersten Ausbruch seiner furchtbaren Wuth, und wollte so gerade, wie er im Sonntagskleide war, zu meinem Peiniger hin. Wie gut, daß ihn die Mutter und der Bruder mit den flehentlichsten Bitten davon abhielten; ein Unglück wäre wahrscheinlich geschehen, zumal des Vaters Stärke

eben so unglaublich groß war, als der erste Anfall seiner Heftigkeit.

Ihr seht, wie man uns Kinder damals behandelte! Seht auch zugleich daran, wie gut Ihr es in jetzigen Zeiten habt, vielleicht zuweilen ein wenig allzugut, indem manche kindische Thorheit und mancher Muthwille des Ernstes bedarf und unter allzuviel Milde nur desto frecher aufwächst. Doch das werdet Ihr auch einst schon einsehen lernen.

Nur dieses eine mal bin ich von dem barschen Lehrherrn geschlagen worden und nie wieder. Aber er war doch Schuld und Ursach, daß ich einmal wohl vier Wochen lang hintereinander, so oft ich aus der Frühschule kam, von den Aeltern unbarmherzig gepeitscht wurde, obwohl er in seinem Leben nie mit ihnen auch nur ein einziges Wort gesprochen hat. Er war Schuld, und ich war ganz unschuldig; aber wie das zusammenhing, kann und mag ich hier nicht erzählen. Genug, daß es zu hart war!

Zu den Strafmitteln dieses Mannes gehörte auch der Eselorden. Es war ein großer Esel mit langen Ohren auf die handbreite Pappe gemahlt, welche den Orden vorstellte, der dem Sträfling umgehangen wurde und womit er vor das Schulgebäude auf eine steinerne Stufe treten mußte, einen Stock statt des Gewehrs mit der Hand auf die Achsel haltend. So mußte er zuweilen eine ganze Stunde lang stehen und schultern. Ob nun das

mit das Ehrgefühl ein- oder ausgetrieben werden sollte? geb' ich Euch zu bedenken.

21.

Der milde Lehrer.

Nächst über dem strengen Lehrer, von dem ich erzählt habe, war ein anderer angestellt, welcher der Herr Cantor hieß, denn das Singchor stand unter ihm und er gab Unterricht im Singen, für diejenigen, welche Lust dazu hatten. Ich ließ mich auch darin unterrichten und ging auch nachmals mit in das Singchor, und ist mir noch heute sehr lieb, daß es geschehen ist, denn es hat mir mancherlei Gewinn gebracht und mir manchen angenehmen Augenblick gemacht. Es ist so hübsch, leicht und rein ein liebliches oder ein ernstes Lied singen zu können und die Töne flattern anmuthig und federhaft in der bewegten Luft oder hüpfen und tanzen fröhlich dahin, oder ziehen im langsamen ernsten Klang höher und höher hinauf, als wollten sie über die Wolken hin bis zum Sternenhimmel. Ich kann es nur, wenigstens Euch nicht, so kurz und deutlich sagen, aber es liegt ein eigenes und wundersames Leben in Tönen und Stimmen verborgen, und wohnt ein heimlicher Geist in ihnen, und Liebe und Leid,

Lust und Schmerz verhüllt sich in den Tönen und bricht aus ihnen hervor. Könnt' ich es nur dahin bringen, so wollte mir alle Welt von Jugend auf singen lernen. Es hilft auch der Reinheit und Richtigkeit und dem Wohlklang im Sprechen und selbst die Lungen werden dadurch gestärkt. Lernt Singen, Ihr Lieben, wenn die Natur Euch nicht an der Stimme verwahrlost hat, wiewohl leider bei Manchem geschieht, der wie einen reinen Ton aus der Kehle herausbringen kann, und dem wohl gar auch alle Musik entgangen ist. — Aber ich bin ja von unserm Herrn Cantor ganz abgekommen.

Nun er war, wie ich schon vorher gesagt habe, ein milder und gutmüthiger Mann und war kein Freund von Schlagen und Strafen und fuhr nicht leicht einen von uns an. Das war nun wohl gut und doch wohl auch wieder nicht recht gut, denn es saßen viele große Bengel in seiner Klasse, und manche derselben waren wohl über funfzehn Jahr alt. Diese mißbrauchten des Lehrers Gutmüthigkeit, trieben unter den Uebrigen heimlich ihre Possen, oder saßen in dumpfer Gedankenlosigkeit da und thaten gar nicht, als ob es hier Etwas zu lernen gäbe. Darüber ist aber auch, so viel ich weiß, aus keinem einzigen derselben etwas Tüchtiges geworden. Die meisten blieben ganz gewöhnliche Taglöhner und einige, wurden unter dem Prügelstock des Unteroffiziers in einige Ordnung und Vernunft gebracht.

Zum Auswendiglernen wurde uns freilich viel, allzuviel aufgegeben, Vokabeln und Regeln, wie ich schon erwähnt habe, aber was half das? da sich Niemand in der ganzen Klasse daran kehrte, meine kleine Person ausgenommen, welche nach der Nachmittagsschule zu lernen nicht aufhörte, bis der Abend hereindunkelte. Nun darf ich mich damit aber nicht rühmen, denn ich lernte vielmehr aus Furcht vor der Strafe, denn aus gutem und freiem Willen. Für mich war es genug, daß der haselne Zuchtmeister und Lehrgehülfe auf dem Tische drohend lag, obwohl er fast nie gebraucht wurde. Den hab' ich ihn zweimal in gewaltiger Thätigkeit gesehen.

Es mochte dem ausmärkischen Manne eine Maus oder eine Grille oder sonst ein solcher Ding in den Kopf gefahren sein, und er kam mit Verdruß und unzufriedenem Sinn einen Morgens in die Lehrstunde und fragt nach den Vokabeln, aber Keiner wußte auch nur eine zu sagen, ich aber wußte alle. Da fing der Mann an mit dem Haselnen sie allesammt aus Leibeskräften durchzuwamsen, und hob an von dem Obersten bis zu dem Untersten. Zu seinem Verdrusse mußte er auch mich hauen, ich aber rief klagend: „Ich habe ja meine Vokabeln gewußt, Herr Cantor!" — „Ja so!" sagte er, und fuhr dann bei dem Nächsten unter mir in seinem Werke fort.

Ein andermal ging es auf ganz gleiche Weise, weil von den aufgegebenen Rechnungsexempeln

Keiner eins fertig hatte, ich eben so wenig als die Andern, denn im Rechnen war ich immer hinter den Meisten zurückgeblieben. — Ich wußte gar nicht, worauf es dabei ankam, denn es wurde nur an einer großen Tafel vorgerechnet und nicht Grund und Ursach angegeben — aber ich kam ohne Strafe davon, weil ich noch so klein sei, sagte der Lehrer — und will ich so lange fleißig sein. Ich dankte dem guten Manne in meinem Herzen.

22.

Notwehr.

Was hatte ich denn den großen Jungen, die mit mir in dieser Klasse saßen, Leides gethan, daß sie mich fast ohne Ausnahme jeden Tag [illegible] deuten und spottend oder höhnend neckten, am meisten auf dem Wege nach Hause, in einer engen Gasse, die finster und wenig besucht war? Ich war ihnen ja nie mit einem Wort oder Miene zu nahe getreten, das wußt' ich gewiß. Wollten sie dies an mir, als an dem Kleinsten und Schwächsten in der Klasse, ihre Roheit auslassen? Ich weiß es nicht! — Sie warteten meiner, wenn ich mit Fleiß zurückgeblieben war, bis ich kam. Dann wurde ich von ihnen hin-

und hergestoßen, gezupft und gerupft an Kleid und Haaren, und ich weiß nicht mehr auf welch' andere Weise gemißhandelt? Es half nichts, daß ich sie bat, mich endlich meines Weges gehen zu lassen, da ich ihnen ja niemals das Mindeste zu nahe gethan habe. Da lachten sie dann hämisch und sagten: „Dummer Junge," und auf gleiche Weise ging es fort, bis wir auf den Markt kamen. Da ließen sie ab von mir, denn sie schämten sich vor den Leuten. — Mein! Schaam hatten diese rohen Seelen nicht — sie fürchteten sich aber.

Wohl hätte ich mir helfen können, hätte ich die rohen Gesellen bei dem Lehrer angegeben. Aber angeben? Pfui! Darin lag für mich etwas so Schändliches und Ehrloses, daß ich lieber das Aergste erduldet hätte. Nie hab' ich einen meiner Mitschüler angegeben.

Kaum mochten meine guten Gönner gemerkt haben, daß ich nicht klagen würde, so trieben sie es mit mir ärger als zuvor und der Bösartigste darunter schlug mich, was bisher nicht geschehen war. Da ergrimmt und in einer Art Verzweiflung nahm ich einen runden Kiesel auf, um ihm denselben aus aller Macht an den Kopf zu werfen; aber kaum daß ich den Stein aufgenommen, ist der Benael schon auf der Flucht und ich verfolge ihn und der Stein fliegt hinter ihm drein, jedoch ohne ihn zu treffen, und ein zweiter, im Lauf aufgenommen, fliegt eben so unschädlich an ihm vorüber.

Jetzt ist er auf dem Markte und stellt sich auf die oberste Stufe der Treppe, die zu dem Keller unter dem Rathhause hinabführt. Hier steht er still und hält sich sicher, denn auf offenem Markt, machte er meinen, würde ich wohl nichts gegen ihn wagen. Aber ich bin noch im heftigsten Grimm und im vollen Lauf stürze ich auf ihn ein und stürze ihn die Treppe hinab, wohl funfzehn oder noch mehr Stufen tief. — Da lag er unten, ohne Regen und Zucken, und mein Grimm wich vor dem Entsetzen, das mich überfiel, denn in meiner kindischen Unerfahrenheit hatte ich den Unglücklichen für todt.

Bebend und von dem Entsetzen an allen Gliedern gelähmt, eile ich? nein! wanke ich nach Hause und begreife noch bis jetzt nicht, wie es möglich war, daß die Aeltern nichts Besonderes zu bemerken schienen, zumal ich in der Kunst, mich zu verstellen, ganz ungeübt war, und bis auf den heutigen Tag darin auch völlig ungeübt geblieben bin. Was in meinem Innern vorgeht, drückt sich deutlich auf meinem Gesicht ab. Manche können freundlich aussehen, e allzusehr freundlich, wenn sie Haß im Herzen tragen; gleichgültig, wenn sie sich innerlich freuen; mitleidig, wenn sie über anderer Unglück jauchzen; fröhlich und wohlgemuthet, wenn sie schwere Sorge und Angst auf dem Herzen haben. — Nun, diese Kunst habe ich nie gekonnt, und halte sie auch für eine schlechte und gefährliche Kunst. Sorge

und Gram, Schmerz und Freude, Zorn und Wohlwollen spiegeln sich auf meinem Angesicht ab, und man weiß in jedem Augenblick, wie man mit mir daran ist, und ich bitte mir ein, so ist es ehrlich und recht.

Wie war ich froh, als ich Nachmittags in die Klause kam und meinen Angreifer schon versank. Er war völlig unbeschädigt, sagte kein einziges Wort und sah mich mit einem seltsam grinsenden Lachen an.

Gottlieb! das war glücklich abgegangen, und zweimal gerettet, ich hatte von nun an vor den großen Dingen Ruhe und konnte unangefochten meines Weges nach Hause gehen.

Aber welch ein Unglück hätte ich in der blinden Wuth anrichten können, wenn es Gott nicht verhütet hätte!

23.

Todesangst.

Meint Ihr, wir der Jäger und die blinde Lust könnten große Unheil anrichten, so irrt Ihr sehr, denn die gedankenlose Unbesonnenheit kann eben so gefährlich, ja tödtlich werden. Das leider hab' ich erfahren.

Es war eine feine Weile nach dem eben

erzählten Vorfall, als etwas viel Aergeres sich begab.

Es fanden sich seit einiger Zeit je zuweilen des Abends einige Spielfreunde bei mir ein, die unfern von mir wohnten und mit mir in Einer Klasse saßen. Zu ihnen gehen, ward mir nicht von den Aeltern erlaubt, aus Sorge, wir möchten, wenn wir so ganz allein unter uns wären, dummes oder gefährliches Zeug vornehmen; aber sie erlaubten gern, daß die kleinen Leute zu mir kamen und mit mir spielten in unserm kleinen Garten oder vor dem Thore, wo die Aeltern mich gleich abrufen und nach uns sehen konnten. Die guten Aeltern! sie wollten ja gern alle Gefahr abwenden und Schaden verhüten, aber konnten sie das denn mit aller ihrer Weisheit?

Eins unserer liebsten und in dortiger Gegend von Knaben damals viel gespielten Spiele, hieß Kaack, ein Name, von dem ich nicht weiß, was er eigentlich bedeuten soll. Wir nahmen platte Steine und legten sie so auf einander, daß ein kleines sich zulaufendes Thürmchen entstand. Das war eben der Kaack, und nach diesem wurde von einer abgemessenen Weite aus mit einem Stein geworfen. Warf man nur eben einige Steine ab, so wurden diese wieder aufgesetzt. Die Kunst aber bestand darin, mit Einem Steinwurf den ganzen Thurm über den Haufen zu werfen. Seltsam genug mußte der, dem das gelungen war, nun den Kaack wieder aufsetzen, und in der Nähe

desselben stehen bleiben und die abgeworfenen Steine wieder drauf legen, bis ein Anderer das Thürmchen umwarf.

Wir drei waren nun eines Abends, wo es schon zu dunkeln anfing, auch beisammen und wollten Ball spielen, aber es war im Freien so feucht und neblig und wollte uns draußen nicht gefallen, wir aber wußten uns zu helfen. Ein Theil des Thors war von alter Zeit her überbaut, aber unbewohnt und zwei Stuben waren einander gegenüber. Da hinauf trugen wir Steine und spielten vergnüglich unser Spiel. In der einen Stube standen zwei Werfende, in der andern der Auffangende hinter der Zimmerwand. Der Wurf ist an mir. Ich treffe nur eben die Spitze und werfe sogleich nach einem Stein, aber gegen die Regel des Spieles, mit aller Gewalt nach. In demselben Augenblick tritt der Auffangende hervor, um die abgeworfene Reihe wieder zu ergänzen. Ich treffe ihn in die Schläfe und er stürzt todt nieder und blutet.

O barmherziger Gott! ich weiß, wie es einem Missethäter sein muß, der morgen hingerichtet werden soll, ich weiß es, denn ich habe es gefühlt. Wie eine Leiche hange der Gestürzte in unsern Armen; mit unsäglicher Mühe bringen wir ihn die Steintreppe hinab, die zu den Stuben führte, wir waschen ihn mit Wasser — es hilft nichts — ich hole im Munde aus der Aeltern Hause Liebe (ich konnte es unbemerkt, denn es war Verbot

da), wir waschen ihn damit, es hilft eben so wenig; er hängt wie ein Todter in unsern Armen und stammelt und lallt unverständliche und gräßliche Laute auf unsere Fragen. Der Andere mußte ihn vollends nach Hause bringen.

Welch eine Nacht hab' ich durchwacht! Daß der Spielfreund sterben, daß man mich dann einziehen und als einen Mörder hinrichten würde, war mir beides fürchterlich gewiß. O wo sollt' ich hinfliehen? Ich wollte entfliehen, aber ich konnte nicht, ich wußte nicht wohin, und kannte die Gegend rings umher so gut als gar nicht; ich wußte nicht, wo das nächste Dorf lag. — Weinen konnte ich nicht, ich konnte mich nur ängstigen und Gott seufzend um Hülfe flehen; ich war im Angstschweiß gebadet, und das Entsetzen über mein Schicksal erfaßte mich grausend.

Als ich am andern Morgen mit Zittern und Beben in die Schule ging, war ich entschlossen, grad aus in die Welt zu laufen, wenn ich hörte, der Freund sei todt. Aber, o seelige Wonne, der war schon in der Schule und hatte nur noch einen blauen Fleck und ein wenig Brennen in demselben, und sagte mir freundlich: „Guten Morgen!"

Meint Ihr, ob ich in den nächsten Tagen hätte aufhören können Gott zu danken mit entzückter Seele? — Ich danke Dir ja, noch jetzt Du unendliche Erbarmung! Hingerichtet wär' ich freilich nicht worden, aber mit welchem Herzen

hätte ich denn leben sollen, wäre der Spielfreund gestorben? Und wie hätte ich denn vergessen sollen, daß ich — ich Unglücklicher! sein Mörder war? — Ich habe oft weit, und lange nachher noch, eines Sprichworts jener Gegend gedacht, das Ihr Euch deuten möget: „Ist der Stein aus der Hand, so gehört er dem Teufel.“ — So hieß es.

24.

Die theure Zeit.

Ganz zufällig kam ich zu der Kenntniß, daß eine große Theurung, ja ein Mangel am Brode im Lande sei. Ich hatte noch nie daran gedacht, und vielleicht nicht einmal davon gehört, daß daran je Mangel und darum Noth unter den armen Leuten sein könne. Ich meinte, Jedermann habe, was er bedürfe, ohne Zweifel, weil ich immer gehabt hatte, was zur leiblichen Nahrung und Nothdurft gehört. Ich hatte nichts von der Theurung wahrgenommen, denn ich hatte noch nie Mangel gelitten, und ob die Aeltern nicht vielleicht manche Sorge mehr hätten? das fragte die glückliche Kindheit nicht, denn ihre Sorgenlosigkeit ist ihr schönstes Glück, und die Sorgen gehören den Aeltern allein.

Jeden Morgen gab mir der Vater zwei Pfennige zum Frühstück, von der Zeit an, wo ich mit dem Bruder, der etwas mehr bekam, in die lateinische Schule ging. Zwei Pfennige waren in damaliger wohlfeilen Zeit völlig genug, einen so kleinen Magen, als den meinigen, zu befriedigen. Aber ich bedurfte des Geldes gar nicht, ich frühstückte nicht, wenn ich in die Schule ging, denn die Eßlust ist niemals bei mir groß gewesen. Der Bruder frühstückte auch selten. Wir warteten, bis wir aus der Schule nach Hause kamen, wo der Vater sein Frühstück nahm. Das war nach zehn Uhr.

Wir waren sparsame Bursche, wir zwei, der Bruder und ich, und steckten die Frühstückpfennige meistentheils in eine thönerne Sparbüchse, sobald sie in einen Sechser oder Groschen umgesetzt werden konnten. Meinen Antheil an der Büchse überließ ich gern dem Bruder, zufrieden, daß er denselben nur annahm. Was sollt' ich mit Gelde, von welchem ich damals nur wenigen oder gar keinen Gebrauch zu machen wußte? Durft' ich doch damals noch nicht einmal auf dem Jahrmarkt, wie andere Knaben meines Alters, umhergehen, denn das, meinten die Aeltern, verführe so kleine Menschen nur zum Naschen.

Von den zwei Pfennigen wendete ich zuweilen, aber sehr selten, Einen zu einer Pfennigsemmel an, die ich dann mit nach Hause nahm und' beim Frühstück aß.

So

So wollt' ich denn einmal auch wieder nach langer Zeit mir, auf dem Heimwege aus der Schule nach Hause, eine Pfennigsemmel kaufen. Der erste Becker, bei dem ich anfrage, sagt mir ganz ruhig: „Pfennigsemmeln haben wir nicht mehr.“ Das nimmt mich groß Wunder, da dergleichen doch sonst in jedem Laden zu haben waren. Ein zweiter, ein dritter Becker lagen auf meinem Wege, aber sie gaben mir dieselbe Antwort und, wie seltsam ist der Mensch! es fing mich an zu schmerzen, keine Pfennigsemmeln haben zu können, da ich mir sonst doch so wenig daraus machte. Ich fragte noch bei mehrern Beckern, die weit außer meinem Wege lagen, aber ich erhielt nicht, was ich wünschte, und ich war zu eigensinnig, den zweiten Pfennig, den ich von dem Morgen her noch hatte, daran zu wenden. Der letzte Becker, zu dem ich komme, liest mir meinen Unmuth, meinen Verdruß von dem Gesichte ab und erklärt mir gütig, daß das Getreide viel zu theuer sei, als daß man jetzt unter dem doppelten Preis eine so große Semmel haben könne, als sonst um den halben.

Die Aeltern, welchen ich mein Leid offenbarte, machten mir Alles noch deutlicher. Es sei zwei Jahre hinter einander der nassen Witterung wegen Mißernte gewesen (es war der Anfang der siebenziger Jahre, im vorigen Jahrhundert), darum fehle das Getreide und sei mithin so großer

Mangel daran, daß in manchen Gegenden die Menschen beinahe Hungers sterben müßten.

Ach Gott! ich begriff nun wohl Alles so ziemlich, aber die armen Menschen jammerten mich sehr, die Kinder am meisten, wiewohl ich in meinem Leben noch nicht selbst erfahren hatte, wie Hunger so weh thut. Ich betrachtete mir die ärmeren Kinder meiner Nachbarschaft, und glaubte, sie litten alle Hunger und bedauerte sie, o wie sehr! Ich fragte mich, wovon sie lebten? wie sie es aushielten? was sie denn etwa äßen? Und o wie freute ich mich, wenn ich einmal ein oder das andere Kind ein tüchtiges Stück Brodt in der Hand haben und auf offener Straße essen sahe. Die Noth schien mir noch größer als sie war, denn ich wußte nicht, daß Gemüse, Fleisch und manche andere Lebensmittel im billigen Preise standen. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß irgend Jemand auf die theure Zeit bettelu ging, ohne Zweifel, weil die Wohlhabenden, deren sehr viel damals in der Stadt waren, die Armen unterstützten. Alle Welt klagte zwar über die unerhört theure Zeit viel und sehr, aber es bettelte kein Mensch, denn auch der Geringste hielt Betteln für schändlich. Nur wandernde Handwerker kamen zuweilen und baten um eine kleine Gabe zur Reise, die ihnen Niemand verweigerte.

25.

Der Freifack.

Da ich eben von Theurungs- und Hungerzeit erzählt habe, mit welcher die äußerste Mäßigkeit in natürlicher Verbindung steht, so ist es wohl eben kein Wunder, daß ich auch von einem Menschen erzähle, der in beständiger Hungersnoth war, indem es ihn stets hungerte, obwohl er gewaltig viel aß.

In die dritte Klasse, in welcher ich nachmals saß, als die theuren Jahre vorüber waren, wird ein großer Mensch eingeführt, fast eine Kopflänge höher als die größesten unter uns, und um zwei oder drei Jahr älter als die ältesten. Er war der Sohn eines Landschullehrers und wollte studieren und ein Hochgelahrter werden, wozu er aber, wie sich bald zeigte, gar keine Gaben hatte. Er trug vor beiden Augen einen großen Prill auf der Nase, welches in damaliger Zeit etwas Unerhörtes war. — Ja freilich in unsern Zeiten tragen sehr viele junge Leute, selbst solche, die helle und scharfsehende Augen haben, Prillen, ich aber weiß nicht warum sie das thun, falls sie bei gutem Verstande sind.

Nun! es überlief uns fast wie eine Art Grauen, als er einrat und wir von dem Lehrer hörten,

daß er unser Mitschüler werden sollte. Er kam uns wie ein böses, gefährliches Ding vor, das beißen könnte; er war ja gar nicht, wie Einer von Uns, und Jedermann wünschte, er möge nur nicht dicht neben ihm den Platz erhalten.

Was das Beißen betrifft, so hatten wir uns darin gar nicht geirrt, denn er wollte immerdar beißen, und biß tüchtig zu, wie wir bald genug gewahr wurden.

Er bringt eines Morgens ein grosses ungeheures Butterbrodt mit in die Schule, welche um acht Uhr anging. Es sollte sein Frühstück sein und war wenigstens eine halbe Elle lang und über einen Zoll dick. Man sieht, daß er zu seinen Studien einen Grund legen wollte; auch pflegte er, nach Aussage seiner Stubenburschen, ehe er von Hause wegging, mit einem ähnlichen Stück den ersten Anfang des Grundes zu legen.

Er legte das mitgebrachte Grundstück auf ein Brettchen unter der langen Tafel, an welcher er saß; und während der Lehrer lehrt, er aber aufmerksam zuhorcht, bröckelt er ein Stückchen nach dem andern von demselben ab, und steckt es andächtig in den Mund, wie ich, der ich nicht weit von ihm saß, nebst Andern zu unserem Erstaunen bemerkte.

Als die Stunde vorüber war, freut sich der Mund auf das erquickliche mitgebrachte Frühstück, und er spricht in seinem Herzen: „Mund, nun wollen wir recht essen; nun soll es uns schmecken!“

Aber o weh! das schöne Butterbrodt ist fort und der Mensch weiß kein Wort davon, daß er es selbst gegessen hat, sondern behauptet, Einer der dicht neben ihm Sitzenden hätte es genommen, und er glaubte uns, die wir es ihn selbst hatten essen gesehen, kein Wort. Es gab einen Höllenlärm und die beiden Nachbarn nannten ihn einen Vielfraß, und es wäre wohl gar zu einer Schlägerei gekommen, wäre nicht eben der Lehrer wieder in die Klasse getreten.

Alle Wochen empfing er von seinen Aeltern eine grose Lieferung von Brodten, Würsten, Speck und Butter, welche in den mit drei Schlössern verwahrten Koffer in Sicherheit gebracht wurden. Der unglückliche Mensch schien häufig ganz in tiefen Gedanken, oder wohl vielmehr ganz gedankenlos zu essen. So ist denn auch einmal der Vorrath in seinem Koffer wohl schon zwei Tage vor Ablauf der Woche verspeist, und als er aufs Neue hervorholen will, ist nichts mehr darin, auch gar nichts. „Das sollte er schon aufgegessen haben?" das scheint ihm unmöglich. Die drei Stubenburschen haben es ihm gewiß gestohlen und sich gütlich davon gethan. Er beschuldigt sie, er läßt sich auch nicht deuten, sie sollen und müssen es ihm gestohlen haben, und er erklärt sie für Diebe. Da machen sie sich über ihn her, und prügeln ihn ab. Ob das nun so viel mag gefruchtet haben, daß er künftig besser darauf

geachtet, wie seine eigene gedankenlose Freßgier sein Aufseher war, weiß ich nicht.

Es wäre sehr übel, wenn alle Menschen solche unersättliche Eßgier hätten, wie dieser Mensch, denn wo sollten die Lebensmittel herkommen, könnten wir nicht, wie manche große Fresser, Kiesel verschlingen. Hatte er diese Gier von Natur, so war sie ein Unglück für ihn, zumal er bei dem vielen Essen so schlafrig und gedankenlos war, welches doch auf den künftigen Lebenserwerb großen Einfluß haben mußte. Aber vielleicht war es nur eine häßliche Angewohnheit. Ich habe mehr als Einen gekannt, der blos durch Gewöhnung von Kindheit an ein unersättlicher Fresser geworden ist und nicht so viel verdienen konnte, als er an Kost haben mußte.

26.

Die Meierei.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je auf einem Steckenpferde geritten und Hopp! Hopp! und Bey! zu dem Reitthiere gesagt hätte, aber ein Schaukelpferd hab' ich einmal wohl gehabt, ich fand jedoch wenig Freude daran und das ewige Hin- und Herwiegen auf Einem Flecke, konnte

mir wenig Lust machen. Es wurde bald bei Seite gestellt. Aber als ich etwa zwölf Jahre alt war, da gabs eine Reiterei, die sich sehen liess und einen Reiter zu Pferde, der sich viel wusste, und der war Ich.

Sie wollten einen Reitzug halten, mein Bruder und wohl noch fünf oder sechs seiner Mitschüler, und der sollte glänzend und herrlich werden. Es sollte zwei Meilen weit gehen nach einer grössern Stadt. In unserm Hause berathschlagten sich die Reitgenossen viele Tage zuvor, wie Alles angestellt und eingerichtet werden müsse, und wie sie die Pferde durch Miethe oder Gefälligkeit erlangen wollten, und was sie dann für eine Lust und Freude haben würden.

Ei! die Lust und Freude wollt' ich denn auch mit haben, und trug ein grosses Verlangen, dabei zu sein. Das war aber dem Bruder gar unangelegen, und wär' es auf ihn allein angekommen, so hätte er mir meinen Wunsch draussen abgeschlagen und wahrscheinlich mit heftigen und harten Worten, aber der Vater war meinem Wunsche hold und er hob alle Einwendungen des Bruders, auch die, daß ich noch nie auf einem Pferde gesessen habe, ein solches Thier nicht regieren und daher leicht Schaden nehmen könne. Der Vater bat einen Bürger, den er gut kannte, mir sein Reitpferd zu leihen, und erhielt freundliche Zusage. Es war ein mächtig hohes Thier, aber lammfromm, wie man zu sagen pflegt; sein

Schritt war sehr sanft und doch auch so weitgreifend, daß, wie der Vater meinte, der sich auf diese Dinge sehr wohl verstand, nur wenige Pferde mit ihm gleichen Schritt halten würden. — Kurz, ich ritt mit, zum höchsten Verdruß des Bruders.

Man half mir am bestimmten Tage auf das Pferd, und der Vater unterrichtete mich, wie ich das Thier mit dem Zügel regieren müsse; das möchte aber wohl wenig geholfen haben, hätte sich das gescheute und gutmüthige Roß nicht selbst zu regieren verstanden.

Ich zitterte, als ich auf dem hohen Thiere saß; es war mir, als säße ich auf einer Thurmspitze, und zitternd ging es im langsamen Schritt durch die Stadt. Ach ich war gar nicht hochmüthig auf die Ehre, ein Reiter zu sein, und selbst nicht stolz auf den herrlichen weißen Rundhut mit hohem, rothen und weißen Federbusch, der mein Haupt schmückte.

Kaum war ich mit dem Bruder zum Thor hinaus — die Andern warteten schon eine Strecke davon — da fiel mir der schöne Hut vom Kopfe. Der Bruder, der mir ihn wieder aufheben mußte, brummte, das sei ein guter Anfang, ich aber schämte mich sehr und ängstete mich auch, wie es in der Folge werden sollte, aber es ging besser, als der Bruder und ich gedacht hatten. Mein Pferd war bald genug immer den andern voraus, welche alte, abgelebte und schlecht gefütterte Thiere waren; es hielt, wenn ich wollte, es ging, wenn

ich wollte, und wir waren beide recht einmüthig. Da wurde ich erst meines Glücks froh, und auch wohl ein wenig hochmüthig dazu, welches beides denn gar oft beisammen sich findet.

Wir kamen glücklich an und besahen uns die Stadt. Sie hatte eben auch Straßen und Häuser als die unsere; aber einen Roland hatte die unsere nicht, und keinen so großen und gewaltigen Dom mit vielen Thürmen, und keinen so köstlichen Breihahn. In den Dom traten wir ein und gingen, wiewohl kein Mensch darin war, dennoch mit leisen Schritten darin herum, um Alles zu besehen. Keiner sprach laut und urtheilte über die Gegenstände mit vornehmer Miene, Jeder schauete nur.

Und als der Abend gekommen war, waren wir wieder zu Hause und hatten doch die Stadt gesehen und Jeder konnte sagen: „Ich bin auch dort gewesen." — Aber das mag ja eben bei vielen Reisen die Hauptsache sein.

27.

Tischleiden.

Von solchen Leiden wißt Ihr glücklichen Kinder in unsern Zeiten auch gar nichts mehr; Ihr kennt nur Tischfreuden; setzt Euch an den Tisch

hin und eßt mit fröhlichem Muthe die Speisen, welche bereitet sind, und wo Euch eine oder die andere ganz zuwider wäre, so zwingt Euch Niemand dieselbe zu genießen oder vielmehr hinunter zu würgen, denn ein Genuß ist ja dann gar nicht dabei. Aber zu meiner Zeit hielten die Aeltern dafür, Kinder müßten alle Speisen essen, die auf den Tisch kämen, und es sei nur Leckerei, wenn Kinder Dieß und Das nicht essen möchten. Ei freilich, bei vielen Kindern, die verhätschelt und durch Schleckerbißlein verwöhnt waren, konnte das gar wohl sein, aber fürwahr nicht bei solchen Kindern, die nur recht einfache und gewöhnliche Kost je und je empfangen hatten. Aber damals glaubten die Aeltern es nicht, daß manche Speisen der Natur eines Kindes entgegen sein könnten, und aus diesem Vorurtheil entstand mancherlei Noth für uns arme Kleinen.

Wie ward mir zu Muthe, wenn ich Mittags getrocknete Erbsen auf dem Tische sahe, die ein Leibgericht des Vaters, mir aber ganz entgegen waren. Ich mußte, ja ich mußte wenigstens einige Löffel davon essen, wenn er nicht im vollen Grimm gegen mich auffahren sollte, und dennoch aß er sein Theil immer noch mit Verdruß, ja fürwahr mit recht innerlichem Aerger, deshalb, daß ich von so köstlicher Speise nicht mehr als die Paar Löffel voll nehmen mochte. Er konnte es sich ja nicht denken, daß dieselbe nicht jedem unverwöhnten Gaumen eben so wohlschmeckend sein

sollte, als ihm. Mit mehreren andern Speisen ging es mir eben so. Der Vater war ein großer Liebhaber von allen Arten Fischen, die in seiner Heimath, wo sich viele Seen fanden, zu den gewöhnlichsten Gerichten gehörten, in unserer Gegend aber sehr selten waren; mir aber waren fast alle Arten Fische zuwider und eitles Brodt mit Salz aß ich lieber.

Nun kamen aber aus seiner Heimath zu gewissen Zeiten eine kleine Art Fische auf den Markt, Stinte genannt, die er außerordentlich liebte, wenn sie gebraten oder gebacken waren. Ich aber verabscheute die leise Speise, und sie erregte mir schon Ekel, wenn ich sie auf dem Markte nur sahe, über welchen mein Weg zur Schule ging. Ich hütete mich sehr, wenn solche abscheuliche Fische angekommen waren, davon zu Hause etwas zu sagen, aber der Vater errieth die Zeit, wo diese seine Lieblinge verkäuflich waren, aufs genaueste, wie weit wir auch vom Markte ab wohnten, und so lange sie zu haben waren, mußten sie sein tägliches Abendgericht sein. — Ich aber verabscheute sie so sehr, daß ich sie nicht hätte essen können, wär' ich auch deshalb geschlagen worden. Das geschahe zwar nicht, aber es that mir doch weh, wenn der Vater im Aerger über meine vermeintliche Unart, sein köstliches Gericht essen mußte; ich hätte ja so gern ihm die Freude des Mitessens gemacht, hätte ich es nur vermocht.

Eines Tages hatten wir auch ein Essen, welches zu meinen widrigsten gehörte. Der Vater war grade recht übelgelaunt, und ich sitze zwar am Tisch, habe den Teller mit Speise gefüllt vor mir, rühre sie aber nicht an. „So iß endlich," sagt der Vater mit heftiger Stimme und mit drohenden Gebehrden zu mir. Ich aß denn einige Bissen unter Furcht und Zittern und mit grosem Ekel, aber ich erbleiche plötzlich, ich bekomme Anwandlungen von Ohnmacht mit großen Schweißtropfen, es hob sich in mir und der Magen gab mit heftigem Würgen die empfangene Speise zurück. Der Vater schüttelte den Kopf, als schien ihm, was er mit seinen Augen sahe, ganz unglaublich; aber die Folge für mich war sehr erfreulich. Ich durfte Speisen verweigern, die mir zuwider waren, ohne daß er ungehalten wurde; aber unbegreiflich blieb es ihm immer, daß *ihm* Etwas so wohl schmecken und so gut bekommen könne, wovor sich *meine* Natur scheuete, und doch hätte er das überall wahrnehmen können, sogar an sich selbst und an meinem Bruder. Er selbst konnte des Nachmittags keinen Kaffee ertragen, und wenn er je zuweilen, wenn Besuch da war, aus Gefälligkeit zwei kleine Tassen davon trank, so bekam er große Beunruhigung und Zittern und um den Schlaf der Nacht war es geschehen. — Und mein Bruder? Der hatte mit aller Gewalt Käse sollen essen lernen, der ihm von Kindheit an nebst Butter ganz abscheulich

war. Mit der Butter war es den Aeltern gelungen, aber keineswegs mit dem Käse, weder durch Gewalt und Zwang, noch durch Bitten und Ueberredung, noch durch List und Täuschung. Es war alles vergebliche Mühe, und die Natur stieß aus, was ihr entgegen war, und die Aeltern konnten dieselbe nicht ändern. Als mein Bruder schon im zwanzigsten Jahre stand, machte man in einer Familie, in welcher er wohlgelitten war, den Versuch, ihm heimlich Käse beizubringen. Man nahm den frischesten Käse, von süßestem Geschmack, vermischte ihn mit Milch und Sahne und ich weiß nicht mit welchen wohlschmeckenden Dingen noch sonst, und ließ einen herrlichen Kuchen daraus backen, von dem er mit großem Wohlbehagen aß. — Man freute sich schon darauf, wie man ihn nun necken und seiner Einbildung spotten wolle, aber nach einigen Minuten wird ihm gar übel und weh und er muß sich übergeben. Ich selbst habe dem Bruder, aber wider meinen Willen, ein Mittagsessen verdorben. Ich war ein großer Freund von Käse und erbettle mir einmal außer der Zeit, wo er auf den Tisch kam, ein Stückchen von der Mutter. Zufällig liegt des Bruders Tischmesser da — er hatte sein eigenes, mit welchem er immer aß, in einem Besteck, an einem besondern Ort liegen, eben aus Vorsorge, daß kein Käse damit geschnitten würde. Ich nehme das Messer in Gedanken, ich schneide den Käse damit in kleinere Stücke und esse. Als mich der

Vater verweisend darauf aufmerksam macht, daß ich ja des Bruders Messer habe, wische, reibe, und putze ich es auf das allersorgfältigste ab, und bringe es an seinen Ort, er aber hat es bei Tische kaum in die Hand genommen, als er die Messerklinge prüfend von beiden Seiten beriecht. „O!" sagt er unwillig, „es hat Jemand Käse damit geschnitten!" nimmt das Messer, putzt es abermals ab, wer weiß wie lange, aber das Mittagsessen war ihm doch ziemlich verleidet.

Wohl noch zwanzig Jahr hernach hab' ich einen strengen Mann gekannt, (es war ein hochlateinischer und also gelahrter Mann, und hatte unter seiner Aufsicht mehrere Knaben und Jünglinge, und gab sich also mit Erziehung der Jugend ab, und mußte doch mithin verstehen, was dazu gehöre) der marterte aber dennoch seine eigenen Kinder damit, Speisen zu essen, die ihnen entgegen waren. Was sie bei Tische sich zu essen weigerten, das ließ er aufheben und sie bekamen es am zweiten, am dritten, ja am vierten Mittag — mit einem Worte, so oft wieder, bis es aufgezehrt war. Da war keine Barmherzigkeit und half kein Bitten, und wenn die Mutter den armen Kindern nicht etwa heimlich ein wenig zugesteckt hat, so ist es ihnen ja in der That doch allzuschlimm ergangen.

Aber wie ändert sich der Geschmack, der uns, wenn er nicht verwöhnt ist, anzeigt, welche Nahrungsmittel uns taugen, wie ändert er sich mit

den Jahren. Wie Viele können keine Milch und Milchspeisen und keinen Kuchen ertragen, die ihnen in der Kindheit am liebsten waren! Wie Viele sind grose Fleischesser, Andere wieder halten viel auf grünes Gemüse. Mein eigener immerdar eigensinniger Magen liebt manche Speisen gar nicht, die man allgemein für sehr zuträglich hält — nicht jung Hähnchen und Brattäubchen und Dergleichen, und kommt es, daß er einmal drei und vier Tage hinter einander solche Speisen nehmen muß, so verliert er die Eßlust auf einige Zeit ganz und wird krank, dagegen kann er manche Speisen nicht nur ertragen, die man für schwer verdaulich hält, sondern sie bekommen ihm sogar sehr wohl.

Genug davon! Prüfet in Zukunft, was Euch wohl bekommt; rechnet aber nicht blos darnach, was wohl schmeckt, denn Ihr möchtet übel dabei fahren, und dankt dem Himmel, daß Ihr in jetzigen Zeiten, so wie mancher andern Marter und Noth, so auch der überhoben seid, Widerwärtiges essen zu müssen. Fürwahr, Ihr könnt des Essens froh sein, wir Kinder in meiner Kindheit konnten es gar oft nicht. Das machte ein thörichtes Vorurtheil! Man bedachte nicht, daß Jedes seine eigene Natur hat. Der Löwe stirbt lieber, ehe er Gras und Früchte fräße, und das Pferd lieber, ehe es Fleisch fräße. — Ich will Euch jedoch hiebei eine ganz kleine Geschichte auch zugleich zu bedenken geben.

Ein vornehmer kanadiſcher Indier aß mit ſeinem Sohne an der Tafel eines Engländers. Es kamen Pfirſchen. Der Knabe biß eine an, ſchnitt ein Geſicht und ließ ſie liegen. „Wie?“ ſagte der Vater, „willſt Du zu ſchlecht finden, was Dir die Güte eines Andern bietet?“ Und der Knabe aß die Frucht, ohne eine Miene zu verziehn. Auch trank er, auf einen Blick des Vaters, ein Glas von einem Wein, der ihm widrig ſchmeckte, mit ſolcher Art, als hätte er immer ſolchen Wein getrunken, und als fände er ihn nicht übel.

28.

Andere Tiſchnoth.

Auch thörichte Sitten ängſten' oftmals, bis man ihrer erſt ſo gewohnt geworden iſt, wie der Hund des Aufwartens und Tanzens. Aber wiſſen möcht' ich, warum die Menſchen das freie Leben in ſolche Sitten, wie in einen Zwingſtall einſperren und die Heiterkeit und die Freude des Lebens zugleich mit. Und doch, wie viel ſolcher läſtigen Sitten gibt es noch, je nach der Verſchiedenheit der Völker und der Stände der Menſchen? Die Chineſen mögen es wohl darin am ärgſten treiben. Aber was geht es mich an, welche

Noth dieſes oder jenes Volk ſich macht? Ich will von meiner eigenen Noth und Pein erzählen.

Ich war ſchon, obwohl noch mehr Knabe faſt als Jüngling, doch bereits ein hochgelahrter Lateiner geworden, der in der erſten Klaſſe ſaß und ein angeſehener Kaufmann gab mir ſeinen kleinen Sohn zum Unterricht, damit derſelbe ordentlich leſen und auch die erſten Dinge im Lateiniſchen lernen möchte.

Zu dieſem Manne wurde ich einmal an einem hohen Feſttage zu Tiſche gebeten. Der Geburtstag der Großmutter, der wohlhabenden Beſitzerin eines Kupferhammers, wurde gefeiert und da ging es feſtlich her und gar nicht alltäglich und die Familie war beiſammen.

Ich hatte mich angekleidet aufs beſte und netteſte ich es nur immer vermochte, und inſonderheit auf den Hauptſchmuck, nämlich auf die Friſur der Kopfhaare, auf den kleinen Haarhügel zunächſt an der Stirne, Vergette genannt, und auf die zweitheiligen Locken an der Seite, wie ſie eben damals Mode waren, den beſten Fleiß verwendet. Es hatte mir Mühe und Sorgfalt genug gekoſtet, ehe ich mit mir ſelbſt fertig geworden war, und nun hätte ich mich wohl billig auch ein wenig über mich ſelbſt und über das vollbrachte Werk freuen ſollen, welches aber keineswegs geſchahe, vielmehr ängſtete ich mich nicht wenig, denn ich war noch nie in ſolch einer vornehmen Geſellſchaft geweſen und wußte nicht, ob ich mich

in die Sitten derselben leicht möchte finden können. Ach! es war mir gar nicht wohl zu Muthe, als wir nun alle nach Rang und Würden, ein Jeglicher an seinem angewiesenen Platz saßen. Steif wie Holzbilder saßen wir da, die Frauen in ihren großen prächtigen Röcken, von den dicksten mit Blumen von Goldfaden durchwirkten seidenen Stoffen und kostbaren und gewaltig großen Manschetten, und, was ebenfalls wieder das Hauptstück des Putzes war, mit Mützen mit den dicksten Goldtressen besetzt und mit hochaufstehenden Spitzen oder Kanten berandet, die in vielfältige Falten gelegt waren und Barren hießen. Die Männer hatten schlichte Röcke von feinem Tuche.

Es war als ob es uns Allen beklemmt ums Herz wäre, denn bis auf die Zunöthigungen zum Essen, und auf die Erwiederungen darauf, war fast Alles stumm. „O nehmen Sie doch! — Es schmeckt Ihnen wohl nicht? — Es ist Ihnen wohl nicht gut genug? Aber ein Schelm gibts besser als ers hat!“ — Und dann: „O sagen Sie doch das nicht! — es ist Alles sehr schön — wir könnten es Ihnen so gut nicht vorsetzen! — aber ich habe in der That zur Gnüge — nein, ich bin nicht im Stande, u. s. w. — Andere Worte kamen wenig auf, ein Gespräch aber gar nicht. Meine beiden Nachbarn und ich waren ganz stumm, und ich wünschte mich tausendmal an der Aeltern Tisch. Der Gerichte waren viel

und gewiß aufs beste zubereitet, aber ich weiß nicht was ich gegessen habe und wie es schmeckte. Endlich wurde Wein eingeschenkt! Da ward mein Herz froh! Ich mochte etwa drei- oder viermal Wein getrunken haben, und ach wie köstlich hatte mir der geschmeckt! Und nun sollte ich Wein bekommen! Da war alle Peinlichkeit auf einmal vergessen, aber um im Augenblick verstärkert zurückzukehren. Die Großmutter, die den Ehrenplatz hatte, nahm das Glas und nun ging das Gesundheiten an, bei dem man vor Aerger, ich aber vor Angst hätte krank werden können: „Herr Sohn! sagte sie, Ihre Gesundheit!" und nippte ein Paar Tropfen, und der Herr Sohn bedankte sich. Dann hieß es: „Frau Tochter! Ihre Gesundheit," und wieder ein Paar Tropfen genippt, und so nippte sie die Gesundheiten Aller, wie sie dem Range und der Reihe nach saßen, und selbst meine geringe Person wurde nicht vergessen. — Hilf Himmel! wie wurde mir der Wein verleidet, der vor mir stand, als die andern, Gäste sowohl als Wirthe, eben so thaten, wie Frau Großmutter angefangen. — Ich hatte gezittert, die Reihe möchte mich treffen — ich wußte nicht was ich thun sollte, und wußte doch, es sei nichts anders zu thun, als was ich von den Tischgenossen gesehen, ich that es denn auch, aber mit großer Angst und glühend roth bin ich gewiß dabei geworden. Ich kann nicht beschreiben, welch ein Gefühl mich beängstete; ich weiß

nicht wie ich roth werden konnte, nicht über, sondern bei so erbärmlichen Nichtigkeiten, aber ich weiß, daß ich dem Himmel dankte, als Alles vorbei war. Mich verlangte nach keinem Glase Wein weiter. Nach Tische empfahl ich mich und ging, und Niemand hielt mich.

Nun gottlob! in solcher peinvollen Verlegenheit hab' ich in meinem ganzen Leben nicht wieder weder gegessen noch Wein getrunken.

Ich habe in derselben Zeit mehrmals an den ersten Tagen der drei hohen Feste die Grafenfamilie, welcher die Stadt gehörte, bei Tafel gesehen. Mit einem hohen ehrwürdigen Ernste saßen sie Alle, still und feierlich. Der Hofprediger las geistliche Betrachtungen vor, und wenn eine beendigt war und war erquicklich oder geistreich gefunden worden, dann wurden wohl darüber mit dem Nachbar ein Paar leise Worte gewechselt. Niemals war die Unterhaltung sehr lebhaft und daher nicht laut und die Gegenstände des Gesprächs betrafen wohl fast allein nur geistliche Dinge. Um die Andacht bei der Tafel zu erhöhen, mußte das Schülerchor vor den geöffneten Thüren des großen Saales vierstimmige geistliche Stücke singen, die sich auf das Fest paßten. — Es war ein feierlicher Anblick! aber mitessen hätte ich auch nicht gemocht! Ich hatte schon beim Zusehen eine Art Angst.

Welch eine wohlfeile Zeit war es damals, und doch wie eingeschränkt oder vielmehr wie einfach lebte man! Der Wein war spott wohlfeil, und dennoch wurde auch in den wohlhabendsten und angesehensten Häusern nicht Wein geboten, selbst nicht leicht, wenn liebe und willkommene Gäste kamen. Man meinte, Wein zu trinken schicke sich nur für sehr hohe und vornehme Leute und dann für Kranke. Nur an den drei hohen Festtagen kam Wein auf den Tisch. Selbst wenn eine große und prächtige Hochzeit ausgerichtet wurde, die wohl hundert Thaler und drüber kostete und bei welchen alle Arten Gerichte und Kuchen ohne Zahl und Maaß aufgetragen wurden, wurde kein Wein aufgesetzt. Erst nach vollbrachter Mahlzeit legten die jungen Männer zusammen und ließen Wein holen, um die Mitgäste und besonders die Frauenzimmer damit zu bewirthen, jedoch sich selbst vergaßen sie auch nicht; und erst dann, wenn der Wein gekommen war, ging es herrlich und in Freuden zu und die unnatürliche Steifheit verlor sich, und Alt und Jung waren lustig und guter Dinge; denn der Wein erfreut des Menschen Herz, aber es weiß Keiner recht, wie er das macht.

Wie ist das jetzt so anders geworden! Der Wein, der so überaus theuer geworden ist, darf bei Angesehenen des Mittelstandes nicht fehlen, wenn ein Besuch kommt, oder wenn man Gäste gebeten hat. Es würde das für sehr unschicklich

oder für kläglich ärmlich gehalten werden, und Mancher sieht, mit heimlichen Jammer, wie ihm die Gäste den Wein wegtrinken, den er vielleicht noch nicht bezahlt hat und weiß auch oft nicht, wovon er ihn bezahlen soll. Die Ehre seines Standes erfordert es jedoch, Wein vorzusetzen, aber Freude ist für ihn nicht dabei.

Mit wie Wenigem kann man fröhlich sein, hat man gesundes und leichtes Blut und ein sorgenfreies Herz.

Es waren zuweilen unsrer vier bei dem Freunde, dem ich zuerst den bei der Beerdigung verdienten Martenaroschen zeigte, — lustige Bursche von zehn bis zwölf Jahren. Da spielten wir auf dem großen Boden des Hauses, auf dem geräumigen Hofe, oder in dem Garten mancherlei Spiele und waren so einträchtig und darum glücklich dabei; aber wenn die Zeit des Abendessens kam, gingen wir nach Hause, so gern wir auch länger geblieben wären.

Einmal, ein einzigesmal, durften wir da bleiben und sollten Abendbrod bekommen, um desto länger beisammen sein zu können. Hilf Himmel, wie überglücklich waren wir! Nichts bekamen wir zu essen als Butterbrodt und Käse und ein Glas Bier dazu, aber es war für uns kein geringes Essen, sondern Herrenessen und von Kaisers Tisch

hätte es uns nicht schmackhafter vorkommen können, denn wir waren vergnügt und machten durch tausend Einfälle und Possen, die für uns witzig genug waren, zu lachen und konnten vor lauter Lachen nicht zum Essen kommen und mußten oft das Bierglas wieder vom Munde absetzen. Ja da waren wir froh und der kleine Stubenhund war es mit uns, verließ sein weiches Bettchen, und sprang an uns hinauf und wurde geliebkost. Um neun Uhr erst — länger durfte Keins wegbleiben — gingen wir nach Hause.

Wie oft haben wir uns noch einander an den glücklichen Abend erinnert! — Aber wodurch waren wir denn so glücklich?

29.

Das erste Bilderbuch.

Was für schöne, liebe Bücher, habt Ihr jetziger Zeit, Ihr lieben Leutlein, dergleichen es damals kein einziges gab; Bücher voll der herrlichsten Geschichten und Erzählungen, voll lehrreicher Dinge, die Ihr spielend gleichsam lernt, und voll schöner Bilder, die Euch nicht nur gefallen, sondern Euch auch Dinge deutlich machen, von welchen Ihr sonst nichts recht gewußt hättet, und hättet sie Euch gar nicht vorstellen können. —

Ach manches Kind, denk' ich, hat jetzt solcher schönen Bücher und Bilder zu viel, liest und sieht sich satt und überdrüssig daran, achtet sie nicht, wirft sie dahin und dorthin und fragt nicht darnach, ob sie zu Schanden werden. Es geht ihnen wie den Leuten, die immer zu viel und mancherlei köstliche Speisen gegessen haben, und ist ihnen am Ende nichts mehr gut genug und wissen selbst nicht mehr, was sie wollen und mögen.

Ach hätten wir eins solcher schönen Bücher gehabt, als Ihr sie wegwerft und verachtet, wir hätten sie wie ein Heiligthum bewahrt und hätte uns Keiner an das Kleinod einen Schmutzfleck bringen, oder es nur scheel ansehen dürfen. Aber was hatten wir denn für Bücher und Bilder? Wir hatten zuerst die Fibel mit dem Kikelhahn, mit schönen rothen Lappen unter dem Kinn, der ein Wickelkind im Schnabel trägt und es zur Schule bringt. Das war nun freilich wohl schnurrig, denn ein Wickelkind kann ja noch nicht in die Schule gebracht werden; aber der Hahn sollte uns ein Bild des Frühaufstehens sein, deshalb auch die Verslein drunter standen:

Ihr Kinder! steht auf und zieht Euch an!
Die Glocke schlägt sechs, Euch weckt der Hahn.

Andere Kinder hatten aber andere Fibeln, worin der Affe auf dem Bilde vom Apfel frißt, der Bär vom Honigbaum herkommt, der Esel einen schweren Sack trägt, und was dergleichen Bilder

mehr waren. Das waren denn aber viel hübschere Fibeln, und manch ein Kind sahe auch wohl in das Buch des andern Kindes, ob es auch einen so hübschen Affen drinnen hätte, oder einen eben so zottigen wilden Bär.

Hiernächst bekamen wir einen kleinen Katechismus, in welchem auch Bilder standen, aber die sahen so alt und abgelebt aus, daß man sie nicht gern ansehen mochte, und so war es auch mit den Bildern in dem biblischen Historienbuche, welches Einige hatten. In der lateinischen Schule aber führten sie Langens Grammatik, dann ein Vokabelbuch, und dann je höher die Schüler hinaufrückten, einige andere lateinische und griechische Bücher, bei welchen an keine Bilder zu denken war. Das waren damals unsere Bücher, und selbst die Kinder wohlhabender Aeltern hatten nicht leicht mehr, und konnten nicht eben mehr haben, denn die Freunde und Schriftsteller für Kinder fingen erst an zu entstehen. Die Kenntniß der Natur war uns ganz fremd, und die Geschichte der Welt uns nicht bekannt. Ach es sahe in allen diesen Dingen sehr dürftig in unserer Zeit aus.

Bei dieser damaligen Dürftigkeit an Nahrung für Geist und Herz, kam ich, o welch ein Glück für mich, ganz unverhofft zu einem Büchlein, das ich, o wie sehr lieb hatte, denn es war darin für Kinderherzen gesorgt.

Es trat ein Mann in die unterste Klasse ein, der still und ernst und einsam vor sich hin lebte, uns aber den Namen nach gar wohl bekannt war. Es war ein Baron.

Er trat zu uns ein, und hinter ihm sein Diener, mit sehr vielen kleinen in Goldbrokatpapier sauber eingebundenen Büchern. Der Mann hielt ernst und sanft eine kurze Anrede an uns, und sagte, er wolle jedem Kinde eins der mitgebrachten Büchlein schenken, aber wir möchten auch gern darin lesen und Gott und den Erlöser recht lieb haben, und immer recht fromm sein.

Manches Kind mochte sich wohl eben nicht viel aus dem Büchlein machen, denn Einige konnten noch nicht leicht und fertig lesen und Andere mochten nicht darin lesen wollen, denn das Lesen war ihnen eine Pein und Plage. Diesen nun wäre ein Stück Kuchen wohl lieber gewesen, als das kleine, nette Buch; aber mein Herz pochte vor Freuden, als ich das liebe Büchlein in meinen zitternden Händen hielt — ich hatte gefürchtet, es möchten der Bücher so viel nicht sein, daß auch eins an mich käme, — aber es waren ihrer genug. Ungeduldig erwartete ich das Ende der Schulstunden, um zu erfahren, was in dem Buche enthalten sei.

Wie hat mich das liebe Buch so angezogen! Wie oft hab' ich es gelesen, und wie wohlthätig ist es mir für mein Herz geworden! Es enthält die Geschichte eines recht frommen und Gott erge-

benen Kindes, dessen Ausdauer und Freude im Lernen, dessen Stille und Sanftheit, dessen Ruhe und Seelenfrieden und dessen Geduld auf dem letzten Krankenlager mit Kindersinn, und alle einfach und anziehend beschrieben waren und mochte es vielleicht ein Vater geschrieben haben, der selbst ein so liebes Kind gehabt und durch den Tod verloren. Vor Allem aber waren in dem Büchlein die Liebe des Kindes zu Gott und zu dem freundlichen Erlöser, und der Eifer, gern von ihnen zu hören und lernen, am meisten und lebendigsten vorgestellt und paßte Alles so ganz und gar für ein noch unschuldiges und unverderbtes Kindesherz.

Ach! dieses Büchlein ist mir sehr lieb und werth geblieben viel Jahre lang und hat mir manchen Segen gebracht, ich weiß wohl wie? und es thut mir noch heute leid, daß ich es nicht besser bewahrt habe, denn, nachdem ich es lange besessen, ist es mir dennoch abhanden gekommen, ohne daß ich weiß wie?

Sieben Jahr darnach hatte ich wieder eine große Freude über ein Buch. Es war der Auszug aus Nasse Naturgeschichte, welches mir als eine große Kostbarkeit der Besitzer — einer meiner Schulfreunde auf einige wenige Tage lieh. Nie hatte Einer von uns ein ähnliches Buch gesehen; auch war es ja das erste in seiner Art,

und darum, so dürftig und unrichtig es immerhin sein mochte — wir verstanden das ja auch gar nicht zu beurtheilen — dennoch sehr schätzbar, und ließ sich viel daraus für uns lernen, wovon wir noch gar nichts gewußt hatten. Und die kleinen Abbildungen von den Thieren in dem Buche gefielen und ergötzten uns gar sehr; sie waren freilich gar nicht besonders, und jetzt würde freilich sie wohl Jedermann für schlecht oder gar für erbärmlich erklären, aber uns waren sie viel werth, denn wir hatten noch keine besseren gesehen. — Aber fast hielt man damals solche Bücher der Jugend für nachtheilig, indem sie von den ersteren Dingen abzögen und sie zu leichten — wohl gar unnöthigen und überflüssigen Kenntnissen und Dingen hinzögen, worüber denn das Nothwendige und Unentbehrliche leicht vernachlässigt werden dürfte. — Ei freilich, wenn wir nichts hätten thun und treiben wollen als eitel solche Dinge, das wäre wohl sehr übel gewesen, aber das fand ja bei dem größten Theile von uns ganz und gar nicht zu befürchten.

Wie hat sich auch in dortigen Gegenden Alles im Verlauf der Jahre geändert! In allen Landschulen wird in der Naturgeschichte unterwiesen und mancher aufmerksame Bauerknabe mag jetzt mehr davon wissen, als damals wir Schüler in der ersten Klasse all zusammen nicht gewußt haben. Aber so geht die Welt immer weiter vorwärts, und Ihr müßt auch einst wieder weiter

kommen, als wir gekommen sind, und werdet es auch, wenn Ihr es recht meint; müßt uns aber dann nicht hochmüthig verlachen.

Wenige Jahre darauf fing schon Alles an anders zu werden und war schon manche Schrift der ersten Schriftsteller Deutschlands in unsern Händen, aber davon will ich nichts erzählen, denn weil es nicht für Euch gehört, möcht' es Euch leicht Langweile machen, und wenigstens stände daraus für Euch eben nichts Nützliches zu lernen. Ich erzähle dagegen etwas Anderes, wovon ich wünsche, Ihr möchtet es wohl beachten, und dabei ein wenig an das denken, was ich eben erst von Denjenigen gesagt habe, die für uns das Lesen solcher Bücher für nachtheilig hielten, bei welchen es wenig zu denken und zu sinnen gäbe.

30.

Ferdinand.

Als ich erst einige Zeit in der ersten Klasse gesessen hatte, waren die Aeltern nicht mehr so ängstlich über meinen Umgang besorgt, und ließen mir mehr Freiheit, die jedoch auch meinerseits nicht gemißbraucht wurde. Ich war selten aus

dem Hause, und dann immer mit Friedrich zusammen, bei welchem sich oftmals auch der nächste Vetter desselben, Ferdinand, einfand. Einige Bekannten hatten wir wohl noch, die zuweilen auch kamen, aber wir Drei, Friedrich, Ferdinand und ich, der Andreas, standen uns näher, mir aber Friedrich von der Kindheit an, am allernächsten.

Es waren Schüler in unserer Klasse, die [illegible] an Jahren weit vor waren, aber wir hatten nichts mit ihnen gemein, denn ihre Wege gefielen uns nicht. Es waren nicht die rechten Wege der Unschuld und der Tugend, und vor dem nahen Umgang mit Solchen, möge ein junges Herz sich wohl bewahren. Doch ich muß ja von Ferdinand erzählen.

Er war der Sohn eines bei uns angesehenen Mannes, dem es an Mitteln, gar viel und mancherlei zu lernen, nicht fehlen konnte; aber es fehlte ihm an eigenem Trieb und Eifer, und blieb er daher in allen Klassen immer weit hinter den Besten zurück, ja die Wahrheit zu sagen, er gehörte immer zu den Unwissendsten, und gleichwohl schien er doch das nicht genug selbst zu fühlen, um sich innerlich darüber zu ärgern oder zu grämen. — Zwar war er war in der ersten Klasse noch nicht so weit, als er in der dritten schon hätte sein sollen, man hatte ihn aus einer Klasse in die andere herüber gesetzt, wie er eben mit den Mitschülern in der Reihe derjenigen saß, die

in eine höhere Klasse kamen; man hatte wohl dabei sowohl auf sein Alter, als gewiß auch auf das Ansehen seines Vaters Rücksicht genommen, aber zuverlässig zu seinem eigenen Nachtheil; denn weil er unvorbereitet in jede neue Klasse trat, so wurden ihm die Arbeiten in derselben höchst schwer, darüber er selbst so verdrießlich war, daß er sie liegen ließ und sich so gut durchzubeißen suchte, als es anging. Hätte man ihn gleich anfangs sitzen lassen, so wär' es vielleicht für ihn viel besser gewesen. Er hatte Ehre in sich, er hätte sich geschämt, er hätte sich zusammengenommen, und durch Uebung wäre ihm leicht geworden, was ihm jetzt unmöglich schien.

Als wir näher mit ihm bekannt wurden, besuchten wir ihn einmal. Da führte er uns in das große Zimmer, wo seines Vaters Bücher standen. Das ganze Zimmer war ausgefüllt mit Büchern. Ich war erstaunt! So viel Bücher hatte ich in meinem Leben nicht beisammen gesehen! Wie viel Anstrengung des Geistes, dachte ich, wie viel Mühe und Fleiß, welche Ausdauer und Geduld und wie viele Nachtwachen mögen dazu gehört haben, diese Bücher zu schreiben? Wie viele Verzweiflungen mögen sich die Verfasser verfaßt haben, um ihre Werke zu vollenden, und welchen Fleiß mögen sie angewendet haben, schon in der frühesten Jugend, um es so weit zu bringen!

Aber wie ich bald nachher wohl einsahe, das Unglück Ferdinands lag in dieser Büchersammlung.

Als die Abentheuer des Robinson-Crusoe, den Ihr ja wohl kennt, zuerst bekannt und allgemein gelesen wurden, hatten sich viel Schriftsteller gefunden, welche auch solche Robinsons geschrieben hatten — nämlich abentheuerliche Geschichten von Land- und Seefahrern, von ihren Widerwärtigkeiten und Mühsalen, wie sie sich darin mit großer Anstrengung und vieler scharfsinniger Erfindung halfen, oder wie ihnen glückliche Zufälle zu Hülfe kamen.

Solcher Schriften waren eine unglaubliche Menge vorhanden und noch weit mehr Reisebeschreibungen, die zum Theil eben so seltsame und wunderbare Dinge enthielten, als die Robinsons, denn sie waren etwas lügenhaft geschrieben. Uebrigens gab es auch einige Romane, so gut man sie damals hatte, von welchen mir nur die Titel von zweien im Gedächtnisse geblieben sind, nämlich die „Insel Felsenburg", und das „blutige, jedoch muthige Pegu".

Unter diesen Büchern nun, deren in der Bibliothek seines Vaters unglaublich viel sich fanden, saß unser Freund vom Morgen bis tief in den Abend hinein und las, und las, und las nichts als die abentheuerlichen Dinge. Darüber vergaß er alle seine Schularbeiten, oder vielmehr er versäumte sie, denn sie waren ihm anfangs zu ernst und zuletzt zu schwer; darüber versäumte er die Schule selbst oftmals ganz, oder kam fast immerdar um Vieles zu spät; und in den Unterrichts-

stunden

stunden selbst träumte er von dem westphälischen oder holländischen Robinson, oder von einem andern, und war zuletzt nicht mehr im Stande, seine Aufmerksamkeit auf den vorkommenden Lehrgegenstand im mindesten festzuhalten. Also mußte er ja freilich weit hinter den Mitschülern zurückbleiben, die nur einigermaßen fleißig waren. — O hätte ihm doch sein Vater, den Schlüssel zur Bibliothek nicht zu freiem Gebrauch gelassen!

Ferdinand fühlte sein Elend und seufzte darüber; Tage lang war er traurig und in sich gekehrt; er wäre so gern den Besten an Kenntnissen gleich gewesen, und gehörte zu den Schlechtesten, und er war auch schon verständig genug für die Betrachtung, was denn mit ihm werden sollte, wenn der schon bejahrte Vater stürbe? der zwar ein sehr angesehener Mann mit reichlichem Auskommen war, aber keineswegs reich.

Wir Beide waren eines Tages allein auf einem Spaziergange, und er in seinem Herzen recht tief betrübt; da klagt er mir, ohne daß ich ihn darum befragte, sein Elend und seinen innern Jammer, und begehrte Rath, wie er es anfangen solle, um weiter zu kommen; er möchte es ja so gern! — Ich rieth ihm, so gut ich es verstand; er möge doch wieder von vorn mit den allererſten und leichtesten Dingen anfangen und nicht weiter vorschreiten, bevor er nicht Alles genau und gewiß wisse; dann die allerersten und leichtesten Stücke mit großer Sorgfalt übersetzen und so immer fort-

fahren. In kurzer Zeit werde er den Andern ziemlich nachgekommen sein. Aber er müsse sich bestimmte Stunden des Tages setzen, in welchen er das ausführen wolle, und so fest auf dieselben halten, daß er um keiner Ursache willen davon abgehe. Es werde ihm im Anfang wohl schwer werden, aber mit der Zeit auch immer leichter.

Er fand den Rath gut und versprach, ihn zu befolgen; ja er freute sich schon im voraus auf die glückliche Ausführung desselben; aber der arme Mensch glaubte bald hernach, keine Kraft zu haben, ihn zu befolgen und verlor zuletzt allen Muth. — Nach einer geraumen Zeit klagte er mir, es wolle nicht gehen; es sei ihm unmöglich auszuführen, was ich ihm gerathen hätte; so möge es denn werden wie es wolle. — Er hielt sich für verloren.

Er schien immerdar in einem tiefen Nachsinnen, und bekümmerte sich wenig darum, was die Mitschüler trieben; er nahm an Nichts mehr Theil und blieb zu drei und mehr Tagen aus der Schule; wenn er aber mit Friedrich oder mit mir allein war, flog hier ein Wort und dort ein Wort, und was wir daraus zusammensetzten, war, daß er zur See gehen und sein Glück versuchen wolle. — Die Fahrten seiner Robinsons hatten ihm den Kopf verrückt. Er glaubte, er müsse eben so glücklich werden, wie diese in seinen Büchern meistentheils wurden. Der arme Scheim! Er kannte die Welt nicht, und wußte nicht, daß das

Glück uns nicht sogleich entgegen tanzt, wenn wir es suchen, und daß man ohne Kenntnisse nicht leicht durch die Welt kommt

„Ich gehe davon und zur See," sagte er nach einiger Zeit grade heraus und mit grosser Heftigkeit zu uns, aber wir glaubten kein Wort davon. Indessen war er bald darauf acht Tage oder noch länger nicht in der Schule anzutreffen und sein Vetter Fritz konnte nicht herausbringen, ob er zu Hause war oder nicht. — War er wirklich davon gegangen, und hielten es seine Aeltern geheim? hatten sie ihm ins Geheim nachgeforscht und wieder zurückgebracht? — Wir erfuhren nichts davon. Genug, er fand sich auf einmal wieder in der Schule ein, sprach nicht über sein Wegbleiben, und schien Gespräch und Umgang mit uns und allen Mitschülern geflissentlich zu vermeiden.

Nach einiger Zeit — trügt mich mein Gedächtniß nicht ganz, brachten ihn seine Aeltern an einen andern Ort; ich weiß nicht wohin und in welcher Absicht? Wir hörten nichts weiter von ihm und er war auch bald von uns vergessen. — Wie es ihm in seinem nachmaligen Leben ergangen und was aus ihm geworden ist, davon hab' ich nimmer ein Wort gehört.

31.

Kindheitsfreuden.

Der kleine Garten.

Obgleich die Aeltern mir, wie ich erzählt habe, in den frühern Jahren fast gar keinen Umgang mit Kindern von meinem Alter erlaubten — denn daß ich Fritzen zuweilen besuchen durfte, war kaum dahin zu rechnen — so fehlte es doch an mancherlei lieben Freuden nicht.

Hatte ich in der ersten Wohnung des neuen Wohnortes den wunderschönen Quitschbeerenbaum gehabt, so hatte ich nun in der letztern gar einen kleinen Garten.

Nichts beinahe stand in dem Garten, denn der vorige Besitzer hatte ihn ganz unbebaut gelassen, aber er freute mich doch sehr, zumal Pflaumenbäume — Zwetschenbäume nannte man sie dort, darin standen. Daß sie Früchte tragen würden, daran dachte ich anfangs gar nicht; aber dennoch waren sie mir lieb, es waren doch Bäume mit schönen Zweigen und grünem Laube darin, und am Ende desselben stand ein sehr hoher Baum, mit gleichem Laube, aber er hatte doch etwas Eigenes, und ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte.

Wie unaussprechlich glücklich aber war ich, als der Monat August heranrahete und der hohe Baum goldgelbe Früchte brachte von süßem Geschmack. Es waren Spillinge. Die Aeltern warnten mich sehr, ja sie verboten es mir sogar, viel von dessen Früchten zu essen, weil sie sehr ungesund seien. Allgemein hielt man alles Frühobst damals für schädlich, aber die Spillinge am meisten, denn man glaubte, sie wären hauptsächlich Schuld an den bösen Ruhren, die um diese Jahrszeit häufig zu sein pflegten und manches junge Leben hinnahmen. In der Stadt war es verboten, dergleichen Früchte zu verkaufen, und brachte sie dennoch eine Bauersfrau zu Markte, so wurde ihr von dem Marktmeister der Korb umgestürzt, die schönen Früchte lagen auf dem Markte umher und die arme Frau hatte nicht nur den Schaden, sondern auch obendrein den Spott, denn sie wurde von aller Welt ausgelacht. Das kränkte sie denn wohl am meisten.

Mir wurde es nicht schwer, dem Verbote der Aeltern zu gehorchen. Ich konnte auf den hohen und glatten Spillingsbaum nicht hinauf, und nur in dem Wipfel hatte er Zweige, an welchen die Früchte hingen, und ihn zu schütteln, dazu war mein Arm zu schwach. Ich mußte schon warten, was von Früchten von selbst herabfiel und dessen war wenig auf einmal. Ich war glücklich, wenn ich sechs bis acht derselben auflesen konnte.

Reichlichere Ausbeute gaben die Pflaumenbäume, deren Einige eine ganz unglaubliche Tragbarkeit hatten. Wie herrlich pranaten sie in der schönen blauen Last, wodurch die Zweigspitzen bis zur Erde herabgebogen wurden. Und mir war es nicht verboten, davon zu essen, denn diese Frucht hielten die Aeltern für gesund. Da ich unter so vielen die Wahl hatte, fiel mir es freilich nicht ein, unreife zu essen, sondern die besten wurden ausgesucht, und eine Leiter oder eine Stange halfen mir dieselben erlangen, und je mehr Mühe es gemacht hatte, zu dem Besitz derselben zu kommen, desto lieblicher war ihr Geschmack. — Aber ich war mäßig im Genuß; jedoch diese Mäßigkeit war nicht mein Verdienst, denn es war mir nicht möglich, mehr als ein Dutzend Pflaumen zu essen, und ich erschrak, wenn ich sahe, daß Manche ein Schock in kurzer Zeit verzehren konnten. Das war freilich ein wenig viel, indessen konnte doch mein Appetit grade nicht die Regel sein, wie viel oder wenig Andere genießen dürften. Aber es ist eine recht gewöhnliche Unart, daß man überall sich selbst zum Maasstab und zur Richtschnur für Andere machen will, und man tadelt sie dann, wenn sie anders sind, als wir.

Die größeste Lust war, wenn nun die Pflaumen allzumal die gehörige vollkommene Reife erlangt hatten, dann wurden sie geschüttelt und fielen wie ein dichter Regenguß herab und wurden auf-

gelesen. Ich las willig und sink mit auf; je mehr, desto besser. Wir wurden immerdar sehr reich gesegnet. Dann wurde Mus gekocht und die übrigen wurden gewelkt. Das waren für mich lauter angenehme Dinge.

Was bei dem Schütteln nicht willig von den Bäumen wollte, blieb hängen, und wenn der Herbst kälter und nebelvoller geworden war, dann wurde die Nachlese gehalten, und die mit Stangen herabgeholten Pflaumen waren noch um eins so süß, als alle vorherigen. Natürlich! sie waren nicht nur am reifsten, sondern auch schon selten geworden und — waren die letzten.

O glücklich, wer ein Gärtchen hat und einen Fruchtbaum darin!

32.

Der Wallnussbaum.

Welch eine Menge von Wallnussbäumen standen in den Gärten vor den Thoren auf Anhöhen. So große und so hohe Stämme, mit so weit und mächtig geasteten Zweigen, hab' ich nachmals nie mehr gesehen. Und welch eine ungemeine Tragbarkeit hatten sie! Es musste wohl eine recht gedeihliche Heimath für diese Bäume bei uns sein!

Dicht fast an unserem Zaun, stand in des Nachbars Garten auch ein Baumriese dieser Art. Sein Stamm war kurz und vertheilte sich in drei große Aeste, deren jeder, so weit mehr Umfang haben mochte, als ein starker Mann am Leibe hielt. Ich konnte sehr gut werfen, aber ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen, wenn ich seine Spitze mit einem Steine erreichen wollte. — Die meisten seiner großen Seitenzweige hingen in unsern Garten fast bis zur Erde herab, und breiteten sich so weit aus, als unser Zaun hinlief, und ich glaube, daß mehr als sechzig Menschen unter dem Laube seiner Zweige gemächlich hätten sitzen können. — Und wie kernreich und schmackhaft waren seine überaus dünnschaligen Nüsse!

O das war ein wunderherrlicher Baum! ein großes, weites Laubgewölbe war er, der auf einem starken Pfeiler ruhte. Wie schön, wenn seine angeschwollenen Knospen aufbrachen und die jungen braunen Blätter sich aus ihrer Hülle drängten. Ihr würziger und kräftiger Duft war so erquicklich, und einige Zeit darauf schauete ich nach, ob sich viel junge Früchte angesetzt hatten. Das war der Fall meistens, und so freute ich mich im voraus auf die Lust des Herbstes, wo die Nüsse mit langen Stangen abgeschlagen wurden. Wenn ich den Baum ansahe, dachte ich an den Herbst, ich dachte mit Lust daran; ich trug den ganzen Sommer über schon die Freude des Herbstes in meinem Herzen.

Der Herbst blieb nicht aus, der Nußschlag auch nicht. Die Leute des Besitzers kamen zum Vater und baten um Erlaubniß, die Nüsse auch in unserem Garten auflesen zu dürfen, denn nach dem Garten-Rechte gehörte dem Vater, was auf unsere Seite fiel. Die Erlaubniß gab der Vater sehr gern. Dann ersuchten sie ihn freundlich, auch Jemand für sich selbst mit auflesen zu lassen, was aber allezeit abgeschlagen wurde, denn das schien dem Vater zu lumpig und bettelhaft, wie er es nannte. Er und die Mutter bekümmerten sich nicht um den Nußschlag und kamen gar nicht in den Garten, so lange derselbe dauerte. Ich durfte aber zusehen, jedoch war mir streng befohlen, keine einzige Nuß für mich aufzulesen, und ich folgte streng; ich rührte keine Nuß an, obwohl die Leser mich freundlich aufmunterten, zu nehmen und meine Taschen zu füllen. O es lag mir gar nicht daran, Nüsse zu haben, denn ich wußte wohl, daß für mich mehr als genug übrig blieben, und daß mir grade die besten zu Theil würden, — die welche hängen blieben. Mir war es darum zu thun, zu sehen, wie die Männer auf den Baum stiegen und mit langen Stangen die Nüsse abschlugen, die nun in großer Menge herab und den Leserinnen auf Kopf und Nase fielen, die dann mit verstellter Kläglichkeit: „Au weh!" schrien. Jetzt fielen Nüsse ohne die grünen Schalen in Menge herab, jetzt mit den Schalen. Manche hingen nur noch in den gespaltenen

Schalen an den feinen weißen Faden sehr locker, andere saßen noch fest darin; jetzt fielen einzelne, jetzt drei und vier oder gar fünf, die an einem Stiel zusammengewachsen waren. — O das war eine Lust! und ich wandte mein Auge nicht von dem Baum, von den Schlägern, von den fallenden Nüssen und den Lesern.

Bei aller Freude, die ich hatte, schlich sich doch ein heimliches Mißfallen ein. Es schien mir wie eine Undankbarkeit, ja wie eine Mißhandlung, so blind und ohne Schonung auf den lieben Baum hinein zu schlagen und ihn zugleich mit der schönsten jungen Zweigspitzen und des Schmucks vieler seiner noch so frischen Blätter zu berauben. Mir war es, als müsse das der Baum schmerzlich empfinden. Man sagte mir aber, so müsse es sein, denn, werde der Baum nicht tüchtig geprügelt, so gebe er im nächsten Jahre keine Frucht. Das wollte mir freilich nicht eingehen, denn der Baum war doch kein unvernünftig Vieh, das man durch Schläge zu seiner Schuldigkeit glaubt anhalten zu müssen.

Die Lese war mit tiefer Dämmerung vollbracht; die Aeltern bekamen ein oder zwei Tragkörbe Nüsse von dem dankbaren Nachbar zum Geschenk, und also mehr als in unserm Hauswesen verbraucht werden konnte. — Meine Hauptlust und Freude ging aber nun erst recht an. Viele, o sehr viele Nüsse waren auf dem Baume geblieben, gleichsam als ob sie für mich

und für die Meisen hätten müssen übrig gelassen werden. Was auf dem Baume blieb, konnte vielleicht noch mehrere Körbe betragen, man war aber nicht so geizig auf ein Paar Körbe voll Nüsse, denn man hatte sie ja in großer überflüßiger Menge, und der Preis eines Korbes war nur wenige Groschen.

Meine Hauptlust ging nun an, sag' ich. Der Herbst brachte bald seine Reifen und seine trüben Nebel, in welche die steigende Sonne hineinschien. Ein feuchter Duft hing an den Zweigen und Blättern, der in Tropfen herabfiel, wenn der frische Morgenwind sich regte. — Mit dem Anbruch des Tages war ich unter dem lieben Baum. O wie war Alles so schön! so unaussprechlich schön! Mit den Tropfen fielen raschelnd die großen gelben und braunen Blätter von dem Baum und dufteten noch immer lieblichen Wohlgeruch, und mit den Blättern fiel manche Nuß und kam den Blättern zuvor und wurde dann von ihnen bedeckt und gleichsam sorgfältig bewahrt und versteckt. Aber es half ihnen nicht viel, denn ich wußte die Nüsse schon unter den Blättern zu finden. — Jetzt fuhr die Sonne mit gewaltiger Strahlenmacht durch die Nebel hin, und die Nebel wichen, ballten sich aber wieder zusammen. Ein Chor von Blaumeisen war lustig in dem Baum und rief sein vergnügliches Pink! Pink! Ich störte sie nicht in ihrer Lust; ich hätte es nicht von mir erhalten können, sie zu

verscheuchen. Hab' ich doch niemals über den Sperling mich ereifert, der mir die reifsten Kirschen stahl, oder über den Kernbeißer, der das Fleisch derselben wegwarf, um zu dem Kern zu gelangen. Ich durfte um so weniger gegen die kleinen muntern Blaurócke zürnen, da sie in der That meine geflügelten Diener waren, die mir viel Nüsse ohne meine Mühe verschafften. Sie hackten dieselben mit dem Spitzschnabel kräftig an, und da sie nur noch locker in den grünen Schalen hingen, fielen sie herab und gehörten mir. Was sie nun für sich selbst davon brachten, dessen war gewiß wenig gegen das, was ich bekam, und war verdientes Arbeitslohn, das sich ihnen wohl gönnen ließ.

Aber wenn die Schulstunden vorüber waren und die Sonne längst die Nebel zerstreut hatte, dann ging es so stracks wieder zu dem lieben Baum, dann sah ich nach, wo seine reifsten und meisten Nüsse noch saßen und ich holte sie mit langen Stangen, oder wo diese nicht hinreichten, durch den Wurf mit kurzen Knitteln oder Steinen herab. Wie viel mal ich auch vergeblich warf, so war die Mühe, die ich mir geben mußte, doch nur eine Lust für mich, und die Freude sehr groß, wenn die Mühe gelungen war und die Nüsse zu Boden fielen. O! ich hätte die Nüsse allesammt auch ohnedieß bekommen, denn sie mußten ja von selbst herabfallen, aber so waren sie mir viel lieber. Was man mit Mühe erlangt, ist

uns viel mehr werth, als was man ohne Anstrengung erlangt hat, und der gehabten Mühe folgt die Freude nach. Darum soll der Mensch Mühe haben.

Ich kann mich von dem lieben Nußbaum noch nicht loswinden. Wie viel Vergnügen haben uns Allen und denen, die uns zu Abend besuchten, seine Früchte gemacht. Sie wurden frisch gegessen mit Salz und Brodt, wo sie am schmackhaftesten sind; es wurden mancherlei Spiele damit gespielt, indem wir darum würfelten; es wurden Bratgänse daraus gemacht, indem man die gelbe Haut so von dem Kern abzuschälen wußte, daß sie auf einmal konnte abgezogen werden, ohne daß der weiße innerste Kern im mindesten verletzt wurde, denn das war die Kunst dabei; es wurden die unzerknickten Hälften der holzigen Schale am Ende ein wenig ausgeschnitten, in der Mitte einigemal mit Zwirn umwunden und dieser mit einem durchgesteckten kleinen Hölzlein recht fest gedreht, und schnappte man denn an dem einen Ende des Hölzleins, so sprang das andere klappend auf die Schale und so hatten wir Klappern; und wenn die Ofenschalen in das Ofenfeuer geworfen oder auch an die Lichtflamme gehalten wurden und zischten, platzten, dampften und spielten mit wunderſamen Lichtfarben ja das Alles möchte ein strenger, mürrischer Mann wohl kindische Dinge gescholten haben, aber wir Alle waren doch so froh dabei, und selbst der ernste

Vater sahe mit stillem Vergnügen dem ergötzlichen Thun und Spielen zu. Und wenn Weihnachten gekommen war, gingen dieselben Spiele mit frischer Lust an, denn der Nüsse waren noch genug übrig geblieben und reichten bis tief in das neue Jahr, und da gab es also für mich viel schöne Abende, an welchen ich so glücklich war als vielleicht manch ein reiches Kind nicht, mit allen seinen Herrlichkeiten. Ja, Ihr Lieben, das eben ist die seligste und die reinste Freude, zu der man nicht erst grosses Geld und Gut braucht und die keiner großen Zurüstungen bedarf, und solche Freude gehört der Kindheit am meisten an.

33.

Die Schlitten- und Eisfahrt.

Nicht weit vom Vaterhause, oder fast dicht neben demselben, war eine kleine Erhöhung, aber nur eine ganz kleine, welche für die noch gar kleinen Jungen eben recht war, die im Winter Schlitten fahren wollten. Da waren ihrer wohl ein fünf bis sechs beisammen und fuhren und riefen und jubelten dazu, als hätten sie, wer weiß welch eine herrliche Bahn; ich aber durfte nicht mit ihnen sein, denn sie fuhren am Tage und das wurde nicht nur von den Aeltern, sondern

von der ganzen Stadt für unschicklich gehalten. Wenn aber der tiefe Abend gekommen, und Alles in der Nachbarschaft still geworden war, beim Mond- oder Sternenschein; ja da duzte' ich mit meinem Schlitten auch ein Bißchen hin, und fahren. Aber ich that das nur selten, denn ich konnte nicht viel Lust und Freude daran haben; ich war ja so einsam und allein, und zum rechten Vergnügen gehören mehr, zumal am düstern Abend. Und hätte man alle Kostbarkeiten und alle Herrlichkeiten der Welt und wäre damit auf einer menschenleeren Insel ganz allein, da würden sie wenig ergötzen. Zudem war die Fahrt doch gar allzukurz und wenn es gut ging, mochte sie zwanzig Schritte betragen. — Dabei konnte ja keine Freude sein.

Als ich fünf Jahr älter war, nahm mich der Bruder zu einer andern Schlittenfahrt mit. Es lag ein ziemlich steiler Berg vor einem Thore, welchen zu ersteigen man vielleicht fast eine Viertelstunde nöthig haben mochte. Ja, der gab eine Schlittenfahrt!

Wir gingen hin zu dem Berge, der Bruder nämlich mit einigen größern Mitschülern und ich, oder vielmehr wir schlichen hin, denn wir schlichen ums Thor herum zu dem Berge hin — wir schämten uns der Fahrt, als wäre sie sehr unanständig; aber wir freuten uns doch recht sehr auf dieselbe. Der Abend war nicht allzukalt, der Himmel ohne Wolken und der Mond schien so

hell und der Schnee flimmerte und glänzte in Strahlen wie Sterne. Die Bahn aber — das wußten die Großen, war überaus glatt gefahren, und mußte also eine herrliche Lust geben, zumal wenn etwa Einer in die große muldenförmige Vertiefung hinabfiel, die in dem Berge sich fand. Wer das Fahren recht verstand, sauste in der Luft über dieselbe hin, weniger Geschickte aber fielen hinein und der Schlitten flog allein über die Vertiefung hin. Das gab denn ein herzliches Lachen, zumal da übrigens keine Gefahr dabei war. Aber ein Baum, der an der andern Seite der Mulde stand, konnte gefährlich werden, wenn man den Schlitten falsch lenkte und an ihn anstieß, was aber fast immer glücklich vermieden wurde.

Mit der großen Lust und Freude, welche Groß und Klein von uns zu haben gedachten, war es eben sehr wenig. Gegen neun Uhr waren wir erst ausgegangen, um recht allein unsern Jubel zu haben, und siehe da, der ganze Berg war noch voll von Jünglingen und Knaben aus allerlei Stand und Volk, mit welchen wir uns nicht vermengen wollten, zumal die Großen nicht, die ja schon Primaner waren und sich gewaltige Lateiner bedünken ließen. Auch fürchteten sie, man möchte es ihnen verübeln, sich unter diese Burschen gemischt zu haben. Indessen, wir fuhren einigemal den Berg hinab und zogen dann wieder nach Hause. — Ich bin nie wieder hinge-kom-

gekommen, denn hier waren mir der Leute zu viel.

Mit der Luſt unſerer Eisfahrten war es eben auch nicht weit her. Wir hatten nur einige kleine Teiche bei der Stadt, und einer derſelben, wo wir Schüler unter uns ſein konnten, lag ein wenig zu weit von der Stadt ab. Es war ein nur ſeltenes Vergnügen auf dem Eiſe zu glitſchen; die Kunſt aber auf Schlittſchuhen zu fahren, ſchien bei uns völlig unbekannt, wenigſtens hab' ich nie Jemand geſehen, welcher dieſe Kunſt ausübte.

Uebrigens hab' ich es mehr als einmal ſelbſt geſehen, daß der Vorwitz unbeſonnener Burſche, ſich auf noch jungem und dünnen Eiſe, zu viel wagte und darüber einbrach. Ei nun! Lebensgefahr war nicht unmittelbar dabei, wenn der Einbrechende nicht grade auf der Mitte des Teichs war, wohin man ſich nicht leicht wagte, aber Nachtheil für die Geſundheit war denn doch dabei, und im glücklichſten Fall kamen doch die Kleider übel dabei zurecht und zu Hauſe mocht' es wohl auch nicht ohne manchen Verdruß abgehen, denn mit ſolchen Dingen nahm man es damals ſehr ſtreng. Ich aber habe dergleichen Verdruß nie gehabt; ich fand kein ſo großes Vergnügen an dem Eislaufen, war eben nicht beſonders darin geübt, und wagte mich nicht weit. Dennoch ſind mir einige angenehme Stunden damit hingegangen.

34.

Die Vögelthiere.

Lebendiges und zahmbares Wesen allerlei Art will der Mensch um sich haben, auch zur Gesellschaft und zur Lust und nicht blos des Nutzens wegen, daß es ihm seine Haus- und Feldarbeiten verrichten helfe, oder daß er es schlachten und kochen oder braten möge. Da hält sich ja Mancher, der eben des Brodts nicht übrig hat, dennoch seinen Spitz oder Pudel, der ihn begleiten oder ihm seine Künste vormachen — Pfoten geben, schön aufwarten und: „Such! verloren!" machen muß. — Ja! das sind gar kleine Dinge, aber wenn der Mensch nur seine Freude daran hat, so sind sie ja groß und wichtig genug.

Mein Bruder war ein Liebhaber von allerlei Gevögel. Jetzt brachte er einen Finken, dessen gewaltigen Schlag er aller Welt vorrühmte; jetzt hatte er einen Hänfling gekauft, der mußte Melodien pfeifen lernen; jetzt nahm er einen Zeisig oder Stieglitz in die Lehre, und er war der Höchstbeglückteste aller Menschenkinder, als er ihn mit vieler Mühe und langer Geduld abgerichtet hatte, den Fingerhut mit Wasser und den kleinen Wagen mit Futter zu sich hinaufzuziehen. Er war so froh und glücklich, als wäre ihm ein großes

Heldenwerk gelungen; ich aber konnte seine Freude nicht mit ihm theilen, denn ich hatte einen andern Sinn und das eingesperrte Leben der kleinen lieben Gotteſsthiere dauerte mich sehr, am meiſten der arme Zeiſig und Stieglitz, denn die waren angeſeſſelt und konnten von ihrem Stänglein nicht herab, und nicht einmal darauf hin- und herhüpfen, wie doch der Finke in ſeinem Käfig konnte. Wie gern, o wie ſehr gern hätte ich die Vögelein hinausgelaſſen in die weite Luft und zu den ſchönen Bäumen, welchen ſie ja angehörten, aber ich durfte ja nicht, denn ſie waren nicht mein.

Unter allen Vögeln, die der Bruder brachte, ſahe ich die Staare, die Elſtern und Dohlen am liebſten, denn die durften doch frei im Hauſe wie in der Stube umherlaufen, ja die letztern beiden liefen auch im Hof und Garten umher. Den Aeltern war es ſchon lieb und recht, wenn dieſe dreiſten Burſche, die Alles verſchleppten, weſſen ſie habhaft werden konnten, ſich plötzlich auf und davon gemacht hatten; aber dem Bruder war es eben nicht recht, doch betrübte er ſich nicht grade tief darüber; aber aufs äußerſte, ja in eine Art Verzweiflung gebracht war er, als ihm ſeine ſchönſten Tauben davon gekommen waren.

Wie viel Mühe und Fleiß hatte der arme Bruder darauf gewendet, die ſeltenſten Tauben zuſammenzubringen, die nur irgend zu haben waren! Er hatte alle ſeine Erſparniſſe dazu angelegt,

um dieselben zu erkaufen und zu füttern, er war tagelang in der Stadt umhergelaufen, um einen Taubenhandel zu Stande zu bringen, er vertauschte die seinigen gegen andere und ließ sich nach einiger Zeit bedünken, den schönsten Taubenflug in der Stadt zu haben und war auf diesen Vorzug wohl auch ein wenig hoffärtig. — Und wenn ihn Taubenfreunde besuchten und hatten seine seltenen Paare bewundert und gepriesen, dann war er überfroh. Er zeigte dann, wie zahm sie wären, ihm aus der Hand fräßen, sich von ihm willig greifen und streicheln ließen, und erzählte, wie einige ihm nachgeflogen wären und hätten sich gewöhnt, mit den Flügeln an die Fenster der Wohnstube anzuschlagen und Futter, oder auch Einlaß begehrten, und wenn man das Fenster öffne, hineinkämen und mit unbesorgter Dreistigkeit in der Stube umhergingen.

Nun, die Liebhaberei mit Vögeln überhaupt, am meisten aber mit den Tauben, nahm, wie es bei solchen Liebhabereien fast immer zu gehen pflegt, viele, sehr viele Zeit hin, die nothwendigern und ernstern Dingen entzogen wurde, aber darauf wurde im Eifer für das Vergnügen wenig oder wohl gar nicht geachtet, denn es gab auf der Welt nichts Wichtigers, als Tauben zu kaufen, zu vertauschen, zu füttern, den Schlag immer sauber zu erhalten und vollkommner einzurichten, die eigenen Tauben den Liebhabern zu zeigen und dagegen die ihrigen zu besehen, und zu vergleichen,

welche schöner und prächtiger wären. Ja! das waren große Dinge, die man mit großem Bedacht und Genauigkeit treiben mußte und wer dann im Vergleich schien gewonnen zu haben, der war glücklich, o! überglücklich! und mein Bruder glaubte allezeit dieser Ueberglückliche zu sein.

Ach ginge nur nicht so oft aus der Freude das Leid hervor! Der Bruder war einige Monate oder noch länger durch seinen Taubenschatz ein glücklicher Mensch, aber wie unglücklich sollte er werden! Es sind eines Morgens, da er füttern und nach den Eiern und Jungen sehen will, die meisten und die schönsten seiner Taubenpaare fort — fort. „Sie sind fort!" sagt er mit verstörten, jammervollen, ja fast entsetztem Angesicht zu den Aeltern, die leicht errieten, wer fort sei, und nachdem er es gesagt, blieb er erstarrt und stumm, bis sich zuletzt der gewaltige Schmerz in Schluchzen und Thränen erleichterte.

Der Vater vermuthete mit Recht, daß er durch nichtswürdige Künste um die Tauben gekommen sei. Mehrere seiner Taubenfreunde hatten, wie sich nachher fand, die ausgeflogenen Tauben gefüttert und sie dadurch zahm gemacht, und ihnen dann auf einmal Erbsen in Branntwein geweicht, hingeworfen; davon waren sie taumelnd geworden und hatten leicht können gegriffen werden.

„Da mußt nachsuchen;" hatte ihm der Vater gesagt, und in einer Art Wuth stürzte er zum

Hause hinaus und in die Häuser und auf die Schläge derjenigen seiner Taubenfreunde, die er für die falschesten hielt. Fast mit einer Art Gewaltthätigkeit hatte er manche Schläge erstürmt, die man ihm nicht öffnen wollte. Es hatte heftigen Streit und Aerger gegeben und viel bittere Worte. Er hatte mehrere Paare seiner Tauben gefunden; Manche hatten ihm dieselben beschämt wieder herausgegeben, Andre hatten abgeleugnet, daß dieselben ihm gehörten, und er hatte sich seines Eigenthums nur mit Drohungen und Gewalt bemächtigen können.

Zwei oder drei Tage brachte der Bruder mit Nachsuchungen zu, und war ganz außer sich, so daß er das Mittagsessen vergaß. Jetzt kam er und lief auf seinen Schlag, ob sich keine der Verlornen wiedergefunden, dann rannte er wieder auf die Schläge Anderer, dann durchlief er die Straßen und sahe auf die Dächer, wo Tauben saßen, oder gar ohne erst Erlaubniß zu fordern, auf die Höfe der Leute, welche Tauben hielten; jetzt wollte er die noch fehlenden Paare da oder dort gewiß entdecken und entdeckte sie nicht, und jetzt wieder sahe er Tauben für die seinigen an, die es nicht waren. Da gab es Aufsehn und Lärm, und den Bruder mochten wohl Manche für ein wenig verwirrt halten. Die schönsten Paare seiner Tauben waren und blieben dennoch verloren, aber sein Gram, sein stummer Unmuth und sein Aerger darüber verloren sich erst nach

mehrern Wochen, da nämlich erſt, als er die noch übrig behaltenen Tauben verkauft hatte, denn behalten mocht' er ſie nun nicht mehr.

Aber wie ſehr ſollte man ſich auch hüten, das Herz mit ſo übermäßiger Liebe an ſo kleine und entbehrliche Dinge zu hängen!

Ich? — Ja ich hatte auch meine ſchönen Vögel, ſowohl als der Bruder, und noch viel mehr als er; das waren die, die in Bäumen und Büſchen ihr munteres Leben führten, die Grauröcke und Blauröcke der Meiſen, die luſtigen Finken, die prächtig bunten, großen und kleinen Spechte, die ſchwirrenden Lerchen, die goldgelben Ammern, und alle Vögel allzumal, wie ſie weiter heißen mögen, die ſich in unſerer Gegend fanden. Ich hörte ja, wie ſie ſangen und ſchlugen, ich ſahe ja, wie ſie ihr fröhliches Leben in Baum und Strauch führten, in den Zweigen flatterten und hüpften, ihre Neſtlein baueten, ihre Fliegen und Raupen holten und die Jungen fütterten, und nachmals mit ihnen ausflogen; hatte ich denn da nicht viel mehr zu ſchauen und mich zu freuen, als der Bruder an ſeinen Paar eingeſperrten Vögelein?

Aber zahme Vöglein, meint Ihr? — Ih ja freilich, die hatte ich wohl auch, und mehr noch als der Bruder, und tauſend Luſt und Freude daran. Wie hätt' ich nicht gefollt! Ich durfte mich nur hinſetzen, ſo kamen ſie zu mir, ſie fraßen

aus meiner Hand, sie flogen mir auf die Knie, auf die Achseln, ja wohl gar auf den Kopf, damit ich es desto leichter hätte, ihnen von meinem Butterbrodte zu geben. — Ja es waren sehr liebe und zutrauliche Thiere und hatten wunderschön gefärbte Federn, die Hühner nämlich, welche die Mutter in Menge hielt, und waren meine allezeit sehr guten Freunde, besonders die halbwüchsigen, die ich gar leicht hatte an mich gewöhnen können. Ich durfte sie nehmen und keins war schüchtern. Häufig stellten sie sich im Halbkreise um mich her und sahen mir auf Hand und Auge, gleichsam zu errathen, ob ich keine guten Bissen für sie hätte, — Brodt nämlich; und der Hahn stand hinter seinem Völkchen auf Einer Stelle, und wartete, ob nichts ausgetheilt würde, nahm aber für sich selbst nichts, wofern ich nicht ganze Hände voll Brodtstückchen auswarf.

33.

Das Rothkehlchen.

Hinter unserm kleinen Garten ging der Stadtwall an, der an die Stadtmauer stieß und die ganze Stadt umzog, die in alter Zeit, eben mit dieser Mauer, nebst Wall und den dazu gehörigen zwei tiefen Graben, befestigt gewesen war. Der

eine dieser Graben war trocken, der andere aber enthielt einen tiefen Morast. Ich konnte von unserm Gärtchen aus einen beträchtlichen Theil des Walls begehen, und ging gern und darum auch oft auf demselben spazieren. Es war dort so einsam und heimlich und so still, und Einsamkeit und Stille sind mir von jeher lieb gewesen. Hier war kein Geräusch, kein Lärm und kein Menschenlaut brach hier herein; man war hier, wie abgeschieden von der Welt, und das zog mich eben an; aber auch die mancherlei hohen und schönen Bäume und Sträucher zogen mich an, mit welchen der ganze Wall bewachsen war. Da standen hohe wilde Kirschenbäume, deren Früchte nehmen durfte, wer hinauf klettern wollte, die aber meistens den Vögeln zur Speise blieben; da standen uralte Ulmen und die lieben herrlichen Ebereschen und Erlen und Weiden, und groß gewordene Haselsträucher. Eichhörnchen hielten sich hier auf, und nach einem warmen Regen schlüpften auch zuweilen gelb- und schwarzgefleckte Molche unter dem Gesträuch hervor, und sahen mich oft mit stieren Augen an, als wollten sie fragen: „Was willst denn Du hier?" — Im Frühling gefiel mir es hier, wenn die Blätter der Bäume und Sträucher aufbrachen und, die Kirschen zumal, so herrlich blüheten, und im Herbste auch, wo das Laub gelb und braun und roth von den Bäumen herabraschelte, wenn der Wind hineinhauchte. Dann war der Boden wunderschön mit einem bunten, weichen

Teppich bedeckt, der unter den Fußtritten sanft rauschte. Und wie herrlich prangten die Früchte des Pfaffenhütleins oder Spillstrauchs! Dann kamen die Herbstvögel in Schaaren, besonders die in diesen Gegenden so häufigen Wachholderdrosseln oder Kramtsvögel und trachteten den Beeren nach, und die Rothkehlchen flogen durch die Zweige und zitscherten.

Die armen Rothkehlchen! Sie dauerten mich sehr, denn ich hatte sie sehr lieb. Ja! Beeren waren genug für sie da, aber die bösen Jungen trachteten den unschuldigen Vögelein nach, stiegen über die Stadtmauer und stellten ihnen auf dem Walle, bis dicht hin an unser Gärtchen, Sprenkel auf. Es war mir aber eine Gewissenssache, die Sprenkel stehn zu lassen, ich zerstörte ihrer so viel ich konnte, mußte mich aber dabei sehr in Acht nehmen, denn hätte mich einer von den großen Jungen ertappt, welche die Sprenkel stellten, so möcht' es mir übel ergangen sein. Aber obwohl ich viel Sprenkel zerstörte, stellten die Knaben doch immer wieder andere, denn sie hatten Ursach, in dieser Gegend einen reichen Fang zu vermuthen.

Wenn der Morgen grauete, durchsuchte ich den Wall, erlöste die kleinen Gefangenen, welche unbeschädigt waren, oder nur wenig Schaden an den zarten Füßen genommen hatten, und gab sie ihrem freien Leben wieder. Stärker Beschädigte wurden mitgenommen in die Stube, und die

Aeltern ſtanden mir mit Rath und That bei, den Wunden zu heilen, was meiſtentheils leicht war. Dann wurden ſie wieder entlaſſen. Schwerer Verwundete muſten über Winter bleiben und erhielten erſt im Frühling ihre Freiheit wieder.

Ein armes Rothkehlchen mußten wir für immer behalten, denn ſein zartes Bein war ganz zerſchmiſſen, und mit aller Mühe konnten wir es nicht ändern, daß es nicht abfiel. Nur ein Stumpf blieb übrig. Es blieb einige Jahre bei uns, als ein treuer Stubengenoſſe, und begehrte nicht hinauszufliegen, wenn auch die Fenſter offen ſtanden. Es wurde bald ſo luſtig und dreiſt, wie ſeine Genoſſen zu werden pflegen, und hat uns, o wie oft, mit ſeinem feinen, leiſen Geſang erfreut. Man denkt es nicht, wie lieblich dieſes Vögelein ſingen kann, bevor man es nicht ſelbſt gehört.

Unſer Stubenvögelein konnte ſich aber des Gewirres von Staubgewebe nicht entledigen, das ſich von Zeit zu Zeit an ſeinen geſunden Fuß anſetzte. Wir griffen es dann, was ſehr leicht war und halfen ihm davon ab. Das litt es willig, aber wenn es geſchehen war, flog es überall umher und zitſchte unaufhörlich mit einem ganz eigenen Ton. Die Aeltern ſagten im Scherz: „Nun ſchimpft er uns.“

Wer weiß, wie lange das kleine Geſchöpf noch bei uns gelebt hätte, hätte ich es nicht eines Morgens, wo ich haſtig den Stiefel anzog, plötzlich erdrückt. Es hatte ſein Nachtquartier in der

Spitze des Stiefels genommen, was es sonst niemals gethan hatte und auch ganz gegen die Natur dieser Vögel ist. Ich war zwar recht unschuldig an dem Tode des kleinen Geschöpfs, und es kann fast keinen Schmerz gefühlt haben, dennoch hat es mich noch sehr lange gedauert!

36.

Mancherlei hübsche Dinge.

Ja, wenn die Erdbeerenzeit kam, da durft' ich ja an manchen schönen Nachmittagen, des Sonntags auch mit einer Freundin unsers Hauses, gehen, Erdbeeren zu suchen, und weiter hinein im Jahre suchte ich auch Heidelbeeren und Himbeeren mit, und legte sie in Körbchen, und wand auch schöne Sträußchen aus den Erdbeeren. Wie war ich froh, wenn es zu den besonnten Hügeln hinging, die der dunkle Tannenwald umkränzte, und auf welchen immer die schönsten und würzigsten Beeren standen; und wie war ich glücklich, wenn zu Hause die mitgebrachten Früchte gelobt und zu Kaltschale für den Abend verwendet wurden! — O wie leicht ist ein Kindesherz froh zu machen! Das Hingehen in den Wald war eine Lust, das Suchen der Beeren nicht minder,

und am meisten das Glück des Findens und Bringens.

Als ich gröſser war, ging ich freilich nicht mehr Beeren zu suchen, aber dagegen ging es beim herannahenden Herbst in die Haselnuſsgesträuche. Zuweilen zogen wir Schüler in einer kleinen Armee zu den Haselnuſsbergen hin und fanden in ergiebigen Jahren überaus reiche Ausbeute, obwohl wir keine nahmen, welche nicht vollkommen reif waren und beim Schütteln des Strauchs von selbst herabfielen. Wir gewannen dennoch so viel, daſs wir oft in allen Taschen nicht Platz genug für dieselben hatten, und wir zuweilen sogar nicht nur die Schnupftücher zu Hülfe nehmen muſsten, sondern auch wohl das Rockfutter ein wenig aufschnitten, um die gesammelten Vorräthe fortzubringen.

Zuweilen ging ich mit einem mir näher bekannten Mitschüler zu einem Kalkberge, wo sich vorzüglich wohlschmeckende Nüsse fanden, denn der Berg hatte den ganzen Tag Sonne. Aber wir fanden hier nicht blos Nüsse, sondern auch mancherlei Versteinerungen, und manche Arten in groſser Menge. Damals wuſsten wir nicht, was wir daraus machen sollten, denn über solche Dinge wurden wir ja nicht belehrt; wir vermutheten Dieſs und Das, aber das Rechte mochten wir wohl schwerlich getroffen haben.

Meine Haselnüsse brachte ich noch eine Zeitlang an die Sonne, damit die Würmer, welche

sich noch in mehrern fanden, sich hervorarbeiten konnten. Was dann noch übrig blieb, war durchaus gut, und den größesten Theil davon schickte ich dem Bruder, der damals schon auf Universitäten war, denn ich selbst machte mir aus diesen Nüssen eben nicht viel, die Aeltern aber noch weniger, und die schönen Abende zur Weihnachtszeit, wo um Nüsse gespielt und gewürfelt wurde, hatten leider mit dem Abgange des Bruders aufgehört.

Der Bruder brachte eines Abends eine leichte ihm geschenkte Jagdflinte mit nach Hause und war seelenvergnügt über das kostbare Besitzthum. Einen ganzen Tag beinahe hatte er damit zu thun, den Lauf zu putzen, das Schloß auseinander zu nehmen, zu reinigen und einzuölen und Alles in Stand zu setzen. Des Vaters Anweisung half ihm dabei zurecht. — Was er mit dem Mordgewehre wollte? — —

Die Mutter hatte schönen Braunkohl im Gärtchen, denn Braunkohl war eins unser liebsten Wintergerichte, aber die Häslein kamen und fraßen den schönen Kohl und die Mutter ärgerte sich ein wenig darüber. Dem wollte nun der Bruder mit aller Macht steuren, hatte sich das Schießgewehr zu verschaffen gewußt, und zweifelte gar nicht, ohne große Mühe die Kohlfresser leicht zu erlegen und wenn sie gebraten in der

Schüssel lägen, seinen Triumph zu haben. Es wurde ihm aber nicht so gut: zwar stellte er sich alle Abend hin und lauerte, aber die Häslein kamen nicht, mochte der Mond scheinen, mochte er nicht scheinen. Oft blieb er wohl eine Stunde lang auf der Lauer — auf dem Anstand sollte ich wohl in der Jägersprache sagen — kam halberfroren in die Stube, ging wieder hinaus und kam abermals wieder hinein, und ärgerte sich, daß er keins von den Häslein ertappte, die doch alle Nachte richtig im Kohle gewesen waren und Mahlzeit gehalten hatten. — Ein einziges mal nur fiel ein Schuß. „Jetzt hat er einen!" sagte die Mutter; „wollen erst sehen," sprach der Vater — und ich? — ich sagte nichts; ich fürchtete, er möchte ein armes Kerlchen erlegt haben, und wünschte, es möcht' ihm entgangen sein. Richtig! es war ihm entgangen. Ich war froh, wie immer, wenn er nichts brachte, denn ich gönnte den Thieren gern einen Mundvoll Braunkohl, der Vater lächelte; der Mutter war der Fehlschuß nicht recht; der Bruder war sehr unmuthig. Ein Hase war da gewesen, aber nicht getroffen worden.

Nun wurde das Gewehr abermals auseinander genommen und wieder zusammengesetzt und dann ein Blatt Papier an die Gartenthür geheftet und nun probirt, wie viel Schritt die Flinte trüge, um nicht allzusehr das Schrot zu zerstreuen und wie viel Ladung an Pulver sie haben müsse, und nachdem das berichtigt und der Bruder seiner

Flinte so gewiß war, daß er allen Bekannten ihre Trefflichkeit rühmte, stellte er sich wieder auf die Hasenlauer; aber dennoch belauerte er keinen und zuletzt hatten die Hasen all unsern Kohl aufgespeist bis auf den Strunk, wir aber hatten keinen von ihren Genossen gespeist. — Ich fürchtete nun, es möchte über die armen Vögel hergehen, um an ihnen die gerechte Jagdkunst zu beweisen; aber das geschahe zum Glück nicht. Dagegen bauete er im Winter emsig an einem Meisenkasten. Er fehte denselben aus den Schößlingen des Flieders zusammen, stellte ihn in einem Pflaumenbaum auf und fing manche Meise, aber nur die erst gefangene durfte ein Paar Tage in der Stube sein und dann keine wieder, indem sich die erste schon durch vielerlei Unfug sehr unnütz und verhaßt gemacht hatte und darum entlassen wurde. Die übrigen kamen gleich, nachdem sie gefangen und ein wenig besehen waren, wieder frei. Dem Bruder machte es dennoch Vergnügen, sie wenigstens gehabt zu haben.

Tausend! Bald hätte ich des schönen Pisekaters vergessen und der Ziegen, welche die Mutter hielt, und die doch auch zu den hübschesten Dingen meines Kindeslebens gehörten. Der Kater war mein unzertrennlicher Gefährte, der mir nicht nur, wenn ich auf den Wall ging, nachfolgte, und mit mir wieder zurückkehrte, sondern mich sogar

nach

nach der Schule so hartnäckig begleiten wollte, daß ich oft große Mühe hatte, seiner los zu werden. Nun, ein tüchtiger und braver Kerl in seiner Art war er; groß und von goldgelben glänzenden Haaren, in seinem Dienst gegen Ratten und Mäuse sehr eifrig, ja selbst Kaninchen holte er vom Walle und sahe sie als sein Jagdwild an. Uebrigens konnte er gar herrlich schnurren und einige kleine und leichte Künste hatte er auch gelernt, z. B. über den vorgehaltenen Arm springen.

Und die Ziegen? Ei das waren lustige Burschе, und ergötzten mich sehr, wenn ich mit ihnen auf dem Hofe war. Erst wurde ich von ihnen beschnuppert, ob ich für sie Brodt in den Taschen hätte, und wenn ich nicht hergeben wollte, bekam ich Stöße von ihnen, bis ich mit dem Leckerbissen herausrückte. Dann rasten sie in wunderlichen Sprüngen im Hofe und Garten umher, kamen oft plötzlich zu mir, bäumten sich hoch auf und es schien, sie wollten mir ihre Kunststücke vormachen, oder mich gar mit in ihre Spiele ziehn. Am hübschesten war es, wenn sie einen Lustkampf aufführten und mit den Kolbenköpfen dröhnend an einander stießen. Schade, daß sie keine Gelegenheit zu klettern fanden, als ein wenig an dem untern Vorsprung der Stadtmauer hin, die von Einer Seite Hof und Garten einschloß.

Nun! mancherlei Freude haben mir diese tollen Burschе gemacht und ich fütterte sie dafür nicht mit Brodt allein, sondern auch mit denje-

nigen Arten Laub, die ihnen die liebsten und mir wohl bekannt waren — mit dem Laube und Zweigen von Weiden, Eschen und Haseln, dessen ich auf dem Walle sehr viel haben konnte. — Die herrliche süße und fette Milch, welche uns diese, für uns sehr nützlichen Hausthiere, in reichlicher Menge gaben, war ohne Beigeschmack und kam einer guten Sahne gleich.

Noch jetzt freue ich mich, wenn ich munkre und lustige Ziegen sehe und kann nicht bei ihnen vorbei gehen, ohne sie einige Augenblicke zu betrachten und spreche ihnen wohl gar einige freundliche Worte zu, nur daß die leichtsinnigen Thiere gar nicht drauf achten.

Noch mancherlei kleine und unschuldige Freuden hatte der Knabe. — Unser kleines Brockenflüßchen, welches friedlich dahin floß, wurde im Frühling wild und unbändig und donnerte daher und schlug mannshohe Wellen, als ob es ein Riese wäre. Das war hübsch zu sehen, und eben so hübsch war es, wenn im Sommer die kleinen Schmerlen in dem flach gewordenen Wasser spielten und sich unter den Steinen verbargen. Man konnte sie leicht mit der Hand fangen, aber das that ich nicht — ich war vergnügt, sie spielen zu sehn und aus dem Bächlein schöne Kiesel zu lesen, die glatt und bunt waren.

War der Schnee von den Bergen, so zogen die Schüler bergauf zu der Bergwiese hin, die der Schule gehörte, um Ball dort zu schlagen. Als ich erst ein wenig heran war, drückte ich auch mit. Da gab es mancherlei Lust und fröhlich zogen wir hinauf und hinunter.

Wenn Pfingsten gekommen war, wurde das jüngere Rindvieh in die Harzwälder getrieben, wo es den ganzen Sommer über blieb. Der Bulle führte die Heerde an und ging ernst voraus, und die Thiere waren lustig, weil es ins Freie hinausging und die Mägde begleiteten sie eine große Strecke weit, und welche ein schönes Stück Vieh bei der Heerde hatte, wußte sich Etwas damit. Ein Paar Kühe waren auch mit dabei und die schönste trug einen Kranz von Blumen und flatternden Bändern. O das war ein großes Fest, am meisten für uns Kinder, sowohl wenn die Thiere ausgetrieben wurden, als auch wenn sie gegen den Herbst wieder zurückkehrten.

Die ersten Veilchen, welche ich fand, machten mich sehr vergnügt — wer deren drei fand und sie aß, bekam in demselben Jahre das Fieber nicht. Auch die ersten Himmelschlüssel machten mir Freude und die Sträuße von blauen Kornblumen.

O auch meine Kindheit, wie einsam sie war, hatte dennoch mancherlei kleine Freuden! — Kleine Freuden? — O nein! sie sind die schönsten und darum die größesten meines Lebens gewesen, und wer die kleinen recht empfunden hat

in seiner lieben und schuldlosen Kindheit, der weiß recht, was er aus den großen, das ist, aus den lärmenden, rauschenden, flackernden, des nachmaligen Lebens zu machen hat. — Glaubt es mir, Ihr Lieben, schönere, als solche einfache Kindheitsfreuden, bekommt Ihr im ganzen Leben nicht wieder.

37.

Mährchen. — Aberglaube.

In den Gebirgen wohnen die Mährchen, wie der Gesang und die Töne darin zu wohnen pflegen. Welche herrliche Mährchen mögen sich in Tirol und Steier, auf dem Riesengebirge, aber vor Allen in Hochschottland finden. Ich wollte, ich wüßte sie alle, um sie Euch wieder zu erzählen, Ihr würdet gewiß Freude daran haben.

Welche schöne Abende waren es, wo sich der Vater im warmen Sommer vor die Thür auf die Bank setzte, seine Abendpfeife rauchte und mit dem Nachbar von alten und neuen Zeiten und Dingen sprach, indessen mir des Nachbars Sohn allerlei Mährchen erzählte und einen aufmerksamen Zuhörer an mir, dem viel jüngern Knaben, fand. — Auf dem Markte unsrer Stadt ging zu gewissen Zeiten des Jahrs allnächtlich der Viereisel um,

aber Niemand wußte weshalb er umging und was seines Thuns und Treibens war. Er verschwand bald in der und bald in jener Gasse. — Jetzt hatte Jemand einmal wieder die drei Reiter gesehen, die in blutrother Tracht, ihre Köpfe unter dem Arm, durch einen Theil der Stadt ritten und auf dem nächsten Kirchhofe verschwanden. — Was sie aber ritten und wollten, wußte Niemand. Dann hatte sich wieder einmal in der Gegend, wo die Himmelspforte (ein Kloster) gestanden hatte, den Holzlesern der kleine graue Mönch sehen lassen, der ein launisches Wesen zu sein schien und oft die Leute mit Steinwürfen aus seinem Revier trieb; aber wer ihn zur guten Stunde traf, den beschenkte er mit nichtswerth scheinenden Dingen, selbst mit trocknen Kuhfladen, die aber, war man nach Hause gekommen, allzeit in das feinste Gold verwandelt waren. — Dann hatte einmal der wilde Jäger in Mitternächten wieder seine tolle Jagd in der Luft mit großem Halloh und Hundegebell gehalten.

Von allen diesen und viel andern wunderbaren Dingen, die sich in dortigen Gegenden begeben hatten, was Diesem in Mitternachtsstunde begegnet war, oder was Jener in derselben Zeit gesehen oder gehört hatte, ja von solchen Dingen ward mein Erzähler nicht müde zu erzählen, ich aber noch weniger müde zu hören. Dazu kamen nun die schönen Mährchen von frommen Kindern, tückischen Zwergen, welche Kinder stah-

len, und von freundlichen, die sich der Kinder annahmen und sie pflegten; von Hauskobolden, die alle Geschäfte im Hause und Stalle aufs beste verrichteten, aber auch wohl im tollen Muthe Alles untereinander warfen und zerstörten, zumal wenn sie mit der Kost waren versäumt worden; von bösen Wasserixen, die die kleinen Kinder zu sich in die Fluth hinabzögen; von alten Soldaten, die sich vor dem bösen Feind auch gar nicht fürchteten, und verwünschte Schlösser und Prinzessinnen erlösten und dann recht reich und glücklich wurden; von Riesen, die Eichbäume ausreißen konnten; von Feen, Geistern und Zauberern — o und viel andere, lieblich wunderbare und schaurige und grauliche Dinge erzählte er mir, und wenn es zehn Uhr schlug, wo wir zu Bette gingen, war es mir immer noch zu früh, denn ich hätte so gern noch länges gehört, aber die Hausordnung ließ der Vater nicht unterbrechen.

Solche Erzählungen nun waren zwar sehr schön, aber daß man bei uns an Gespenster und Geister, an Hexen und Zauberer und an andere unheimliche und verdächtige Wesen und Dinge grundfest glaubte und sich dadurch in Furcht und Grauen setzte, das war nicht hübsch. Nicht nur wir Kleinen fürchteten uns, sondern erwachsene Personen auch, wenn sie zur Nachtzeit allein waren oder irgendwo hingehen sollten; ja ganz verständige Leute hielten es für eine Art Ruchlosigkeit, wenn Jemand bezweifeln wollte, ob es mit dem

Glauben an Geister und Zauberwesen auch seine Richtigkeit habe? — Ach wie viel furchtloser und darum glücklicher sind die Menschen jetzt; zumal die Kinder, die an schönen Mährchen und an Allem, was dazu gehört, sich ungetrübt freuen können.

Es war dazumal mit dem Aberglauben noch sehr arg bei uns. Ich erinnere mich noch, daß einst plötzlich ein herrliches Nordlicht eines Winterabends sich zeigte und durch sein strahlendes Feuer die ganze Stadt in Furcht und Schrecken setzte. Alles lief vor die Häuser, war bedenklich, klagte, seufzte, fürchtete großes Unheil für die ganze Welt, Krieg und Blutvergießen, Aufruhr und Zwietracht, Hunger und schreckliche Zeit, denn etwas Anderes konnte es gar nicht bedeuten, zumal die flammenden Lichter so ganz besondere Gestalt zu haben schienen — gewiß also müsse es eine Strafruthe, ein Zorngericht Gottes bedeuten. — Man hatte seit undenklichen Zeiten keine solche Erscheinung gesehen, aber ein Paar alte Leute erinnerten sich einiger ähnlichen aus früher Kindheitszeit her, und besannen sich auf den Namen, aber dadurch wurde freilich keine Seele beruhigt, denn bedeuten mußte doch die Erscheinung Etwas, und zwar etwas Gräuliches und Furchtbares.

Zu einer andern Zeit bemerkte Jemand in den Blättern der Sauerkirsche seltsame sich schlängelnde Linien und Figuren, die fast eine Art Schrift zu sein schienen. Die Blätter aller Kirsch-

bäume waren voll davon. Das gab wieder ein Aufsehen, ein Deuten auf schreckliche Dinge. Was wollte Gott damit zu verstehen geben? oder, vor welchen Lastern und Dingen sollten die Menschen gewarnt werden? Ach damit quälten sich Vieler Herzen. — Und doch war diese Erscheinung in keinem Jahre ungewöhnlich, nur daß sie sehr einzeln vorkam, in diesem Jahre aber allgemein war. Ich habe Ursach zu zweifeln, ob zwanzig Leute in unserer Stadt waren, die es wußten, daß diese geschlängelten Figuren die Gänge sind, welche sich eine überaus kleine Larve einer Motte, zwischen der obern und untern Seite der Blätter, bohrt, oder überhaupt nur daran dachten, ob hier nicht ein kleines Insekt sein Wesen treiben möchte?

Ich verschweige, wie eines Winters vier Nebensonnen am trüben Himmel sich darstellten, und auch als Anzeichen von etwas Ungeheuren angesehen wurden, und wie die Irrwische oder Irrlichter — wir nannten sie Tückebolten — fast allgemein für unheimliche Spukdinger wurden gehalten, die den Wanderer vom rechten Wege abneckten, um ihn in Sumpf und Moor zu führen; oder, wie eine Prophezeiung von dem Untergange eines grosen Theils Europa's, an einem bestimmten Tage, auch die Weisesten in entsetzliche Angst setzte. Ich verschweige noch Manches mehr. Wären wir in der Naturkenntniß ein wenig weiter gewesen, so würde vieler Aberglaube nicht

haben statt finden können, der den armen Menschen das Herz zusammenschnürte und sie vor dem Gott zittern lehrte, den sie lieben sollten.

Aber ich muß doch auch von meinem Heldenmuthe noch erzählen, um meiner damaligen kleinen Eitelkeit ihr Recht wiederfahren zu lassen.

Es war noch in den nächsten Wochen nach Weihnachten, da mein Bruder und seine Mitschüler und guten Freunde am späten dunkeln Abend bei uns am Tische saßen und aßen Borstorfer und Nüsse zusammen. Ei es versteht sich, daß ich auch mit aß. Allein die Borstorfer waren bald aufgezehrt und die Mutter hatte keine mehr, aber die großen Herren Schüler hätten gern noch mehr gehabt. Woher jedoch dieselben bekommen? — Ja freilich! der nächste Obsthändler hatte deren noch genug und gab sie gar wohlfeil, denn sie waren in großer Menge vorhanden, aber wer sollte sie denn holen? Der Weg zum Obstmann hin war gar nicht weit, wohl kaum drei- oder vierhundert Schritt hin, wenn man über den nahen Kirchhof gehen wollte, aber wohl über eine Viertelstunde lang, oder noch länger, wollte man das nicht, denn man mußte erst eine ganze lange Straße hinauf und dann wieder eine andre hinunter, ehe man zum Händler kam. Ueber den Kirchhof zu gehen? — ja das fanden die großen Herrn allzusehr bedenklich, denn auf

dem Kirchhofe war es gar nicht gebener, und so viel umzugehen, dazu waren sie zu bequem und schützten auch die Kälte vor, die allerdings ziemlich strenge war.

Sie saßen da und hielten Rath, der allerdings wohl sehr thöricht war. Der Vater lächelte und sahe auf die Schüler und dann mit einem bedeutenden Blick auf mich. Ich glaubte ihn zu erathen. Mich überfiel ein Geist des Muthes und der Herzhaftigkeit, obwohl ich auch eben nicht viel furchtloser war, als andere Kinder. „Ich will die Aepfel holen," sprach ich. „Du?" rief der Bruder, und die andern Schüler sahen mich verwundert an. Die Mutter gab mir ein Körbchen und das Geld, und in wenigen Augenblicken waren die Aepfel gebracht und ich bekam einen saubern Sack und Aepfel so viel ich mochte.

Wie mir zu Muthe war, als ich über den Kirchhof ging? — Zum besten eben nicht. Die Haut graufelte ein wenig; ich sahe nur mit halbzugedrückten Augen die Gräber links und rechts, und eilte so schnell mir möglich war hinüber und herüber, und erst als ich herüber war, athmete die beklemmte Brust wieder freier. Heimlich bildete ich mir auf meine große, gewagte That nicht wenig ein. Der Gewinn dieses ersten Versuchs war, daß ich von nun an mehr und immer mehr, um ein wenig beherzter wurde, und nach einiger Zeit von der Furcht vor Geistern lange so sehr nicht geängstet wurde, als viele meiner Mitschüler.

Ganz frei war ich indessen von dieser Furcht nicht, und Viele werden wohl im ganzen Leben nie ganz frei davon. — Aber woher kommt der Schauer und das heimliche Grauen vor Geistern, das den Menschen, zumal zur Mitternachtsstunde, befällt?

Nur ein Paar Umstände führe ich noch an, wie finster die damalige Zeit war — jedoch zu dämmern fing es schon an.

Wenn der erste Ostertag kam, eilten Knechte und Mägde und manche Andere, Schaarenweise vor das Thor, um vor Sonnenaufgang aus dem Flüsschen Wasser zu schöpfen, welches denn ein Wunderwasser und gegen manche Zufälle bei Menschen und Thieren sehr gut war und überaus hochgehalten wurde. Selbst als ein Schönheitswasser galt es, heilsam gegen Leberflecken und Sommersprossen. Aber das Wasser musste durchaus vor Sonnenaufgang und stillschweigends geholt und zurückgebracht werden. Jedes ausgesprochene Wort hätte die Kraft des Wunderwassers vernichtet. Es gab aber schon damals lustige Gesellen, die über den Glauben an solches Wasser spotteten, sich den Rückkehrenden in den Weg stellten und mit mancherlei Fragen und Necken eine Antwort zu erpressen suchten. Gelang ihnen das, so lachten sie, wie die Kobolde; aber es gelang selten; die Antworten bestanden meistens nur in brummelnden Hm! Hm! und Kopfschütteln.

Die Meiſten in unſerer Stadt und auf dem Lande zweifelten auch nicht an der Auffahrt der Hexen nach dem Brocken in der Walpurgisnacht. Dort oben hielten ſie mit dem Teufel ihre gemeinſchaftliche Zuſammenkunft, tanzten mit ihm und berathſchlagten ſich. Stellte man ſich nur auf einen Kreuzweg um Mitternacht, ſo konnte man es mit eigenen Augen ſehen, wie ſie auf Ofengabeln, Beſenſtielen, Ziegenböcken, Gänſen, durch die Luft dem Brocken zu ritten.

Am Abend vor dieſer Nacht verſahe man die Haus- und Stallthüren mit drei Kreuzen. Das war ein ſicheres Mittel gegen den Unfug, den die Hexen hätten anrichten können; dennoch geſchahe, ohne Zweifel von rohen und einfältigen Menſchen, in dieſer Nacht manche Beſchädigung am kleinen Vieh, und einem Bürger waren einmal ſechs feiſte Truthühner in derſelben abgewürgt worden. Die Hälſe waren den armen Thieren umgedreht, und auch Verſtändige glaubten dabei an die Macht und Bosheit der Hexen und, daß die armen Thiere an dem Brockenritt das Leben eingebüßt hätten.

So ſahe es damals noch aus — aber jetzt denkt auch dort Keiner mehr daran, ſolchen widerſinnigen Dingen Glauben beizumeſſen. Die Zeit hat hierin überall wohlthätig gewirkt und die Menſchen von mancher alberuen Furcht befreit.

38.

Kunststücke.

Es kam ein Taschenspieler — Künstler muß ich wohl sagen — nicht in unsere Stadt, denn da hinein durfte er nicht, sondern in ein Wirthshaus vor der Stadt, wo er spielte. Er machte keine andern Künste, als solche, wie Ihr deren wohl schon oft mit angesehen habt, und bei welchen es auf Fertigkeit und Geschwindigkeit der Hände und auf kleine Täuschungen ankommt; aber bei uns hatte man nie Dergleichen gesehen, und darum schienen sie uns höchst wunderbar und die Meisten waren der festen Meinung, es gehe dabei nicht mit rechten Dingen zu, obwohl der Mann oft wiederholt versicherte, es gehe Alles ganz natürlich zu und meistens blos vermittelst der Geschwindigkeit. Manche bildeten sich fest ein, es wäre ein so arger Böswicht, wie der Hamelsche Rattenfänger, der den Kindern leicht ein Leides thun oder sie verführen könne; aber sie sahen eben sowohl mit zu, als die Andern, obwohl bei manchen Kunststücken mit heimlichen Grausen.

Was waren es eben für Dinge, die der Mann uns vormachte? — Aus einem Ei wurde ein Vogel, ein junges Huhn; ein Kartenblatt ver-

wandelte sich in ein anderes; eine Karte, die sich Jemand in Gedanken genommen hatte, wurde errathen; aus einerlei Gefäß wurde Wein und Wasser geschenkt. Solche und ähnliche Stücke waren es, die er machte, und wir Kleinen sahen mit offnem Mund und weitgeöffneten Augen zu, und waren voll Bewunderung gegen den kunstvollen Mann, und hätten wir nur gedurft, wir hätten ihn alle Abende besucht, aber das erlaubten die Aeltern nicht, damit wir nicht allzusehr mit leichtsinnigen und thörichten, oder gar mit bedenklichen und verbotenen Dingen möchten bekannt werden. — Die größeren Schüler, die doch schon Gelehrte sein wollten, dachten nicht daran, daß hier Etwas mit unrechten Dingen zugehn könnte, dazu dachten sie zu vornehm, sondern sie zerbrachen sich die Köpfe mit tiefsinnigen Erklärungen der Kunststücke, es war nur Schade, daß sie nichts herausbrachten.

Mir gefielen die Kunststücke gar sehr, wie es aber damit zuging? davon wußte ich nichts, obwohl ich es gern hätte wissen mögen, denn es konnt' es mir Niemand sagen. Noch mehr aber gefielen mir die Kunststücke, die etwa um dieselbe Zeit die abgerichteten Hunde eines Mannes machten, der die Erlaubniß erlangt hatte, mit diesen Thieren, nebst einigen kleinen Affen und einem Bären sich einige Tage in der Stadt aufhalten zu

dürfen. Solch eine Vergünstigung hatte seit Menschengedenken kein Bärenführer oder Affendirector erhalten, darum mußten wir Kinder ja natürlich hin, die unerhörten und nie gesehenen Dinge zu schauen, welche angekündigt wurden; ich also auch mit, da wir die Aeltern den Groschen dazu — ein großes Geld für damalige Zeit — gern gaben.

Groß und Klein waren von den tanzenden Hunden ergötzt und sahen mit frommen Vergnügen und großer Bewundrung zu, wie nett und artig und wie willig zugleich sie in Gesellschaft mit den rothhaarigen Affen ihre Künste uns vormachten; wie sie sich auf Befehl des Herrn in zwei Reihen stellten, wie Soldaten, und darauf erst im einzelnen Paar, dann zu zwei Paaren, dann alle zusammen in mancherlei Windungen und Schlingungen sich tanzend bewegten. Aber es überlief uns große Furcht, als auf den Ruf: „Nun komm Pelz und tanze auch mit," sich hinter dem Ofen ein großer grauer Bär mit langen und rauchen Haaren hoch aufrichtete und still und ruhig in den Kreis der tanzenden Thiere eintrat, ohne mit einem Beißkorb versehn zu sein. Die Füße hoben sich schon zur Flucht und die Augen wendeten sich nach der Thür des Zimmers, in welchem wir uns befanden — hätte Einer den Anfang zu Fliehen gemacht, sie wären ihm alle nachgefolgt; aber der Eigenthümer beruhigte uns, indem er uns vorstellte, daß er sich selbst nicht dem gefährlichen Thiere so unbedenklich anver-

trauen würde, wär' er nicht von deſſen Gutmüthigkeit verſichert. — Still und gehorſam tanzte der Bär mitten unter den kleinern Thieren, je nachdem ihn ſein Herr durch Worte und Zeichen mit der Hand anwies, denn einen Prügel hatte er nicht. Es war ein ſeltſamer Anblick!

Wie viel hatte ich den Aeltern zu erzählen, als ich nach Hauſe kam! und mit wie vielen Worten ſuchte ich ihnen das Vergnügen auszudrücken, das ich über die Thiere und ihre Künſte und über die Gutmüthigkeit des Bären empfunden hatte.

Bald nach dieſer Zeit hab' ich auch abgerichtete Kanarienvögel mancherlei Künſte machen geſehen, aber mehr mit Bewunderung als mit Vergnügen. Es war mir traurig, da der Herr derſelben ſagte: es gehöre eine ſtrenge Zucht zu ihrer Abrichtung, und wohl zehn ſtürben in der Lehre, ehe einer einſchlüge. „Die armen Vöglein!" dacht' ich heimlich!

39.

Todesgefahr und Rettung.

Wie vielen Zufällen iſt das Leben unterworfen! Wie viel kleine Unvorſichtigkeiten können es gefährden! — Aber ſoll man deswegen in immerwähren-

währender ängstlicher Behutsamkeit zittern und sich dadurch den freien und fröhlichen Gebrauch des Lebens zerstören? — Das mögt Ihr Euch einmal bedenken.

Es war in einem Spätherbst, als ich bei schon hereindämmernden Abend auf meinem lieben Wall spazieren ging. Ein schmaler Fußsteig, nahe an dem Morasse, auf welchen ich auch zuweilen ging, war mit Laub, mit gefallenen Weidenlaub am meisten, roth und gelb und braun überdeckt, und mich wandelt die Lust an, einmal wieder diesen Pfad zu betreten, ich weiß nicht warum, oder wozu, denn es ging sich ja oben weit besser. War es vielleicht das sanfte Rauschen des gefallenen Laubes mit jedem Fußtritte in der Stille des Abends zu hören? Oder was war es sonst?

Ich steige den Wall hinab, ich habe keine Besorgniß einer Gefahr, ich setzte voraus, das müsse der Fußpfad sein, wo das Laub am dicksten läge, zumal da er etwas vertieft war, auch der Rand des Morasts mir sichtbar genug schien. Was sollt' ich da fürchten? Ich gehe dreist zu, und nach etwa vierzig oder funfzig Schritten steck' ich bis über die Knie im Sumpf, an einer mit gefallenen Blättern überdeckten Stelle.

„Was wird der Vater sagen, wenn du so, so beschmutzt zurückkehrst?" Das war mein erster Gedanke, denn über solche Versehen wurde der Vater gewöhnlich sehr aufgebracht; aber ich vergaß bald an den Zorn des Vaters zu denken,

denn ich hatte viel Schlimmeres zu bedenken — an meine Rettung aus dem Moraſte, in welchen ich mit jeder Bewegung, die ich machte, um herauszukommen, immer ein wenig tiefer und immer tiefer verſank. Jetzt fühlte ich erſt die ſchreckliche Möglichkeit, daß ich wohl ganz darin verſinken könnte. Man hatte mir geſagt, er ſei einiger Orten überaus tief.

Ich war im Angſtſchweiß gebadet, behielt jedoch ſo viel Beſinnung — denn etwa gegen zwölf Jahr mocht' ich wohl alt ſein — mich nicht weiter zu bewegen, um nicht mit jeder Anſtrengung zum Herauskommen tiefer zu verſinken. — Ich ſann und ſann, ſo viel ich in der Angſt konnte, ob es kein Mittel gäbe zu meiner Rettung, aber ich erſann keins. — Hülfe rufen? — O ja! Das war das natürlichſte, aber hier wär' es vergeblich geweſen; hier war um dieſe Tageszeit Alles ſtumm und ſtill; kein Laut, keine Stimme, kein Regen eines Menſchen weit umher hörbar. Ich wußte keine Hülfe, aber Gott wußte ſie, der immer bei dem Menſchen iſt.

Mitten aus dem Stamme einer am Rande unweit von mir ſtehenden Weide, war eine Sommer- oder Jahresſchoſſe hervorgewachſen, die etwa meinem ausgeſtreckten Arm noch einer Spanne weit entfernt war, aber wie ſollt' ich ſie erlangen, da ich mit jeder Bewegung tiefer verſank? Das mußte alſo mit einem Hub und Ruck geſchehen. Aber eine andere Angſt war, ob nicht in dem

nämlichen Augenblick der Schößling vom Stamme abreißen würde, als ich ihn erfaßte. Das mußte ich sehr fürchten, denn diese Weide gehörte zu den mir wohlbekannten Bruchweiden, deren Jahrestriebe überaus leicht abgerissen werden können, zumal diejenigen, welche der Stamm in seiner Mitte hervortreibt.

Was sollt' ich armer Junge thun. Unentschlossen und vor Angst schon betäubt, hielt ich mich ruhig, ach ganz ruhig und seufzte und die Angst stieg immer höher und höher, und es kam mir vor, als versänk' ich immer tiefer und würde nun bald ganz hinunter sinken. Das war freilich nur Täuschung, aber eine schreckliche, und meine Angst wurde immer entsetzlicher, zumal die Nacht immer tiefer hereinbrach. Mein Athem stockte, meine Haare troffen vor Schweiß und kalte Schauer überfielen mich. Doch ich wagte den Sprung oder vielmehr den Schwung nach dem Weidenschößling; mit einem Seufzer zu dem Retter des Lebens wagte ich ihn, und, o Glück! der Schößling riß nicht ab; und o Freude, ich stand auf festem Boden!

Nicht von meinen Gefühlen, denn wie könnt' ich sie aussprechen! — aber ehe ich von dieser Stelle fortging, versuchte ich die Haltbarkeit der übrigen am Korbe hervorgewachsenen Jahrestriebe meiner Rettungsweide, und mit einem leichten Ruck rissen sie knackend ab. — Warum war der einzige, der mich retten sollte, so fest und zähe?

Es war völlig finster, als ich nach Hause zurückging. Nachdem ich mich ziemlich erholt hatte, erwachte die Angst vor des Vaters Zorn aufs neue. Wie sollt' ich mich retten? Doch meine Furcht war vergebens, denn der Vater sahe eher mein todtenbleiches Angesicht, denn meine bis an die Mitte des Leibes mit Schlamm überzogenen Kleidungsstücke. Er erschrak über mein Aussehen, er forschte. Ich erzählte meinen Unfall und beide Aeltern dankten Gott mit lauter Stimme, daß ich gerettet war, denn sie konnten genau die Gefahr beurtheilen, in welcher ich mich befunden hatte, und auch der leiseste Vorwurf kam nicht über ihre Lippen.

O! wollte Jemand die Geschichte aller wunderbaren Lebensrettungen sammeln, wie deutlich würde Gott darin zu ersehen sein!

40.

Die Schaukel.

Es waren unser vier bis fünf, die mir näher zusammenhielten, wie Ihr zum Theil schon wißt, und der Fritz hatte sich im Hause seiner Großmutter eine Schaukel dürfen machen lassen, auf der Tenne einer Scheuer, die schon lange nicht mehr im Gebrauch war. Ein wohl zolldickes Seil

wurde an dem Balken der Tenne mit beiden Enden befestigt. So hatten wir denn eine Schaukel, der wir für sehr tüchtig, für sicher und dauerhaft hielten.

Waren die Nachmittagsstunden in der Schule vorbei, so ging es mit Fritz zur Schaukel. Da trieben wir unser fröhliches, lärmendes Wesen eine, oder wenn es sein konnte, auch wohl zwei Stunden. An der Schaukel waren Stricke zum Ziehen, und wer sich am längsten schaukeln und sich am höchsten hinaufschwingen ließ, der war der Meister. Das war nun Fritz ganz offenbar; er hätte das Schaukeln wohl Stunden lang aushalten können, ohne Uebelkeit und Schwindel zu empfinden, und er konnte immer nicht hoch genug geschaukelt werden. Niemand konnte es ihm gleich thun, am wenigsten aber ich, der ich selten nur über eine Minute ohne Schwindel und Uebelkeiten aushalten konnte. Wir waren aber allesammt schon verständig genug, um keinen Werth darauf zu setzen und keine Ehre darin zu suchen, wie sehr etwa Einer von uns das Schaukeln ertragen könne. Genug, wir waren mehrmale die Woche beisammen und schaukelten nicht eben allemal viel, sondern plauderten und scherzten oft weit mehr, ja wir führten auch wohl gar ganz verständige und ernste Gespräche über Dieß und Das, so gut wir es vermochten, am ofterſten darüber, wozu ein Jeder von uns Lust und Neigung habe, was wir gern werden möchten, und ob wir es auch würden werden?

überhaupt jedoch blieb das Schaukeln die Hauptsache.

Unser Fritz hatte eine Taschenuhr von seinem seligen Vater geerbt, die trug er. Aber das war damals etwas Großes und Gewaltiges, welches nur angesehenen Leuten zukam, die etwas Rechts bedeuteten, nicht aber jungen Leuten, am wenigsten so jungen Bürschlein, wie wir waren. Auf der ganzen Schule hatte Niemand eine Uhr als Fritz; jetzt aber haben die meisten Handwerksburschen Uhren, die Etwas auf sich halten. Hätte damals ein solcher eine Uhr tragen wollen, man hätte ihn für einen durch Hochmuth verrückten Menschen gehalten und er würde mancherlei Beschimpfungen schwerlich haben entgehen können; aber freilich, die Zeiten ändern sich, und überdieß galt damals eine Uhr an vierzig Thaler vielleicht, die jetzt zuweilen mit sechs Thalern zu erkaufen steht, weil man auf eine leichtere und schnellere Weise Uhren verfertigt, als einst.

Fritz hatte eine schöne und tüchtige Uhr, und trug sie stets bei sich. Wir waren wieder eines Nachmittags bei der Schaukel auf der Scheunenne. Die Reihe, sich in die Schaukel zu setzen, war an Fritz. Er setzt sich hinein, und um uns Andere, die wir ziehen mußten, ein wenig zu necken, begehrt er immer höher und stärker geschwungen zu werden, und wird so hoch hinaufgetrieben, als nur immerdar möglich ist, und hat es darauf abgesehen, daß wir eher müde werden sollten die

Schaukel zu ziehen und zu schwingen, als Er, sich schwingen zu lassen, und ruft jubelnd: „höher! immer höher!“ und wird aus Leibeskräften geschwungen; aber plötzlich hören wir einen Platz, Friedrich stürzt von der höchsten Höhe des Schwunges auf die steinharte Tenne herab und liegt auf den Bauch hingestreckt, todt da. Wir stehen wie erstarrt und stumm mit bleichen Angesichtern um den Regungslosen, wir fangen an ihn zu rufen, wir rütteln ihn, aber vergebens, er bleibt regungslos und uns überfällt eine ungeheure Angst. Erst nach ein oder zwei Minuten regt er sich — wir wollen ihm aufhelfen, er aber steht von selbst auf, er sieht uns munter an, lacht dann und hat auch nicht die mindeste Beschädigung genommen. Da waren wir Alle recht froh! „Herr Gott! meine Uhr!“ hebt Fritz so plötzlich an, daß wir erschraken, aber die Uhr war eben so unbeschädigt, als ihr Besitzer, und um ganz gewiß davon zu werden, hielten wir sie Einer nach dem Andern vors Ohr und versicherten, sie gehe gut.

Wie traurig hätte unser Vergnügen endigen können! Aber warum waren wir denn so unbedacht, nicht ein einziges mal nachzusehen, ob sich nicht die Enden des ziemlich alten Seils an den Ecken möchten stark gerieben haben? — Einige von uns waren wirklich darauf wohl gefallen, aber sie dachten doch eben so leichtsinnig, wie wir Andern damit, daß das Seil reißen könne, habe es noch lange keine Noth.

O wie viel Unglück könnte mit ein wenig Vorsicht verhütet werden!

Unsere Schaukeleien hörten nun auf, nachdem sie wohl sechs Wochen gedauert haben mochten, jedoch nicht ganz des Unfalls wegen allein, sondern auch darum, weil man zuletzt auch des liebsten Vergnügens müde wird.

41.

Das Klavier.

„Potz tausend! Was ist das?"

Es kommt auf einmal, und ohne daß die Aeltern oder ich Etwas davon vermuthet hätten, der Bruder Christian mit einer Frau in die Thür geschritten und die Frau trägt auf einem Korbe einen alten, grauen, länglichten Kasten, aus dem ich nichts zu machen wußte. Meine Neugier wurde in große Unruhe versetzt, was da werden, oder herauskommen solle. Aber der unscheinbare Kasten wird auf einen Tisch gesetzt, wird aufgemacht und — wie verwundert war ich über das seltsame Wesen, welches so verschiedene Töne von sich gab, je nachdem seine Tasten berührt wurden.

Es war ein altes Klavier. Einem solchen Kleinod hatte der Bruder schon lange nachgetrachtet, hatte Dieses irgendwo aufgefunden, war lange deshalb gelaufen und gerannt, und hatte es nun

um ein Paar Thaler erhandelt. — Ein Klavier! Es war damals eine große Seltenheit an unserm Orte, wiewohl einige Jahre nachher Klaviere gar nicht mehr selten waren, noch weniger aber Pantalons, denn die rauschten und klangen gar gewaltig, so daß man keinen Ton recht von dem andern unterscheiden konnte; das war aber eben das Prächtige daran.

Das Klavier war gekommen, und bald drauf kam auch ein Gestelle von dem Tischler, auf welches es mit großer Sorgfalt aufgesetzt und eingepaßt wurde. Dann kamen bald darauf die Mitschüler des Bruders, bald diese, bald jene, den neuen Kauf zu besehen und den Werth desselben abzuschätzen, obwohl mehrere auch wohl noch kein Klavier mochten gesehen haben und die meisten vom Klavierspielen grade so viel verstanden, als ich — nichts. Es waren meistentheils unverständige Sachverständige. Der und Jener rührte eine Taste an, in der Tiefe, in der Höhe, und horchten auf das Klingen des Tons; Manche waren kühn und wagten gar einen Griff. Dann stand der Prüfende sinnend da, legte den Kopf ein wenig, aber recht nachdenklich, auf die Seite, klopfte mit dem Fingerknöchel leise auf den Resonanzboden und horchte mit Kennermiene. Es wurde das Instrument gelobt, es wurde getadelt. Ich paßte auf alle ihre Bewegungen, auf ihre Augen, Mienen, Stirne und Kopfmanieren; ich horchte auf alle ihre Hms! und Hums! auf ihre Laute

und Worte — es war mir die Sache gar allzuwichtig, es galt etwas Auſerordentliches, etwas Wunderbares. Und der Bruder, o dem sahe man es nicht an, wie er innerlich so überglücklich war, wenn sein Kauf, oder manche Einzelnheit darum gelobt wurde.

So dauerte es einige Tage, in welchen der Bruder noch mancherlei Aenderungen in verschiedenen Kleinigkeiten an dem Klaviere vornahm, vor allen Dingen aber ein tüchtiges Schloß besorgt hatte, damit meine kleinen zwar, aber vorwitzigen Hände, kein Unheil auf dem nun in rechten Stand gesetzten und kostbaren Werke anrichten möchten.

Alles was vorging reizte mich sehr und erregte in mir ein unwiderstehliches Verlangen, Klavierspielen zu lernen, am meisten jedoch reizte mich das mächtige Schloß, das mir höchst zuwider war. Als der Bruder es verlegte, war es mir, als sei mir der Zugang zu einem Wunderschatze verschlossen, den ich mir zu öffnen suchen muſte. — Verbotnen Dingen strebt man häufig so gern nach.

Der Bruder fing seine Studien auf dem Klaviere mit groſer Emſigkeit an. Ich gab genau auf Alles Acht, was er that, wie er zu Werke ging und sich einübte, und war ihm oft ein beschwerlicher Zuschauer, den er jedoch nicht fortweisen konnte. Ich sahe in Kurzem so ziemlich

ein, worauf es ankömme, und wie Noten und Tasten zu einander paßten und was Diskant und Baßschlüssel besagen wolle.

Ich konnte nach kurzer Zeit nicht mehr dem Verlangen widerstehn, mir den Schatzkasten in des Bruders Abwesenheit zu öffnen. Es war eine leichte Mühe, die locker im Holze sitzende Krampe herauszuziehen, an welcher das Schloß hing. Ich war bald so weit, daß ich mich auf ein überaus leichtes Stück einüben wollte, welches das erste war, das der Bruder eingelernt hatte und womit ich deshalb auch anfing. Darüber ertappte er mich zu einer Stunde, wo ich ihn nicht vermuthet hatte, und wurde sehr zornig. Er ließ es keineswegs bei einem ernstlichen Verweise bewenden, sondern es setzte auch Etwas an Ohrfeigen. Jetzt glaubte er sich wohl sicher, aber er hatte sich geirrt, denn die Ohrfeigen, die ich übrigens ohne Klagen hinnahm, erregten meinen Eifer nur noch mehr. In wenigen Wochen hatte ich einige leichte Stücke aus dem offen da liegenden Notenbuche des Bruders eingelernt. Dieß blieb ja natürlich nicht ganz verheimlicht — meine Eitelkeit offenbarte es selbst. Da er einemals von dem Klaviere aufstand, setzte ich mich auf seinen Stuhl und spielte die Paar Stückchen, die ich eingelernt hatte. Seit dieser Zeit vergönnte er mir brüderlich den Mitgebrauch des Instruments. Zwar verschloß er es noch, behielt aber den Schlüssel nicht mehr in seiner Tasche, und versteckte ihn

auch nicht. Er lag bei den Notenblättern. — Um meine Fortschritte auf dem Klavier bekümmerte er sich aber nicht; auch hatte er ja mit sich selbst vollauf zu thun.

Damals, als Dieses verging, konnte ich zwischen sieben und acht Jahr alt sein.

Ich gewann große Liebe zur Musik und liebe sie noch sehr, obwohl freilich nur noch die ernste und feierliche, die meinem Gemüth immer am meisten zugesagt hat. Ich wendete viel Nebenstunden auf Klavierspielen, und hatte es auch darin nach einiger Zeit zu einer nicht unbedeutenden Fertigkeit gebracht. Ich übte mich nur zu meinem Vergnügen, zu meiner Lust, und dachte nicht daran, daß mir nach des Vaters Tode, wo ich mir ganz allein durchhelfen mußte, meine Fertigkeit einen beträchtlichen Theil meines Unterhalts würde erwerben müssen. Doch das führt mich auf zu ernste Dinge, die nicht mehr hieher gehören.

Eins blieb mir in der damaligen frühern Zeit räthselhaft, ja es wurde mir zuweilen ängstigend, das nämlich, wie man nach Noten Worte — Verse singen konnte. Der Bruder und einige seiner Mitschüler hatten mehrmals in meinem Beisein Arien gesungen, die mir gefielen, und hatten mehr als einen Vers gesungen. Das Notenblatt, welches die Melodie enthielt, hatten sie vor sich,

aber kein geschriebenes Wort dabei (denn sie wußten den Text auswendig). Ich vermuthete daher, die Noten möchten wohl außer den Tönen auch noch zugleich Sylben oder Worte andeuten. Ich habe mich oft gequält, hinter dieses Geheimniß zu kommen, aber das mußte ja freilich vergeblich sein, und Ihr, die Ihr es so gut wißt, worauf es ankommt, werdet wohl ein wenig über mich lachen, welches Euch auch gern vergönnt sein soll. Ich hätte ja fragen können, meint Ihr — freilich! freilich! das hätte ich wohl gekonnt, und Ihr könnt leicht denken, daß ich darauf grade zu allernächst verfiel; aber ich schämte mich zu fragen. Die Großen sangen die Worte zu den Noten nur so hin, als wäre das ganz natürlich und überaus leicht und könnte bei keinem Menschen anders sein, der einmal wisse, was Noten seien und was sie bedeuteten. Da schämt' ich mich freilich zu fragen, ich fürchtete, sie möchten mich für einen gar allzusehr dummen Jungen halten; den Bruder aber hätte ich gewiß unter allen zuletzt gefragt, aus Furcht, von ihm recht derb ausgelacht zu werden.

Ich quälte mich sehr. Glaubte ich einmal einer Erklärung des großen Räthsels ganz nahe zu sein, so fanden sich ja immerdar wieder eine Menge von Schwierigkeiten, mit welchen ich kleiner Junge keineswegs fertig werden konnte. Wohl hätte ich die ganze Sache aufgeben können, wie man das so oft mit Dingen thut, aus welchen

man sich nicht herausfinden kann; aber sie zog mich so sehr an und ließ nicht ab von mir.

Wie leicht hätte ich mich herausfinden können, wär' ich nur drauf gefallen, daß ich ja selbst in der Kirche viele Liederverse nach einer und derselben Melodie sang, aber ich fiel nicht darauf, und eben daran lag es ja. Ich übersahe, was mir ganz dicht vor Augen lag, und ich kann mich nur damit trösten, daß es vielen weisen Männern zuweilen eben nicht besser gegangen ist. — Ich hätte nur dürfen an unser Gesangbuch denken, wo die Noten der Melodien vorgedruckt waren und welchen der Text gleich nachfolgte — es lag Alles so nahe, aber das Nächste übersieht man oft am ersten. Erst als ich einmal ein Notenblatt mit einer Arie sahe, wo der Text den Noten untergelegt war, da wurde mir auf einmal Alles klar, und ich begriff nicht, wie ich sogar herzlich grunddumm hatte sein können. — Nun, ich beneidete von jetzt an die Chorschüler nicht mehr und erstaunte nicht mehr über ihre mächtige Kunst, blos nach Noten den Text zugleich mit zu singen; konnt' ich es doch nun eben sowohl als sie.

42.

Die Reisen.

Meint Ihr, weil ich so eingezogen lebte, ich hätte keine Reisen gemacht? — Ja da irrt Ihr sehr, denn ich bin viel auf Reisen gewesen, dahin und dorthin, und bin also weit und breit in der Welt umher gekommen, wohl an drei Stunden weit und noch weiter, und einmal sogar an zwanzig Meilen weit mit der Mutter, wovon ich aber nur wenig mehr weiß. So könnte ich mir wohl ein Ansehen mit meinen Reisen geben, wie Viele thun, die auf Reisen gewesen sind; aber dazu bin ich zu bescheiden, und erwähne ihrer blos und nur zum Theil ein wenig, weil mir es doch sogar viel schöne Lust und Freude gemacht hat, wenn es dahin und dorthin ging.

Einmal ging es zum Pfingstbier nach einem benachbarten Dorfe. Da wars herrlich! Die gröſsern Schüler, die mit dem Sohne des Hauses gegangen waren, trieben eitel lustige Dinge, mit Schattenspielen und andern Künsten. Der wußte diese und Jener jene Künste, und der jüngere Sohn des Hauses und ich, wir sahen zu und halfen mit — nämlich mit lachen und jubeln und Pfingstkuchen essen. Das konnten wir wohl eben so gut, als die Großen. — Damit ging der

Abend hin, und am andern Tage, wo der Pfingsttanz unter der großen Linde vor dem Dorfe gehalten und Bier getrunken und juchheit wurde, da hatten die Augen genug zu schauen, und wollten darin gar nicht satt werden. Es war nur Schade, daß wir desselben Tages wieder nach Hause mußten. Aber auf der ganzen Reise war uns kein widerwärtiger Unfall begegnet — Sturm und Schiffbruch gar nicht — und überhaupt gar nichts Merkwürdiges, ausser daß der Bruder Christian mit seinem Reisestabe einen Riesen erschlug, nämlich einen Maulwurfsriesen, der sich aus seiner Höhle hervorgewagt hatte. Mir war das gar nicht recht, er aber hatte eine große Freude daran, und als wir nach Hause gekommen waren, zog er dem Maulwurf die Sammthaut ab, und machte sich einen künstlichen Geldbeutel daraus, in dem Glauben, daß er ein Glücksbeutel sei und immer Geld halten werde. Der Glaube betrog ihn auch nicht, denn weil er immer Geld hineinsteckte, so hielt der Beutel auch immer Geld und er konnte demnach es auch immer wieder aus der Maulwurfshaut herausnehmen.

Einmal nahm mich dieselbe Gönnerin, mit welcher ich Erdbeersuchen ging, in eine eine Meile entfernte Bergstadt mit, wo Jahrmarkt gehalten wurde und wohl auch ein Schießen. Daselbst wollt' es mir gar nicht gefallen, in dem Wirthshause

hause nicht und auf den Straßen nicht; es war Alles so rauh und steinig. Es waren ziemlich viel Leute auf dem Markte, aber ich konnte keinen Gefallen daran finden, ich sehnte mich nach Hause. Aber freilich, ich war fast immer allein, denn die Freundin hatte ihre eigenen Gänge, Käufe und Besuche, und ich kannte keinen einzigen Menschen. Da ward mir recht wehmüthig, und ich wäre gern allein nach Hause gegangen, aber ich kannte den Weg zu wenig und fürchtete mich zu verirren.

Ich hatte etwa zwei, höchstens drei Groschen in der Tasche, aber ich kaufte mir nichts zu essen dafür und kein Backwerk verführte mich; ich fühlte keine Eßlust, ich fühlte nur Sehnsucht nach Hause und gehe verlassen auf den Straßen zwischen den Buden hin und her. Da sahe ich in einer Bude schöne Trinkgläser mit Goldblumen und andere mit gemalten Figuren, die lockten mich an. Die Gläser wurden mit Würfeln ausgespielt, wie die übrigen Sachen, welche in der Bude verhanden waren. Ja! ob ich nicht ein solches Glas gewinnen könne, das mußte ich versuchen; besonders ein Glas mit einem drauf gemalten Husaren, der stolz auf seinem Rothfuchs saß und den breiten Pallasch gezogen hielt — ach das! das saß mir tief in Augen und im Herzen, das hätt' ich gar allzugern gewonnen. Da fiel mir es erst ein, daß ich Geld bei mir hatte. Ich setzte mein Sechspfennigstück, warf die Würfel

nebst denjenigen, die mit mir gesetzt hatten, und verlor. Ich verlor noch einige Sechser, die ich mit Furcht und Hoffen gesetzt hatte, aber ich war doch zuletzt glücklich; der herrliche Husar war in meinen Händen und noch ein anderes Glas mit schöner Goldblume. Hätt' ich noch eine ganze Tasche voll Geld gehabt, ich hätte das kleinste Stück nicht mehr gesetzt; denn ich war so überglücklich in dem was ich besaß.

Hat man erst ein Gut, so hat man meistentheils auch manche Sorge. Ich hatte Sorge, wie ich meine Kleinode unzerbrochen nach Hause bringen wollte. Ich hätte mich zu Tode gegrämt, wären sie zertrümmert, und fürchtete doch, sie möchten auf den holprigen, mit großen Steinen überstreuten Weg, bei dem kleinsten Fehltritt in Gefahr kommen. Um so mehr wünschte ich noch bei Tage nach Hause zu kommen, aber meine Wünsche vermehrten nur die Pein der Langweile. Der Abend brach schon stark herein, ehe wir fortkamen, und die finsterste Mitternacht brach mitten auf dem Wege mit den schwarzen Wolken eines schweren Gewitters ein, und nur die Flammen der entsetzlichen Blitze, die von allen Seiten den Himmel herabfuhren, erleuchteten unsern Weg. Ich fürchtete nur für meine lieben Gläser, aber sie kamen glücklich an.

Die Aeltern, hatt' ich mir fest eingebildet, müßten eben soich ein Entzücken über die prächtigen Gläser haben, wie ich, und es war mir gar

nicht recht, daß sie so lau und nur überhin dieselben besahen und wenig lobpreiseten; aber es ging mir bei Denjenigen nicht besser, die in der Aeltern Hause bekannt waren und denen ich sie vorzeigte. „Der Andreas hat sie auf dem Jahrmarkt gewonnen," sagten die Aeltern kalt, und die Besehenden eben so kalt: „sie sind recht hübsch;" das that mir denn innerlich so weh, als hätte man mir viel Leides gethan. Aber woher kam denn das? — Manchem sind seine kostbaren Dinge nur darum viel werth, damit sie von Andern bewundert werden, ach das war es bei mir fürwahr nicht; ich war nicht eitel auf meine vermeinten Kostbarkeiten, ich war nur froh darüber, daß sie so wunderherrlich waren. Warum denn that mir es weh, daß Andere sie nicht eben so fanden? Das ist die Frage.

Ich stellte still und fast mit einer Art Wehmuth die lieben Gläser auf den Schrank, wohin ich sie gleich anfangs gestellt hatte, und zeigte sie Niemand mehr; aber ich habe sie lieb behalten durch mein ganzes Leben und habe sie treu bewahrt, und als ich schon tief in den vierziger Jahren war und — wie ich drauf fiel, weiß ich nicht mehr — eins von meinen Kindern einmal fragte: „Wo ist mein Husarenalas?" — das mit der Goldblume war schon länger dahin, war mir auch weniger lieb — und das Kind nun antwortete: „Vater! das ist schon lange nicht mehr da," da sagte ich heimlich: „O!" und ein leiser

Schmerz berührte mich. Je zuweilen hatte ich das Glas noch mit Wohlgefallen angeschaut und mich der Kindheit erinnert. Die war schon lange Zeit vorüber, und nun auch das Andenken daran! Könnt' ich ein solches Husarenglas wieder bekommen, ich wollte es kaufen, um mich angenehm damit zu täuschen.

Es gab einen andern Jahrmarkt, auf welchen ich niemals Langeweile hatte, denn ich fand viele Mitschüler auf demselben und fast Alle, die mit den Aeltern bekannt waren, mit deren Einlaen ich denn auch hinging. Es war eine ordentliche Wallfahrt zu diesem Markte hin, wenn es einen schönen Tag gab, wie es denn meistens in mitten des Sommers, wo der Markt fiel, zu geben pflegte.

Was die Leute auf diesem Markte wollten? — Damals wußte ich es nicht so ganz. Ich dachte, sie wollten blos einen lustigen oder vergnüglichen Tag haben und das wollten auch die Metzen fürwahr, aber doch nicht so blos und allein, sondern sie gingen um Einkäufe zu machen, besonders in Kattun und Zitz, dann auch in Tuchwaaren und in Schuhen. denn sie meinten, diese Waaren seien auf diesem Jahrmarkt viel vorzüglicher und billiger zu haben, als bei uns daheim. Ja! sie mochten wirklich vielleicht Dieß und Das um einige Groschen wohlfeiler einkaufen, aber sie berechneten

nicht, wie viel sie zu Hause an Zeit und Arbeit versäumten und wie viel sie auf dem Markte vertha-ten — denn herrlich und in Freuden ging es auf demselben her, und ein Paar Thaler mehr oder weniger ausgegeben, wurde nicht geachtet.

Wie sehr es mir daselbst gefiel, das kann ich gar nicht beschreiben. Bei uns war der Markt auf dem Markte, hier aber war er in allen Straßen, die so gedrängt voll Käufer und Zuschauer waren, daß man Mühe hatte durchzukommen. Spießleute fanden sich, Leute mit Kuckkasten, Taschenspieler und Dergleichen mehr, und in den Wirthshäusern wurde getanzt, gesungen und gesprungen und juchheiet. — Ja so wars bei uns lange nicht, da wars in der ganzen Stadt todt und nur auf dem Markte selbst ein wenig lebendig. — Und was den Geschmack erfreuen konnte — Wein und Braten und schönes Backwerk aller Art, die ersten Pflaumen und die ersten Heringe, das liefen sich auf diesem benachbarten Jahrmarkte diejenigen nicht fehlen, welche mich mitnahmen, und also fehlte es mir auch nicht. Ich konnte von Allem mehr haben, als ich mochte. „Iß Andreschen! trink doch ein Bißchen!“ hieß es freundlich.

Aber seinen Geldbeutel nahm Jeder in sorgfältige Obacht, denn in dem dichten Gedränge so vieler Menschen hatten die Beutelschneider ein leichtes Werk. Am meisten fürchtete man sich vor Weißkäufern oder Freikäufern —

das seien, sagte man mir, und glaubte es auch gemeiniglich selbst, solche, die das Diebswerk am fertigsten übten, und dazu von der Obrigkeit heimlich Erlaubniß hätten. Das schien mir ganz abscheulich, aber es war auch kein Wort daran wahr; interessen setzte es doch die Käufer in große Sorge. Man wollte zuweilen sogar wissen, es seien sechs oder acht, ja wohl zwölf solcher Freikäufer auf dem Markte. — O wie leichtgläubig! Nun! ich hatte keine Sorge, daß mir ein solcher Hantkünstler mein Geld stehlen würde, denn ich hatte keins oder höchstens ein Paar Groschen und Sechser, die ich mühselig erspart hatte. Uebrigens sah ich kleiner Junge gar nicht wie Geldhaben aus.

43.

Der Gang nach dem Jagdhause.

Ich war schon ein ganzer Bursche und gewiß schon zwölf Jahr alt, als Einer von uns (es war Ferdinand, dessen ich schon erwähnt habe) die Bekannten in der Schule beiseite zieht und spricht: „Wir haben diesen Nachmittag frei; lasset uns nach dem Jagdhause ziehen.“

„Jagdhause? — Ja!“ Keiner von uns kannte das Jagdhaus und hatte je davon gehört,

aber Ferdinand kannte es und wuſte den Weg dahin. Wir ſagten Alle zu, und ich auch mit, indem ich die Einwilligung der Aeltern zu erlangen hoffte. Ein Jagdhaus hatte noch Keiner von uns geſehen — wir vermutheten wohl Alle, es müſſe eine ganz beſondere Art von merkwürdigem Hauſe ſein. — Was thut nicht ein Name, der Erwartungen erregt! — Und es giebt Leute, die für ganz gemeine Dinge hochtönende und ſeltſame Namen mit Fleiß wählen, eben um Erwartungen zu erregen.

Aber ſetzte Ferdinand hinzu, „ſchlampampt und geſchwelgt darf nicht werden;“ denn er war gar ein ſparſamer Burſche; wir nannten ihn ſogar geizig. Wie er geſinnt war, errieth ſich, als ihm auf eben dieſer Luſtreiſe ein Mitſchüler ein Stückchen Feuerſchwamm abforderte, um ſeine Tabacks-pfeife in Brand zu ſetzen, (Einige, die aber einige Jahre älter waren, als ich, rauchten heimlich Taback.) Er gab ihm ein Stückchen Schwamm, aber ein ſo kleines, daß man es kaum zwiſchen den Fingerſpitzen halten konnte. Als er darüber geneckt wurde, ſagte er ſehr eifrig: „Was nutzt der Ueberfluß? Wenn ich nur an einem ſolchen Stückchen Schwamm den hunderttauſendſten Theil eines Pfennigs erſpare, ſo macht es am Ende doch Etwas.“ — Wir lachten über ihn, er aber ließ ſich nicht irre machen.

Der Weg wurde angetreten, aber er wurde uns unendlich ſauer, obwohl derſelbe durch lauter

Wald ging. Es war eine drückende, alle Kräfte verzehrende, feuchte Gewitterschwüle, und wir seufzten über die Länge des Weges, der uns zu einer andern Zeit gar nicht lang würde bedünkt haben, und murrten über jede nur ein wenig beschwerliche Stelle, wo es bergauf ging. Wir waren bald allesammt sehr unmuthig und stumm geworden und so kam uns denn der Weg noch länger vor.

Wir kamen an ein Thal, in dessen größter Tiefe ein Sumpfwasser ziemlich groß geworden war durch die häufigen Gewittergüsse der nächst vergangenen Tage.

Welch einen gräßlichen Anblick hatten wir beim Eintritt in das Thal. Da war es ganz und gar mit häßlichen, breiten und giftgeschwellenen Kröten überdeckt, deren Paarungszeit eben war, welche die Witterung sehr begünstigte. Sie mochten alle aus dem Sumpfe hervorgekrochen sein. Es ekelte uns nicht nur der widrige Anblick, es grauete uns sogar, und wir waren fast geneigt wieder umzukehren, und nur die Vorstellung machte uns zweifelhaft, daß wir viel weiter nach Hause zurück, als nach dem Jagdhause hin hätten; und — wir waren aufs äußerste erschöpft. Fritz machte unsern Bedenklichkeiten ein Ende, indem er vorausging und sagte: „Sie fressen uns nicht.“ Davor hatten wir uns denn freilich nicht gefürchtet, wohl aber davor, daß wir mehrere würden zertreten müssen, welches unser Grausen würde

gesteigert haben. Mit groſser Behutsamkeit und Vorsicht kamen wir durch die gräſslichen Kriecher, deren keiner von seiner Stelle wich, glücklich hindurch, ohne einen zertreten zu haben.

Wir waren so froh, als wir hindurch waren, als hätten wir eine groſse Gefahr überstanden. Fritz lachte über uns, aber Ferdinand, der in Reisebeschreibungen stark bewandert war, erzählte, daſs in der Stadt Panama in Amerika, wenn die schwüle Regen- und Gewitterzeit eingetreten, alle Gassen so dicht mit Kröten überdeckt wären, daſs man keinen Schritt thun könne, ohne einige zu zertreten.

Wir waren denn angekommen. Das Jagdhaus war ein ganz gewöhnliches leicht gebauetes Haus, mit mehrern Zimmern, deren einige sehr geräumig waren. Pracht und groſse Zierrathen und Wunderdinge, von welchen wir geträumt hatten, waren nicht vorhanden, und die verschiedenen Jagdnetze und andere Jagdgeräthe, die uns der Wärter zeigte, zogen uns eben nicht an. Wir waren sehr müde. — Schlampampt wurde dennoch zu Ferdinands groſsem Verdruſs, denn wir tranken Kaffee und Einige auch noch Bier.

Wir blieben nur kurze Zeit; auch war die Gegend umher sehr einförmig. Wir waren froh, als wir das Krötenthal wieder zurückgelegt hatten, und lagerten uns unweit desselben aus Müdigkeit an dem Abhang eines Berges, wo wir vor allen Kröten in der Welt uns sicher glaubten. Dennoch

fand Fritz eine recht große und häßliche in seiner Rocktasche, als er den Tabacksbeutel herausnehmen wollte. Wir sprangen entsetzt auf; er aber nahm die Kröte ganz ruhig und warf sie fort.

Ermüdet und von Schweiß durchnäßt kamen wir nach Hause. Keine freundliche Erinnerung ist uns von dieser kleinen Reise übriggeblieben. Wir erwähnten ihrer nicht wieder und es fiel Keinem von uns ein, sie zu wiederholen.

44.

Die erste Brockenreise.

Alljährlich machten Einige der größern Schüler eine Reise nach dem Brocken, meistentheils um Johannistag, weil da das Wetter gewöhnlich am heitersten und haltbarsten war. Oft waren ihrer funfzehn bis zwanzig, die diese Reise mit großem Jubel machten, und sich dazu schon mehrere Tage vorher rüsteten, und wenn sie wiederkehrten, nicht satt erzählen konnten von der Herrlichkeit, die dort oben sei.

Ich will Euch den alten Bergriesen — der aber nur einer der kleinsten unter ähnlichen Riesen ist — nicht beschreiben, denn solch eine Beschreibung findet Ihr leicht irgendwo, wenn Ihr nur wollt.

Lange hatte ich mich gesehnt auch dort oben zu sein und die Herrlichkeiten gleichfalls zu schauen, aber der Bruder nahm mich nicht mit, denn es hieß, ich sei noch zu klein und zu schwach, die hohen Berge zu steigen. Ich wußte aber, wo die Brockenfahrer des Nachts herbergten, denn ich sahe ja an heiteren Tagen das Haus auf dem untern Brocken, von dem Platze aus, wo ich von dem Pappelbaum herabstürzte, ja ich sahe selbst die kleine Schindelhütte, die auf der höchsten Spitze des hohen Brockens stand, um den Besuchenden gegen Wind und Regenschauer ein Obdach zu gewähren. Ich hatte bei denen, die von dem Berge zurückkehrten, die Brockenblumen gesehen, die dort oben wuchsen, und sie bedünkten mich Wunderblumen zu sein und einen seltsamen Zauber in sich zu schliessen, und ich hatte von dem Violenstein gehört, der oben zu finden sei und wie Veilchen rieche; sogar zeigte mir Jemand solchen Stein und bildete mir ein, der röche also;*) ich hatte von der Teufelskanzel und von dem Hexenaltar gehört und wer weiß von welchen andern Dingen. Die Mährchen von den Braupfannen voll Goldes, die, bewacht von feurigen Hunden mit rollenden Glühaugen, im Bauche des Berges verborgen lägen, in welchem es wie Wasser brause und rausche, kannte ich ja.

*) Es gibt in der That einen Stein, der einen ähnlichen Geruch hat.

Da sehnte ich mich freilich hinauf und wollte selbst schauen.

Der glückliche Tag kam, wo mich der Bruder mitnahm — (ich konnte zehn Jahr oder etwas drüber alt sein.) Da war ich unaussprechlich froh!

Wir waren mit mancherlei Art Wurst, mit Schinken und kalten Braten, mit schönem Brodte und Butter so reichlich versehen, als hätten wir eine halbe Woche lang davon leben sollen, aber die Andern hatten sich nicht weniger gut bedacht.

Früh drei Uhr war der Zug beisammen, und ein gemietheter Führer, der zugleich eines Jeglichen Paket trug, an der Spitze desselben. Da zogen wir hin, waldein, bergauf, und als die Sonne aufging, erglüheten die schwarzdunkeln Tannen und die Vögelein schmetterten kräftig und fröhlich auf den Bäumen. Wie wunderschön müßte es geklungen haben, hätten wir ein schönes Morgenlied gewußt und angestimmt in dieser Waldstille und wie müßte es Aller Herzen in Gott erhoben haben!

Wie die Sonne stieg, stiegen wir auch die Waldberge höher und immer höher hinauf. Jetzt ging es steil an, jetzt wieder in die Tiefen hinab, so tief, daß es uns vorkam, als könnten wir unmöglich wieder hinauf, aber wir kamen doch

wieder hinauf, obwohl mit manchen Aechzen und manchem Stillstand.

Hie und da stand eine Köhlerhütte — hie und da rauchte ein Meiler. Das war Alles, was zu sehen war, denn auch kein Mensch begegnete uns. Hin und wieder wurde nun auch wohl ein weltlicher Gesang angestimmt, der aber am Ende Keinem gefallen wollte — es war keine rechte Seele darin. Aber wie arm waren, wenigstens wir, an schönen Liedern in der damaligen Zeit — und da der Weg mühselig und beschwerlich war, so ging es meistentheils stumm immer weiter, und nur dann und wann kamen ein Paar einzelne Worte hervor, zum Wahrzeichen, daß wir noch nicht ganz verstummt wären, Worte, die eben sowohl ganz hätten unterbleiben können. „Ach," hieß es, „das war ein saurer Berg!" oder: „hier ging es einmal recht gut;" oder: „wir bekommen es nun immer schwerer," und dgl. m. — Nun! haben manche gesprächige Leute die Kunst inne, mit solchen nichtssagenden Worten ganze Tage lang zu schwatzen, so konnte man uns die unsrigen denn auch eben nicht verübeln. Ich selbst aber schwieg ganz still, ich sah nur, ich hörte nur auf die Worte der Andern — ich war ja noch ein kleiner Junge gegen die großen Leute, die sich schon sehr hochgelahrt bedünken ließen, und Niemand beachtete mich, oder würdigte mich eines Wortes, als der Bruder.

Alle wurden recht gesprächig, als man sich

auf einem schönen Platz zum Frühstück niederlagerte. Da holte Jeder sein Freßpäcklein von dem Führer, und nun, da der Mund ordentlich gefüttert wurde, und der ganze Leib in behaglicher Ruhe lag, konnte auch ordentlich geplaudert werden. Es fehlte Keinem an Appetit; der Weg und die schöne reine Bergluft hatten ihn geschärft, aber dagegen wurden Alle vom Durst gequält, denn der Gaumen war ausgetrocknet, und nirgends war eine Quelle, nirgend ein von den Bergen herabrieselndes kleines Wasserlein. Das verleidete denn den Geschmack der Speisen sehr, zumal da sie größtentheils geräuchert waren. Man seufzte über Wassermangel, aber der Durst wurde dadurch eben nicht gestillt.

Ich war am ersten satt, denn zur Hälfte sättigte mich die Freude. Ich strich ein wenig umher, nachdem ich dem Bruder versprochen hatte, mich nicht weit zu verlaufen, welches denn auch gar nicht mein Wille war. Indem ich herumstreife, entdecke ich einen schönen, ringsum von hohen Tannen umschlossenen Platz, der über und über mit rothen hohen Hügeln besäet war, wie sie die schwarzen Waldameisen zu bauen pflegen. Die rothe Farbe kam aber von rothen Erdbeeren her, die hier in einer Pracht und Fülle standen, als sie wohl nicht leicht Jemand im Walde möchte gefunden haben. Sie waren auf den aufgelockerten Hügeln und auf der fruchtbaren Erde viel größer geworden, als sonst Walderdbeeren zu sein

pflegen. Ein wunderlieblicher Duft ging von ihnen aus, und eine eben ſo liebliche Würzigkeit war in ihnen verborgen. Das war ein köſtlicher Fund, den ich hier ja gar nicht mehr vermuthet hätte, indem die Zeit der Erdbeeren unten in unſern Gärten und Gehölzen ſchon völlig vorüber war. Man kann denken, ob ich aß? Hätte ich auch den heftigſten Durſt gehabt, ſo hätte ich ihn hier reichlich ſtillen können.

Dem Bruder war ich zu lange geblieben; er ſuchte mich und fand mich — und, o Freude für ihn, die durſtſtillenden Erdbeeren auch. Er erquickte ſich und rief die Andern, die ebenfalls mit Vergnügen aßen und ihres Durſtes los wurden. So viel auch unſer waren, blieben doch der Erdbeeren weit mehr ſtehen, als gegeſſen wurden, und Einige bedauerten es, daß die ſchönen Früchte hier, wo ſie Niemand ſuchte, ſo ungenoſſen umkommen müßten.

Immer beſchwerlicher wurde unſer Weg, denn es ging immer höher hinauf. Ich weiß nicht mehr, zu welcher Zeit wir in dem Hüttendorfe Schierke ankamen. Das war für mich eine neue Welt, in welche wir eintraten. Ueberall große hohe Felſen, zwiſchen welchen das Gras manns-hoch hervorwuchs, nirgends Feldbau, nirgends Fruchtbäume, überall Hüttenwerke. Das Alles wunderte mich damals ſehr! Aber am höchſten ſtieg meine Verwunderung, als ich den Hohofen ſahe, wo die Eiſenerze geſchmolzen werden und die

Arbeiter blos im groben rußigen Kittel ihr Werk trieben. Ich sahe die Macht der Feuergluthen und wie aus dem geschmolzenen Metall Ofenplatten gegossen wurden — ich sahe es und war verwundert. Ich hatte alle Dinge gesehen, die man im gemeinen Hausleben erfindet; ich wußte, wie sie genannt wurden und welchen Gebrauch sie hatten, aber wie sie gemacht wurden, daran hatte ich niemals gedacht und Niemand sagte uns davon. Noch mehr wunderte es mich, wie es die Arbeiter in der unaeheuren Gluth aushalten konnten, denn ich wußte auch davon nichts, an welche Grade von Hitze und von Kälte sich der menschliche Körper gewöhnen lasse — ich war erfreut, als wir von dem feurigen Ofen fortgingen und wieder ins Freie hinaus kamen.

Wir zogen weiter. Einer aus der Gesellschaft wollte einen nähern und bequemeren Weg wissen, um auf den unteren Brocken, die Heinrichshöhe genannt, hinaufzukommen. Nun, er führte uns diesen Weg und Alle folgten ihm mit Vertrauen. „Wir kommen falsch!“ sagte der vorherige Führer, aber wer glaubte ihm denn? Doch, bald genug glaubten ihm Alle — wir waren richtig verirrt. Man suchte den Weg rechts, man suchte ihn links, aber man fand überall keinen Weg mehr. Man stieg mit der größesten Beschwerde durch das dichteste Gras, man sahe links und rechts nichts als Wald, man traf hie und da auf Sumpfstellen, und eine große Angst über-

fiel uns, daß wir heute den Brocken gar nicht erreichen möchten und die Nacht würden im Walde zubringen müssen. Da bereueten es Alle, daß sie sich von dem neuen Führer hatten verführen lassen, und nun in so große Noth wären gerathen und nicht wüßten, wo hinaus, und murrten gegen den vorwitzigen Führer. „Ich habe es ja gleich gesagt," sprach der erste und eigentliche Führer, und brüstete sich ein wenig.

Rathlos und zum Theil auch wohl trostlos, gingen wir fort und wußten nicht, welche Richtung wir halten sollten. — Da — o angenehmer Klang! — da ertönten Kuhglocken. — „Da ist gewiß eine Kuhheerde!" riefen Einige — — „da muß ein Hirte sein — — der weiß den Weg gewiß;" riefen Andere. Wir gingen mit großer Hoffnung nach dem Klange zu, wir trafen die Heerde und den Hirten, wir fragten und erhielten Bescheid über die Richtung, welche wir zu halten hatten; aber an einen eigentlichen Weg oder Fußpfad sei hier gar nicht zu denken, berichtete der Hirte, und der kühne Irrführer mochte sich wohl ein wenig schämen.

„Das Brockenhaus!" rief unerwartet eine freudige Stimme und sogleich drauf riefen alle Stimmen es nach. Da lag das kleine Haus vor unsern Blicken! Die müden Beine wurden flink und hurtig, und — wir waren da.

Was wollten wir denn aber auf dem Brocken? — Ei! vor allen Dingen erst Kaffee trinken und ausruhen, dann den Hochbrocken ersteigen und Sonnenuntergang sehen, dann ausschlafen, Sonnenaufgang sehen, Kaffee trinken, uns umschauen, und auf einem andern Wege nach Hause gehen. Das wollten wir, und das führten wir kühnlich aus.

Von den Wunderdingen, die da oben sein sollten, fand ich nun eben keins, und von dem Brausen und Bullern unter dem Berge hörte ich nichts, obwohl ich das Ohr auf dem Boden legte; dagegen nahm mich und Einige, die auch zum erstenmal da waren, manches Andere Wunder, zuerst, daß in der Brockenstube eingeheizt war; allein das wurde bald klar, als mit der sinkenden Sonne die Kälte zunahm und gegen die Nacht sehr empfindlich wurde; sodann, daß keine hohen Tannen mehr am Abhange des Brockens standen, sondern nur kleine, zum Theil nicht viel über Mannshöhe haltend, und das nur noch oben auf, Tannengesträuch auf dem Boden hinkroch und nur wenig Gras und mehr Haidekraut da stand. Das mache die Höhe, berichtete man mich, da wußt' ich es denn; aber ich denke, Ihr werdet es doch wohl ein wenig besser wissen, als ich es mir damals einbildete. — Ich wunderte mich über den schmutzigen und graugelb gewordenen Schnee, der in einigen Vertiefungen sich fand — der komme hier niemals weg, hieß es, und möge

wer weiß wie alt sein. (Er kommt aber in heißen Sommern allerdings weg, wie ich selbst bezeugen kann.) Ich wunderte mich, daß die Teufelskanzel und der Hexenaltar aus nichts als übereinander geschichtet liegenden sehr großen Steinen bestand, denn ich hatte mir eine eigentliche ungeheure Steinkanzel und einen dergleichen Altar gedacht; und als wir auf den obersten Brocken stiegen, um Sonnenuntergang zu sehen, worauf ich mich so sehr gefreut hatte, und sie nun unterſank, und Alle riefen: „herrlich! — prächtig! — himmlisch! so rein! kein Wölkchen am Himmel!“ — da war ich stumm und glaubte den Ausrufungen mehr, denn mir selbst, indem die Größeren es doch viel besser verstehen mußten, als ich, dem es fast scheinen wollte, als ginge die Sonne unten im Lande am heitern, wolkenleeren Himmel, grade eben so unter. — Ich kann mir aber auch jetzt noch nicht unrecht geben, denn in der unbedeutend kleinen Erhöhung über dem Lande, konnte ja die Sonne eben nicht größer erscheinen und anders untergehen, als unten. Man ſteht ja nur etwas über den achten Theil einer Meile höher, und wie wenig ist das gegen den Abstand der Sonne von der Erde, der zwanzig Millionen Meilen beträgt. — Die Größern jedoch meinten auch das, daß hier die Sonne viel größer erscheine, als unten, und wenn es sein muß, so sollen sie denn Recht haben; aber darin kann ich ihnen nicht Recht lassen, daß ein so ganz heller

Sonnenuntergang so gar besonders schön sei; sie hatten das aber wohl andern Leuten nachgesprochen, die ein wenig weiser waren als sie, aber sich in diesem Stück dennoch ein wenig geirrt hatten, blos weil sie eben nicht bedachten, wie sich ein Sonnenuntergang hinter und zwischen leichten Wolken ausnimmt, wenn die Strahlen glühend heraufflammen und mit den herrlichsten Lichtern spielen und wechseln und den Rand der höher stehenden einzelnen Wolken mit Purpur umsäumen. Schauet nur selbst hin und urtheilt dann auch selbst, und überhaupt — sprecht niemals blind hin Andern nach.

Was aber sehr schön sahe, war, wie unten im Lande, beim Untergehen der Sonne leichte Nebel aufstiegen, als kämen sie aus der Erde, und ihren Schleier über Alles ringsumher legten, es gleichsam zum Schlaf einhüllten, o das war sehr schön! Aber unhübsch war es, daß sich ein rauher Wind sogleich erhob und recht schneidend und ungestüm wurde, und mit den Schindeln des Dachs der kleinen niedrigen Hütte ordentlich grausig klapperte, und Diejenigen, welche muthwillens das Dach erklettert hatten, durchaus herabwerfen wollte, so daß sie alle Mühe hatten, sich fest zu erhalten und dann mit Ehren herab zu kommen.

Daß wir aus dem Brunnen trinken mußten, der etwas unterwärts der Hütte lag, versteht sich von selbst, denn deshalb hatten wir ja ein Trinkgefäß mitgenommen, und daß sie — Ihr könnt

leicht wissen, wen ich unter sie meine — das Wasser für köstlicher hielten, als kein anderes in der Welt, läßt sich auch beinahe denken. Ich habe dann auch mit davon getrunken — sehr kalt war es wenigstens, das weiß ich noch.

In Sätzen ging es von dem eigentlichen hohen Brocken herab, da es schon sehr dunkel war. Der Bruder Christian glaubte bei dem Hinaufsteigen einen eigenen und nähern Weg entdeckt zu haben und nahm diesen Weg, um eher im Brockenhause zu sein, als die Gefährten, und setzte im großen Rennen den Berg herab und steckte, ehe er sich dessen versah, in einem Sumpf fest bis an die Knie. Ich war ihm glücklicher Weise immer nachgesprungen, und da er nur nahe am Rande des Sumpfes sich befand, so konnte er mit meiner Beihülfe leicht wieder heraus. Aber wo waren wir denn nun? Auf dem Wege, den er sich beim Hinaufsteigen ausersehen hatte, hatte er keine Sumpfstelle wahrgenommen, auch war derselbe gar nicht weit ab von dem eigentlichen Weg, nur daß er, wie Christian behauptete, viel gräder bergab ging; aber warum hörten wir denn von den Andern keinen Laut, keine Stimme, da sie doch jubelnd und lärmend wieder nach dem Brockenhause herabzuwandern angefangen hatten. — Wir riefen, aber wir hörten keine Antworten. Da wurde uns unheimlich. Mit großer Vorsicht und Sorge wendeten wir uns rechts, denn Christian glaubte zu weit links gekommen zu sein; und ich

glaubte es mit. Gottlob! endlich wurde unser gewaltiges, von Zeit zu Zeit wiederholtes Rufen beantwortet. Bald waren wir wieder bei der Gesellschaft.

Die Brockenwirthin lieferte eine Suppe, dann holte Jeder aus seinem Bündel, was ihm zum Abendbrodt beliebte; der überaus stark geheizte Ofen that uns jetzt sehr wohl, und die Ermüdeten vermißten auf der Streu, die der Wirth bereitet hatte, kaum der Betten.

Mit dem grauenden Morgen ging es wieder auf den Hochbrocken, Sonnenaufgang zu sehen. Sie kam so rein und heiter, als sie untergegangen war; der Nebelflor verschwand vor ihren ersten Blicken und mehr und immer mehr kam das Land mit seinen Städten, Dörfern, Fluren, mit dem Elbstrom und mit kleinen Teichen und Flüßchen zum Vorschein, und bald flimmerte und glänzte Etwas über einer Stadt überaus wundersam und hell, und Keiner wußte was es war und alles Rathen war vergebens. „Es ist ein vergoldeter Knopf auf einem der Thürme Magdeburgs," sagte ein Fremder, der gestern nach uns gekommen war, während wir auf dem Hochbrocken waren.

Wir schauten noch eine feine Weile alle Pracht und Herrlichkeit des Landes, und wer es wußte, der nannte den und jenen Ort, welchen er sahe.

Manche wollten gern Hamburg aufſuchen, denn man hatte ihnen geſagt, daß man es mit guten Ferngläſern wohl entdecken könne, und das Fernglas, was ſie mitgebracht hatten, hielten ſie für ſehr gut, weil ſie noch keine beſſeren geſehen, oder von ſolchen jemals gehört hatten — aber Hamburg ließ ſich nicht finden, und Keiner wußte ſo recht, wo es liegen müſſe.

Wir ſtiegen herab und beſahen die Torfſtechereien auf der Heinrichshöhe. Die Meiſten wußten kaum was Torf ſei, und wie er entſtehe, aber ſie ſprachen doch viel und mancherlei darüber, was nach ihrem Bedünken ſehr gelehrt war, aber das war ihnen zu hoch, daß der Torf ſich, wie die Arbeiter ausſagten, nach Jahren wieder von ſelbſt erzeuge, und Einige urtheilten ſehr vornehm, das ſei gewiß eine Aufſchneiderei. Damit kamen ſie freilich am beſten ab.

Nachdem der Kaffee getrunken war, begaben wir uns jubelnd und lärmend auf die Rückreiſe. Es war ein anderer Weg gewählt worden, nämlich über Ilſenburg. — Ich kann mich nicht erinnern, daß Einer die Andern auf die wunderlieblichen Waſſerfälle der Ilſe und auf die ſcherzenden, muntern Forellen aufmerkſam gemacht hätte, die ſich in ihr, wie in den andern Brockenflüßchen, fanden. Iſt man nicht früh zum Aufmerken gewöhnt, ſo überſieht man oft das Schönſte, ſo nahe es auch liegt. — — Ich erinnere mich aber wohl, wie einige Fiſcher im Bache

standen und die kleinen, spielenden Fische fingen. Der Fang wurde ihnen abgehandelt und Einer mußte dieselben nach Ilsenburg ins Gasthaus tragen, wo sie für uns zum Essen zugerichtet wurden. — Es war eine Hauptmerkwürdigkeit der Reise, daß wir auch Forellen gegessen hätten und daß sie von einem delikaten Geschmack gewesen seien

Wohlbehalten kamen wir wieder nach Hause, und ich — ich war ein glücklicher Knabe!

Mehrmals hab' ich nachher noch den alten Brocken bestiegen, und selbst noch vor neunzehn Jahren ihn befahren und dieses letztemal Vieles, o mit ganz andern Augen angeschaut, als damals, da ich noch ein Knabe war; aber von dem Allen darf ich hier nur Einiges wiedererzählen, was gar zu wunderschön war.

Ich war im Anfange des Jünglingsalters und hatte mit den Mitschülern in schöner Sommerzeit den Brocken abermals bestiegen. Wir wollten Sonnenaufgang schauen und traten hinaus vor das Brockenhaus, und stehen in einer dicken, dichten Nacht, wo wir auf einen Schritt weit einander nicht mehr sehen konnten. Wir sind betroffen, wir wollen uns einander mittheilen, allein wir wurden uns kaum nothdürftig verständlich; es sprach sich so schwer, und es war als würden die Stimmen verschluckt. Eine schneidende

Kälte fühlten wir Alle. Die Haarlocken, die nach damaliger Sitte bei Vielen unglaublich stark mit Talg bestrichen waren und daher auch Kletzelocken genannt wurden, waren in der Kälte so steif und fest geworden, daß man sie nicht zusammendrücken konnte. Dabei fand es sich, daß wir sehr feucht, ja fast naß wurden. Was sollten wir daraus machen? Was sollte werden, wenn es den ganzen Tag über so blieb? Wie sollten wir nach Hause kommen?

Wir stehen verwundert und können uns nicht aus der seltsamen Erscheinung finden, als plötzlich alle Spitzen des Harzwaldes im Feuer brennend und glühend leuchteten. Wir erschraken, aber im Augenblick waren die Gluten wieder erloschen und die Finsterniß verhüllte abermals den Augen alle Gegenstände. Plötzlich erglühten die Gipfel der Harzwälder noch einmal, aber es stand ein größerer Theil derselben in Flammen, als zuvor.

So wiederholte sich das wunderherrliche Schauspiel noch mehrmals. Es kam von der Sonne her, welche die Wolken durchbrach, in welchen wir standen und die ringsumher die Wälder verhüllt hatten. Zuletzt wurde sie sichtbar und die Wolken flohen vor ihren Strahlen. Sie schwebten vor uns vorüber, denn ein leichter, kaum merklicher Wind trug sie auf seinen Flügeln. Uns wollt' es bedünken, wir vernähmen, indem sie dahinzogen, ein leises Sausen. — Immer mehr wurde von dem Harz sichtbar, je tiefer die

Wolken sich senkten, und nach kleiner Weile wurde auch das unten liegende Land sichtbar. Nur Wenige mögen so glücklich gewesen sein, Etwas so Herrliches zu schauen. — Wir aber wußten nun einigermaßen aus eigener Anschauung, was es bedeute, wenn es hieß: „Der Brocken braut.“ Es waren die Wolken um den Berg her, die sich in- und auseinander wühlten und der Macht des Sonnenstrahls nicht weichen wollten, sondern hielten das Haupt des alten Berges verhüllt. Einige Tage darauf kam gewöhnlich Regen.

Als ich zuletzt auf dem Berge war, war Vieles in der ganzen Gegend umher anders und zum Theil schöner geworden, aber davon ist hier nicht die Rede, selbst nicht von dem festen Brockenhause, welches auf der höchsten Spitze des Brokkens statt der kleinen Schindelhütte stand. Ich erwähne nur des herrlichen Schauspiels am Morgen der Abreise. Wie die Sonne aufstieg, stiegen alle Bilder und Gestalten des niedern Landes mit auf; sie wickelten sich aus ihrer Verhüllung und traten hervor, je nachdem die Sonne sie mit ihren Strahlen früher oder später anblickte. Dazu rings um mich her eine tiefe, feierliche Stille. Im Lande dort unten hätte ich das Erwachen des Lebens zugleich gehört, denn alle Stimmen, alle Töne wären mit aufgestiegen und

laut geworden, aber hier schlug selbst kein Fink mehr und keine Fliege summte.

Als die Sonne heraufkam und sich durch lichtglänzende Streifen anmeldete, hatte ein leichter Nebeldust die Gegenstände überzogen, aber er floh eilends vor den Glühblicken der Sonne; ein dichter Nebel hatte sich jedoch zwischen die Thäler gelagert und schienen nicht weichen zu wollen, aber die Sonne stieg und warf ihre Flammenblitze hinein, mehr und immer mehr, je höher sie stieg. Die Nebel fuhren auseinander und ballten sich in ihren Thalfesten wieder zusammen, sie wogten und wallten und waren im Aufruhr; jetzt lehnten sie sich dicht und mächtig an die Berge an, jetzt stiegen sie, als wollten sie entfliehen, aber dann senkten sie sich wieder, als wollten sie sich halten — endlich, wohl erst nach einer Stunde, wichen sie der siegenden Macht des flammenden Gestirnes, und die Berghäupter wurden alle vergoldet und da erst traten denn auch die Landschaften hervor, beleuchtete Striche neben denen, die noch im Morgennebel und Schatten lagen, Städte und Dörfer und Höhen geröthet und die Teiche und Flüsse schimmernd, bis zuletzt Alles hell und lichtklar ward. Aber solche Pracht und Herrlichkeit muß man sehen, denn was Auge und Herz in wenigen Augenblicken fassen und fühlen, kann kaum mit sehr vielen Worten und doch nur recht matt beschrieben werden.

Möchtet Ihr Alle einmal Dergleichen sehen, aber auch so Liebliches, als ich, auf der letzten

Reise unter einer Buche am linken Ufer der Ilse. Fünf oder sechs Wasserfälle übersah ich auf einmal, sah, wie die reine Fluth über die steilen Steinwände mit sanften Geräusch herabfiel, schäumte dann und perlte wie ein edler Wein, und floß rein und klar und hell wie Krystall sanft weiter dahin. Und lustig spielten die Forellen in der silberklaren Fluth, jagten sich und wußten die steilen Steinwände hinaufzukommen. — Aber das sind allsammt unaussprechliche Dinge!

45.

Die Baumannshöhle.

So viel wißt Ihr gewiß schon, daß es unter der Erde große und kleine Höhlen gibt, in welchen es hinauf und hinabgeht und zuweilen auch große Vorsicht nöthig ist, wenn man nicht in Gefahr kommen will. Vorsicht ist jedoch überall nützlich.

Die meisten solcher Höhlen finden sich im Kalkgestein, wozu Marmor und Alabaster gehören; — wie sie aber dahin kommen, das glaubt man recht passabel zu wissen, ist aber hier nicht zu erklären. Was man nun in solchen Höhlen findet, wissen vielleicht schon Einige von Euch. In manchen Höhlen sind mancherlei Figuren von

Tropfstein und in andern finden sich Knochen von Thieren, aber von solchen, wie man sie jetzt nicht mehr auf der Erde findet und die zum Theil viel größer gewesen sein müssen, als unsere größesten Landthiere.

Den Brocken bereisten wir fast alljährlich, aber nach der Baumannshöhle reiste man fast gar nicht, obwohl sie viel näher lag, und die Reise zu ihr hin und wieder nach Hause zurück, recht wohl in Einem Tage gemacht werden konnte. Ich denke, es war Furcht vor großen Gefahren, welche von dem Besuch dieser Höhle uns abhielt. Da fand sich Einer unter uns, welcher von verständigen Leuten gehört hatte, daß es mit den Gefahren in dieser Höhle ganz und gar nicht so arg sei, als man es mache. Nun das Geschrei ist gewöhnlich immer größer, als die Sache selbst.

Wir verabredeten uns denn eines Tages, diese Höhle zu besuchen, von deren Wunderdingen wir so viel gehört hatten. Ein Bergmann, welcher Baumann hieß, hatte sie entdeckt und hatte sie im Innern untersucht, vielleicht in der Hoffnung, Gold und Silbererze darin zu finden. Darüber war ihm sein Grubenlicht ausgegangen und er konnte sich nicht wieder herausfinden. Tappend und suchend blieb er wohl zwei Tage in der angstvollen Finsterniß; da fand er den Ausgang. Einige erzählten, Gott habe ihm auf sein angstvolles Gebet einen Engel zugesendet, der habe ihm herausgeholfen.

Uns, in unserer Unwissenheit, schien diese Höhle damals in ihrer Art die einzige zu sein — die berühmteste in Deutschland war sie wenigstens eine lange Zeit.

Wir traten die Reise dahin an. Es war ein sehr lieblicher Weg, auf dem wir gingen. Unser Gespräch? — Ei wie natürlich hauptsächlich nur von der Höhle — was wir darin antreffen würden, und wie wir uns mit großer Vorsicht in Acht nehmen wollten.

Wir kamen in dem Rübelande an, denn so heißt die Gegend, in welcher die Höhle liegt. (Von der Bielshöhle wußte man damals noch nichts.) In der großen Wirthsstube hatten die Leute ein mächtiges Ofenfeuer angezündet — das schien uns denn doch allzusehr verrückt — aber sie erklärten uns, daß sie Holz im Ueberfluß hätten, welches ihnen Niemand abkaufen möge, da man es überall näher haben könne; sie verbrennten es daher lieber, um Asche zu gewinnen, nach welcher gute Nachfrage sei und die sie leicht los würden. Das war freilich artig genug — aber man traf damals ähnlichen Holzverbrauch in mehrern Gebirgsgegenden.

Der Führer kam. Jeder von uns bekam einen Bergmannskittel über sein Kleid, um dieses gegen die Tropfen zu schützen, die von den Wänden der Gewölbe herabfielen; auch empfing ein Jeder ein Grubenlicht, oder einen Kreisel. Der Führer öffnete die Höhle, hielt eine Rede, schlug

Feuer an, die Kreisel wurden angezündet und — hinein ging es.

Wir hatten eine einzige Höhle zu finden geglaubt, fanden aber, daß sie aus mehrern Höhlen oder Gewölben bestand. Wir mußten auf dem Bauch kriechen, um zu einer derselben zu gelangen.

Wir sahen mancherlei Sehenswerthes — einen Taufstein mit drei Pathen umher, fast wie von Menschenhand aus Stein gebildet — eine betende Nonne, eine Säule, welche beim Anschlagen klang — einen Brunnen an der Anhöhe eines Gewölbes, dessen Wasser sich immer gleich hoch hielt. Mancherlei wurde für Dieß und Das ausgegeben. Dieses sollte eine Orgel vorstellen; Jenes den Berg Karmel, wo ich nicht irre.

Wir waren froh, aus der Höhle wieder heraus an freie Luft zu kommen und des Auf- und Absteigens auf schlüpfrigen Leitern überhoben zu sein. Jeder ließ sich bedünken, ein Heldenwerk vollbracht zu haben, und also waren wir nach überstandener Fahrt lustig und guter Dinge, und der Rückweg wurde, nachdem wir uns erst gütlich gethan hatten, angetreten und bald zurückgelegt.

Wir konnten nun sagen: „In der Baumannshöhle sind wir auch gewesen," und darauf ein wenig vornehm thun.

Mit Erklärungen mancherlei Art verschone ich meine kleinen Leser; die Zukunft wird sie ihnen einst bringen.

46.

Der angſtvolle Auftrag.

In welchen Aengſten und Nöthen ich bei dem Kaufmann zu Tiſche war, blos aus Unbekanntſchaft mit dem Firlfanz närriſcher, ſteifer und unnatürlicher Sitten, das wißt Ihr kleinen Leſeleute, und wer unter Euch recht hübſch iſt, der hat mich gewiß ein klein wenig bedauert; jedoch will ich es auch eben nicht für ungut-nehmen, wenn Manches über mich gelacht hat! Aber nun denkt Euch, ich ſollte hinauf zu dem regierenden Grafen und Herrn — ich ſollte ihm ein Gedicht überbringen; ich! Ach ich war eben der rechte Mann dazu!

Es läßt mich ein Prediger, der nur ein Paar hundert Schritt von uns wohnte, rufen — ein lieber, frommer Mann, der mir väterlich wohlwollte. „Mein Sohn," ſagt er, „ich habe Mittag bei dem Herrn Grafen gegeſſen und demſelben ein Gedicht zu überſenden verſprochen. Ich habe auch von Ihm geſprochen, mein Sohn, und Ihn Sr. Hochgräfl. Gnaden empfohlen. Der Herr Graf wünſchen Ihn zu ſehen; ſo ſoll Er ihm denn dieſes Gedicht hier hinauftragen; ich hoffe, daß Ihm das einmal zu Seinem Fortkommen nützlich werden ſoll; darum ſende ich Ihn."

Der

Der gutmeinende Mann befahl mir, mich so gut möglich anzuziehen; beim Eintritt ins Zimmer des regierenden Herrn demselben den Zipfel des Schlafrocks zu küssen und zu sprechen:

„Ewer Hochgräfl. Gnaden, ich bin Der und Der, und der Herr Pastor H. lassen sich in Unterthänigkeit empfehlen und haben mir aufgetragen, Hochdenenselben dieses Carmen zu überreichen."

Diese Worte sprach mir der wohlwollende Mann, o mehr als dreimal, vor. Ihm lag es daran, daß ich nichts versehen möchte.

Ich eilte nach Hause und besorgte mit zitternden Händen meinen Anzug. Ich ging mit dem Gedicht den Schloßberg hinauf — meine Brust war beklemmt; mein Athem stockte und mein Kopf war betäubt. Ich hatte keinen Gedanken, als den, daß ich keins von den vorgesprochenen Worten vergäße und unbeschadigt das Gedicht überbringen möchte, das mich wie eine schwere und bedenkliche Last dünkte.

Viel erschöpfter und matter, als ob ich den Brocken erstiegen hätte, kam ich im Schlosse an. Ich war so ziemlich bekannt dort; ich kannte die meisten Gebäude, die umher lagen; ich hatte die alte vertrauliche Hündin, die am Berge und in den Schloßhöfen umherlief, oft mit Brodt gefüttert; ich kannte den Heilebort (Storch), der mit langsamer Gravität auf dem Schloßhofe umherspazierte; ich kannte die Tafelzimmer, die Schloß-

kirche, die Bibliothek. Was kannt' ich nicht Alles! ich war ja oft genug da gewesen. — Aber jetzt war mir auf einmal Alles fremd und wie seltsam und unheimlich geworden.

Es gingen viele Herren Bediente vor mir Trepp auf, Trepp ab, die es wohl wußten, wo das Zimmer des regierenden Herrn war, ich aber wußte es nicht und hatte auch den Muth nicht, Einen derselben anzureden und darnach zu fragen; ich meinte, man müsse mir es ansehen, in welcher Verlegenheit ich sei und mir freiwillens heraushelfen, aber sie sahen mich über die Achsel an, und gingen davon. — Ein alter Kammerdiener, ein Mann mit ehrwürdigen weißem Haupte, errieth meine Verlegenheit, fragte mich freundlich, zu wem ich wolle, und nachdem ich mein Anbringen eröffnet, meldete er mich. Ach so ein freundliches Wort ist dem Aengstlichen wie ein Engel vom Himmel. Ich wartete in der Antichambre, und trat dann durch die hohen Flügelthüren in das Zimmer des Herrn. Furchtsam blieb ich an der Thür stehen, denn im Zimmer erblickte ich Niemand. Der Abend war schon stark hereingedämmert. — Nach einigen Augenblicken erhob sich eine lange, hohe Gestalt in einem Winkel des Zimmers vom Sofa und trat langsam auf mich zu. Es war der Graf, dem der dunkle Schlafrock Füße und Fingerspitzen bedeckte.

Ich küßte den Zipfel des Schlafrocks, oder vielmehr ich that nur so, als ob ich ihn küssen

wollte, denn ich brachte meine Lippen nicht an denselben, es schien mir so entsetzlich erniedrigend, und wär' es nicht schon so tiefe Dämmerung gewesen, so hätte die Schaamgluth auf meinem Gesichte unmöglich können übersehen werden.

Ich sagte nun meinen eingelernten Spruch her und überreichte das Gedicht. Er that einige Blicke in dasselbe und fragte mich dann: „Mein Sohn! Habt Ihr den Heiligen Geist?"

Kinder! das war eine wunderliche Frage für mich, und das „Ihr" in derselben wollte mir gar nicht gefallen, aber ich wußte wohl, daß sie aus dem treuesten und frömmsten Herzen kam, denn die ganze edle Grafenfamilie war wahrhaft fromm und gottesfürchtig. — Nach meinem damaligen Bedünken wollte die Frage bedeuten: „ob ich völlig fehlerlos und ohne alle Unart sei?" Was sollte ich armer Junge darauf antworten? Ich fühlte wohl, ich sei kein bösartiger Knabe und wollte gern recht aus dem Grunde gut sein, war ich es denn aber darum schon? Wie man uns gelehrt hatte, war eine schuldlose Lustigkeit, ein Freudejubeln, eine kleine Neckerei u. dgl. m. etwas Sündliches, oder doch etwas sehr Bedenkliches, und in einem einzigen scherzhaft nur gemeinten Worte konnte sehr viel Strafbares stekken. Nun, von solchen schlimmen Dingen war ich doch nicht frei. Was sollte ich demnach antworten? Oder was würdet Ihr geantwortet haben?

Ich zuckte mit den Achseln und schwieg. Da hob der alte ernste Herr an, und sprach zu mir mit den Worten der Schrift: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz und laß deinen Fuß meine Wege wandeln," und hielt dann eine Ermahnungsrede an mich, die ernst und herzlich war. — Dann wurde ich entlassen.

Ich vergaß den Zipfel zu küssen, wie mir doch geheißen war worden — aber die mir ebenfalls anbefohlnen drei tiefen Verbeugungen vergaß ich nicht. Rücklings schritt ich zur Thüre hinaus.

Mein Herz war nun frei, meine [illegible] hörte auf. Im vollen Jagen setzte ich den hohen Berg hinab, bis ich zu Hause ankam.

Mein lieber Prediger und der fromme Herr Graf meinten es gut mit mir, und hätte ich es zu benutzen verstanden, es wäre Manches in nachmaliger Zeit für mich besser gewesen; aber ich war ja in Weltdingen gar zu sehr unerfahren, und die Aeltern auch. Mir ließ der Herr Graf, bald nach der erzählten Begebenheit, eine Stelle an seinem Freitisch anbieten, an welchem mehr junge Leute — Schüler nämlich, aßen. Die Aeltern und ich, schlugen sie aus. Den Aeltern schien es schimpflich, solches Anerbieten anzunehmen, da sie ja darüber keine Sorge hatten, wie sie mich beköstigen wollten. Hätten sie die Stelle an-

genommen, so wäre dadurch ein vielleicht ärmerer Schüler verdrängt worden, welcher solcher Wohlthat höchst bedürftig gewesen wäre. Das aber hielten sie nicht blos für schimpflich mehr, sondern für wahrhaft sündlich, und ich meine, sie hatten Recht. Wohlthaten annehmen, deren man nicht bedarf, heißt, sie den Bedürftigen entziehen. Darf man das, ohne Ehre und Gewissen zu verletzen? Ach hätte ich für das Angebotene, was wir verweigerten, eine andere Gabe erbeten — eine Unterstützung für meine Universitätsjahre, ich möchte sie wohl erlangt haben; aber weder die Aeltern, noch ich, wußten, ob solch eine Unterstützung vorhanden war? — Hätten wir doch den lieben Prediger darum befragt — aber wir fielen ja gar nicht darauf. — Nun! ich bin deshalb auch nicht verdorben; Gott übernahm künftig meine Unterstützung ganz allein, und da er der mächtigste und reichste Gönner der Menschen, und mir von Kindheit an immer wohlgewogen gewesen ist, so könnt Ihr leicht denken, ob ich ehrlich durchgekommen bin.

— Aber es ist doch ein eigenes Ding um die Furcht vor hohen Menschen. Wie entsteht denn diese Furcht vor ihnen, da sie doch eben auch nur Menschen und also unsers Gleichen sind? Warum fürchtete ich mich vor dem regierenden Herrn, da ich doch wußte, wie mild und gütig er sei? Seine Kaminheizer sogar fürchteten sich nicht vor ihm. — Aber das sind wunderliche Dinge, die

ſich ein Jeder bedenken und auslegen ſoll, ſo gut er vermag.

47.

Die Hirſchjagd.

An viel und mancherlei Wild fehlte es in unſern Gegenden gar nicht, vielmehr war deſſen oft im Uebermaaß verhanden und die Hirſche und wilden Schweine thaten den Feldern vielen Schaden. Die Hauptjagden, welche von Zeit zu Zeit angeſtellt wurden, waren nicht immer hinreichend, die Uebermenge zu tilgen. Der wilden Schweine, die man mit Körnern an einen beſtimmten Platz hinlockte, wurden oft an achtzig und mehr erlegt (wenigſtens hat man es mir ſo angegeben). Wo nun eine Hauptjagd war, da waren der Zuſchauer viel, auch von Schülern, ich aber war niemals dabei, ſelbſt dann nicht, als ich mehr nach eigenem Willen handeln und da und dorthin gehen oder bleiben durfte. Ich war kein Liebhaber von Jagden.

Es ſollte eine Hirſchjagd gehalten werden, von welcher viel Weſens gemacht wurde. „Laß ſie uns mit anſehen," ſagte einer meiner nähern Bekannten, der auch kein Freund von Jagden war und ſich nie hatte bereden laſſen, einer ein-

zigen beizuwohnen. Er meinte, einmal müsse man doch dergleichen gesehen haben.

Wir gingen hin. Es war ein freier Platz, ringsum mit Wänden von Leinwand umstellt. Der Wald umschloß den Platz von der andern Seite. Auf der Höhe derselben war das gräfliche Jagdgezelt, außerhalb waren mancherlei Jagdgewehre angelehnt und die Jäger auf verschiedene Weise höchst eifrig beschäftigt. Wir hatten unsern Standpunkt unweit des Gezeltes, wo uns Niemand vertrieb. Dort aus dem Walde, hieß es, müsse der Hirsch herauskommen; aber ich wartete lange und kein Hirsch ließ sich sehen. In dem Walde hörte man von Zeit zu Zeit ein Lärmen und Tosen, wahrscheinlich von den Leuten, die den Hirsch vertreiben und zum Schuß bringen sollten. Viele von den Zuschauern fanden es zu lange, bis der Hirsch käme und liefen in den Wald, vielleicht um nachzuschauen, ob er bald kommen würde, — oder halfen sie mit treiben? — Ich weiß es nicht.

Das Warten wurde mir zu lange, und dennoch wünschte ich, der Hirsch möchte lieber gar nicht aus dem Walde herauskommen. Ich zitterte für das arme Thier, wenn es nun kommen und den Todesschuß empfangen würde. — Es war mir seltsam und unheimlich zu Muthe.

„Jetzt! jetzt kommt er!“ riefen viele Stimmen, und in der That jetzt kam ein großer Hirsch in vollem Jagen aus dem Walde. Wie viel

Enden sein Geweihe hatte, weiß ich nicht, aber das Geweihe war sehr groß. Es fiel ein Schuß, aber er fehlte und der Hirsch fiel nicht. Mit hochpochendem Herzen wünschte ich, er möchte entkommen, aber man hatte mir gesagt, es sei äußerst selten, daß ein Hirsch über die vorgespannte Wand setze, — ich konnte es also nur wünschen, aber nicht hoffen — Und, o Wunder! Mein Wunsch ging in Erfüllung — ein mächtiger Satz, und der Hirsch war jenseits der Wand und alle Welt rief: „er ist drüber, er ist drüber!“

Ja er war hinüber, aber ich war meiner Sorge um ihn noch nicht los. Unbekannt mit dem Jagdwesen fürchtete ich, man möchte ihm nachsetzen oder ihn wieder eintreiben und dennoch kriegen, aber meine Sorge war vergebens, denn es wurden keine Anstalten dazu gemacht. Da war ich froh. Es hielt mich gar nicht, daß man mir sagte, es würden nun andere Hirsche zum Schuß gebracht werden, die nicht so gut durchkommen würden; es litt mich nicht mehr auf dieser Stelle, selbst mein Freund konnte mich nicht halten. Ich eilte nach Hause und merkte wohl, daß ich zu einem Jager nicht geboren sei und habe auch im Leben kein Thier getödtet, als einmal eine Taube, aber wider Willen. Noch heute dauert mich das Thier. — — Ja! das Herumstreifen in Wald und Flur, mit Jagdgenossen oder auch einsam, mit Proviant im

wohlversehenen Schnapsack, das hab' ich mir wohl oft schön und anmuthig gedacht, aber daß ich einen furchtsamen Hasen oder ein schlapkes, niedliches Reh, oder ein schönes Rephuhn hätte schießen können, das ist mir immer unmöglich vorgekommen.

48.

Stümmke.

Danke Gott mit ganzem Herzen, wer gesunde Sinne und Glieder hat!

Es lebte in unserm Orte ein Mensch, der mir immer merkwürdig war und den ich mir jedesmal recht betrachtete, so oft ich ihn sahe, und wollte an ihm gleichsam begreifen lernen, wie man solch ein Mensch sein könne, als derselbe war; aber freilich, ich begriff es nicht.

Es war ein vierschrötiger, kleiner und zusammengedrängter Mensch, und unter dem Namen Stümmke in der ganzen Stadt bekannt. Den Namen hatte er aber deshalb, weil er nicht sprechen konnte, sondern nur gröhlen, rahren, sauchen, pfeifen und wunderliche Laute hervorbringen. Er war ohne Zweifel ein Taubstummer, aber nicht das allein, er war auch stockdumm, aber dabei

hätte er die Stärke eines Bären und den Hunger eines Wolfs, der Tagelang hat fasten müssen. Er arbeitete, aber nur für die Kost, nur um satt zu werden. Dafür spaltete er Tagelang Holz, oder führe den Bürgern auf einem großen Schiebekarren Getreide in die Mühlen. Drei oder vier schwere Säcke voll fuhr er mit großer Leichtigkeit fort, ja nach einiger Zeit hätte er sich einen Pferdekarren machen lassen — ein Einfall, der schwerlich von ihm selbst herrühren mochte. Er spannte sich statt des Pferdes in den Karren ein und fuhr acht und mehr Säcke Getreide zur Mühle. Sein Weg war der Fahrweg, in dem die Pferde mit den Fuhrwagen gingen und in welchen die Gossen und Gerinne aus den Häusern führten. Daß er mit den Füßen im Wasser ging, machte ihm wenig aus; genug, daß er so viel bekam, daß er sich satt essen konnte, wo nicht zweimal des Tages doch einmal gewiß.

Wie viel er verzehren konnte, das hatten einige gutmüthige und wohlhabende Bürger der Stadt versucht zu erfahren. Sie hatten ihm an Brodt, Butter, Schinken, Speck und Wurst so viel gegeben, bis er nichts mehr gemocht hatte, aber dazu war ungeheuer viel erforderlich gewesen, und sie machten den Versuch nur einmal. — Also kam der arme Mensch gewöhnlich nie zu dem Gefühl der Sättigung und mußte mithin meistens noch von einer Art peinlichen Hunger gequält werden. Ich wenigstens dachte ihn wie damals

als in einem immerwährenden Hungerstand und konnte ihn deshalb von Herzen bemitleiden. Auch war er, glaub' ich, sehr bemitleidenswerth. Wie glücklich ist der, welcher keine so außerordentliche Eßlust von der Natur empfangen hat! Was sollte es werden, wenn das ganze Menschengeschlecht aus solchen Vielessern bestände und wo sollten die Nahrungsmittel für dasselbe herkommen?

Ein Hauptunglück für so arme Menschen, als der Stümmeke war, ist, daß so Viele sich berechtigt halten, dieselben zu verhöhnen, zu beleidigen und einen leichtsinnigen oder rohen Spaß mit ihnen zu treiben und sind vielleicht Solche so sehr von allem besseren Gefühl verlassen, daß sie sich ihrer Rohheiten so rühmen, als hätten sie Scharfsinniges und Kluges vollbracht. Von solchen Seelen wurde Stümmeke vielfältig geneckt.

Er rauchte für sein Leben gern Taback. Wer ihm von Zeit zu Zeit ein Paar Pfeifen voll des schlechtesten Tabacks schenkte, dem war er mit Leib und Seele zugethan.

Einst schenkte ihm ein Kaufmannsdiener eine Tabackspfeife mit einem alten hölzernen Kopf und stopft sie ihm mit so gutem Taback, dergleichen er vorher noch niemals geraucht hatte. Da war er in dem geräumigen Laden auf und ab gegangen, ordentlich wie ein vornehmer Herr, und hatte mit Bedacht und innigem Wohlbehagen das köstliche Kraut geschmaucht. Aber urplötzlich springt der Kopf mit einem großen Knall und die

Stücke fliegen im Laden umher. Man hatte die unterste Hälfte desselben mit Pulver gefüllt. Zum Glück für den Kaufdiener war Stümmeke nicht boshaft, wie Manche seines Gleichen, sondern sanft und gutmüthig, sonst hätte es dem Spaßmacher übel ergehen können. — Stümmeke ließ sein Pfeifenrohr fallen und rennt zum Laden heraus und nie hat er sich jemals bewegen lassen, denselben wieder zu betreten, was man ihm auch verhieß zu schenken.

Aber der Diener mochte glauben, wunder welch einen herrlichen Einfall er gehabt, und wußte ihn selbst bekannt. Aber was war denn für Ehre dabei, einen einfältigen Menschen, der zumal gar keinen Verdacht hat, auf solche Weise anzuführen. — Und war es denn liebreich und gütig? — Und doch! solch ein erbärmlicher und zuweilen gefährlicher Spaß findet oft unter thörichten jungen Leuten seine Bewunderer.

Nun der Schuld, einen Unglücklichen, von der Natur Verwahrlosten, einen Gebrechlichen, an Körper oder Geist, zu necken und höhnenden Scherz mit ihm zu treiben — der bösen Schuld halte sich Jeder frei.

49.

Die Thorheit.

Nicht von allen Thorheiten will ich ausführlich erzählen, die mir etwa bei den Mitschülern vorgekommen sind, denn dessen möchte zu viel werden, sondern ich erwähne nur der einen und der andern ein wenig, am meisten meiner eigenen. Eitelkeit und Hang zu Kleinlichkeiten, Arbeitsscheu und Langweile und Nachahmungslust, waren gewöhnlich die Quellen der Thorheiten.

Wie viel Zeit und Mühe wurde einmal von den älteren Schülern aufgewendet, blos um ihren Hüten die kleine winzige Form zu geben, die eben in Mode gekommen war! Wie wurde mein Bruder, der in solchen Dingen wohl für einen Meister mochte gehalten werden, von den Mitschülern überlaufen, um ihren Hüten zurecht zu helfen. Der gute Christian! Wie oft hat er die Form mit Kreide auf den Hutfilz gezeichnet, darnach geschnitten, sich geärgert, wenn es dann doch nicht so haarscharf passen wollte, als er es verlangte. Ich glaube, er hat damals an vierzehn Tage seine Noth mit den kleinen Hütchen gehabt.

Nach einiger Zeit kam eine größere Art Hüte auf, wo die Krempen auch eine ganz eigene Form haben und recht steif aufrecht stehen mußten. Das wurde durch starken Drath erlangt, der am inwendigen Rande der Krempen befestigt war. Die Spitze des Huts, bei welcher er zum Abnehmen angegriffen wurde, mußte die Gestalt eines kleinen halben Trichters haben, und damit sie sich nicht umlege, besonders stark mit Drath versehen sein.

Die Noth mit diesen Hüten war gar sehr groß, aber viel größer noch die mit einer neuen Art Haarfrisur. Ich weiß nicht mehr, welcherlei Gestalt sie war, aber ich weiß noch sehr gut, daß wohl vier lange Abende dazu erfordert wurden, um die Haare durch Wickeln, Brennen mit verschiedenen Eisen, wieder Aufwickeln, abermaligen Kräuseln und Brennen, so zuzurichten, daß sie wirklich frisirt und in die verlangte Form gebracht werden konnten. Dabei hatte der arme Bruder überaus viel Aerger und Verdruß, denn er nahm es mit solchen Dingen höchst genau. — Eine solche Frisur nun mußte vier Wochen halten. Mit unsäglicher Mühe und mit vielen Raufen und Schmerzen wurde sie dann wieder ausgekämmt, um aufs neue verfertigt zu werden.

Ich glücklicher Knabe! Von allen solchen Martern blieb ich frei!

Einer meiner Mitschüler beschäftigte sich während der Schulstunden oftmals mit Fliegenfangen. Er hielt die Klinge seines Messers platt auf die Tafel und lauerte, ob keine Fliege nahe. Kam sie nun dicht an die Klinge, so drückte er diese platt auf die Tafel nieder und die Fliege war bei den Beinen gefangen. „Die hab' ich!" sagte er dann vergnügt und leise. Er ergriff dann die Fliege bei den Flügeln und ließ sie Künste machen, wie er es nannte. Er nahm ein Stückchen Papier, etwa von der Größe eines Silberpfennigs und hielt es der Fliege hin. Diese ergriff es mit den Füßen, drehete es zwischen denselben schnell herum und brachte es in mancherlei Lagen. Ohne Zweifel meinte das Thier sich an dem Papier festzuhalten und dann loszukommen; aber es kam erst los, wenn es seine Künste lange genug gemacht hatte. Sie sahen possirlich genug aus, diese Künste, aber der Künstler blieb darüber in der Hauptsache merklich zurück.

Ein Anderer fiel auf die Kunst, Köpfe zu zeichnen. Damit verderbte er eine Menge Zeit in der Schule sowohl, als zu Hause, und blieb darüber auch unwissend.

Wieder ein Anderer steckte mit vieler Sorgfalt dünnere und kürzere und dann auch längere und dickere Haarnadeln auf das Brettchen, welches sich unter den Tafeln befand, um Bücher darauf zu legen. Die Nadeln mußte er also wählen, daß die verschiedenen Töne derselben untereinander

stimmten. Ein leichtes einfaches Stückchen konnte schon darauf gespielt werden.

Mit solchen Possen wurde viele kostbare Zeit verschwendet, viel Nützliches blieb ungelernt, welches sich nicht so leicht wieder nachholen ließ und viel spätе Reue wurde vorbereitet. Dazu kommt, daß, hat man sich einmal an kleinliche und nichtige Dinge gewöhnt, man den Willen sowohl als die Kraft für die ernsten und nützlichen Dinge des Lebens verliert und für jedes bessere Geschäft ziemlich untüchtig bleibt. — Der, welcher die Haarnadeln in Zusammenklang brachte, hatte hohe Gedanken in sich und dachte ein großes vornehmes Ding in der Welt zu werden; allein er wurde, und das auch nur mit vieler Mühe und Noth, ein armer, mühseliger und geplagter Schulmeister. Ihm gegenüber wohnte ein ehemaliger Mitschüler, der einer der ersten Lehrer an der lateinischen Stadtschule geworden und ein allgemein hochgeachteter Mann war.

Ich will Euch nicht noch mehr solcher kleinlichen Dinge erzählen, obwohl ich es könnte, aber die zwei folgenden Thorheiten kann ich unmöglich verschweigen. Leider betrifft die eine mich selbst.

Ich stand schon nicht fern mehr von dem Jünglingsalter, und war mit den meisten Schülern der

der ersten Klasse, in der ich auch saß, in eine entfernte Bekanntschaft gekommen. Es fielen die Hundstage ein, wo die Schule über drei Wochen geschlossen war. Die meisten meiner nähern Bekannten waren dahin und dorthin ausgeflogen, Vettern und Basen zu besuchen, und so war ich denn fast ganz allein. Ich hatte mir eine sehr mühselige und langweilige Arbeit übernommen — ich schrieb für Fritz eine griechische Handschrift ab, die höchst selten ist, und deren Werth er unglaublich hoch anschlug. Er hatte sie von dem Vater geerbt, wollte sie abschreiben und dann zu dem eingebildeten hohen Preise verkaufen. Seine Mutter stand schon darüber in Unterhandlungen. Er war aber viel zu bequem — ich schrieb sie aus Gefälligkeit gern für ihn ab. Wie ich es vermocht habe, in weniger als sechs Wochen diese Arbeit zu vollenden — sie betrug fast funfzig Bogen — weiß ich heute noch nicht zu erklären, zumal der Inhalt für mich ganz fremdartig war, denn er betraf den Stein der Weisen, die Goldmacherei und solche ähnliche finstere und geheimnißvolle Dinge, und waren noch Zeichnungen darin, welche abzuzeichnen mir wenigstens sehr schwer wurden. — Aber ich habe die Arbeit vollbracht. Wer mir es nicht glauben will, der komme; ich kann ihm meine Abschrift zeigen, denn sie fiel mir zu, als aus den Unterhandlungen nichts wurde — Fritz schenkte sie mir, mit Vorwissen seiner Mutter.

Um einige Erhohlung bei dieser mühseligen Arbeit zu haben, gehe ich zu Einigen der entferntern Bekanntschaft. Es wohnten deren vier in Einem Hause. Sie waren Landsleute und ihre Heimath an sechs oder acht Meilen entfernt. Ich komme in der Abenddämmerung zu ihnen, ich finde sie alle vier beisammen, aber sie achten wenig auf mein Eintreten, sie sitzen am Tische und spielen Karte, und spielen zu meinem Erschrecken um Geld. Dergleichen war mir noch nicht vorgekommen. Ich hatte auch schon Kartenspielen gesehn und hatte sogar ein- oder zweimal mitspielen dürfen, aber das war nicht um Geldes willen, sondern um Lust und Lachens willen gewesen. Wir hatten Hahnrei gespielt, wo es drauf ankam, seine Karten bald los zu werden. Wer zuletzt allein noch Karten hatte, der war der Hahnrei; ihm wurde eine Hahnenfeder auf den Kopf gesteckt und dann wurde herzlich gelacht. Das war Alles. Und wenn Fritz und ich zuweilen Dame spielten, war es uns noch nie eingefallen, um Geld zu spielen. — Und nun hier! — —

Zu einem Gespräche war mit den Menschenkindern nicht zu kommen. Sie hatten es so eifrig mit dem Spiel zu thun, daß sie fast nur, wie im Raub, ihr Abendbrodt nahmen, das auf einem nahe herangerückten Tischchen sich befand. — Es bestand aus Brodt und kaltem Schweinebraten. Während Einer die Karte gab, verschlangen die

Andern hastig ein Paar Bissen. — Es wurde mir fast wie übel vom Zusehen; es litt mich nicht lange; ich ging fort.

„Immer können sie doch nicht spielen!" dacht' ich, und ging noch einigemal in der Abenddämmerung, einmal aber sogar früh um acht Uhr zu ihnen, und traf sie immer in der nämlichen Art und Weise und in derselben Beschäftigung an. Ich fragte, und sie hatten es kein Hehl, daß sie täglich diese Ferienzeit gespielt hätten und die übrigen Tage eben auch dazu anwenden würden, deshalb eben werde ja keine Schule gehalten.

Diese Menschen wurden mir sehr zuwider und ich habe sie nie wieder besucht. Gott behüte jeden jungen Menschen vor dem bösen Geist des Spiels, der ihn um Zeit, Geld, Ehre und Gesundheit bringt. — Was für ein gefährlicher Zauber muß in den bunten Blättern liegen und wohin führt er? Einer von jenen vier Spielern wurde gemeiner Soldat, nachdem er einige Zeit auf Universitäten gewesen war, und aus den Andern ist, wie ich hörte, auch nur blutwenig geworden.

Ich schäme mich ein wenig, daß ich mich nun selbst einer Thorheit wegen anklagen muß, aber es hilft nichts, ich muß bekennen — vielleicht daß es Euch nützlich werden und vor übeln Angewöhnungen bewahren möchte.

Ich weiß nicht wie es kam, aber auf einmal kam das Tabackſchnupfen auf unſerer Schule immer mehr in Gang — und ich? — Ich laſſe mich am Ende auch verführen und kaufe mir eine Schnupftabacksdoſe mit einem glänzenden Lack — aus kindiſcher Eitelkeit gewiß. Ich wollte Andern auch eine Prieſe bieten können, wie man mir Dergleichen bot, und meine Doſe ſollte geſehen werden. — Ein recht eigentlicher Tabacksſchnupfer wollte ich ja gar nicht werden und fürchtete es auch gar nicht. Ich wollte mich eben ſo wenig ans Schnupfen des Tabacks gewöhnen, als an das Rauchen deſſelben. Das letztere iſt mir auch gelungen; ich habe nie geraucht, aber das erſtere leider keinesweges. Ja! ich nahm aus dargebotenen Doſen und aus meiner eigenen anfangs nur ein Paar Körnlein, die ich anroch und dann wegwarf, aber bald ſchnupfte ich die Paar Körnlein, obwohl ſo ſelten und ſo wenig, daß der eingekaufte Schnupftaback eher trocken wurde, als verbraucht wurde und durch friſchen erſetzt werden mußte. — Aber wie lange blieb es denn bei dieſer Mäßigung? Bald nahm ich ganz ordentliche Prieſen, ich nahm deren öfter und ſchnell hinter einander, und in kurzer Zeit war ich ein ſtarker Schnupfer geworden. Ich kam, nachdem ich es geworden war, anfangs mit Einem Pfunde Taback monatlich aus, aber es hat auch Zeiten gegeben, wo ich faſt in einer Woche eben ſo viel

brauchte, und die Ausgabe dafür ist mir zu manchen Zeiten sehr schwer geworden.

O wie oft hab' ich diese häßliche Angewöhnung verwünscht, und nicht blos des Geldes wegen, was sie kostete. Es flog mir oft von dem leichten Staub ein Blättchen auf die Klappe der Luftröhre und erregte einen fürchterlichen Husten; es wurden Rock und Brustkrause dadurch beschmutzt und eben sowohl meine Papiere und Bücher damit überstreuet und bei aller Vorsicht kam der Staub oft in die Augen dessen, der mir sehr nahe stand und erregte empfindliche Schmerzen. Fehlte es mir einmal in einer Gesellschaft an Schnupftaback oder auch nur an der gewohnten Sorte, so ward ich höchst unruhig und fast wie bewußtlos — ich hatte alsdann nur eine einzige Vorstellung, nur ein einziges Verlangen, welches alle Gedanken und alle Freude verschlang — Schnupftaback. Ich habe einmal mit einem Bekannten, der so stark schnupfte als ich, eine Reise von drei mäßigen Meilen zurückgelegt. Wir hatten beim Abfahren nach Hause unterlassen die leeren Dosen zu füllen — Jeder hatte sich auf die Vorsicht des Andern verlassen und Jeder war getäuscht. Wir waren unterwegs in einer Art Verzweiflung — wir wischten Jeder aus des Andern Dose die letzten Körnchen aus, wir rochen hinein; wir waren unglücklich. — Himmel! wie viel Prisen hab' ich genommen, als ich zu Hause

angekommen war, eine nach der andern, und konnte nicht genug davon bekommen.

Meint Ihr nicht, daß ich mir Mühe gegeben hätte, der häßlichen, mir selbst so widrigen Unart los zu werden, zumal in der Zeit, wo mir die Ausgabe dafür beschwerlich fiel? — Ach es gelang mir nur kein einziges von allen den Mitteln, die ich anwendete, nach und nach mich von dem kostbaren Uebel zu befreien; ich mußte ein verzweifeltes Mittel ergreifen.

Im Aerger über so viel mißlungene Versuche, werfe ich meine Dosen weg, mit dem festen Vorsatz, nie wieder eine zu führen, oder ein Körnlein Taback zu schnupfen. Der Vorsatz war leicht, aber die Ausführung? — Es ist nicht zu beschreiben, in welch einen entsetzlichen Zustand ich mich befand — es war wie eine Art Verzweiflung an Gott und am Leben — es war die Welt rings um mich her finster und gräßlich geworden; ich ging und saß in tiefer Dumpfheit, ich sah, ich hörte nichts — aber eine Tabacksdose sah ich und hörte sie knarren in weiter Entfernung; ich griff tausendmal des Tages in die Rocktaschen — ach ich war sehr elend und hatte einen schweren Kampf, mich meinem Vorsatz treu zu erhalten. Ich blieb ihm treu und errang den Sieg. Nach dem Verlauf mehrerer Tage konnte ich eine angebotene Prise ohne große Ueberwindung ausschlagen. Da war ich froh und dachte,

ich hätt' es vollbracht. — O ich hatte es nicht vollbracht! Meine Augen wurden trübe und immer trüber und ein Flimmern vor denselben immer stärker und nach vierzehn Tagen etwa konnte ich nichts mehr klar und deutlich erkennen, besonders des Abends nicht. Ich wußte wohl, woran es lag — ach leider! leider! ich mußte wieder Schnupftaback nehmen, wollt' ich nicht blind werden — das war die Macht einer unseligen Angewöhnung.

Es sind gewiß vierzig Jahre, daß ich Schnupftaback geschnupft habe. Ich habe zuweilen Berechnungen angestellt, wie viel es gekostet hat, daß ich mich zum Sklaven einer schlimmen Unart erniedrigt hatte. Wie wohlfeil ich auch rechnen mag, so kommt ziemlich die erschreckliche Summe von nahe fünf hundert Thaler heraus. — Guter Himmel! Wie viel Nützliches hätte ich damit kaufen, wie viel Gutes für mich und Andere damit schaffen können! Es hat der Thorheit wegen unterbleiben müssen, und ich habe wohl Ursach, mich deshalb zu schämen.

Ich finde mich grade jetzt wieder sehr unmuthig, weil die Sorte Taback nicht mehr zu haben ist, an die ich mich seit Jahren gewöhnt hatte. O wie abhängig habe ich mich von einem elenden Staub gemacht!

Möchtet Ihr Euch Alle frei erhalten von allen Thorheiten, übeln Angewohnheiten und von erkün-

stelten oder eingebildeten Bedürfnissen, dann seid Ihr wahrhaft freie Menschen und um so glücklicher, je freier Ihr Euch gemacht habt. — Werdet gut, werdet einsichtsvoll und nützlich, und — erhaltet Euch frei. Je weniger man bedarf, je minder man begehrt und wünscht, desto freier ist man. — — Lebt wohl!

Verbesserungen.

S. 27 statt: die meisten litten lies: die meinigen
— 45 st. meinem hohen Stühlchen l. mein hohes
— 56 st. Klasse — waren l. versammelt waren
— 70 st. wiewohl leider l. wie es wohl
— 98 und 101 st. Gerüchte l. Gerichte
— 108 st. ersteren Dingen l. ernsteren
— 116 st. Laube darin l. daran,
— 167 st. Andern damit, daß l. Andern, damit daß

NB. Es sind überhaupt mehrere Kommas übersehen, die des Sinnes wegen, von den Freunden der kleinen Leser werden gesetzt werden können, will man nicht etwa gar eine Uebung für sie, daraus machen.

— 192 st. Hausleben erfindet l. findet
— 203 st. schienen nicht weichen l. schien
— 209 st. dünkte l. drückte
Ebendas. st. alte vertrauliche Hündin l. zutrauliche Hindin (Hirschkuh)

Dawning

Das

Buch der Mährchen

für

Kindheit und Jugend.

Von

J. A. C. Löhr.

Kleine Ausgabe.

Mit 8 Kupfern.

K. 1914. 1843

Stuttgart,
bei J. F. Macklot.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Der kleine Däumling.

Verstand geht vor Körperstärke.

Es war einmal, vor vielen, vielen Jahren, ein armer, recht sehr armer Holzhauer, der hatte sieben kleine scharmante Jungen, an welchen er und seine liebe Hausfrau ihre herzinnigliche Freude hatten, obwohl die kleinen Magen alle Tage essen wollten, und Essen zu schaffen ihnen mitunter sehr schwer ward. Aber sie waren auch mit Brod und etwas Salz darauf zufrieden, denn Fleisch kam nur an den höchsten Festtagen in's Haus; und hungrig gingen sie doch nicht zu Bette.

Der kleinste der kleinen Burschen war auch der jüngste, und wohl kaum acht Jahr alt, aber ein kluges Kerlchen. Er paßte auf alles auf, sprach eben nicht viel, dachte aber desto mehr, und weil er so klein war, nannten und riefen sie ihn im Hause: kleiner Däumling, oder auch kurzweg Däumling geradeweg.

Es kam ein schweres, sehr schweres Jahr, denn die Ernte war ganz mißrathen, und die Eltern, der Däumling, und die andern sechs Kinder mußten recht oft hungrig zu Bette gehen. Der armen Mutter brach das Herz, und der Vater sah schwermüthig sinnend drein.

Eines Abends waren die Kinder alle schlafen gegangen, aber der Mann saß noch mit seiner Frau am Feuer, denn weil er Holzhauer war, so hatte er auch Holz genug, Feuer haben zu können.

Frau, sagte er, die armen Kinder müssen

dem lieben Gott befehlen, der für sie sorgen wird, da wir es nicht mehr können! Ich will sie morgen mit in den dicksten Wald führen, und Reißholz auflesen lassen, und mich dann heimlich davon machen. Den Rückweg finden sie gewiß nicht! Und wenn sie auch im Walde umkämen, und von wilden Thieren gefressen würden, so ist's doch besser, als wenn wir sie vor unsern Augen sollen so langsam verschmachten sehen!"

Die Mutter hatte viele Einwendungen, denn sie hatte ja ein Mutterherz. Aber da der Mann ihr nun so beweglich zu Gemüthe führte, ob sie denn lieber die armen Kinder wolle vor ihren Augen verschmachten und verhungern sehen? da gab sie mit vielen Thränen nach, und legte sich bekümmert zu Bette, und betete zu Gott, daß er doch helfen möge. Daß die arme Mutter die ganze Nacht über kein Auge zuthat, könnt Ihr leicht denken.

Mein Däumling schlief aber eben so wenig, als die Mutter. Er hatte wohl bemerkt, daß die Eltern etwas Besonderes hatten; er war leise von seiner Schlafstelle aufgestanden, er war unter des Vaters großen Holzschemel heimlich, und unbemerkt gekrochen, und hatte Alles, Alles genau gehört. Er ängstete sich nun die ganze Nacht, konnte nicht schlafen, und sann und sann! Und am Ende hatte er doch etwas herausgesonnen.

Ohne seinen Brüdern etwas zu sagen, weil er sie nicht ängstigen wollte, und weil sie noch in so [illegible] süßen Schlaf lagen, stieg er gar sehr früh vom Lager auf, ging an den Bach, und suchte kleine weiße Kiesel.

„Kommt, Kinder!" sagte der Vater; „sollt mit mir in den Wald, und dürres Reißholz lesen. „Somit [illegible] und die Kinder wurden in den dicksten Wald [illegible] „Leset," hatte der Vater gesagt, ich will euch [illegible]

rechter Zeit holen, aber er holte sie nicht, sondern hatte sich ganz heimlich nach Hause geschlichen.

Da der Vater nicht kam, wurde den Kindern im dicken, dichten Walde unmenschlich bange. Sie riefen, sie schrieen, sie heulten. Aber der Däumling sagte: „seyd nur stille, denn ich bring' euch gewiß nach Hause." Und der Däumling brachte sie auch nach Hause, denn er hatte die kleinen weißen Bachkiesel auf den Weg hingestreut, die er in seiner Tasche hatte.

Sie wußten nun alle, woran sie waren, weil Däumling ihnen unterwegs alles gesagt hatte, und getrauten sich deshalb nicht in's Haus hinein, sondern horchten vor der Thür, was Vater und Mutter mit einander sprächen.

Die armen Menschen hatten sich einmal recht herzlich, seit langer Zeit recht von grundaus satt gegessen, denn sie hatten eine Schuldpost bezahlt bekommen, auf welche sie schon lange nicht mehr gerechnet hatten, wohl an 20 Thaler. Da mußte die Frau gleich Fleisch holen, in gewaltiger Menge. Denn sie glaubten bei ihrem entsetzlichen Hunger, sie würden kaum daran genug haben, und hatten so lange, so sehr lange kein Fleisch, nicht einmal gesehen, geschweige denn gegessen.

Als sie nun satt waren, und noch viel übrig geblieben war, fing die Frau an zu weinen, und den Mann einen Rabenvater, einen gottlosen Mann über den andern zu schelten, der seine Kinder den Wölfen und Bären im Walde Preis gäbe. „Ach Gott! ach Gott! rief sie, da ist nun so viel übrig, daß sie alle hätten satt werden können, und mit lautem Geheul schrie sie: o meine Kinder, meine verlassenen Kinder! wo seyd ihr? wo seyd ihr?

„Hier sind wir! hier sind wir!" riefen die Kinder alle auf einmal; „hier vor der Thür!"

Gleich wurde die Thür aufgemacht; die Eltern herzten und drückten die Kinder, und dankten Gott, daß sie alle wieder ohne Schaden da waren, und die Kleinen mußten sich an den Tisch setzen und sich satt essen, denn es war noch genug da.

Aber wie lange können 20 Thaler in theurer Zeit vorhalten? Die armen Leute dachten zwar, sie könnten nicht alle werden, aber in wenigen Tagen waren sie verzehrt, und die alte Noth brach wieder in's Haus ein, und die alte Angst wieder in's Mutterherz. Die Eltern hielten wieder heimlichen Rath, und fanden keinen andern als den, die Kinder abermal in den Wald zu führen, aber viel noch tiefer hinein, als das erstemal.

Däumling kriegte das aber weg, und dachte, er wolle sich und die Brüder mit den Kieseln schon zum zweitenmal nach Hause helfen. Aber als der arme Schelm früh aufstand, um Bachkiesel zu suchen, fand er die Thür fest verschlossen. Da mußte er in der Angst das Stück Morgenbrod, was er lieber selbst gegessen hätte, in Bröckchen heimlich auf den Weg streuen, auf welchem sie der Vater in den allertiefsten Wald hineinführte. „Geh du nur, Vater," dachte Däumling, als dieser sich nun fortschlich, wir wollen den Weg schon wieder nach Hause finden."

Ach sie fanden ihn nicht, die unglücklichen Kleinen, denn die Vögel hatten das Brod gefressen. In der Angst liefen die Kinder immer tiefer und tiefer in den Wald, daß selbst der kluge Däumling wußte nicht wo aus noch ein. Dazu wurde es Nacht; es brach ein Sturm mit schauderigem Heulen, Brausen und großem Platzregen los, und das Geheul gieriger Wölfe glaubten sie auch noch zu hören. Da stieg ihnen vor Furcht das Haar auf dem Kopfe zu Berge.

Däumling stieg nun auf einen hohen Baum, und sah sich überall um, ob denn nirgends ein Lichtschimmer sich fände. Endlich erblickte er ein Licht, und merkte sich die Gegend genau, wo es schien. Auf diese ging es nun unter Furcht und Zittern, in Schmutz und Koth los. Bald zeigte sich das Licht, bald verschwand es wieder, je nachdem der Weg höher oder tiefer ging. Endlich denn kamen sie mit viel Mühe und Noth an das Haus, in welchem das Licht war, klopften an, und eine Frau, die aufmachte, fragte, was sie wollten? Da jammerten sie, und klagten alle Noth und Angst, die sie ausgestanden hatten, und baten um ein Nachtlager. Der Frau gefielen die hübschen Kinder, aber sie fing an zu jammern und zu weinen, und schluchzte: „Ach wohin seyd ihr gerathen, ihr unglücklichen Kinder? Hier ist ja das Haus des Popanzes, der kleine Kinder auffrißt, weil sie sein liebster Leckerbissen sind! — Wo sollt' ich euch hinstecken, ohne daß er euch auswitterte, weil er Menschenfleisch auf viele Schritte weit riecht.

„Ach, liebe Mutter!" wimmerte der kleine Däumling, der für die andern das Wort führte, „was sollen wir denn nun anfangen? Denn draußen werden wir auch von hungrigen Wölfen zerrissen! Sollte denn der gnädige Herr Popanz gar nicht zu erweichen stehn? Ach lieber Gott, helft uns doch; wir können ja auch nicht mehr weiter; wir sind ja ganz hin."

Das brach der guten Frau das Herz; sie ließ die Kinder herein, und dachte sie schon eine Nacht hinzubringen, zumal da der Popanz eben jetzt nicht zu Hause war, und vielleicht auch nicht vor dem andern Tag [illegible] Sie setzte unsere Kinderchen um ein großes [illegible] zu welchem ein wohlgemästeter Hammel [illegible]

spieß gebraten wurde, zu einem leichten Nachessen für den Popanz, wenn er etwa nach Hause käme. So ein paar Mundbissen mußten allezeit für ihn bereit seyn, er mochte nach Hause kommen wann er wollte. An diesem Feuer nun trocknete sich unsere Kleinen, und ich glaube, die Frau gab ihnen auch ein paar Bissen zu essen.

Kaum waren sie trocken, und hatten den schärfsten Hunger etwas gestillt, als es mit vier tüchtigen Faustschlägen an die Thürpforte donnerte. Das war der Popanz! Die Frau steckte hastig die Kinder unter ein großes Bette, und machte die Thür auf.

„Wo ist das Essen?" — war das erste Wort, was der Popanz sagte; „und ob der Wein abgezogen wäre?" war das zweite Wort. Er setzte sich an den Tisch, verzehrte das Hämmelchen, obgleich, was ihm recht war, das Fleisch noch blutete.

Er war mit so wenigem sehr bald fertig, er sprach dabei, weil er diese Sache mit großer Innigkeit trieb, kein einziges Wort. Er war fertig, und weil er eben nicht mehr auf dem Tische sahe, dachte er, die Natur muß einmal mit Wenigem zufrieden seyn. Indessen schnupperte er doch noch mit seiner vortrefflichen Riechnase ein bischen rings umher.

„Frau!" sagte er plötzlich, „ich wittere Menschenfleisch!"

„Ja! Mann, das ist das Kalb, das ich eben geschlachtet und ausgenommen habe," antwortete die Frau.

„Faule Fliege, Du!" rief der Popanz mit Donnerstimme, und mit gräßlichem Gesichte, „ich wittere frisches, junges Menschenfleisch." Er schnupperte und fand die zween Jungen unter dem Bette, und zog sie, einen nach dem andern, hervor!

„Ho! ho!“ rief er grimmig; „so willst du mich anführen, du Weib? — Warte, dich will ich zuerst fressen, und diese junge Brut dann hinterdrein. Es muß einen herrlichen Leckerbissen geben! — Hätte ich doch nicht gedacht, so etwas Köstliches zu finden!“ — Der Mund wässerte ihm schon, und er nahm das wohlgeschliffene Schlachtmesser, das er immer mit sich führte, und wollte die Kleinen schon abgurgeln.

Die Kinder fielen ihm zu Füßen und wimmerten und flehten. Dazu lachte er denn. Aber die Frau stellte ihm vor, daß er ja noch zu essen genug habe, für so tiefe Nachtzeit, und daß er diese hier nicht einmal recht würde genießen können, indem sie nicht mehr recht zugerichtet werden könnten, und daß ja morgen auch noch ein Tag sei, wo das Gute gut schmecken werde.

„Frau, da hast du wahrhaftig einmal recht!“ erwiederte er, und ließ das schon gehobene Schlachtmesser wieder sinken. „Dazu kommt, daß ich mir zu morgen ein Paar gute Freunde gebeten habe, damit wir einmal einen vergnügten Tag zusammen haben. Na! füttre die Krebauters und bring' sie in's Bett. Morgen früh denn sollen sie dran.“

Während des Allen nun hatte der Herr Popanz, damit er bei'm vielen Sprechen den Gaumen anfeuchtete, einen tüchtigen Becher Wein nach dem andern getrunken, trank nun noch zwei oder drei Dutzend Becher zum Schlaftrunk, und legte sich in seiner Schlafkammer zu Bette.

Die Frau brachte nun die kleinen Knaben in eine andere Kammer; alle sieben in ein sehr großes gestreiftes Bette. Hier schliefen auch, in einem andern gestreiften Bette, sieben kleine speckfette und runde Popanzchen, die der des Popanzvaters — lauter Mädchen, die auch

Fleisch essen konnten, und schon kleine Kinder mit ihren langen scharfen spitzen Zähnen anbissen, um ihnen das Blut auszusaugen, woran denn der Herr Vater seine herzinnige Freude hatte; er hatte daher den kleinen Wehrwölfen leichte Goldkrönchen machen lassen, die sie auch im Bette nicht absetzen durften.

Mein kluger Däumling dachte: „Wer weiß, ob der Popanz nicht in der Nacht aufsteht, und uns abschlachten will? Er ist gar zu lüstern nach Menschenfleisch; und man muß sich vorsehen!" — Er sahe sich denn vor, nahm den im Todtenschlaf schnarchenden kleinen Popanzfräuleins die Krönchen ab, und setzte ihnen seine und seiner Brüder Mützen dafür auf, diesen aber und sich selbst setzte er die Goldkrönchen auf. — Die Brüder waren vor Angst und Müdigkeit in Sicherheit eingeschlafen, aber der Däumling schlief nicht.

Richtig! der Popanz-Riese kam in der Nacht in die Kammer, wo die Popänzchen schliefen, und unsere Kinder auch. Er ging an das rechte Bette, wo die Knaben lagen, tappt zur völligen Sicherheit aber, weil es noch dunkel war, auf die Köpfe der Kleinen, und fühlt die goldenen Kronen! „Nun!" murmelt er vor sich hin, „das wäre eine schöne Geschichte geworden! Ich dachte, ich hätte so wenig getrunken, und habe denn doch wohl ein oder zwei Becherchen zuviel genommen!"

Er geht an's andere Bette, wo seine Popanzdämchen schliefen, er fühlt die Mützen, und spricht: „Nun, ihr Bürschchen sollt mir nicht davon kommen. Die Frau hülfe euch sonst wohl noch durch!" — nimmt sein Schlachtmesser, gurgelt ihnen die Kehlen ab, saugt das Blut ein, und legt sich wieder in's Bette.

Däumling merkt nun die Brüder, die sich schnell anzie-

hen müssen, und entflieht mit ihnen durch den Garten. Sie liefen den übrigen Theil der Nacht in großer Angst, auf gutes Ohngefähr, durch den Wald nach Hause zu. Das Ohngefähr war wirklich gut, und am frühen Morgen sahen sie, daß sie auf wohlbekanntem und richtigem Wege waren.

Aber am frühen Morgen sagte der Poyanz: „Frau, mache die Jungens zu Mittag zurecht! Ich habe sie alle diese Nacht abgekehlt, damit du nicht winseln und wimmern solltest.“

Da ergab sich denn die gräßliche That! Die Frau fiel in Ohnmacht; der Poyanz goß ihr ein paar Eimer Wasser über das Gesicht, so daß sie wieder zu sich kam.

„Nun, Frau, hole die Meilenstiefeln,“ sagte der Poyanz. Ich will den Hallunken nach, und will sie grimmig martern und tödten. Nicke indessen nur unsere Kinderchen, unsere armen Kinderchen an, auf den Mittag! Es ist nun mit ihnen doch nichts anders zu machen, und Menschenfleisch schmeckt gar zu gut.“

Die Frau holte die Meilenstiefeln, womit bei jedem Schritt eine Meile zurückgelegt wurde, und womit man denn in einem Tage hätte um die Erde herum marschiren können. Er zog sie an, ging links und rechts, kreuz und quer, rückwärts und vorwärts, um Alles recht zu durchstöbern. Er war dem Däumling und seinen Brüdern endlich schon sehr nahe, und sie waren nur ein Paar tausend Schritt vom Elternhause. — Da war zum Glück eine Felsenhöhle, wo Däumling die Brüder hineintrieb. Der Riesenpoyanz, vom Hin- und Herkreuzen müde, legte sich dicht auf den Felsen, und schnarchte bald so, daß die Felsen bebten. —, Däumling ließ die Brüder nach Hause gehen, er aber blieb zurück, und zog dem schnarchenden Sohn

die Stiefeln aus, und sich an, und weil sie verzaubert waren, paßten sie sogleich auch auf seine kleinen Beine.

Es war gerade Krieg. Da konnte er seine Stiefeln herrlich brauchen. Denn er brachte die Nachrichten vom feindlichen Heere in einigen Minuten; er bekam von den Briefen, die die Frauen an ihre Männer schrieben, und die Mädchen an ihre künftigen Ehegatten, und von den Briefen, die er wieder mit zurücknahm, ein gar großes Geld. Der König zahlte ihm auch nicht schlecht! seine Eltern und Brüder wurden gar reiche Leute, und der kleine Däumling wurde am Hofe ein großer Mann, obwohl er immer klein blieb. —

Das machte der Verstand, und die Meilenstiefeln.

Der gestiefelte Kater.

Ein Müller starb und hinterließ seinen drei Söhnen eine gute Mühle, einen tüchtigen Esel, und einen Kater. Vorher hatten die Brüder recht einträchtig und brüderlich beisammen gelebt; aber da es auf Mein und Dein ankam, da ging es, wie es oft in der Welt zu gehen pflegt, sie wurden uneins und recht unbrüderlich. Jeder wollte das Beste haben. Indessen die beiden ältern Brüder vereinigten sich und sagten, wir wollen den Esel und die Mühle gemeinschaftlich behalten; der Eine mahlt, und der andere besorgt die gefüllten Korn- und Mehlsäcke her und hin, der Jüngste, der Jüngste, soll den Kater haben, und wir wollen ihm noch einige Groschen Geld dazu geben; nebst vielen Versprechungen, damit er nicht etwa aus bei'm Gerichtsschreiber verklagt.

Der Jüngste nahm den Kater seufzend an. Daß ihm groß Unrecht geschehe, wußte er wohl, aber die Brüder waren

Der gestiefelte Kater

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

er nicht verklagen! Und ein bischen dumm war er auch, und ließ sich denn also bereden!

Da saß er in einem Kämmerchen, in welchem nichts war als zwei Holzschemel; auf dem einem saß er, auf dem andern der Kater. Gürge saß und seufzte vor sich hin: „Was fang' ich nun an? die paar Groschen werden bald verzehrt seyn, und dann muß ich Hungers sterben! Ja! wenn ich Ratten und Mäuse fangen könnte, wie der Kater, da möchte es noch gehen, aber ich glaube, ich könnte sie vor Ekel nicht hinterbringen. Ach du lieber Gott, wo wird mir es gehen!"

Mit vieler Verständigkeit hatte der Kater auf seinem Schemel zugehört, und fing nun gar ernsthaft und gesetzt an zu seinem Herrn zu sprechen *).

„Herr Gürge! Dir bin ich immer guter gewesen, als den andern beiden. Du hast mich nie geschlagen, aber oft auf deinen Schooß genommen und hinter dem warmen Ofen gestreichelt, und mir oftmals einen guten Leckerbissen gegeben. Ein hübscher Bursche bist du dazu! Verzage nicht! Ich will dir schon helfen! Nur mußt du mir ein Paar Stiefelchen für meine Hinterbeine machen lassen, und einen Ranzen, wo etwa ein Kaninchen oder ein Paar Rebhühnchen hineingehen."

Der arme Gürge rechnete zwar nicht so gewaltig viel auf des Katers Verheißungen, aber, weil er so listig im Kaninchen-, Vögel- und Mäusefang war, so dachte er,

*) Freilich, im Mährchen sollte der Kater wohl das Maul halten, wenn er die Sache verstände; in der Fabel könnte er so viel sprechen als er wollte. Indessen man sieht, er verstand nicht was sich gehört. Ja! wenn es ein verzauberter Kater gewesen wäre, da wäre es gegangen, also da wäre das ganze Mährchen anders. — Nun! ich kann ihm das Maul nicht verbieten. So spricht er denn!

wer weiß? — — Kurz, der Kater bekam ein Paar Stiefelchen, und einen kleinen Jagdranzen.

Der Kater zog seine Stiefeln an, und nahm den Ranzen um, in welchen er Kohl und Kleie gesteckt hatte. So zog er auf einen Berg, wo viele wilde Kaninchen ihre Baue und Höhlen hatten. Da streckt er sich mit Katzenlist neben dem Ranzen so aus, als wäre er mausetodt. Es dauert nicht lange, da kommt ein Kaninchen, schnuppert nach dem Kohl und nach der Kleie, und kriecht in den Ranzen; der Kater hält es fest, und erwürgt es mit dem Riemen des Ranzen; denn todtbeißen wollte er es nicht. Ihr werdet selbst gleich errathen, warum nicht?

Es war dazumal der Herr König krank gewesen, und hatte ein absonderliches Gelüst, oder Verlangen nach wilden Kaninchen, welches sein Leibessen war, und selbst der Herr Oberlandjägermeister, der wohl an tausend Jäger unter sich hatte, konnte doch kein wildes Kaninchen schaffen. Da ward der König sehr zornig und grimmig, und sagte: „Schafft wildes Kaninchen, oder es wird nicht gut!“ Das wußte der Kater, aber wie er es erfahren hatte, hat er keinem gesagt. So kann ich es denn nicht wieder sagen. Indessen, des Königs Hof lag nahe.

Genug, der Kater trug sein wildes Kaninchen an den Hof, und weil er so schön gestiefelt war, wurde er sogleich vor den König gelassen, brachte seine Worte an, und sagte: der Herr Graf Carabas, der von dem Appetit Seiner Majestät zu hören die hohe Gnade gehabt hätte, ließen Ihrselben dieses unterthänige Kaninchen behändigen, und sich in allerunterthänigster Unterthänigkeit zu Allergnädigster Majestät Gnaden empfehlen.

„Das ist ein artiger, höflicher, ein sehr lieber Mann,“ dachte der König, „wer muß er denn nur seyn?“ Aber

er fragte jedoch nicht darnach, weil sich das für ihn nicht schickte! denn er war ja ein König! Aber mit allergnädigster Höflichkeit ließ er ihm danken.

Dann bekam der König einen Gelust nach Rebhühnern, aber es konnten wieder keine geschafft werden, weil keine da waren. — Und der König ward abermals sehr zornig und grimmig. Stiefelkater, der das Alles wußte, fing glücklich zwei Rebhühner, die er lieber gern selbst gefressen hätte; indessen trug er sie, im Namen des Herrn Grafen Carabas, zum Könige, und empfing einen sehr großen Dank für seinen Herrn, und ein Goldstück für sich zum Trinkgeld — das gab er aber dem Gürgen, weil es keine Maus war.

Und so fuhr der Kater von Zeit zu Zeit fort, Wildpret mancherlei Art, welches gerade in der Hofküche nicht vorhanden war, dem Könige im Namen des Grafen Carabas zu überbringen, und der König gewann den Grafen immer lieber, und sagte: „es ist ein scharmanter Mann.“ Aber freilich, er kannte ihn nicht weiter, und wenn nicht der Kater immer für frisches Wild gesorgt hätte, würde der Graf bald seyn vergessen worden; denn so gehört es sich für hohe Personen.

Der König fuhr mit der Prinzessin Tochter, die [illegible] bereits war, wie es alle Prinzessinnen sind, ein [illegible] spazieren, aber der Kater wußte Alles. „Nun,“ [illegible] er zu dem Gürgen, „soll dein Glück noch heute gemacht seyn, wenn du mir folgen willst.“

Gürge nickte; und der Kater rieth ihm an, an [illegible] und der Stelle eines Flusses zu baden, und schaffte [illegible] Lumpenkleider sorgfältig unter der Brücke, [illegible] Fluß ging, zu verbergen. Gürge that es, [illegible] und wusch sich recht rein! Der Kater [illegible]

und ermahnte ihn zuvor, sich nur ganz dreist für den Grafen Carabas auszugeben, und recht vornehm zu thun, eben dadurch, daß er recht dreist thäte. Gürge versprach es, und war ja auch dummdreist genug!

Indem kam der König mit der Prinzessin gefahren, und der Kater schrie aus voller Kehle: „Hülfe! Hülfe! Hülfe! Der Herr Graf von Carabas ersäuft, und die Kleider hat man ihm auch gestohlen! Hülfe!“

Der König erkannte sogleich den wohlbekannten Kater, ließ halten, und durch seine Leibwache den Herrn Grafen aus dem Wasser ziehen, ließ ihn dann aus seiner Garderobe, die er eben so wohl als seine Mundküche auf einigen Rüstwagen hinter sich her fahren ließ, wenn ihm etwa [illegible] Kleid nicht gefiel, oder eine kleine Eßlust anwandelte, — [illegible] ließ den Grafen aus dem Fluß ziehn, und in köstliche goldtressene Kleider kleiden, in welchen er sich gar herrlich ausnahm, und hübscher aussahe, als die hübschesten Herren am Hofe.

Er mußte in des Königs Wagen steigen, und gefiel der Prinzessin ausnehmend sehr, und sie hätte ihn sich gleich zum Gemahl erkohren, hätte sie nur gewußt, ob er auch reich genug wäre, denn daß er hübsch genug war, sahe [illegible] wohl. Aber für Prinzessinnen, die keine Königreiche und Fürstenthümer erheirathen, schickt es sich gar nicht Grafen zu heirathen, wenn sie nicht grundunmenschlich reich sind. Die Prinzessin war von ihrer Oberhofmeisterin hinlänglich gehofmeistert und unterrichtet, um zu wissen, daß es auch recht armselige Grafen gäbe, die oft nicht einen Bissen Brod mit Ehren essen könnten, sondern nur [illegible]. Sie wußte sogar, weil sie in der Geschichte [illegible] war, daß in uralten Zeiten in Italien ein [illegible] Marquis sogar, die die Nasen noch höher tra[illegible]

als ein gemeiner Graf, auf einem Apfelbaum saßen, und mit gesunden aber allzuhungrigen Magen sich um das Dutzend Aepfel zankten und prügelten, welches noch auf dem Baume hing. Ja! unsere Prinzessin war sehr klug! Das könnt Ihr glauben, wenn Ihr wollt!

Nun machte der Kater seine Sachen. — Die Majestät fuhr in Dero Staatskutsche sehr majestätisch, und also sehr langsam, und nicht im Galopp, wie die heutigen Majestäten, wo bei einer Lustreise oft ein Paar Dutzend Pferde fallen. Da wars denn dem Stiefelkater sehr leicht vorweg zu laufen, und er kam an eine große, große Wiesen-Aue, wo an dem Wege zu beiden Seiten die Mäher das Gras mäheten!

„Hört, ihr Burschen," sprach er, „der König wird gleich kommen, und wenn ihr nicht sagt, daß diese große Aue dem Grafen Carabas gehört, so sollt ihr in zehntausend Millionen Kochstückchen gehauen werden. Das will ich euch in Güte sagen, ihr lieben Leutchen!"

Weiß nicht wie es kam, daß der Kater sich in so gewaltigen Respekt setzte, da doch die Mäher weder Ratten noch Mäuse waren. Jedoch als der König vorbei kam und fragte, wem denn die herrlichen Wiesen der Mäher hörten, sagten die Leute einmüthig: „dem Herrn Grafen von Carabas;" denn sie wollten nicht einmal gern [illegible] oder zwei Kochstückchen zerhauen werden, geschweige denn in zehntausend Millionen Kochstückchen, die [illegible] ganz zu Brei und Mus geworden wären! Nein, das wäre zu arg gewesen!

„Ihr habt an diesen Wiesen eine sehr reiche Besitzung, Herr Graf Carabas;" sagte der König. — „Ja, Majestät," antwortete dieser dreist, weil er in [illegible] Kindern schon vornehm geworden war.

Majestät, sie bringen mir freilich schon etwas ein.“

Stiefelkater war indessen schon wieder weit vorweg gegangen, und traf Schnitter auf einem weiten herrlichen Aehrenfelde, das wohl an zweihundert Hufen enthielt.

„Hört, ihr Bengels,“ sagte er, (denn er war, weil Alles glücklich gegangen war, ein bischen kühn, und selbst ein wenig vornehm geworden) „der König wird bald vorbei kommen, und wenn ihr nicht ansagt, das ganze Feld, so weit die Augen reichen, gehöre dem Grafen Carabas, so sollt ihr in Gottesnamen an den Galgen kommen: merkt es euch, ihr Hunde!“

Das ist gewiß ein hochmögender Herr, dachten die Schnitter, denn er spricht so wundersam liebreich und höflich; als der König kam und fragte, wem diese unermeßlichen Kornfluren zuständig wären? sagten sie alle mit abgezogenem Hute: „Unserm Herrn Grafen Carabas!“

„Mein Gott!“ sprach der König; „Herr Graf, Ihr seyd ein überaus reicher Mann!“ „Und Sie müssen ein außerordentliches Einkommen haben,“ sagte die Prinzessin mit freundlich gnädigen Blicken.

„Ja, meine Höchstgnädigen, (solche Worte hatte Gärge vom Kater gelernt,) ja wohl, ich habe einige Ursache zu frieden zu seyn!“

Der Hinz oder Kater mit den Stiefeln, war derweile schon wieder weit voraus, und kam in einen herrlichen Wald, wo die Holzhauer haueten, die herrlichsten Eichen und Buchen und Tannen. Da wo der Durchgang war, war der Wald kaum eine Stunde breit; aber links und rechts zog er sich in unermeßliche Entfernungen hin.

Der Kater kam, und sagte den Hauern: „in wenig Zeit kommt der König, und wenn ihr ihm nicht sagt, daß der ganze Wald, so weit man links und rechts sehen

und sehen kann, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, so sollt ihr sehen, ihr Hallunken, wie es euch soll ergehen!"

„Welch ein Wald!" sagte der König, als er ankam; „welch herrlicher Forst! Welche Hirsche, Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret müssen darin seyn? Und wie unermeßlich weit dehnen sich die Waldungen aus. — Wem gehören sie denn?" ließ er fragen. Die Antwort war immer: „dem Herrn Grafen von Carabas."

„Mein schätzbarer Herr Graf, Sie sind ein beneidenswerther Mann!" sagte der König, und seine Hochachtung stieg immer mehr, als er nun auch die Seen, Teiche, Weiher u. s. w. sahe, die dem Herrn Grafen gehörten — denn daß sie ihm gehörten, dafür hatte der Kater schon vorauslaufend gesorgt! — und die Prinzessin sah ihn immer liebreicher und gütiger an.

Zuletzt kam der Kater in ein herrliches Schloß mit herrlichen Gärten, Springbrunnen und allen Prächtigkeiten umgeben, und inwendig flimmerte Alles von Gold, Silber und Edelstein. Das Schloß gehörte aber einem Popanz, der nicht sowohl grausam, als hochmüthig, und ein gewaltiger Zauberer war.

Der Kater kehrt in dem Schlosse ein, und sagt, er habe nicht vorbeigehen können, ohne Sr. Gnaden, dem Herrn Popanz, von dessen Wunderweisheit er so viel Unglaubliches gehört habe, seine tiefe Ehrfurcht zu bezeigen, was denn auch sehr gnädig und wohl aufgenommen wurde.

Im Gespräch sagt unser Kater: „Ew. Gnaden sollen sich, wie das Gerücht sagt, in mancherlei Thiere, Elephanten, Löwen und große Tigerkatzen verwandeln können, aber es wird auch nur ein bloßes Gerücht seyn."

Im Augenblick stand brüllend ein gewaltiger Löwe vor dem Kater, der sich ängstlich auf das Kaminsims flüch-

tete. Aber im Augenblick darauf war der Löwe fort, und der Popanz war wieder da, und fragte lächelnd den Kater: „Nun? ist es bloßes Gerücht?“

„Mein Himmel,“ erwiederte der Kater, „mir war es unglaublich! Nun freilich hab' ich es mit Augen gesehen. Aber weil Ew. Gnaden selbst so hoch und gewaltig sind, so mag es denn seyn, daß Sie sich auch in hochgewaltige Thiere verwandeln können, aber daß Sie auch in ganz kleine Thiere sich verwandeln können, in eine Ratte oder Maus zum Beispiel, wie man sagt, ist denn doch gewiß und wahrhaftig unmöglich.“

„Nun wir wollen sehen,“ sagte der Popanz, und machte sich zu einer ganz kleinen Spitzmaus, und lief auf dem Fußboden hin und her. Da erwischte ihn der Kater. Mit zwei Bissen im Genick war er todt, und der Kater verschlang ihn mit Appetit.

Indem kam der Wagen des Königs über die Zugbrücke gerollt. Der Kater lief ihm entgegen, und hieß ihn im Schlosse des Grafen willkommen!

„Was? auch das Euer, Herr Graf?“ sagte der erstaunte König. „Dieses herrliche Schloß, mit den himmlischen Gärten; und mit den Gebäuden und Höfen? Nun! so etwas Ueberherrliches hab' ich in meinem Leben nicht gesehen!“ Und als der König erst das Mahl eingenommen hatte — welches aber für die Freunde des Popanzes war zugerichtet worden — hatte tüchtig gebechert, hatte die unmenschlichen Reichthümer gesehen, die im Schlosse waren, da ward der König höchst gnädigst gerührt, und seine Prinzessin in den Gürgen — in den Herrn Grafen Carabas wollt' ich sagen, ganz vernarrt, und der König bot ihm seine Prinzessin zur Gemahlin an. Die wurde denn natürlich angenommen, und weil der König keinen

Prinz hatte, so wurde der Gürge König, nach des Königs Tode, und regierte ganz entsetzlich löblich, wie alle Regenten.

So half die List der Einfalt fort!

Aber der Kater mochte nun keine Mäuse mehr, als etwa einmal zum Zeitvertreib fangen, sondern fraß Braten und Leckerbissen aus des Herrn Grafen und des Königs Küche, und die Prinzessin bewunderte lange Zeit die Schönheit und den hohen Geist ihres Gemahls.

Alles das machte der gestiefelte Kater!

Knüppel aus dem Sack; Knüppel in den Sack.

Der alte Velten lebte im Dorfe Kriksraks. Er war ein ehrlicher, tüchtiger Bauersmann geworden, nachdem er zuvor lange Zeit ein tüchtiger Soldat gewesen war, wie die Schmarren und Narben auf seinem Gesichte bewiesen. Seine Frau war ihm gestorben, aber seine drei Söhne lebten noch; das waren nämlich der Hans, der Töffel und der Martin oder Merten.

Der alte Vater Velten erzählte gar zu gern von seinen Zügen und Kriegen, von seinen Schlachten und Wachten, von seinem Hunger und Durst, den er ausgestanden habe; wie hart es da und dort hergegangen sey, wie viele er kaput und mausetodt gemacht habe, und wie er selbst oft in Gefahr gekommen sey, kaput gemacht zu werden, wenn er sich nicht so tapfer hätte gehauen und gehalten. Er sagte umständlich an, wo er da und dort im Quartier gelegen, wie die Wirthsleute gewesen wären, und was er gegessen und gesprochen, und wie viele Länder und Städte [illegible] große Prinzen und Herrey er gesehen hätte.

Es hörten denn die Verwandten und Nachbarn und

Gevattersleute gar andächtig zu, wenn er dergleichen in den Abendstunden so recht lebendig auf dem Rasensitz vor seinem Hause erzählte, am andächtigsten aber hörten die drei Söhne zu, und die Lust zu reisen, und so viel herrliche und wundersame Dinge selbst zu schauen, kam ihnen an, und ward zur großen Sehnsucht, und ihr Dörfchen ward ihnen zu enge, und wollte ihnen gar nicht mehr gefallen, zumal da sie sich einbildeten, sie müßten ein gar grausam großes Glück in der großen Welt machen.

Da trat denn der älteste, das war der Hans, vor den Vater hin, und sprach: „Vater! ich will und muß in die Welt hinaus, von der du so viel uns erzählt hast, es will mich nun fürder nicht leiden! Gebt mir mein mütterliches Erbtheil! wenn ihr wollet so gut seyn!“

„Hans,“ sprach der Vater, „bleibe noch ein oder zwei Jahre, und ziehe dann in Gottesnamen hinaus in die Welt, wenn du dann noch wirst wollen; denn du bist fürwahr jetzt noch ein wenig dumm, und sie übertölpeln dich gewiß.“ — So sprach der Vater.

Was aber auch der Vater Gutes und Verständiges sagte, so blieb der Hans was er hieß, nämlich — Hans, und meinte, ihn sollte Niemand übertölpeln, dazu sey er viel zu pfiffig und schlau, und eben, wenn er auch noch ein wenig dumm sey, so wolle und müsse er ja nun ganz klug werden, durch die Reise — denn er dachte, wenn man auch ganz dumm sey, durch Reisen werde man ganz klug, und müsse zu Gold und Ehre kommen. So dachte unser Hans, und es gibt der Hänse viel, die noch so denken.

„Nun?“ sprach der Vater, „wenn's denn nicht anders seyn kann, und du auf deinem Kopfe bestehst, so geh

Knippel aus dem Sack. Knippel aus dem

Köl[illegible] Bibl
Berlin

Gott nur, daß es gut abgeht. Laß dir denn die Nase ein wenig putzen! — Hier hast du dein Mütterliches!"

„Ih! ja doch! — Nase putzen!" dachte der Hans; „da müßten sie es gewiß und wahr recht klug anfangen." — Er strich schmunzelnd sein Erbtheil ein, vielleicht wohl an 20 oder gar 21 Thaler, und sagte dem Vater ein freundliches: „Gott behüts!"

Und Hans ging desselbigen Tages, wo er hinein ging in die Welt, weit und immer weiter, und so weit, daß er gar in einen Wald kam und meinte, nun müsse er schon bald über die Welt hinaus seyn, und nur der Wald hindere ihn noch daran, denn der Wald sei doch ganz unendlich. — Das war er denn auch wirklich, indem er ja beinahe eine halbe Stunde lang und breit war.

Da kam im Wald zu ihm, ein klein, klein Männlein, mit großem, großem, langem, grauen Barte, und sprach zu ihm: „Guten Abend, Hans; wo willst denn hin?"

„In die Welt hinaus, weit, weit hinaus; bin schon den ganzen Tag gegangen; hab mir mein Erbtheil geben lassen, und denke, wenn ich noch zwei oder drei Tage so marschire, daß ich um die Welt rings herum seyn muß."

„Ei du scheinst mir ein tüchtiger Bursche," sagte das Männlein, „und wirst dich schon durch die Welt durchschlagen, mein' ich."

„Ja ja," sagte dummklug lächelnd der Hans, „das mein' ich denn eben wohl auch."

„Nun," sprach das Männlein; „Hans, auf der Reise muß man doch gut essen und trinken, sonst wird man [illegible] matt und hinfällig, und kann ja nicht weiter fortkommen; gib mir dein Erbtheil, so geb' ich dir ein Tüchchen, das heißt: „Tischchen, Tischchen deck' dich."

du das sagst, so deckt sich's von selbst, und stehn alle Speisen und Weine darauf, nach welchen dein Herz verlangt."

So ein Tischchen gefiel dem Hans aus der Maßen wohl, und er ging den Tausch ein, denn so konnte er essen und trinken was ihm gefiel, zu aller Zeit und Stunde, und unser Hans hatte immer guten Appetit, und aß auch gern etwas Gutes, und sein Geschmack war fein, so fein, daß er geräucherten Schinken von Kartoffeln, und Bier von Kosent recht gut unterscheiden konnte, wenn er auch bei'm Essen und Trinken die Augen zuthat.

Das Männlein führte den Hans ein Paar hundert Schritte in den Wald hinein. Da stand ein kleines Hüttchen, gebaut aus Moos und Baumrinden. Als Hans hinein trat, so wußt' er vor Staunen fürwahr kein Wörtchen zu sagen, denn das Abendlicht fiel in viel hundert Farben, durch farbige Steine hinein, welche lauter kostbare Diamanten, Rubinen und Saphire waren, wie Ihr gewiß schon gemerkt habt. Der Boden war mit Sammtteppichen belegt, mit wundersamen Silberlilien und Goldrosen durchwirkt, und die Wände bestanden aus einem einzigen Spiegel, in welchem Alles so goldig und silberig und edelsteinig schimmerte und flimmerte, daß der Hans dachte, er sei selbst eine Gold- oder Silberstufe, oder ein großer Diamant, oder so etwas kostbares und herrliches geworden, als er sich in dem Spiegel besah. Die Decke des Hüttleins sah so hoch, so hoch aus, und war so blau wie der Himmel selbst, und schimmerten auch Sterne daran. Es stand aber weiter nichts darin, als ein Polster zum Sitzen, und ein alt Tischchen, das ganz unscheinbar war.

Da sprach das Altmännlein: „das ist das Tischlein deck' dich, nimm's hinaus vor die Hütte und probir' es,

und wenn der Tausch dich reut, so bring das Tischlein wieder herein, und ich geb' dir dein Erbtheil dann wieder."

Hans probirte das Tischlein, und sagte: „Tischlein, Tischlein, deck' dich;" und schau, das Tischlein war gedeckt, und auf den vier Ecken desselben standen vier krystallene Flaschen, mit köstlichem goldenen Wein, und in der Mitte standen die herrlichsten Gerichte, und der Hans, der einen guten Magen und scharfe Zähne hatte, aß und trank tapfer, denn sein Lebtag hatt' er so etwas Gutes noch nicht gehabt, und er sagte: „Potz tausend!"

„So wahr ich lebe," — sagte der Hans dann weiter, nachdem er erst ordentlich satt war, in sich selbst — „das Altmännlein ist doch ein Dummbärtchen. — So ein Tischchen gegen die Paar lumpigen Thaler Erbtheil? — Ei! ei! In zwei Wochen will ich mehr davon abessen, zumal wenn ich mir Gäste bitte!"

Es kamen Handwerksbursche des Weges gezogen, und ob es wohl im Walde war, so war's doch eine Landstraße. Das müßt Ihr Euch aber selbst zusammen reimen. Die Handwerksburschen ladete er alle ein, und sie mußten mit ihm essen und trinken, wie sie nach und nach ankamen. Da wurden sie alle satt, und fröhlich vom Wein, und zu spätem Abend nahm der Hans Abschied von dem Altmännlein, und sagte: „es bleibt bei unserm Tausch, — Ihr mein Erbtheil; — ich euer Tischlein;" und somit zog er wieder seines gekommenen Wegs zurück. Das Altmännlein rief ihm nach, „nimm dich in Acht, Hans, und laß dich um's Tischlein nicht bringen!"

„Hat gute Wege," sprach Hans zurück, und sagte nochmals: „Adä!"

Da kam er in ein Schenkhaus, wo man aber eben den Gästen nichts schenkte, und der Schenkwirth war [illegible]

und manierlich, aber es kam dem Wirthe doch seltsam vor, daß der Dummhans, der gar nicht klug aussah, so ein verältetes Tischlein auf dem Rücken mit sich daher trug. Indessen weil er ein Wirth war, so ließ er sich nichts merken, und blieb denn grundgrausamlich höflich, und sprach: „Ihr lieber ehrenwerther Herr, Ihr müßt heut' Abend bei uns mit recht schmalen Bissen fürlieb nehmen."

„Hä! hä! hä! hä! Nä! nä! nä! nä! so soll's denn dasmal gar nicht werden," sagte der Hans, „sondern Ihr sollt einmal mit mir fürlieb nehmen, — und nun werdet Ihr schon sehen!"

„Tischlein, Tischlein decke dich!" sagte der Hans, nachdem er das Tischlein in die Stube gestellt hatte, und flugs war ein gar fein Tischtuch auf dem Tische, und standen Wein und Braten, Fisch und Pasteten darauf, so viel nur Platz darauf war. Da lachte nun Hans recht aus Herzensgrunde, und die Wirthsleute mußten mit ihm essen und trinken, aber der Bissen blieb ihnen anfangs im Munde stecken, vor Verwunderung und Erstaunen.

Hans war den ganzen Tag marschirt, und hatte zu Abend zweimal tüchtig gegessen, mit den Handwerksburschen und mit den Wirthsleuten, so mithin war er denn von Herzen müde, und wie er denn tüchtig essen konnte, so konnte er auch tüchtig schlafen. Darauf verstand er sich auch!

Dem Wirth ging das Tischchen sehr im Kopfe herum. Er hatte zwar ein ganz ähnliches, aber zu dem hätte er tausendmal sagen mögen: „deck' dich!" es hätte sich doch nicht gedeckt.

„Ach Frau!" sagte er, „so ein Tischchen sollten wir haben. Solche herrliche Gerichte können wir nicht bereiten, und solchen Wein! solchen Wein! hab ich in meinem Leben nicht getrunken, selbst in den Rheinlanden nicht!"

„Und Mann,“ fiel die Frau ein, „das Feuer auf dem Heerde, das Anrichten und Zubereiten der Speisen, und die Küchenmagd könnten wir ersparen, und wenn Gäste kämen, wäre Alles gleich fertig, auf's herrlichste und beste, ohne Mühe, und wir könnten es viel wohlfeiler geben, und da würden wir recht viel Zuspruch bekommen, und würden in kurzer Zeit die allerreichsten Leute.“

„Ja freilich!“ sagte der Wirth seufzend; „aber was hilft's, wir haben nun einmal kein solches Tischchen!“

„Bist du ein Mann, wie ein Hund für 'n Dreier!“ erwiederte die Frau hitzig; „Du bist ja so dumm wie der Dummhans, der von seinem Tischlein kein Wörtchen würde gesagt haben, hätte er nur für zwei Heller Menschenverstand. Geh', nimm ihm das Tischchen weg, und stell' deins dafür hin; der Bengel merkt es gewiß nicht!“

Der Wirth schüttelte den Kopf, und sprach: „Unrecht Gut gedeiht nicht gut, und kommt nicht an den dritten Erben.“ Aber die Wirthin setzte ihm mit liebreichen Worten recht zärtlich zu, so daß er nachgab; denn sie sagte:

„Du bist ja viermal so dumm wie der dümmste Ochse! das Glück kommt dir in die Hand, aber du greifst nicht zu; und wenn dir einmal eine Bratwurst vor's Maul kommt geflogen, sperrst du gewiß das Maul auf, aber beißest nicht hinein. — Was ist's denn mehr? Heute oder morgen bringt den dummen Hans doch Jemand, der kein solcher Pinsel und Schöpshammel ist als du, um das Tischlein! — Warum ist er denn ein so miserabler Peter?“

Solchen beweglichen Worten und Redensarten konnte der Mann nicht widerstehen, zumal da er zu dem Tischlein ein gar großes Gelust hatte, und dachte, „die Frau hat doch wohl nicht unrecht!“ — So ging er denn vor

Hansens Schlafkammer, und horchte ob der Hans schliefe, und dieser schnarchte daß die Fensterscheiben klirrten, und die beiden Tischchen waren leicht vertauscht.

In einem Rennen rannte der Hans nach dem Aufstehen am andern Morgen nach Hause, und kam an, sein Tischlein auf dem Rücken.

„Was?" sagte der Vater; „bist du es denn Hans? oder bist du es nicht? du kommst schon am zweiten Tage wieder? bist du denn in der Welt gewesen? — und hast du denn schon dein Glück gefunden?"

„Ja, Herzvater, das bin ich selbst, gewiß und fürwahr, da belüg' ich Euch nicht, und bin weit hin gewesen, bis zu einem großen Wald, wo lauter Bäume drinn standen, und das Glück habe ich auch wahrhaftig gefunden; das ist nämlich dieses kleine Tischlein, dafür ich mein Erbtheil hingegeben habe, an ein klein Männlein mit langem Barte, das mir's abließ."

„Dummhut!" sagte der Vater!

„Nä! Vater! — — Klughut!" sagte der Hans. „Seht mich nur nicht so grießgramig an! Ihr sollt schon sehen, was mein Tischlein kann, und sollt Euch Alle verwundern. Ich will Euch Alle heut Abend traktiren, mit Wein und Braten und andern Gerichten, wie Ihr noch niemals gerochen habt, selbst der reiche Herr Pathe, der Oberförster, nicht, und sollt Ihr dazu nicht erst lassen kochen! Laßt nur alle Gevattern und Vettern und Muhmen und Nachbarn zu Abend kommen. Ihr sollt schon sehen, was mein klein Tischchen macht!"

So sagte der Hans, und schmunzelte dazu mit kleinen Augen, und dachte sein Glück sey seine Klugheit — aber das denken ja Viele, die eben nicht allemal Hans heißen; obgleich sie es sind!

„Mit dem Jungen mag's doch was Bedenkliches und Absonderliches haben:" meinte der Vater, und meinte auch, daß die dümmsten Hänse ja sehr oft das meiste Glück hätten, und so ladete er denn die Verwandtschaft und Bekanntschaft ein, und der Hans that indessen daheim wie ein vornehmer Herr, und sprach zu sich selbst: „Die sollen einmal recht Nasen und Mäuler aufsperren und sehen, was ich geworden bin!" — Und das geschah denn auch.

Denn, — als nun Alle beisammen waren, und der Hans den Tisch hatte hingesetzt, sprach der Hans: „Stellt Euch Alle da herum, um mein klein Tischlein, und paßt mir recht auf!" und dann sprach er:

„Tischchen, Tischchen decke dich!" damit sie alle sehen sollten, welch' ein Wundermann er wäre. — Aber das Tischchen wollt' sich nicht decken.

Da kam der Hans in große Angst und Noth, und schrie wohl hundert Mal „Tischchen decke dich! — Liebes Tischchen decke dich; ich bitte dich gar schön! — Bestie decke dich, brüllte er zuletzt in Unmuth, und schlug mit geballter Faust eine Ecke von dem morschen Tischchen ab, aber decken wollt' es sich doch nicht, sondern blieb gar eigensinnig wie es war, nämlich gar kahl und leer, obwohl es so tüchtig gestraft war, daß es nur drei Ecken jetzt hatte.

Der arme Hans fing erbärmlich an zu heulen und zu weinen. Der Vater Velten aber fing an gewaltig zu donnern und zu blitzen, und das Gewitter schlug ein, denn er schlug mit geballter Faust den Hans, den armen betrogenen, betrübten Hans ein paar Mal mit ganzer Macht und Kraft hinter die Ohren. Und wie es nun bei Gewittern geht, nämlich daß man gern in seinem Hause daheim ist, so ging's auch hier; — Verwandte, Bekannte, Gevattern und Nachbarn zogen still und spöt-

tisch ab, und da ihnen nicht mit gutem Essen und Trinken das Maul hatte können gestopft werden, so thaten sie es weit auf, erzählten Alles, und lachten, höhnten und spotteten über den dummen Hans, der toll und dumm geworden sey, und über seinen Vater dazu; — und Hans hieß von nun an im Dorfe und in der Nachbarschaft nur der Dummhans, an welchem Namen ihn Jedermann erkannte.

Hans war aber doch klug, und packt am andern Tage das Tischlein auf den Rücken, geht in den Wald, und will dem grauen Männlein sagen, es reue ihn der Kauf, indem das Tischlein Kraft und Tugend verloren habe, und er brächte ihm dasselbe nebst der abgeschlagenen Ecke wieder, und wolle aber auch sein Erbtheil wieder haben.

Ih ja! — Alles gut, aber nur war das Männlein nicht da, das Hüttlein war auch nicht da, und wen er fragte, der sagte, solch ein klein Männchen und Hüttchen wäre dahier niemals gewesen — sie hielten Alle ihn mit seinem Tischchen auf dem Rücken für ein wenig verrückt, und sprachen so unter sich, „das muß doch ein ausgemachter Dummhans seyn!“

Da hatten sie es freilich getroffen, ohne daß sie es selbst ganz recht wußten!

Der arme Hans ging traurig nach Hause, und hatte doch Einen klugen Gedanken, und sprach zum Vater:

„Vater, in der Welt komme ich wohl nicht fort, das merk' ich schon; aber ich will Euer Knecht seyn, und um's Lohn dienen. Nehmt mich an!“

„Es sey also,“ sprach der Vater. „Es muß nicht Alles und Jedes in der Welt fortkommen. Komm du nur im Dorfe fort, und diene um's Lohn!“

So nahm er ihn zu seinem Knecht an, um bedingtes Jahrlohn.

Der Töffel, Veltens zweiter Sohn, dachte: Der Dummhans ist wohl wirklich ein bischen zu dumm, obwohl er doch der älteste von uns ist. Aber ich will auch in die Welt, und will es schon klüger anfangen, mein Glück zu finden.

Da trat er vor den Vater hin, zwang und bettelte ihm das bischen Muttertheil ab, und es ging Alles wie vorher. Der Vater warnte, der Sohn bestand auf seinem Kopf, und zog hinaus in die weite und große Welt, und kam zu Abend in den Wald, und das Altmännlein stand wieder da, und sprach: „Guten Abend Töffelchen! Ich weiß schon, was du im Sinne hast, denn ich weiß Alles schon von dem Hans. Willst du mir aber dein Erbtheil geben, so geb' ich dir dafür den „Esel schlag aus," welcher mein Goldesel ist, und wenn der Esel ausschlägt, so fahren lauter Goldstücke aus seinem Hufe, — so viel, daß du [illegible] mal zehnmal so viel hast, als dein Erbtheil beträgt."

Ja! unser Töffel war sehr klug! — „So wie der Hans laß ich mich nicht hinter's Licht führen," dachte er.

„Ja!" sagte er zum Altmännchen; „den Tausch will ich wohl eingehen; aber ist denn auch Alles wahr?"

„Nun da komm und siehe es selbst, und versuche es," sagte das kleine alte Männchen und führte den Töffel ein Paar hundert Schritte weit in den Wald hinein; wo ein kleiner mit Stroh gedeckter Stall war, und in dem Stall war das Goldeselein, und es sah in demselben viel prächtiger aus, als in dem prächtigsten Prachtzimmer. Der Esel hatte freilich nur Disteln und Kleie und geschroteten Hafer in seiner Krippe, und Heu in der Raufe, aber die Krippe war von lauterm Gold, und Edelgestein blitzte da-

ran, und die Raufe war von Silber und hellschimmernde Edelgesteine waren auch daran, und das Goldeselein lag auf weichen, weichen Bettchen wohl ausgestrecket.

„Nun probir es;" sagte das Männlein, und sprich den Spruch: „„Eselein schlag aus."" — Töffel sagte: „Eselein schlag aus!" Und so geschahe es. Das Eselein erhob sich alsbald von seinem weichen Bettchen und schlug mehrmals aus, und die Goldstücken flogen und stoben umher, und weil der Töffel sehr klug war, und sich nicht wollte anführen lassen, so wiederholte er die Probe einigemal, und allezeit traf es richtig zu.

Nun das war denn gut Tauschen! Töffel gab sein Erdtheil und nahm den Esel, mit den von ihm aufgelesenen Goldstücken, und machte links um, nach Hause zurück.

Des Abends aber mußte er in demselben Wirthshause bleiben, wo der Bruder Hans geblieben war, und machte seine Sachen überaus witzig und sagte dem Wirthe: „Nehmt mir mein Goldeselein recht wohl in Acht, und gebt ihm ein sanft weiches Bettlein, wofür ich Euch morgen recht wohl will zu Dank seyn. Nur nehmet Euch gar sehr in Acht, daß Ihr nicht etwa sprecht: „„Eselein schlag aus,"" sonst geht's Euch nicht gut. Das will ich Euch nur gesagt haben!" — Nun dacht' er, er wäre recht sicher! und sie müßten gewaltig sich fürchten.

Solche Reden fielen aber dem Wirth gar sehr auf, und er machte ein sinniges Gesicht, und erzählte der Frau alles, was der Töffel gesagt hätte, und was er für Bedenklichkeiten habe, und daß der Esel vielleicht ein gefährlich grausames Thier seyn möge.

„„Mann!" sagte die Frau, „mit dem Esel ist es gewiß wie mit dem Tischchen, denk' ich. Laß uns probiren. Es mag seine eigene Bewandtniß damit haben. — Sieh Mann!

wenn du nun des Nachts hintrittst an die verwahrte Stallthür, und sprichst durch's Astloch oder die Spalte: „„Esel schlag aus!““ so kann er doch dich nicht treffen! — Das wirst du doch wohl verstehen, du Esel!“

Der Mann, der doch Kopf hatte, und wo er ihm fehlte, denselben von der Frau theils geliehen, theils aber auch zurecht gesetzt bekam, verstand es ganz und gar, und da er schon einmal ein Spitzbube gewesen, wurde es ihm schon leichter, es zum zweiten Mal zu werden, denn das Böse führt zum Bösen, und bringt den Menschen dahin, daß er denkt, das Böseste sey das Beste.

Der Wirth ging zur Stallthüre des Goldeseleins. Die Gier nach Gold war einmal wach und lebendig geworden, denn sonst hätt' er ja mit dem Tischlein des Goldes und Gutes wohl übergenug mögen haben.

Bei'm helleuchtenden Monde sahe er, wie ruhig und sanft das fromme Eselein auf seinem Bettlein lag und schlief, und daß das Eselein doch kein grimmiger brüllender und reißender Löwe sey, der die Leute verschlinge, sondern nur ein Esel, von ganz gewöhnlicher Müllereselart und Weise.

„Will's doch einmal wagen,“ dachte der Wirth, „weil es doch nur ein Esel, und weil die Thür des Stalls doch fest verschlossen ist, und der Esel nicht sogleich heraus, und dich fressen kann: — will's wagen!“

Der Wirth wagt es, und ruft vor der Thür: „Gold-Eselein schlag aus!“ — Und das Eselein schlug aus, nachdem es von seinem weichen Bettlein aufgestanden war, und als er ausgeschlagen hatte, so ranschelten die Goldstückchen aus den Hufen, und das Eselein legte sich wieder nieder. Das sahe der Wirth bei'm Mondenschein, denn der Stall war hell und licht genug durch seine Spalten.

und Nitzen, wie wenn ein paar Fenster wären drinnen gewesen.

Da der Wirth das Goldeselein sogar friedlich und sanftmüthig sahe, da bekommt er einen gewaltigen Muth, und ein wahres Heldenherz, und macht sich in den Stall hinein, und liest die Goldstücke auf; ja er unterfing sich sogar, das Eseleinchen noch ein paar Mal die Probe machen zu lassen, die denn auch recht gut ablief.

„Nun da siehst ja doch, Mann! was großes Unglück der Esel gebracht hat, wenn man zu ihm spricht, schlag aus;" sprach zu ihm die Frau, der er die glänzenden Goldstücken zubrachte. „Das Tischchen und das Eselchen gehören doch offenbar zusammen. Gehe gleich, und kauf' ein anderes Eselchen in der Mühle im Thale, das dem Goldesel ähnlich sieht, denn da haben sie ihrer von allen Sorten."

Der Wirth ging in der Mitternacht zum Müller hinab, und kaufte ein ganz ähnliches kleines Grauschimmelchen um wenige Thaler, und zog es in den Stall, und den Goldesel zog er in die Scheune, und verhanfete ihn mit Stroh, daß ihn keiner finden konnte.

„Hei! hei! juchhei!" rief der Wirth zu seiner Frau. „Nun ist Alles gemacht! Nun will ich ein neues Wirthshaus bauen; ich will mir ein großes Rittergut, oder gar eine Grafschaft kaufen, oder noch mehr, und will ein reicher vornehmer Mann werden — recht reich und vornehm, wie die vornehmsten Leute! Hei! hei! hei!" schrie er fast überlaut, und warf dabei seine Mütze hoch in die Höhe!

„Nun, da seh' ich doch, daß du ordentlich nun anfängst verständig zu werden!" sprach die Frau; „du lieber Michel," und streichelte ihn dazu.

„Ja ja wohl! du herzliebe Grete, nun hat's keine Noth, denn der Verstand kommt immer mit dem Geld."

und ich will es nun wohl dem Klügsten gleich thun; das kannst du mir gar sicherlich glauben." Und weil sie nun eben sehr gutwillig jetzt war, so glaubte sie's ihm auch und sprach: „am Kopfe hat dir's ohnedies ja niemals gefehlt, du hübscher herzlieber Michel!"

Der Töffel zog mit frühem Morgen von dannen nach Hause, zum Vater hin, und zu Hansen hin, und meinte der Hans sollte sich recht schämen. Und so kam er denn nach Hause, und die liebwerthe Vetterschaft, Verwandtschaft, Nachbarschaft und Gevatterschaft mußte wieder zusammen gerufen werden zu Abend, obwohl der Vater großes Bedenken hatte, und kopfschüttelnd meinte, Ein Esel brächte den andern gebracht!

„Nun! gebt einmal recht Acht, und schaut gar wohl auf," sagte der Töffel sehr schlau. „Ihr sollt nun einmal sehen, wie klug ich gewesen bin, und sollt sehen Euer blaues Wunder! Wenn ich spreche: „„Esel schlag aus!"" da schlägt er hinten und vorn, mit allen Vieren auf einmal aus, und aus seinen Hufen fliegen lauter Goldstücken hervor, und Ihr sollt Euch auflesen, so viel Ihr wollt und mögt, denn ich will Euch allesammt glücklich machen!"

„Das wäre ja recht wunderherrlich und gut!" dachten die Zusammengerufenen; „nur gebe Gott, daß es nicht geht wie bei dem Hans."

Aber gerade so ging's auch. Der Esel sollte ausschlagen, und die Goldstücken sollten herum fliegen, aber der Esel rührte und reate sich nicht, so viel der Töffel auch rief, und die Nachbarn und Verwandten lachten schon heimlich, und sahen sich einander recht schlau und bedeutlich an.

Da nahm der Töffel die Faust, die störrige Bestie zur Ordnung zu bringen, und puffte den Esel auf's Kreuz und

auf den Kopf, und sprach: „Esel schlag aus!“ — — Und der Esel schlug nun auch wirklich ein paar Mal gar tüchtig aus, indem er sein: yah, yah! schrie, und traf dabei den Töffel so kräftig an Kopf und Brust, daß dieser umfiel. Aber die Goldstückchen fielen nicht heraus.

Die Freunde und Bekannten schlichen sich davon, mit spöttischem Schmunzeln, und erzählten aller Welt vom dummen Töffel, den der Goldesel braun und blau geschlagen hätte. Dem Töffel schrieen jetzt die Kinder im Dorfe überall nach: „Töffel Yah! ha! ha! Goldesel Yah! Schlag aus, Esel schlag aus — Esel! Esel!“

Es half nichts daß Töffel hinging, das Männlein zu suchen, denn er fand es ja nicht, kehrte gar tief und betrübt zurück, und diente von nun an dem Vater auch als Knecht, und wenn man vom dummen Töffel sprach, so wußte das kleinste Kind, wer gemeint war.

Nun wollte der jüngste Bruder, der Märten in die Welt hinaus. Er war immer der nachdenklichste, aber auch der stillste und folgsamste gewesen, aber dasmal schlugen doch des Vaters Ermahnungen und Bitten nicht bei ihm an. „Laßt mich auch ziehen, Liebvater,“ sprach er; „vielleicht gehts besser mit mir, und wenn es auch nicht so ginge, so dien' ich Euch dann, wie meine Brüder als Knecht, und wir sind dann wieder einander ganz gleich.“

„So zieh' denn hin mit Gott!“ sprach der Vater, „und sieh dich vor,“ und gab ihm sein Erbtheil. Die Leute im Dorfe hielten sich freilich sehr über den dummen alten Vater auf, und meinten, er müsse närrisch im Kopfe seyn, aber der Vater ließ den Sohn ziehen.

Da kam der Märten denn in den Wald zum Altmännlein wie die beiden andern Brüder, und das Männlein sprach zu ihm: „Märten ich weiß, du bist ein ehrlicher

Bursche, und still und fromm. Ich will dir eine Gabe geben, — die letzte die ich noch geben kann, wenn du mir dein Erbtheil gibst! Hier ist ein Sack mit einem tüchtigen Knüttel drinn, und wenn du den in die Tasche steckst, und sprichst: „Knüttel aus dem Sack," so prügelt er Alles blitzheidelbeeren blau, bis du sprichst: „Knüttel in den Sack," dann ist der Knüttel wieder in seinem Sack und in deiner Tasche, und er thut Niemand mehr etwas, und Alles ist gut — freilich aber, du wirst mir es nicht glauben. Ich bin dasselbe Männlein, welches dem Hans und dem Töffel das Tischchen deck' dich und das Gold-Eselein gegeben hat, um welche sie der listige Wirth im Wirthshause dort an der Waldhöhe gebracht hat. Aber freilich, du wirst mir's nicht glauben!"

„Mein Väterlein! Ihr seht mir doch gar zu grundehrlich aus, sprach der Märten, ich glaube Euch gern; hier ist mein Erbtheil, und gebt mir nur dagegen den Knüttel aus und in den Sack."

So war denn der Tausch gemacht, und das Männlein ermahnte noch den Märten, sich ja in Acht zu nehmen vor dem trügerischen Wirthe.

Märten kehrte zu Abend bei dem Wirthe ein, und forderte etwas Brod und Bier, für die Paar Dreier, die nicht zu seinem Erbtheil gehörten, sondern die er sich bei'm Vater verdient hatte. Das Erbtheil hatte er ehrlich dem Männlein gegeben, und gedacht, wenn der auch nicht ehrlich seyn sollte, willst du es doch seyn, denn er hatte immer gehört: „Ehrlich währt am längsten," und glaubte es auch!

Als er nun mit seinem Sack und Knüttel zu Bett ging in seine Schlafkammer, sagte er:

„Lieben Leutchen, daß nur keiner in meine Kammer

kommt, und etwa spricht: „„Knüttel aus dem Sack,““ sonst könnt' es ihm übel ergehen. — Ich will Euch gar recht sehr gewarnt haben."

„Mann," sagte die Frau, „hast du was gemerkt? Das hat gewiß wieder etwas zu bedeuten, und gibt's wohl wieder da etwas zu fischen; und aller guten Dinge sind ja drei."

„I ja freilich Frau," sprach der Wirth, „wenn man nur wüßte ob's gut abliefe, und der Knüttel nicht einen durchbläute, daß man lendenlahm würde. Die Sache ist mir doch bedenklich und verdächtig."

„Michel, du bist ein Rindvieh, und bleibst ein Rindvieh bis an dein seliges Ende," sprach die Frau zum Mann, in ihrer gütigen und manierlichen Manier. „Wer weiß, ob uns nicht der Knüttel mehr Glück und Gut bringt, als das Tischlein und der Goldesel, und man vielleicht davon recht jung und gesund, und wohl gar obendrein schön wird."

„Ja Frau," sprach der Mann, da kannst du, weiß Gott, doch Recht haben, und da wollen wir beide hinauf gehen, wenn er im festen Schlaf ist, und die Sache versuchen."

So gingen sie denn mitsammen hinauf. Und der Wirth sprach: „Knüttel aus dem Sack." Da fuhr der Knüttel hinaus, und zerbläute dem Wirth und der Wirthin die Achseln, die Schultern, den Rückgrat, die Lenden, die Waden, und Summa Summarum Alles was an ihrem Körper war, vom Kopf bis zu den Fußzehen, und das Prügelbrod fiel hageldicht und blitzschnell, und der Märten, der eigentlich mit Vorsatz noch gar nicht geschlafen hatte, hatte seine wahre Herzensluft und Freude daran, und rief noch einmal: „Knüttel aus dem Sack," und der Knüttel verdoppelte seinen Eifer und seine Schläge, und

der Märten lachte wie ein Kobold, denn wo die Wirthsleute hinliefen, in die Kammern oder Stuben, da prügelte der Knüttel drauf los, und half nichts, daß sie ihm die Thür vor der Nase zuschlugen, und zuletzt selbst in den Keller krochen und flüchteten, denn der Knüttel hörte zu knütteln nicht auf, und der Märten, der auch immer hinter drein war, hörte zu lachen nicht auf. Da baten sie ihn hoch, himmelhoch: „Herr, lieber Herr, laßt doch den verdammten Knüttel ruhn, und erbarmt Euch unser, wir werden ja sonst noch zu Mus und Brei geschlagen.“ Da erbarmte er sich denn, und der Knüttel fuhr wieder in seinen Sack.

„Nun ihr Spitzbuben,“ sagte er, „nun gebt mir das Tischchen deck dich, und das Goldeselchen Schlagaus morgen heraus, oder ihr sollt sehen!“ — —

„Ja, ja, ja, o Gott ja! lieber gnädiger barmherziger Herr,“ riefen sie heulend, „das sollt Ihr morgen Alles haben.“

Als aber der Morgen kam, suchten sie Ausflüchte und sagten, „daß sie gestern Alles nur in der Angst zugesagt hätten, und hätten gar nicht gewußt, was sie hätten vor Angst und Schmerz gesprochen, denn sie hätten gar kein Tischchen deck dich, und kein Goldeselein Schlagaus.“

Märten nahm sich die Mühe nicht viel Umstände zu machen, und liebte das Hin- und Herreden überhaupt gar nicht. „Knüttel aus dem“ —

„Herr, lieber Herr, um Gotteswillen,“ schrieen die Wirthsleute, „wir haben noch genug von dieser Nacht her, hier habt Ihr das Tischchen deck dich, und das Goldeselein dazu.“

Märten erprobte erst, ob Alles seine Richtigkeit hätte. Das Tischchen deckte sich, und er hielt ein gutes Früh-

stück, und Wirth und Wirthin mußten mit essen, wiewohl ihnen aller Appetit vergangen war, und Goldeselein schlug aus, und die Goldstücke sprühten umher wie Feuerfunken.

„Behaltet das Gold," sagte der Märten, für's Nachtlager, packte das Tischlein dem Eselein auf den Rücken mit großer Sorgfalt, hatte den tapfern Knüttel in der Tasche, und kam mit allen drei Zauberstücken gegen Abend im Dorfe an.

„So wahr ich lebe," sagte der Vater, „da ist der Märten auch wieder am zweiten Tage schon da, wie die andern, und wird wohl eben so nach Hause geschickt seyn, wie Hans und Töffel, und im Dorfe werden sie uns alle für närrisch halten.

Alt und Jung im Dorfe waren auch bereits zusammen gelaufen, und lachten und juchheiten, und dachten, nun gäb's wieder einen rechten Haupt- und Generalspaß, und einige von den lieben Vettern, Gevattern, Muhmen und Basen waren mit in die Stube gedrungen, und wollten schauen und hören. Sie dachten: der Eine ist mit dem Tisch, der Andere mit dem Esel gekommen, und der Dritte kommt nun mit Tisch und Esel zugleich. Da gibt es doppelt zu lachen!

„Kommt Herzvater," sagte der Märten, „und kommt, lieben Brüder Hans und Töffel;" und setzte sein Tischchen mitten in die Stube, und sprach dem Tischchen heimlich zu: „Tischchen deck dich." — Da stand das Tischchen voll der herrlichsten Gerichte, und an jeder Ecke eine Flasche mit köstlichem Wein. Märten aber ladet die lieben Bekannten und Verwandten gar nicht ein, mit zu essen. — Dann flisterte er dem Esel, den er mit in die Stube genommen hatte, heimlich in's Ohr: — „Goldeselchen schlag

aus" — Goldeselein schlug hinten und schlug vorn aus, und die Goldstücke stoben und flogen umher.

Les't sie nur auf," sagte der Märten zu den Leutchen in der Stube, die Lachens wegen gekommen waren, und sie ließen sich das nicht zweimal sagen, wußten nicht wie Alles zuging, und waren ganz ernsthaftiglich geworden, obwohl sie sich bei'm Nipsen und Rapsen nach den Goldstücken überschlugen, und einer den andern überpurzelte.

Es waren so viel in Haus und Stube gedrungen, daß Niemand mehr hinein ging.

„Nun," sagte Märten, „muß ich Euch doch auch eine Ehre anthun, und eine kleine Belohnung dafür geben, daß Ihr über den Vater und über die Brüder so gelacht und gespottet habt," und sprach: „Knüttel aus dem Sack." Da tanzte der Knüttel auf den Buckeln lustig und ordentlich vergnüglich herum, und verfolgte die Davonlaufenden durch's ganze Dorf. Der eine bekam einen Klaps von der Seite, der andere einen tüchtigen Puff auf den Rücken, der dritte einen Schmiß auf die Nase, und alle wurden bezahlt.

Somit bekamen sie denn einen gewaltigen Respekt vor dem Märten, zumal da er ihnen gutmüthig oft sein Tischchen decken ließ; — vor dem Goldesel noch mehr Respekt, wie sich von selbst versteht, denn wenn ein Esel Gold hat, so kann er ein Doppelesel seyn, und ist doch ein respektables Thier, und wird wohl gar für ein Menschenkind gehalten; — aber vor dem Knüttel hatten sie den allermeisten und allertiefsten Respekt, denn das wißt ihr doch, daß der Knüttel die ganze Welt regiert und kommandirt.

Aus wars.

Der eiserne Armleuchter.

Die Derwische oder muhamedanischen Mönche, d[ie] sich gerade nicht immer in ein Kloster einsperren lass[en] ziehen im Morgenlande dahin und dorthin, leben v[on] Almosen, und können gar mancherlei Künste außer dem Essen und Trinken, und wissen, wie es in der Welt ge[hen] steht und zugeht.

Ein solcher Derwisch wurde krank zu Balsora, und wurde von einer Wittwe, die ihn gütig und freundlich bei aller ihrer Armuth aufnahm, treulich verpflegt. Er hatte sich zwar seine Arzneien selbst verschrieben, aber, wie er gern gestand, die liebreiche Pflege hatte noch mehr gethan, als die Kraft seiner Arzeneien.

Als er nach einigen Monaten völlig gesund war, wollte er der sorglichen Pflegerin seine Dankbarkeit bezeugen und sprach zu ihr: „gib mir deinen Sohn mit Namen Nardan, der Dir, wie ich wohl sehe, zur Last ist, und den ich zu einem tüchtigen Mann machen will, wenn er selbst es wird aus sich machen wollen. Er ist sechszehn Jahr alt, und so ist's denn wohl an der Zeit, daß er die Welt und die Menschen sieht, und sie kennen lernt. Ich will ein Jahrer drei mit mir reisen, und Du, gute Mutter, sollst weiter keine Sorge mit ihm haben, wenn [er] der junge Mensch nur dazu anläßt."

Die Mutter überließ gern ihren Nardan dem ehrwürdigen Derwisch; denn wo hätte sie ihn besser können unterbringen.

Der Derwisch zog mit seinem Zögling weit und breit herum; er zeigte ihm Alles, was zu sehen war, er lehrte ihn Alles was er lernen konnte, und ließ es ihm an nichts fehlen.

Der eiserne Armleuchter

Berlin

Nardan hatte mehr Worte als Herz, und wollte dem Derwisch seine Dankbarkeit immerdar vielwortig bezeugen.

„Mein Sohn," sagte der ernste Derwisch, „die Dankbarkeit, die rechte und echte, spricht nur durch Thaten, und vielleicht kommt die Gelegenheit bald, wo du sie in dieser Sprache wirst gegen mich aussprechen können, der ich nur allein traue."

Drei Jahr waren sie gereist, als sie plötzlich in einer wilden Gegend mit überhangenden schroffen Felsen sich eingeschlossen sahen. Der Jüngling fürchtete sich sehr, der Derwisch aber sagte ihm: „wir sind nicht weit von Magrebi, wo ich mich gewöhnlich aufhalte, und zugleich an der Stelle, wo Du Deine Erkenntlichkeit endlich beweisen kannst. Merke auf! schweige! folge!"

Erblassend sahe der Jüngling dem Derwisch in's Auge, und dachte, es gälte sein Leben; da er aber in diesem Auge nur die gewöhnliche Güte und Freundlichkeit fand, so ward er wieder stolz und kühn, und verhieß und schwur seinem Führer, derselbe möge ihm anbefehlen was er wolle, es solle Alles treulich, unverzüglich und genaulich vollbracht werden.

„Wir wollen das sehen," sprach der Derwisch, und hieß ihm einiges dürres Gereisig zusammentragen, zündete dasselbe mit einem Glase an, welches wohl ein Brennglas seyn mochte, und streute in die auflodernde Flamme aus einer Büchse, die er hervorzog, wohlriechende Körner, indem er Worte dazu sprach, von welchen Nardan keines verstand.

Die Erde öffnete sich, und eine Treppe von weißem Marmorstufen führte in die Tiefe der Erde hinab.

„Hier, mein Sohn," sprach der Derwisch, „hier will ich nun sehen, ob Du erkenntlich bist, und Deine Dan-

sprechungen halten willst. Diese Treppe führt in eine tiefe Erdhöhle, und enthält unermeßliche Reichthümer. Laß Dich von ihnen ja nicht verblenden, sondern geh' gerad' aus, so wirst Du bald und leicht einen eisernen Leuchter finden mit zwölf Armen. Den nimm, und bring ihn ohne Verweilen mir her. Gefahr ist gar nicht dabei, wofern du mir pünktlich folgst."

Als Nardan etwa zwanzig oder dreißig Stufen hinabgekommen war, kam er in einen weiten weiten Saal, der auf Pfeilern ruhte vom schönsten Gestein. Am Ende desselben stand der Leuchter, den er wohl sahe, der aber sehr unscheinbar war und alt. Links und rechts befanden sich aber große Zimmer und Gemächer, angefüllt mit unermeßlichen Schätzen von Edelsteinen und gemünztem Golde, die in großen Haufen aufgeschüttet da lagen, und die um so mehr leuchteten und glänzten, weil der Saal sowohl als die Gemächer mit vielen tausend Lichtern erhellt waren. Der junge Mensch vergaß darüber ganz und gar den Leuchter und die Dankbarkeit gegen den Wohlthäter, und dessen ernstes Wort, und füllte seine Taschen, und selbst die Falten des Turbans, mit den schönsten Gesteinen von Diamanten und Rubinen. Aber er war kaum damit fertig, so schloß sich donnernd die Oeffnung der Höhle zu, und die Lichter verlöschten eins nach dem andern. Mitten in seiner Angst ergriff er jedoch noch eilig den eisernen Armleuchter, denn daß er etwas ganz besonderes seyn müsse, hatte er sich wohl vorher ein wenig bedacht, indem ja sonst der Derwisch denselben nicht diesen unermeßlichen unterirdischen Schätzen vorgezogen haben würde. Aber die Angst that gewiß das Meiste.

Den Leuchter hatte er wohl nun, aber wie er aus der Höhle hinauskommen sollte, das wußte er nicht. Indes-

ten that auch hier die Angst wieder was sonst die kalte und ruhige Ueberlegung thut. Das letzte Licht war erloschen. Er suchte und tappte aber, eben in der Angst, nach einem Ausgang mit Seufzen und Beben, und fand zuletzt auch einen. Es war eine mit Dornen dick und dicht überwachsene Oeffnung, durch welche einige Lichtstrahlen in die Höhle fielen, und aus welcher er glücklich hervor stieg, obwohl er etwas an Kleid und an Haut in den Dornen mußte sitzen lassen.

Er hatte sich während seiner Angst und seines Suchens seine Undankbarkeit und seinen Ungehorsam gegen seinen Wohlthäter mit thränenden Augen vorgeworfen, und sich selbst versprochen, wenn nur der Himmel ihm wieder heraus hülfe, er wolle ja niemals mehr so undankbar seyn! — Nun wollte er denn seinem Wohlthäter den eisernen Leuchter behändigen, aber der Derwisch war nicht da, wie sehr er auch rief und schrie. Recht dankbar war er gewiß auch jetzt nicht, sondern vielmehr mocht' er wohl denken: „was nützt dir der alte unscheinbare eiserne Leuchter, der für den Verkauf nicht zwei Groschen gilt, und dessen Tugenden du nicht kennst; — und wer weiß, ob ihn nicht der alte wunderliche Derwisch, der sich ja aus nichts in der Welt etwas macht, blos seines Alterthums wegen nur so zur Rarität hat haben wollen?"

Er behielt den Leuchter indessen, obwohl er ihm nichts werth schien, denn der kleinste seiner Edelsteine war ja zehntausend Mal mehr werth. Wenigstens glaubte er's also.

Er wollte nun mit seinen Schätzen nach Hause zu der Mutter, und wollte mit denselben ein wenig groß und hochmüthig thun, nur wußte er nicht, wie er zur Mutter hinkommen sollte, von der er viel, viel hundert Meilen entfernt zu seyn glaubte.

Auf gutes Glück machte er sich auf den ersten besten Fußpfad, den er vor sich sah, und fand sich zu seinem Erstaunen — wie? das wußte er selbst nicht, — nach wenigen Schritten vor der Hausthüre der Mutter.

Da erzählte er der Mutter, was, und auf welche Weise sich in den drei Reisejahren Alles begeben, und was er gesehen, gehört und gelernt, und zuletzt erfahren hätte, und dabei zog er ganze Hände voll von Edelsteinen aus seiner Tasche hervor, und schüttelte sie aus seinem Turban heraus, so, daß die Mutter vor ihrem Glänzen und Strahlen die Augen beinahe zudrücken mußte.

Sie wollten nun eben überlegen, was für einen Gebrauch sie von den unermeßlichen Reichthümern machen wollten, als die Edelsteine allesammt in der Luft verschwanden. Sie griffen schreiend ihnen nach, aber sie ergriffen nur die Luft. Freilich! mancher sucht hohe Dinge, und ergreift nur Luft und Dunst. — Sie suchten auf dem Tische, und sie fanden nichts von Edelsteinen, sie schauten und suchten in allen Winkeln der kleinen Stube, und — es war nichts da!

Als nun Nardans vornehme Gedanken mit seinen Edelgesteinen in die Luft geflogen waren, warf er sich seine Undankbarkeit und seinen Ungehorsam auf's neue vor. „Ach," rief er verzweifelnd, „was ich mir heimlich und verstohlen zueignen wollte, das ist dahin; aber der Leuchter, den ich für den Derwisch geholt hatte, der ist mir geblieben."

Als der Abend kam, steckte Nardan das Abendlicht auf einen der Arme des Leuchters, und schau, sogleich erschien ein Derwisch, der schnell, und immer schneller um den Leuchter herum tanzte und kreiselte, und zuletzt nach einer Stunde einen Asper hinwarf.

Nardan hatte alle Klugheit des Geizes, und steckte in der nächsten Nacht deshalb zwölf Lichter auf des Leuchters Arme, und es erschienen zwölf Derwische, tanzten und drehten sich eine Stunde um den Armleuchter herum, warfen jeder ihren Asper hin, und verschwanden. Nardan steckte neue Lichter auf, aber kein Derwisch erschien, der einen Asper hingeworfen hätte, und nach vielen Versuchen sahe er denn recht wohl ein, daß der Armleuchter innerhalb vier und zwanzig Stunden seine Dienste nur einmal verrichtete. Es war immer ein kleiner Zuschuß, den Sohn und Mutter mit den zwölf Aspern für jeden Tag erhielten, zumal in einer Zeit, wo Alles so wohlfeil war.

Dem Nardan war das lange nicht genug, und er dachte, wer weiß was dir der Derwisch für den rostigen Armleuchter schenkt? wenn du ihm denselben überbringst. — Er wollte, wie Ihr wohl seht, die Wurst nach der Speckseite werfen, nahm den Leuchter, und reiste nach Magrebi.

Er hatte sich eingebildet, der Derwisch würde in einer kleinen Zelle eines Klosters wohnen, aber wie erstaunte er, als man ihn zu einem Palast hinwies, wo Alles voll Bedienten wimmelte, und von Pracht und Herrlichkeit glänzte und schimmerte. Er hatte das Herz nicht, nach dem Derwisch zu fragen, und drückte sich in einen Winkel.

Da kam einer der Diener, und sprach zu ihm: „komm nur, Nardan, mein Herr und Gebieter, der Derwisch hat Dich schon lange erwartet.“ Er führte ihn mit diesen Worten durch viele Zimmer und große Säle, und in dem letzten und größesten Saal fand er den Derwisch auf einem reichen Sopha, nachdenklich, aber auch nachlässig vornehin ausgestreckt.

Nardan, in Verlegenheit über alle diese Pracht [illegible]

Herrlichkeit, aber mehr noch seines bösen Gewissens wegen, stammelte und stotterte, und wollte mit abgebrochenen Worten seine Dankbarkeit und Treue rühmen, daß er ihm, seinem Wohlthäter, mit so viel Aufopferung und Verleugnung eine so lange und weite Reise nachgezogen sey, um ihm den Leuchter zu überbringen, dessen Tugenden er wohl wisse.

„Schweig! Ich kenne Deine Undankbarkeit, mein Sohn!" — sprach der Derwisch. „Nichts weißt du, aber ich weiß so viel, daß Du mich nicht betrügen wirst. — Ich weiß schon was dich herführt — Deine Habsucht, Deine Geldsucht, Deine geheimsten Gedanken sind mir bekannt. Hättest du des Armleuchters verborgene Tugenden gekannt, du hättest ihn fürwahr nicht wieder gebracht! Aber du kanntest nur die Paar Asper, die er dir täglich lieferte, und gierteſt nach Vielen, indem du auf meine Güte rechneteſt. — Verrechnet sollst du dich nicht haben; aber die Tugenden des Armleuchters, die du dir einbildeſt zu kennen, sollst du zu Abend erst kennen lernen, und schauen, wie viel Geld und Gut er gewähren kann, wenn man seine Tugenden aus ihm heraus zu holen versteht. Aber deswegen habe ich ihn fürwahr nicht gewünscht, sondern weil er das Werk eines weisen Mannes, und eine große Seltenheit ist; denn Seltenheiten liebe ich gar sehr. Hätt' ich Gold und Edelsteine gewollt, so hätt' ich sie aus der Höhle gar leicht erhalten mögen, ohne dich eben sowohl als ohne den Leuchter. Aber deine Dankbarkeit wollt' ich sehen, von der du so viel Geschwätz machteſt, und so wenig gehalten haſt."

„Doch ich will nicht noch mehr Worte machen, denn was du nicht Gutes und Tüchtiges aus dir selbst machſt, [illegible] die Worte auch nicht aus dir. — Hier siehst du

den Schlüssel zu allen meinen Schätzen. Wähle dir daraus was dir gefällt, sey es auch was es sey. Morgen werden drei Kameele bereit seyn, sie damit zu beladen. — Ich bin deiner Mutter Dank schuldig!"

Am Abend steckte der Derwisch in Nardans Gegenwart zwölf Lichter auf den Leuchter; zwölf Derwische kamen und tanzten, und empfingen vom Lehrer des Nardan jeder einen Streich auf den Hintern mit einer Gerte, schütteten große Goldhaufen aus und verschwanden.

„Da sieh!" sagte der Derwisch, und gab ihm den Schlüssel.

Nardan nahm den Schlüssel, und schloß damit zwölf hohe, weite gewölbte Säle auf, alle angefüllt mit Gold und Edelstein nicht nur, sondern auch mit tausendfältigen Seltenheiten, und mit Kunstwerken, die zum Theil mehr mochten werth seyn für den Kenner, als alles Gold und Gestein.

Am andern Morgen beladete Nardan seine drei Kameele, die schon bereit standen, mit den Schätzen, die er sich ausgesucht hatte, und ein Pferd für ihn selbst, und eins für den ihn begleitenden Sklaven standen gleichfalls bereits vor dem Palaste, gesattelt und gezäumt.

Ein Mensch, der einmal undankbar in seiner Habgier geworden ist, obwohl er jetzt statt achtzehn Pfennigen des Tages sonst, einen unermeßlichen Reichthum für hundert Menschenalter hatte, kennt keine Grenzen mehr in seiner Leidenschaft, bis sich die Leidenschaft in sich selbst zerstört und aufgerieben hat, und Frohmuth und Glück, und am Ende den Menschen selbst mit.

Nardan gehörte zu diesen undankbar habgierigen Menschen, welche, wenn sie viel hatten, mehr haben wollten, und wenn sie noch mehr hatten, wollten sie Alles ha[illegible]

„Was will denn der alte dumme Mann, der doch als Derwisch nichts braucht, und nicht Weib noch Kinder hat, mit den unermeßlichen Schätzen, die er besitzt? Er hat ja mehr als er bedarf, sein ganzes Leben lang. — Aber er ist unersättlich, und will noch obendrein mit dem Leuchter groß thun. Ich werde mir kein Gewissen machen, denselben heimlich mit zu entführen, denn ich habe ihn ja fast mit Lebensgefahr heraus holen müssen, aus der Tiefe der Erde. — Und so entführte er ihm denn den Armleuchter, der offen und frei in einem der gewölbten Säle dastand, indem er denselben in einem der Säcke, die mit Gold und Edelgesteinen gefüllt waren, verbarg. — Wer war der Unersättliche??

Er kam mit seinen Schätzen nach Hause, und die Mutter hatte unendliche Freude, daß das liebe, herzliebe Söhnlein wieder da war, und noch mehr Freude darüber, daß es mit so reicher Ladung da war, welche er im Hause, so gut möglich, in Sicherheit brachte.

Nardan konnte es kaum erwarten, daß es Abend wurde. Er zündete den Armleuchter mit zwölf aufgesteckten Lichtern an, nachdem er seine Haselgerte in die Hand genommen hatte, und die zwölf tanzenden Derwische erschienen. Mit der Gerte gab er jedem derselben einen tüchtigen Schlag auf den Hintern, aber mit der rechten Hand, wie er zu thun gewohnt war, denn er hatte nicht darauf Acht gehabt, daß der Derwisch den Schlag mit der linken Hand gegeben hatte.

Anstatt daß die zwölf Derwische Säcke voll Gold und Edelsteine sollten hinwerfen, zogen sie Knüttel unter ihren Kleidern hervor, und prügelten ihn so entsetzlich, daß er von seinen Sinnen nicht wußte, und einige Stunden lag, wie ein todter Mann.

Als er wieder zu sich selbst kam, waren die Kameele fort, die abgeladenen Ladungen derselben waren fort, der Sklave mit den beiden Pferden war fort, und der Armleuchter war auch fort; aber die mit Blut unterlaufenen Striemen und Schwielen am ganzen Körper waren nicht fort, sondern blieben und schmerzten, noch über ein halbes Jahr.

Nardan war so erbärmlich armselig und dürftig als zuvor.

Und das war denn wohl die gerechte Strafe der habgierigen Undankbarkeit.

Meisterstücke dreier kunstreicher Brüder.

In einem Dorfe in Frankreich lebt ein Mann noch jetzt, wenn er nicht schon vor 2 oder 300, oder gar vor 1000 Jahren gestorben ist, welches ich nicht wissen kann, der heißt oder hieß Simonett oder Simonchen, oder auch nur Monchen, und erst da er fünf Frauen gehabt hatte, bekam er mit der fünften drei Kinder auf einmal, und also Drillinge, und zwar lauter Söhne.

Die Drillinge wuchsen lustig und frisch hinauf, und wußten wie Frühstück, Mittags- und Abendbrod schmeckte, denn sie waren gar nicht krank im oder am Magen.

Nun! dachte der Vater, da ihr denn so tüchtig und manierlich appetitlich essen könnt, so muß doch ein rechter Geist und Verstand in euch stecken.

Er nahm die Jungen vor, nachdem sie gehörig groß waren, und sagte:

„Hört einmal ihr großen Bengel; ihr seht ein, daß ich nicht ewig leben kann. Sterben muß Jeder einmal. Und so muß Jeder von euch in die Welt hinaus, und soll sich etwas versuchen, und etwas lernen und nutze

den; — das ist sehr nöthig; denn sonst bleibt ihr dumm und tölpisch, und wißt nicht wie ihr einen Bissen Brod erwerben sollt, obwohl ihr wißt wo's Maul ist, da man ihn hinein steckt. — Seht ihr das auch ein, ihr großen Schlingel?"

„O ja! Herzvater, so viel sehen wir schon ein!" antworteten sie alle drei.

„Nun paßt weiter auf," sprach der Vater, „und merkt fein auf meine Worte. Das bischen Hütte was ich habe, der kleine Krázgarten, und die paar Ackerchen Feld, die werden keinen fett machen, wenn sie in drei Theile gehen, und keiner von Euch könnte davon eine Maus nebenbei ernähren. Seht! Hört! und merkt auf! Ich habe gedacht, ich will euch auf ein Jahr in die Welt senden, und wenn ihr dann wieder kommt, soll der Häuschen, Höfchen und Ländchen bekommen, welcher das meiste gelernt hat. Seyd ihr das alle zufrieden?"

„Ja, ja! Herzvater ja! das sind wir zufrieden!" sprachen die Söhne.

Somit zogen die Drillinge hinaus in die weite Welt, so weit, so weit, als man in einem Jahre kommen kann, und sahen vieler, vieler tausend Herren Länder und Städte, und versuchten sich etwas, und lernten gar wundersame und künstliche Dinge.

Nach einem Jahre waren sie denn alle glücklich wieder nach Haus gekommen, wohl um des Vaters Gebot zu ehren, oder vielleicht, — ich aber weiß es nicht, — der Mutter Töpfe zu beschnüffeln, denn auf der Reise setzt es oft schmale Bissen.

Nun das versteht sich, daß Vater und Mutter ihnen um den Hals fielen, als sie ankamen, und die Söhne fielen den Aeltern wieder um den Hals. —

„Nun Kinderchen, herzliebe Kinderchen," sprach der entzückte Vater, „sagt an, was ihr auf euren Reisen für Kunststücke gelernt habt."

„Ich bin ein Barbier geworden," sagte der erste.

„Ich bin ein Hufschmidt geworden," sagte der zweite.

„Ich bin ein Fechter geworden," sagte der dritte.

„Nun das ist ja recht sehr schön und löblich," sprach der Vater, weil er doch auch etwas sagen mußte; „es kommt nur darauf an, ob ihr auch eure Sachen alle ordentlich, gründlich — zu verstehen, so aus dem rechten gründlichen Grunde meyne ich, gelernt habt?"

„Ja, Vater, ja gewiß, gewiß und fürwahr, aus dem allergründlichsten Grund haben wir's gelernt, das könnt Ihr nur glauben!" sprachen die Söhne.

„Na!" sprach der Vater, „wer seine Sachen am besten kann, der soll's Hüttchen und Feldchen haben."

Indem sie so davon sprachen, kommt daher gelaufen Herr Lampe, der Haase, im vollen schnellen Rennen. Der Barbier hat seinen Scheerbeutel sogleich bei der Hand, nimmt ihn unter den Arm, und ist schneller und flinker als das Häslein; läuft dem Häslein nach, und ob es wohl so fix rennt als ein Haas laufen kann, hat ihm doch der Barbierer im Mitlauf das Bärtlein eingeseift, und so glatt und scharmant und so rein geputzt als ob's Häslein auf dem Stuhl ihm still gesessen hätte, und hätte die Serviette vorgethan gehabt.

„Hm!" sagte der Vater, gar höchlich verwundert, „du wirst das Hüttchen wohl erlangen."

„Hm!" sagte der Schmidt, „das wollen wir sehen;" und so eben kam ein Reiter im vollen Galopp mit seinem Pferde daher. — Der Schmidt mit Hammer und Zange unter dem galoppirenden Pferde drein, reißt demselben

die Hufeisen ab, und legt dafür neue auf, ohne daß dem Galopp oder dem Pferde oder dem Reiter im mindesten ein Aufenthalt und Nachtheil geschieht.

„Nun," sagte der Vater, „da mag der Henker wählen oder entscheiden. Das ist mir zu hoch und zu fein! — Da weiß ich nun nicht — — —"

Lächelnd hatte der Fechter dabei gestanden, und nach dem Himmel hinauf gesehen. Eben brach ein Gewitterwolke los, mit gewaltigem Platzregen. Mein Fechter nicht faul, sondern flink aus dem Hause hinaus, und schwingt sein Fechterschwert so um sich herum, und so hin und her, daß ihm kein einziger Regentropfen etwas anhaben konnte. Der Gewitterregen war vorüber, und der Fechter war ganz trocken.

„Na, da seh einer Gottes Wunder," sagte der Vater, „da macht's mit einander selbst aus, wer's Hüttchen haben soll."

Wo Liebe und Friede im Herzen wohnen, da sind solche Sachen leicht ausgemacht. Die Brüder fielen sich um den Hals, und sagten, wir bleiben beisammen. Und da sie so gewaltig kunstreich waren, so fehlte es ihnen [illegible] nicht an Nahrung. Der eine barbierte, der andere beschlug die Pferde, der dritte gab Unterricht im Fechten, und alle jungen Offiziere und Studenten nahmen Stunden bei ihm, und Alle hatten zu leben.

So war's!

Reinhold das Wunderkind.

Vor alten Zeiten lebte ein reicher, reicher Graf, [illegible] weiß nicht mehr wo? — Der hatte Städte und Schlösser

Reinhold das Wunderkind

Kgl. Bibl.
Berlin

Felder und Wälder, und sein Einkommen war sehr, sehr groß.

Da ging's ihm denn, wie's vielen überreichen Herren ergangen ist. So vieles Gut, meinte er, könne ja gar nicht alle werden, und darum lebte er alle Tage herrlich und in Freuden, mit Banketten, Turnieren, Bällen und andern Festen, mit Bret und Würfelspiel, und wenn ein Ritter bei ihm einkehrte, gab er ihm drei Tage lang ein Fest.

Sein Hof hatte die schönsten Edelknaben zur Aufwartung, und Läufer, Jäger und andere Diener, allesammt prächtig gekleidet, und die theuersten Pferde und Jagdhunde. Das hatte er Alles zu seiner Lust, und dabei mocht' es ihm auch wohl recht sehr gefallen, wenn man allenthalben vom reichen Graf und von der Herrlichkeit seiner Hofhaltung sprach.

Er gehörte zu denjenigen Reichen, wie es ihrer viele gibt. Sie wissen wohl, wie man in Lust und Freude viel Geld und Gut verthut, aber wie man einen einzigen Thaler nur erwerben kann, das haben sie nimmermehr gelernt.

Unser Graf kam immer tiefer und tiefer herunter, und hatte die wunderliche Scham, daß er es nicht wollte merken lassen. Darum trieb er das alte Wesen immerdar fort, so lange es nur ging, und verpfändete lieber eine Stadt nach der andern, ein Schloß nach dem andern, eine Besitzung nach der andern, als daß er sich eingeschränkt hätte. Aber am Ende wurden doch die Diener abgedankt, die Juwelen und Pferde verkauft, die Hunde todtgeschlagen, und der Graf zog mit seiner frommen Gemahlin und drei wunderschönen Töchtern auf ein altes Waldschloß, was er vielleicht sein lebelang niemals gesehen hatte. Da lebte er kärglich und dürftig, und seine Kost war Wurzeln und Beeren, und allenfalls einmal ein Stück Wild, das

wollt' ihm gar nicht zu Sinne und Halse. Wär' er immer arm gewesen, so hätt' es nichts ausgemacht, und er hätte wohl mögen zufrieden seyn, aber er war verarmt, — er war, was noch mehr ist, durch eigene Schuld verarmt, und das ist viel schlimmer. Da wurde er denn sehr unmuthig, und tobte und lärmte und wetterte im Hause herum, und die Seinen, die doch keine Schuld hatten, hatten es sehr schlimm bei ihm.

Der Wald, in welchem der Graf sein Wesen trieb, war verdächtig, und es hieß, es sey nicht richtig darin, und darum wurde er denn auch der Zauberwald geheißen, zumal da Niemand, der tiefer in den Wald hinein gekommen war, aus demselben zurückkehrte.

Einmal war der Graf mit seinem Jagdspieß tiefer in den Wald hinein gekommen, als sonst. Er hatte lange gejagt und nichts erjagt, und setzte sich ermüdet unter eine alte Eiche, und holte sein Brod mit Salz aus dem Jagdranzen hervor.

Da schritt ein ungeheurer Bär auf ihn zu, vor dem er gewaltig erschrak, zumal da er auf Bärenjagd sich gar nicht gerüstet hatte. Den Jagdspieß, welchen er dem Ungethüm entgegen hielt, zerknickte es wie einen Strohhalm, und brummte ihm zu:

„Was hausest und jagst du in meinem Wald, du Räuber? Wisse, daß du mit deinem Leben mir verfallen bist, und mit dem Leben sollst du auch büßen!"

„O! freßt mich nicht, gestrenger Herr Bär," jammerte der Graf, „ich will Euch Euren Honig nicht rauben. Habt Ihr aber Appetit, so will ich Euch geben, was ich vermag, aber es ist freilich nur Hausmannskost."

Hierauf bot er dem Bär all' seinen Mundvorrath an. Aber dieser brummte unwillig:

„Was bietest du mir für elende Kost? Ich bedarf ihrer nicht. Aber ich will deines Lebens schonen, gibst du mir deine älteste Tochter Wulfhilde zur Frau!“

„Gern! Gern! edler Bär,“ antwortete der Graf in der Todesangst. Aber er hatte doch gleich eine List ersonnen, und setzte hinzu: „Es versteht sich aber jedoch, daß Ihr nach Landesgebrauch die Braut löset, und selbst kommt, sie heim zu führen?“

„Es gilt!“ sprach der Bär, und hielt dem Grafen die rauhe Tatze hin, um einzuschlagen. „In acht Tagen löse ich sie mit einem Zentner Gold, und führe Wulfhilden heim.“ Und damit trabt er seiner Höhle zu.

Der Graf eilte aus dem furchtbaren Walde, und kam in später Abendzeit, zitternd und ermattet, auf seinem Waldschloß an.

Er erzählte am andern Morgen was ihm begegnet war, und was er in der Angst habe versprechen müssen. Da weinten und schrien Mutter und Töchter überlaut, und keine konnte sich trösten.

Aber der Vater ging finster und stumm hinaus, und besahe sich die Mauern und Graben des Schlosses und sah zu, ob das eiserne Thor noch haltbar sey, und fand Alles noch tüchtig genug, einem dickköpfigen Bären den Eingang zu verwehren, indem er doch nicht durch's Schlüsselloch werde hinein schlüpfen können. Er zog die Zugbrücke auf, verwahrte alle Zugänge, und brachte Wulfhilden in ein festes, wohl vermauertes Kämmerlein, hoch oben im Wartthurm. — So hielt er sich denn völlig sicher.

Sechs Tage waren vergangen, und der siebente brach an. Da erhob sich vom Wald her ein gewaltiges Getöse und Halloh. Peitschen knallten, Hörner schallten. Reiter trabten mit Rossen heran, und es näherte sich

prächtiger Wagen, wie von lauter Gold und Silber, und die Reiter, die den Wagen umgaben, waren allesammt herrlich gekleidet.

Der Wagen kam bis an's Schloßthor, und es stieg ein schöner Prinz in Sammt und Silberstück gekleidet, aus demselben heraus. Perlenschnuren mit Diamanten liefen um seinen Hut, und eine goldene Kette hing um seinen Hals. Riegel und Schlösser des Thores und der Thüren öffneten sich von selbst, und die Zugbrücke fiel von selbst herab. Rasch, wie ein Sturmwind, flog der Prinz die Treppe hinan, und brachte zwei Augenblicke darauf die bebende Braut in seinen Armen herab, und trug sie in seinen Wagen.

Ueber dem Getöse war der Graf erwacht, und sahe seine Tochter dahin führen, und erhob ein großes Jammern und schrie ihr nach: „Ade mein Töchterlein; fahr wohl, fahr wohl, du Bärenbraut!"

Und die Mutter, die auch aufgewacht war, suchte nach dem Töchterlein im ganzen Schloß, und fand es nirgends, aber oben in der Kammer der Warte fand sie einen silbernen Schlüssel auf einem Tische, den nahm sie mit herab.

Drei Tage verlebte das Haus in Jammern und Wehklagen, dann ging der Graf aus dem Trauergemach um frische Luft zu schöpfen. Da stand auf dem Hof eine Kiste von glänzend polirtem Ebenholz, die recht schwer war zu heben. Er merkte schon was drinnen war, und schloß mit dem Schlüssel die Kiste auf, und fand einen Zentner Golds in schöne Münzen ausgeprägt.

Da erwachte im Grafen der alte Geist der Thorheit, und die geraubte Tochter und alles Herzeleid waren vergessen. Und das Bankettiren und Tafeln, und Hofhalten mit Dienern, Jägern, Pferden und Hunden ging mehr

von vorne an, denn so viel Gold konnte nicht alle werden. Aber es ward doch in kurzer Zeit alle, und die Gläubiger kamen, und räumten ihm das alte Waldschloß aus, und ließen dem Grafen fast nichts übrig, als einen alten Jagdfalken. Das herrliche Leben war vorbei, und das kümmerliche fing wieder an.

Voll Ueberdruß und Langweile ging er mit seinem Federspiel (Falken) auf die Jaad, aber nicht in dem Walde, vor welchem er große Scheu trug, sondern auf dem weiten Blachfelde, das vor demselben lag.

Eines Tages ließ er den Falken steigen. Der kreiste hoch in den Lüften umher, und da sein Herr ihn lockte, wollte er nicht zurückkehren, sondern schwebte dem grauenvollen Walde zu, wohin der Graf ihm nicht zu folgen wagte.

Plötzlich stieg ein mächtiger Adler aus dem Walde auf, und über den Falken hinauf, der ängstlich und geschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um Schutz zu suchen. Der Adler aber fuhr ihm nach bis zu dem Grafen hin, und schlug einen seiner mächtigen Fänge (Klauen) in die Schulter des Grafen, indessen er mit dem andern den armen Falken zerquetschte.

Der Graf suchte zwar sich mit dem Jagdspieß gegen den gewaltigen Aar (Adler) zu schützen, aber der Aar zerknickte ihm den Jagdspieß eben so leicht, als der Bär.

„Verwegener," kreischte der Aar, „was wagst du dich in mein Jagdgebege in der Luft? — Das gilt dein Leben!"

Der Graf hatte schon bei dem Bären eine lehrreiche Erfahrung gemacht, und sagte: „Seyd nur nicht ungnädig, gnädigster Herr! Es ist Alles wider meinen Willen geschehen. Den armen Falken habt Ihr ja auch schon bezahlt. Speiset ihn nach Belieben."

„Heute lüstert mich einmal nach Menschenfleisch,“ sprach der Aar, „und du scheinst mir ein guter Bissen.“

„Ach Gott,“ jammerte der Graf, „ist denn gar kein Abkommen? Fodert doch Alles was ich habe, nur schont meines Lebens.“

„Gut,“ sprach der Adler; „gibst du mir deine zweite Tochter Adelheid, so schone ich dein. Ich will sie [illegible] mit zwei Goldstufen, jede von einem Zentner, und in sieben Wochen hol' ich das Mädchen.“

Der Graf war das zufrieden, und ging ganz wohlgemuthet heim, denn nun bekam er wieder Gold, und konnte also auch wieder in Saus und Braus leben; doch sagte er daheim kein Wort, und klagte nur über den Falken, der sich verflogen habe. So ersparte er sich die Vorwürfe der Seinen, und seiner Tochter den Schmerz.

Sechs Wochen waren um. Adelheid wußte, was ein Mädchen thun muß, das einmal eine gute Hausfrau werden will, und spann das feinste Gespinnst, und konnte es selbst weben, und bleichte das zarte Gewebe auch selbst, am frühen Morgen, auf frischem Rasen, beim kühlen Thau.

Eben war sie mit Bleichen am Morgen des siebenten Tages beschäftigt, als daher gezogen kam, ein Zug Ritter und Knappen. Adelheid verbarg sich hinter einen blühenden Rosenstrauch, denn sie war noch im Morgenkleide. Der schönste Ritter in dem Zuge sprang vom Pferde und sprach: „Ich sehe dich schöne Adelheid, ich liebe dich lange; o komm mit mir, und werde mein Gemahl!“

Das war ihr zu unerwartet, und sie fiel in Ohnmacht in's Gras, und als sie erwachte, hielt sie der Ritter in seinen Armen fest, und sie war schon viel tausend Schritte vom väterlichen Schlosse entfernt.

Als die Tochter nicht zum Frühstück kam, welches die

Mutter bereitet hatte, da wurde der Mutter bänglich zu Muthe. Sie suchte und rief da und dort, und zum Scheine half der Graf suchen und rufen. Als er nun während dessen an den Rosenbusch kam, siehe da lagen zwei große Eier, jedes von einem Zentner, und dem Grafen lachte das Herz im Leibe. Doch bei den Goldeiern kam die Gräfin Verdacht, und der Graf entdeckte ihr auch Alles.

Es half ihr nichts, daß sie den ruchlosen Vater mit Thränen schalt; er schwieg, bis sich ihr Eifer gelegt hatte, und brachte seine Eier in Sicherheit, that drei Tage als ob er Leid trüge um den Verlust der geliebten Tochter, und fing dann das alte Unwesen wieder an.

Nun hatte er nur noch eine Tochter, die lieblich holde Bertha, die bei jedem Ritterspiel mit demjenigen Ritter tanzte, welcher den Preis davon trug.

Die edelsten Ritter kamen von nah und von fern, immer einer schöner und adlicher als der andere, und bewarben sich um Bertha's Hand; aber Bertha konnte zu keiner Wahl kommen.

Es währte nicht lange, da waren die Goldeier auch verthan, das Schloß ward wieder wüste und leer, und die alte Kärglichkeit und Dürftigkeit zogen statt des Prunkens und Prachtens abermals ein, und der Graf durchstrich unmuthig Feld und Flur.

Er hatte einmal ein Völklein Rebhühner verfolgt, und war dabei dem grausigen Walde nahe gekommen, aber er wagte sich nicht hinein, sondern ging an der Brahne (am Rande) hin. Da sahe er einen großen Fischweiher, den er sein Lebtag noch nicht gesehen hatte. In dem silberklaren Wasser des Teichs spielten muntere Forellen und scherzten im Wasser, — und der Teich sah gar nicht ge-

fährlich aus. Hier wird es manch gutes Gericht geben, dachte der Graf, ging nach Hause und strickte sich ein Fischernetz, und schon am andern Morgen war er am Ufer des Teichs, auf welchem er einen kleinen Nachen fand. Der Nachen kam ihm eben recht, und er ruderte lustig auf demselben umher, und warf sein Netz aus, fing mehr Forellen als er fortbringen konnte, und der Mund wässerte ihm schon von dem köstlichen Mahle, das er halten wollte.

Aber als er zurück wollte, stand einige hundert Schritte vom Ufer der Nachen so fest, als sey er aufgenagelt, und der Graf brachte ihn mit aller Kraft nicht von der Stelle. Rings um den Nachen umher wich das Wasser zurück, der Kahn schien' sich zu heben, und immer weiter vom Ufer sich zu entfernen, und der Weiher dehnte sich zu einem mächtigen See aus, und der See schwoll, und seine Wogen und Wellen schäumten und braußten, und er ward mit Entsetzen gewahr, daß ein gewaltiges Seeungeheuer den Nachen auf dem Rücken trug. — Er bebte!

Das Meerwunder tauchte unter, erhob nun seinen großen greulichen Kopf aus dem See, sperrte den Rachen schlund auf und sprach: „du Tollkühner! was störst du meine Fluthen, und willst meine Unterthanen fangen? Wisse, daß dein Leben verfallen ist."

Der Graf war nun schon zu bekannt mit solchen Dingen, als daß er sich nicht leicht von seiner Bestürzung erholt hätte. Er sprach zum Fisch:

„Hochgewaltiger Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, und gönnt mir das Gericht Fische. Solltet Ihr einmal zu mir kommen, so sollen Euch Küche und Keller auch offen stehen."

„Hah!" sprach der Fisch; „der Stärkere frißt den

Schwächern. Du willst meine Unterthanen verschlingen, dafür verschling' ich dich."

Und damit riß das drohende Ungethüm den Rachen noch eins so weit auf, gleich als wollte es den Nachen mit sammt dem Mann verschlingen. Da bat der Graf flehentlich um sein Leben, und das Ungeheuer schien sich zu bedenken.

„Gieb mir deine Tochter zum Weibe," sprach es, „so sollst du dein Leben gewonnen haben."

„Ja!" sagte der Graf, „gern! Ihr seyd schon ein stattlicher Eidam; aber womit wollt Ihr die Braut lösen?"

Der Fisch antwortete, „er habe köstliche Zahlperlen auf dem Grunde seines Sees, von welchen er ihm drei Scheffel verhieß, und in sieben Monaten werde er seine Braut heim holen."

Das Forellengericht, was der Graf heimbrachte, schmeckte Allen sehr wohl. So etwas Gutes hatten sie lange nicht gegessen; aber die gute Bertha wußte nicht, wie theuer ihr dieß Gericht konnte zu stehen kommen.

Der Vater schwieg.

Der Mond hatte sechsmal gewechselt, und als der siebente Vollmond kam, machte er eine Reise in's Land, denn er wollte nicht Augenzeuge seyn von Bertha's Entführung und von dem Jammer der Mutter.

In der Mittagsstunde, als der Vollmond eingetreten war, meldete sich vor der Schloßpforte ein bekannter Ritter mit großem Gefolge, der ehemals oft den Ritterspielen beigewohnt hatte, die der damals noch reiche Graf veranstaltete. Er hatte vielmals mit der schönen Bertha getanzt, und oft den Ritterdank (den Preis des Sieges) aus der Hand derselben erhalten, und weil er nie Wein trank, hatte man ihn im Scherz den Wasserritter genannt.

Die Gräfin schämte sich ihrer Armuth, weil sie reich gewesen war. Sie konnte dem Ritter nichts vorsetzen. Aber der Ritter verlangte nichts als einen frischen Trunk aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses. Bertha holte den Trunk. Aber der Gräfin fiel ein, daß sie eine köstliche Wassermelone im Schloßgarten habe, und ging hin, dieselbe zu holen, um damit den Ritter zu bewirthen. Aber als sie zurückkam, war Bertha fort, der Ritter war fort, das Gefolge war fort, und alles Suchen und Wehklagen waren vergebens. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, und waren gefüllt, aber die Mutter achtete in ihrem Schmerz gar nicht darauf, denn sie war ja nun ganz einsam und verlassen. Aber der Graf, welcher zurück gekommen war, zu rechter Zeit, achtete mehr darauf, als auf die ganze Geschichte von Bertha's Entführung, und als er die Säcke öffnete, und lauter Zahlperlen darin waren, von der seltensten Güte, und groß wie große Gartenerbsen, da tröstete sich selbst die Gräfin, denn sie dachte, ein Eidam, der solche Geschenke machen könne, müsse von hohem Stande und großem Reichthum seyn, und so wäre er denn kein Ungeheuer. Der Graf wußte es besser, aber er ließ sie bei ihrem Glauben. Der Perlenschatz war unermeßlich, und wurde nach und nach zu Gelde gemacht. Es wimmelte auf dem Schlosse von Juden und Juwelieren, die um die köstlichen Perlen handelten. Der Graf löste alle seine verpfändeten Schlösser, Städte und Ländereien ein, und kaufte noch neue Besitzungen dazu, und zog auf sein schönstes Schloß. Niemand wußte, woher ihm wieder auf einmal so großes Gut zugekommen war. Sein Hofstaat wurde wieder eingerichtet, aber mäßiger und vernünftiger als vorher. Auch das ehemalige Sausen und Brausen, Bankettiren und

Dernieren ward nicht mehr gedacht, denn es war keine Tochter mehr zu verhandeln. Der Graf lebte in großer Behaglichkeit, die Gräfin aber in großer Bekümmerniß. Sie legte die Trauerkleider, in welchen sie Leid trug um ihre Töchter, nicht mehr ab, und wäre der Tod gekommen, so wär' er ihr sehr erwünscht gewesen.

Aber die arme Mutter sollte noch Freude erleben. Sie gebar dem Grafen einen Sohn, ein wunderliebliches Kind, und weil es kam, da die Gräfin kein Kind mehr hoffen konnte, so wurde es Reinhald das Wunderkind geheißen, und brachte große Freude in's Haus der Eltern.

Als der junge Knabe ziemlich heraufgewachsen war, wußte er das ganze Geheimniß von den verlorenen drei Schwestern. Die Mutter hatte so oft geweint, wenn sie ihn liebkoſete, denn sie dachte an die drei Töchter mit Mutterherzen, und Reinhald fragte dann: „ach liebe Mutter was weinst du?" und weinte gar oftmals mit, obwohl er noch nicht verstand warum? Und zuletzt erfuhr er Alles, was sich zugetragen hatte, ausführlich von der Mutter, und behielt es Alles gar genau. Da wünschte er denn, er möchte schon groß und wehrhaft und zum Ritter geschlagen seyn, dann wolle er ausziehen die Schwestern zu erlösen.

Er wurde denn groß, bekam Wehr und Waffen und wurde zum Ritter geschlagen. Nun begehrte er sogleich Urlaub vom Vater, denn er gab vor, er wolle nach Flandern einen Zug thun. Der Vater war gar hoch erfreut, daß sein Sohn solch' ritterlichen Muth hatte, gab ihm stolze Pferde und kostbare Waffen, und viel Knappen und Trabanten.

Reinhald zog fort; aber bald lenkte er von der Heer-

straße ab, und nach dem alten Waldschlosse zu, wo er über Nacht herbergte. Am frühen Morgen macht' er sich ganz allein davon, da Alles noch im festen Schlafe lag, ließ sein Gefolge zurück, und eilte auf seinem edeln Raben dem Zauberwalde zu. Niemand wußte, wo er geblieben war.

Immer tiefer kam er in den Wald, und immer dichter wurde das Gebüsch; Alles war einsam und öde. Er mußte vom Pferde absteigen, und sich mit dem Schwerte in der Faust Weg machen, Felsen hinan klettern, und in Abgründe hinab steigen. Er kam zuletzt in ein grünes liebliches, von hohen Felsen umgebenes Thal, wo er eine tiefe Felsengrotte entdeckte, vor welcher sich etwas regte, das einer Menschengestalt ähnlich sahe. Der kühne Jüngling schlich sich hinter den Bäumen hin, der Grotte gegenüber, und stellte sich so, daß er nicht konnte entdeckt werden.

Da sahe er eine junge und schöne Dame sitzen im Grase, und auf ihrem Schooße einen kleinen jungen Bär, der gar nicht absonderlich aussahe, und dem sie dennoch recht herzlich und freundlich liebkosete. Zu ihren Füßen trieb ein etwas älteres Bärenkind sein Spiel, schlug Purzelbäume, machte Männchen, und wollte den kleinen vom Schooße herunter haben, und die Dame hätschelte und streichelte ihn auch.

„Das ist die Bärenbraut, das ist Wulfhilde,“ dachte der junge Ritter und trat plötzlich aus seinem Hinterhalte hervor.

Wulfhilde — denn sie war es wirklich, erschrak so sehr, daß sie den kleinen Bär von ihrem Schoos ins Gras fallen ließ. Sie trat dem Jüngling entgegen und

sagte mit ängstlicher Hast: „Flieh, Jüngling, flieh eilends! Hier hauset ein Bär, der Alles zerreißt!“

Aber Reinhald wollte nicht fliehen. Er überzeugte Wulfhilden, daß er ihr Bruder sey, und bestand darauf bei ihr zu bleiben.

Da führte ihn denn die Schwester, weil er nicht weichen und wanken wollte, in die Höhle, aber mit Angst und Beben, wie das werde ablaufen. In der Höhle war ein Lager von Moos, worauf der Bär mit seinen Jungen schlief; gegenüber aber stand ein großes prächtiges Bette mit seidenen Vorhängen, worin Wulfhilde schlief. Reinhald mußte sich unter dem Bette verstecken, und sollte sich nicht räuspern, nicht niesen, noch auch sonst das leiseste Geräusch machen, damit ihn der Bär nicht merke, und zerreiße, weil die Schwägerschaft bei'm Schwager Bär gar nichts gelte.

Kaum war er unter dem Bette, als der Bär brummend in die Höhle trat, und mit blutiger Schnauze überall umher schnupperte. Er hatte des Ritters edeln Falben im Walde aufgespürt und zerrissen.

Wulfhilde saß auf ihrem Bette mit beklemmtem Herzen, denn sie merkte, daß der Herr Bär sehr übler Laune war. Sie liebkosete ihm zärtlich, sie streichelte ihm das rauche Haar, sie krauete ihm hinter den Ohren, aber er war grämlich und achtete nicht darauf. „Menschenfleisch!“ brummte er. — „Herzensbär, sagte Wulfhilde, wie sollte hier Menschenfleisch herkommen?“ — „Menschenfleisch!“ brummte er stärker und grimmiger, und spionirte um das Bette der Gemahlin herum, worbei dem herzhaften Ritter der Angstschweiß vor die Stirne trat. Der Bär kümmerte sich wenig darum, daß ihn seine Gemahlin bedräuete, und ihn fortgehen hieß von ihrem Bette.

Eben wollte er den Dickkopf unter die Bettlade zwängen; aber da faßte sich Wulfhilde aus lauter Angst ein muthiges Herz, und gab dem Bär einen tüchtigen Fußtritt in die Weichen. Da kroch der Bär, demüthig zwar, aber noch immer ein wenig brummelnd, auf das Lager zu seinen Kleinen hin, sog an seinen Tatzen, leckte die Jungen, und schlief so fest ein, daß er schnarchte.

Nun war die Gefahr vorbei, und die Schwester versah den Bruder mit Zwieback und Wein. Auch er fiel bald in tiefen Schlaf, und schnarchte eben so arg, als der Schwager Bär.

Als Reinhald am andern Morgen erwachte, war die Höhle verschwunden, und er lag in einem prächtigen Bette, welches in einem Zimmer stand, das reich und kostbar ausgeschmückt war. Er rieb seine Augen, welchen er nicht trauen wollte, er ergriff eine silberne Schelle, die da stand, und schellte, und ein nett gekleideter Bedienter trat herein, fragte nach seinen Befehlen, und meldete, daß seine Schwester und ihr Gemahl, Albert der Bär, ihn sehnsüchtig erwarteten.

Reinhald fürchtete sich vor dem Bären, aber der war ein schöner Prinz geworden, und die beiden kleinen Bären allerliebste kleine Prinzchen; die Höhle war ein großes prächtiges Schloß geworden, voll herrlicher Geräthe, Haiducken, Läufer und Diener, und Alles war anders.

Albert und Reinhald waren gleich mit einander herzlich vertraut, und Reinhald erfuhr nun, daß sein Schwager sechs Tage mit seinen Kindern in Bären verwandelt würden, und das Hofgesinde würde auch verwandelt, in Dachse, Füchse, Marder, und die Hofdamen in Eulen, Fledermäuse und anderes Gethier. Am siebenten Tage aber erhielte jeder wieder seine angeborne Gestalt u

Natur, und Wulfhilde sey an einem solchen glücklichen Tage von ihm heim geführt worden, und habe im Anfang gar sehr geweint; aber nun sey sie Alles schon längst gewohnt. Sie Beide liebten sich herzlich, und jeden siebenten Tag wären sie alle gar hoch vergnügt. Uebrigens habe der Zauber über Wulfhilden gar keine Macht. Sie leide Tag und Nacht, was sie sey.

Einen schönen Tag hatten sie zusammen verlebt, in Herrlichkeit und Lust, als Albert seiner Gemahlin etwas heimlich zuflüsterte. Es war nämlich an der Zeit, daß Reinhald nun bald Abschied nehmen mußte, weil die Stunde der gefährlichen Verwandlung herannahte, wo Albert wieder ein grimmiger Bär wurde, der, seine Gemahlin ausgenommen, keines Menschen dann schonen konnte. Der Schwager Reinhald wollte zwar gar nicht gern fort, allein es mußte so seyn.

Reinhald fragte bei'm Abschied, was er denn thun könne, den Zauber zu lösen? „Nichts, mein Bruder," antwortete der Schwager; und nahm darauf drei Bärenhaare aus seiner Tasche und gab sie Reinhald. „Achtet sie nicht gering," sprach Albert; „und wenn Euch einmal etwas zustößt, so reibt sie zwischen den Händen."

In einem herrlichen Wagen, bespannt mit 6 Rappen, und begleitet von vielem Gefolge, fuhr Reinhald von dannen, und sausend ging es dahin. Noch funkelten am Nachthimmel die Sterne, aber als nach einer Stunde die Sterne erbleichten, erlöschten auch die Windlichter am Wagen, und die Morgenröthe schimmerte am Himmel herauf. Reinhald saß plötzlich auf der Erde, ohne zu wissen wie? und sahe noch, wie sechs schwarze Ameisen mit einer Nußschale fort galloppirten, und merkte wohl, jetzt müsse die Stunde der Verwandlung eingetreten seyn.

Drei Tage lang zog Reinhald im Walde umher, ohne daß ihm etwas Seltsames begegnete. Aber am vierten Tage rauschte ein Adler hoch über ihm hin, und ließ sich auf einem Neste nieder, welches auf einem großmächtigen Eichbaume erbaut war. Aus seiner Größe vermuthete das Wunderkind, es möchte wohl gar der Schwager Aar seyn, und verbarg sich vor seinen Fängen und Schnabel im Dickicht.

Der Adler flog nach sieben Stunden vom Neste, und nun trat der Ritter hervor, stellte sich unter die Eiche, und rief Adelheid seine Schwester bei Namen, und sagte ihr, er sey Reinhald das Wunderkind.

„Ach, bist du mein Bruder so sey mir willkommen,“ sprach es vom Gipfel der Eiche herab, denn ich bin einsam; — und damit fiel eine seidene Strickleiter herab, auf welcher er bis zum Gipfel und in's Adlernest hinauf kam. Das Nest war fest und geräumig, und die Schwester saß auf einem Thronhimmel, ringsum mit starkem Wachstaffent gegen die Witterung geschützt und mit Atlas inwendig ausgeschlagen, und auf dem Schooße hatte sie eine Adlerei, das sie ausbrütete.

Edgar, ihr Gemahl, war auf sechs Wochen verwünscht, und in der siebenten wurde er erst wieder ein Mensch. Die erstern Wochen mußte Reinhald in einem hohlen Baume abwarten, wo ihn die Schwester von ihren Vorräthen versorgte. Sie warnte ihn vor Edgars scharfem Adlerblick, und erzählte, er habe erst gestern drei Knappen des Bruders, die diesen im Walde aufsuchten, die Augen ausgehackt, und die Leber ausgefressen. Mit der Schwester aber konnte Reinhald Gespräch halten, wenn der Adler vom Neste flog, denn unter sieben Stunden kehrte er niemals wieder zurück.

Als nun die gute Stunde der Verwandlung kam, da gab es ein Freudenfest. Das Nest war auch zum Schlosse geworden, wie zuvor des Bären Höhle, und fehlte es daselbst an keiner fürstlichen Pracht noch Lust, die sieben Tage währte.

Am Abend des siebenten Tages bat Edgar den Schwager, er möchte nun scheiden, und nicht in seinem Gehege verweilen, damit er nicht wider Willen ihm Leides thun müsse. Und als Reinhald fragte, ober ihn und die Schwester denn gar nicht könne erlösen? sagte der Schwager: „Nein, wofern er nicht den Schlüssel der Bezauberung fände. Wenn er aber dazu ersehen sey, werde sich Alles schon selbst fügen.“ — Damit zog Edgar drei Adlerfedern aus seiner Tasche, und gab dieselben dem Reinhald, damit er sie zwischen den Händen riebe, wenn er einmal in Noth käme.

So schieden sie nun von einander, mitten in der Nacht, und als die Sonne aufstieg, war das Schloß verschwunden, welches zuvor über alle Bäume hatte hervorgeragt, und war das Wanderkind vorher durch herrliche Alleen von Waldbäumen gegangen, so befand es sich nun in einer traurigen Einöde, auf einem Felsenabhang, welcher sehr schroff war. Da erblickte es auf dem Felsen einen großen See, wo es die Schwester Bertha zu finden verhoffte.

Drei Tage arbeitete sich Reinhald durch Sumpf und Moor, durch dichten Wald und Gebüsch, ehe er an den See kam, und wie er daran gekommen war, ging er am Ufer hin, und suchte die Wohnung der Schwester. Aber da war nirgends ein Gebäude. Er rief die Schwester, aber Niemand antwortete. Er befahl den Forellen, sie sollten der Schwester ansagen, ihr Bruder, das Wunder-

kind, sey so eben ganz frisch angekommen, aber die dummen Fische verstanden ihn nicht, und schwammen spielend davon.

„Finden muß ich sie dennoch," sagte Reinhald; und weil er schwimmen konnte wie die Forellen im See, legte er seine Wehr und Waffen ab, behielt nur sein Schwert, und stürzte sich in den See. Und als er lange geschwommen war, da sahe er einen dünnen Nebel aufsteigen, und steuerte darauf zu, und fand eine hohle Säule von Bergkrystall, die ragte ein wenig über dem Wasserspiegel hervor, und es stieg daraus ein wohlriechender Rauch auf. Er hielt sie für den Feuerschlott (Esse) von der Wohnung seiner Schwester, und stieg kühnlich hinein. Er hatte sich auch nicht getäuscht, sondern kam in das Schlafgemach der holden Schwester, die eben bei'm Frühstück saß, welches über einem kleinen Feuer von Sandelholz warm erhalten wurde. Sie erschrack nicht wenig, als ein Paar Menschenbeine aus dem Schlotte herunter zappelten, und ein Menschenkörper nachfolgte, und sank ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück, aber Reinhald rüttelte sie wieder zurecht, und gab sich ihr zu erkennen, und als sie ihn bat sich schnell zu entfernen, damit er sich und sie nicht in's Unglück bringe, sagte er: er fürchte sich gar nicht, und er verließe sich auf sein gutes Schwert. Ob's nun damit großer Ernst mochte gewesen seyn, kann wohl leicht zu errathen stehen, denn er sagte doch auch zu der Schwester, sie möchte einen Versteck für ihn suchen.

„Ach du siehst ja," sprach die geängstete Bertha, „daß die Wohnung von Krystall, und alles so durchsichtig ist wie die Luft." Da er denn aber nicht weichen noch wanken wollte, wußte sie in der Angst keinen andern Rath, als den Wurder in der Holzkammer zu verbergen, [illegible]

zu dem Ende verschränkte der Ritter das Holz und verbarg sich darin, und Bertha schmückte sich so schön als sie vermochte, damit sie dem Fischungeheuer gefalle, wenn dasselbe nun käme, und es desto weniger etwas Verdächtiges vermuthen möge, wenn es die Krystallwohnung umkreiste, welches es täglich einmal that.

Das Rauschen und Brausen der Wellen, und ihr Wirbeln um den Glaspalast her, meldeten die Ankunft des großen Fisches. Er stand außen vor Bertha's Gemach, und glotzte die schöne Frau mit seinen Augen stier an, verschluckte Ströme von Wasser, und stürzte sie wieder aus seinem Schlunde hervor. Bertha war in unsäglicher Angst, die sich auf ihrem Gesicht verbreitete, denn sie konnte nicht wie viele Damen heiter sehen, wenn sie Traurigkeit und Angst hatte, und nicht freundlich, wenn sie Haß und Zorn im Herzen trug. Der Seekönig faßte Verdacht, und umkreiste tobend das Glashaus, als wollte er es zersprengen. Bertha bebte vor Angst, aber zum Glück konnte das der Fischgemahl nicht sehen, denn er hätte durch seinen Ungestüm das Wasser getrübt. Da zog er denn ab.

Alle Tage umkreiste das Ungeheuer wohl dreimal den Glaspalast, und durchspähete mit seinen Glotzaugen alle Winkel desselben. So gingen fast sechs Monate hin, aber im siebenten trat mit dem Vollmond die Stunde der glücklichen Verwandlung ein, und Reinhald befand sich bei'm Aufwachen in einem königlichen Palast, auf einer wunderschönen Insel mit Marktplätzen, Lustgärten und schönen Gebäuden versehen, und auf den Kanälen schwammen lustige Gondeln hin und her, und Alles war voll Leben, Gewerbe und Lust.

Mit seinem Schwager, Ufo genannt, wurde Reinhold

recht vertraulich, denn er konnte einen ganzen Monat lang bei ihm bleiben, weil Uso immer nur den ganzen siebenten Monat ein Mensch war.

Aber eines Abends wurde dem Ritter gesagt, daß es Zeit sey Abschied zu nehmen, und der Schwager Uso sprach ihm ernstlich zu, er möge nun nach Hause reisen, und seine bekümmerten Eltern erfreuen, die ihn überall suchen ließen.

Uso merkte, daß seine Worte wenig Eingang fänden, und nahm daher drei Fischschuppen aus seiner Tasche, und gab sie dem Schwager, und sagte: „Reibe sie zwischen den Händen, wenn dir einst Hülfe wird noth thun.“ —

Eine reich gezierte Gondel brachte Reinhold an's Ufer. Kaum war er ausgestiegen, so verschwand die Gondel, und die Insel mit ihren Bewohnern, Gärten und Plätzen war zugleich mit verschwunden. Der junge Ritter befand sich an derselben Stelle, wo er in den See gesprungen war, und fand auf derselben alle seine Waffen wieder.

Das Wunderkind zweifelte nicht, es sey bestimmt den Schlüssel der Bezauberungen zu finden, weil es doch Wunderkind heiße, und durchstrich den Wald dahin und dorthin, wohl sieben Tage lang. Um die endlosen Wildnisse zu überschauen, erkletterte es einen himmelhohen Felsen, bis auf die Spitze. Da erblickt es in einem von Felsen umschlossenen, mit Tannen und Cypressen umkränzten Thale einen seltsamen großen Bau, wie wenn ein altes Todtendenkmal dort aufgerichtet wäre, und sehr große Marmorsäulen, welche ein Gebälke trugen. Unter denselben war ein großes Thor von Stahl, mit starken Bändern und Riegeln, und es hing ein Schloß davor, größer als ein Dreschflegel. Und ein großer schwarzer Stier marschirte

im Grase vor dem Thore auf und ab, gleichsam wie eine Schildwache.

Reinhald meinte, hier müsse der Schlüssel der Bezauberung zu erhalten stehen, und beschloß den Stier zu erlegen. Er kletterte von seiner Felsenspitze herab, und kam demselben immer näher. Aber der Stier that gar nicht, als ob er ihn sähe. Als aber Reinhald immer näher kam, da lief der Stier schnaubend hin und her, rannte dumm wie ein Stier mit den Hörnern gegen den Felsen, daß große Stücke davon abflogen, und stampfte mit den Füßen die Erde, daß sie in Staub aufflog.

Der Stier kam auf den Ritter zu, und dieser führte einen gewaltigen Hieb auf ihn, um ihm mit Einem Streich den Hals abzuhauen. Aber das Ungethüm war verzaubert, und das Schwert zersprang in Stücken, und Reinhald behielt nur das Heft in den Händen. Jetzt wollt' er den Stier mit der Lanze abwehren, die aber zerknickte wie ein Schilfrohr. Nun war Reinhald wehrlos, und das grimmige Unwesen erfaßte ihn mit den Hörnern, und schleuderte ihn in die Luft wie einen Ball, und lauerte nun auf, um ihn, wenn er herab fiele, mit den Füßen zu zertreten, oder mit den Hörnern aufzuspießen. Zu seinem Glück fiel Reinhald zwischen die Aeste eines hohen Baums. Da war er aber auch nicht sicher, denn der Stier stieß so gewaltig gegen den Stamm, daß sich der Baum aus seinen Wurzeln hob, und umstürzen wollte. Da war's denn aus mit dem Muthe des Ritters. In der höchsten Angst jedoch, fielen ihm die Haare des Bärenschwagers ein, und er rieb dieselben aus Leibeskräften.

Da kam sogleich mit großen Schritten ein mächtiger Bär daher getrabt, der kämpfte einen harten Kampf mit dem Stier, und zerriß ihn zuletzt. Aber aus dem Bauche

des Stiers flog ein scheuer Entvogel mit großem Geschrei in die Höhe. Reinhald merkte nun wohl worauf es ankam, und rieb schnell die Federn vom Schwager Aar zwischen den Händen. Da kam hoch in den Lüften daher ein mächtiger Adler, vor welchem der Entvogel sich furchtsam in's dicke Gebüsch nieder duckte, so daß ihn der Adler nicht erspähen konnte. Aber Reinhald hatte gesehen, wo er sich niederließ, und scheuchte ihn auf und verfolgte ihn, und der Entvogel flog immer weiter und weiter, bis endlich der Wald lichter wurde. Da flog der Vogel nach dem Weiher zu, und alsbald stieß der Adler auf ihn und zerriß ihn; aber indessen der Vogel zerrissen wurde, ließ er ein Ei in den Weiher fallen.

Da rieb Reinhald die Schuppen von dem Schwager Uso, und sogleich kam im Weiher ein großer Fisch, der verschluckte, mit dem weit aufgesperrten Rachen das Ei, und spie es an's Land.

„Da steckt der Schlüssel der Bezauberungen darin," dachte Reinhald, und als er das Ei mit einem Steine aufschlug, lag fürwahr ein kleiner Goldschlüssel darin. Mit diesem eilte er zum stählernen Thor zurück, und obwohl der Schlüssel für Schloß und Thor viel zu klein schien, sprangen beide doch auf, alsbald sie vom Schlüssel nur angerührt wurden, und die mächtigen eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück.

Der Ritter stieg in düstres Gewölbe hinab, und ging durch sieben prächtige Zimmer, die mit sieben Thoren versperrt waren, welche durch Berührung mit dem Goldschlüssel sich sogleich aufthaten. In allen Zimmern brannten die prächtigsten Kerzen.

Reinhald kam darauf auch in sieben Kammern, und [illegible] legte in ein Kabinet. Hier lag eine wunderschöne [illegible]

Dame auf einem Ruhebettlein; aber sie lag im Todtenschlaf, denn ihr Schlaf war bezaubert. Reinhald scharrte, hustete, schneuzte sich, nieste, aber das schöne Todtenbild blieb unerwecklich. — — Ihr gegenüber befand sich auf einer Marmorsäule eine seltsame Tafel von Alabaster, und wundersame schwarze Zauberzeichen waren darauf eingegraben. Sein Geist verrieth dem Ritter, dies sey der Talisman, von welchem alle Zaubereien des Waldes abhingen.

Er wollte den Talisman zernichten, und schlug mit seiner mit eisernem Handschuh gewaffneten Faust tüchtig darauf, und die Schläferin fuhr schreckhaft auf, aber sie versank sogleich wieder in festen Todtenschlaf, als die Schläge aufhörten. Das geschahe noch einigemal, aber weil Reinhald die Tafel nur erschüttern, aber nicht zerschmettern konnte, so wachte das Mädchen auch nicht völlig auf. Da nahm er die Tafel zwischen beide Hände, und warf sie mit großem Krachen auf den Marmorboden. Alsobald zertrümmerte sie in viele Stücke, und die Schläferin erwachte nun ganz, und Reinhald sagte ihr vor allen Dingen, daß er das Wunderkind sey, und erzählte was sich hätte begeben, und die Erwachte dankte ihm mit vielen süßen und holden Worten. — Alles wie sich's gehört.

Lange dauerte es, ehe sich Beide aus den tiefen Höhlengängen heraus an's Tageslicht fanden, denn alle Lichter, welche zuvor gebrannt hatten, waren erlöscht. Aber als sie heraus gekommen waren, erzählte ihm die Auferweckte ihre ganze Geschichte.

„Hildegard heiße ich," hob sie an, „und bin eine Tochter des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Fürst der Sorben, wollte mich haben zu seiner Hausfrau, aber weil er ein Heide war, und ein Riese, und ein abscheulicher Schwarzkünstler obendrein, so mochte ich ihn nicht

und der Vater mochte ihn auch nicht. Da bekriegte er den Vater, und schlug ihn in der Schlacht todt, und nahm ihm all' sein Land. Ich floh zu Vaters Schwester, der Gräfin Vohburg, denn meine drei Brüder, die tapfere Ritter waren, waren auf Ritterzügen auswärts. Als ich einmal mit dem Oheim auf die Jagd wollte reiten, brachte mir ein unbekannter Stallmeister im Namen seines Herrn, den er aber nicht nennen wollte, einen wunderschönen Schimmel, und bat, ich möchte ihn erst versuchen, und wenn er mir gefiele, behalten; dann wolle er mir seinen Herrn schon nennen. Herrlich war das Pferd, und reich mit Gold und Edelsteinen geschmückt, und es gefiel meinen Augen gar sehr. Auch sahe es so sanft und fromm aus — und ich dachte ja nichts Arges. Es ging anfangs so lenksam, und so leicht, daß es die Erde kaum mit den Hufen berührte. Es setzte über Hecken und Graben, man fühlte es kaum, und kein Reiter konnte ihm folgen.

Mir stieß ein weißer Hirsch auf, den ich verfolgte. Neckend führte er mich immer weiter und tiefer in den Wald, und da ich ihn nicht einholen konnte, wollt' ich umkehren zu den Jägern, die weit hinter mir waren. Da widerstrebte mir das Roß und bäumte sich wild, streckte zwei große Flügel aus, Kopf und Hals verwandelte sich in einen Vogelhals mit Greifenschnabel, und es stieg mit mir sausend in die Luft, und hielt vor einer stählernen Pforte eines alten Schlosses stille.

Es kam der Stallmeister, der mir früh den Schimmel anbot, und half mir aus dem Vügel. Er führte mich durch viele Prachtzimmer, worin viel Gesellschaft war. Der Stallmeister war aber Zornebock selbst, der nach wenigen Tagen in Gestalt eines langen Zigeuners um meine Liebe flehte. Aber ich verabscheute ihn von Herzen. Mehrmals

er, ich möchte ihn doch lieb haben, ich sollte es ja recht sehr gut bei ihm haben. Aber wenn ich meinen Abscheu blicken ließ, so wurde er wild und wüthend, und dräuete, er wolle mich unter den Trümmern des alten Schlosses begraben; — das wünschte ich ja eben.

Einmal stürzte er in voller Wuth aus meinem Zimmer, da bebte die Erde unter mir, und das Schloß schien in den Abgrund hinein zu rollen. Ich verlor meine Besinnung, und sank in einen Todesschlaf, aus dem er mich aber nach Tagen oder Wochen oft wieder erweckte, und bat: ich sollte ihn lieb haben. Das konnt' ich nicht, und kein Mensch hätte es gekonnt. „Nun so schlaf denn," sagte er, und hob die Tafel auf die Säule, die Ihr zertrümmert habt. Da schlief ich denn, ich weiß nicht wie lange. Er sagte mir zuvor noch, daß er meine Brüder und alle ihre Leute in große und kleine Thiere verwandeln wolle, wenn ich ihn nicht lieb würde haben. Ich weiß aber nicht, ob er das wird wahr gemacht haben?" — Also erzählte Hildegard.

Reinhald erzählte ihr dagegen nun von seinen Abenteuern, woraus sie wohl sahe, daß ihre Brüder von Zornebock sepen wirklich verwandelt worden.

Indem sie noch darüber sprachen, kamen daher Pferde und Wagen, Reiter und Fußleute und allerlei Volk. Das waren die drei verzauberten Schwäger mit ihren Kindern und Leuten, die nun alle wieder Menschen waren. Alle umhalseten und küßten sich, und zogen nun nach dem alten Waldschloß, und schickten nach dem alten Graf und der Gräfin, die sogleich zum Waldschloß hinfuhren.

Da war denn viel Freude und Herrlichkeit, ein ganzes Jahr lang. Dann zog Albert der Bär fort, und kaufte das Land Bernburg, wo er die Stadt gleichen Namens erbauete. Edgar der Aar zog in die Schweiz und bauete Aar-

burg, die von ihm, wie der Fluß Aar, der daneben fließt, den Namen hat. Also aber, der Delphin, eroberte ein Land in Frankreich, welches daher das Delphinat (Dauphiné) hieß. Zornebock war im Kriege gegen die Königin Libussa in Böhmen umgekommen, die noch mehr Künste konnte als er, und so konnte er denn Niemanden mehr etwas thun. Reinhold aber heirathete die schöne Hildegard, die Schwester der Schwäger, und blieb mit ihr bei den alten Eltern in rechter Liebe; und Alle lebten nun in großem Vergnügen, und in Lust und Freude, bis an's Ende.

Das Galgenmännlein,

oder der böse Geist im Glase.

Ist man erst einmal in der Gewalt des Bösen, so bringt man schwer, ach recht schwer wieder daraus los, und ehe man nicht davon wieder los ist, kommt kein Friede in's Herz, und keine Freude in's Leben. Aber Ihr werdet das schon von selbst ersehen, in Reichards Begebenheiten.

Reichard war ein junger Kaufmann in Deutschland, und hatte gar hübsches Gut und Geld von den Eltern ererbt. In Deutschland aber waren damals traurige und kriegliche Zeiten, weil es Krieg war, in welchem der Handel und Wandel fast ganz aufhörte.

So begab sich denn Reichard nach Italien, in die reiche Stadt Venedig, die nach allen Gegenden der Erde Handel hatte, und dadurch unermeßliche Reichthümer [illegible] gebracht, und weil die Reichthümer [illegible] Bank waren, so war auch das Wohlleben und die [illegible] und Herrlichkeit und recht gute Gesellschaft, [illegible]

dem größesten Reichthum in die größeste Armuth zu gerathen.

Reichard lebte hier herrlich und in Freuden, und dachte nicht an Handel und Wandel, sondern nur an seine Lust. Nichts war ihm für sein Vergnügen zu theuer und kostbar, und in dem Gasthause, wo sich alle Abende die reichen Taugenichtse der Stadt versammelten, fehlte er niemals. Da wurde gezecht, geschlemmt, gespielt, gelärmt bis zum Anbruch der Morgenröthe, und noch sonst allerlei nichtswürdiges und böses Werk und Wesen getrieben, und funfzig Dukaten oder noch mehr waren oft in wenigen Stunden verthan. Reichard sahe wohl, wie Mehrere in dieser Gesellschaft all' ihr Geld zusetzten, und hatten sie erst das Geld verloren, so achtete sie von allen ihren Trink- und Spielgesellen, mit welchen sie lustig gelärmt und geschwärmt hatten, kein einziger mehr. Er sahe das wohl, aber doch ward er dadurch nicht klug, und so ging denn in kurzer Zeit sein Geld auf die Neige, und die lustige Vergnüglichkeit seines Wesens und Lebens ging auch auf die Neige, und seine Kumpane hatten das bald genug weg.

Unter den Lärmbrüdern im Gasthause war ein Hiszauer, der aber eben nicht mitlärmte, sondern nur dem Lärmen zusahe. Er war fast immer stumm und verschlossen, und auf dem finstern und hagern Gesicht lag eine Unruhe seltsamer Art. Dennoch wurde er von der jubelnden Bande recht gern gesehen, denn er schonte sein Geld, und hielt die Schwärmbrüder oft wochenlang in allen Genüssen frei.

Eines Abends war Reichard recht traurig, weil all' das lustige überherrliche Leben für ihn bald zu Ende gehn mußte. Da winkt ihm der Spanier einen Wink, und geht mit ihm in eine einsame Gegend vor der Stadt, wo er sich auf

altes verfallenes Gemäuer mit ihm setzt. Dem Reichard wurde es unheimlich zu Muthe, als sollte es sein Leben gelten.

Der Hispanier sprach zu ihm also: „Hör', junger Gesell, mit deinem Gelde geht's sichtlich zu Rande, das läßt sich wohl merken. Willst du aber, so sollst du bald im Stande seyn, in jedem Augenblick und zu jeder Stunde so viel Gold zu haben, als du nur wünschen magst. Ich bin im Besitz des Mittels dazu, und verkauf' dir's für wenige Dukaten."

„Was?" sagte Reichard — „Ihr könnt in jedem Augenblick so viel Gold haben, als Ihr wollt — was kann Euch denn noch am Gelde liegen, daß Ihr mir das Mittel verkaufen wollt? — Und warum wollt Ihr denn desselben gern los seyn? — — Das ist mir zu hoch!"

„Ich will Euch reinen Wein einschenken," erwiedert der Hispanier. Vielleicht habt Ihr einmal von den kleinen furchtbaren, aber zum Glück seltenen Wesen gehört, die man Galgenmännlein nennt? Es sind schwarze kleine Teufel mit Hörnchen auf dem Kopf, und sehen überhaupt so aus, als der große Teufel selbst, und werden in kleinen Gläsern eingeschlossen. Besitzt Jemand solch' ein Männlein, so ist alle Lust und Freude und alles Gold der Welt sein, so lange er lebt, aber die Seele ist dem Bösen verfallen, wenn der Besitzer stirbt, ohne vorher das [illegible] Männlein in andere Hände gebracht zu haben, [illegible] nur durch Verkauf geschehen kann, indem man immer etwas weniger dafür nimmt, als man selbst gegeben hat. Meins kostet mich zehn Dukaten; gebt mir dafür [illegible], so ist es Euer. — Ich bin wider Willen zu der [illegible] Waare gekommen, indem mir es ein [illegible] Mann als eine Naturseltenheit verkaufte."

So ein Wesen hätte Reichard gern gehabt, das ihm alle Freude der Welt könne gewähren, und zweifelte nicht, er werde es schon leicht wieder los werden, sobald er es sattsam gebraucht habe, aber er war in Venedig so oft schon betrogen worden, daß er auch hier fürchtete angeführt zu werden, welches er dem Hispanier ganz ehrlich gestand.

„Du armseliger Wicht," fuhr dieser ihn zornig an, „denk' an mein Fest von gestern Abend, um zu verstehen, ob ich dich um deine Paar lumpigen Dukaten betrügen will."

Reichard wollte das Wesen gern besitzen und bot fünf Dukaten. „Narr!" sagte der Hispanier, „gib mir meinetwegen nur Einen Dukaten, oder nur einen Heller; genug wenn ich's nur los bin. Ich forderte neun Dukaten nur zu deinem Besten, und zum Besten derer, die nach dir das gefährliche Ding werden kaufen, damit nicht zu früh es Einer für die niedrigste Münze in der Welt erstehe, und dann unwiederbringlich in Teufels Klauen falle. Du weißest ja, daß es Jeder um geringern Preis wieder verkaufen muß, als er's erstand."

Aber Reichard wollte nur fünf Dukaten geben, gab sie, und erhielt ein gläsernes Fläschlein, worin er beim Sternenlicht ein schwarzes Wesen wild auf und niederfahren sah. Er machte mit dem Dinge die Probe sogleich, wünschte sich sein Kaufgeld doppelt zurück, und hatte so stracks zehn Dukaten in der Hand.

Heiterer als sie gegangen waren, kamen Beide ins Wirthshaus zurück, der Eine deshalb, weil er ein so herrliches Ding besaß, der Andere, weil er ein so gefährliches Ding losgeworden war, und die noch zechenden Gesellen wunderten sich, daß Beide so trübselig gewesen und nun so heiter geworden seyen. Bei'm Reichard fragten sie bald, warum er so vergnügt sey, denn er gab mit vol-

len Händen dem Wirthe Gold aus seinen Taschen, damit dieser noch um Mitternachtszeit ein köstliches Mahl zurichte, und noch genug hätte, um für mehrere Tage alle seine Ess- und Trinkgesellen im herrlichsten Saus und Braus zu erhalten. — Der Hispanier nahm an dem Allen keinen Theil mehr. Er sagte noch in der Mitternacht den Genossen ein kurzes: „lebt wohl!“ und soll sogleich in ein Kloster gegangen seyn, um im härenen Kleid, unter anhaltendem Gebet und mit zerfleischenden Geißelhieben abzubüßen, was er auf seinem Gewissen hatte, dessen wohl etwas viel seyn mochte. Glücklich hatte ihn also der kleine Teufel gar nicht gemacht.

Wie es nun Reichard trieb, und welch' ein Leben er leben mochte, ist wohl unnoth zu erzählen. Er lebte mit einer Buhldirne, kaufte sich Schlösser und Landhäuser, und Güter, gab königliche Bälle, und das Herrlichste und Kostbarste, was nur zu haben war, das durfte ihm nicht fehlen. Daß er recht liederlich und gottlos ward, und der Tugend und Ehrbarkeit vergaß, das läßt sich leicht denken.

Seine Buhldirne saß eines Tags mit ihm auf einem seiner Landhäuser am Ufer eines klaren Bächleins, und beide schäkerten und scherzten. Da ersahe die Dirne, daß eine kleine Kette um seinen Hals hing, und zog dieselbe hervor, und entdeckte das Galgenmännlein im Fläschchen, welches an der Kette hing. Das Männlein machte tausend Sprünge, welches sie belustigte; aber als sie den Unhold nun näher ansahe, und sahe wie gräßlich und häßlich er aussahe, schrie sie mit Entsetzen: „pfui Teufel! das ist ja wohl gar eine garstige Kröte.“ Damit warf sie das Fläschchen in's Wasser.

Wie erschrocken war Reichard! Er sagte, das Gläschen hätte eine Naturseltenheit enthalten, die ihm lieb gewesen wäre, indessen dauere sie ihn nicht so sehr viel, zumal da er sie wieder haben könne. Aber wir wissen besser, wie viel ihm daran gelegen war, und er bedachte, was nun zu thun sey. Der Galgen- und Goldteufel war fort, aber er hatte noch sein Schloß, seine Landhäuser, seine Grundstücke, und noch Dukaten in seiner Tasche. Als er allein war, und nun in die Tasche nach den Dukaten griff, siehe da kommt ihm die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand, und jetzt erst begriff er ganz, daß ohne Verkauf das gefährliche Ding nicht von ihm weichen und lassen würde, und jubelte hoch darüber. — Ach hätte er gewußt, wie viele Angst und Höllenqual er noch würde ausstehen, um den Höllengeist los zu werden, er hätte fürwahr nicht gejubelt, und er jubelte auch da nicht mehr, als er den bösen Geist im Glase ansahe, um zu ersehen, ob er denn der rechte wäre? Der rechte war es zwar, aber er hatte eine so gräßliche und grimmige Gestalt. —

War's bei Reichard hoch hergegangen, so ging es jetzt freilich noch höher, und auf's allerhöchste her, und Venedig, das reiche üppige Venedig, konnte oft nicht schaffen, was er begehrte. — Die Wünsche des thörichten Menschen sind ja oft größer als die ganze Welt.

So war's eine Weile gegangen, als unser Lüstling krank wurde, sehr krank, und obwohl er das Galgenmännlein um Besserung ersuchte, so erfolgte doch keine, und des Arztes Rath und Kunst war auch nicht im Stande einer durch Ausschweifungen erschöpften und zerrütteten Natur alsbald wieder zu helfen. — Er selbst hätte es durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vielleicht am besten gekonnt, hätte er es ernstlich gewollt.

Während er so krank da lag, hatte er einmal in der Nacht einen gar sonderlichen bösen Traum. Es war als ob die Arzneigläser, die auf dem Tische vor seinem Bette standen, in Bewegung kämen, und eins derselben tanzte und sprang, und rennte den andern Gläsern klingend gegen Hals und Bauch. Das war aber das Glas mit dem Galgenmännlein. Und da träumte ihm weiter, wie er das Galgenmännlein anrufe und bitte, es möge ihm doch helfen, und wenn es das nicht könnte, ihm doch wenigstens die Gläser nicht zerschmeißen; aber das Männlein tanzte und sang in der Flasche: „hei! hei! Was hilft dir dein Stöhnen und Klöhnen, du bist ja mein, und nimmer will ich dich lassen. Hei! hei! hei! hei! in die ewige Pein kommst du hinein; der Schwarze läßt mit sich nicht spaßen.“

Und damit machte sich das Galgenmännlein lang und dünn, wie einen Faden, und kroch aus dem verpechten Glase hinauf, obwohl Reichard den Pfropfen fest zuhielt, und wurde ein langer schwarzer Mann, welcher sich mit großen Fledermausflügeln gräulich drehte und tanzte, und pirouettirte dazu mit den häßlichen Flügeln. Ja am Ende legte er die Brust so kalt und rauh an Reichards Brust, und umwickelte ihn mit den Flügeln, und drückte ihn mit denselben fest an sich, und die Fledermausaugen und das ganze Gesicht sahen fürchterlich und grimmig ihn an.

Da erwachte er in kaltem Todesschweiß, und es war ihm, als kröch' eine schwarze Kröte ihm eilig von der Brust über den Bauch, und schlüpfte in die Tasche des Nachtkleids hinab, und als er darnach hingriff, ergriff er das unheimliche Ding in der Flasche.

Ach! der arme Mensch hatte der bösen schrecklichen Träume noch viel, vor welchen die Kniee ihm tagelang bebeten, und die Glieder erzitterten. Aber die Träume

wären wohl nicht so böse gewesen, wäre das Leben nur besser gewesen.

Während er so Nächte lang da lag, voll Angst und Schrecken, und von den Träumen höllisch geängstet, hatte er oft den Dienern geschellt, aber sie hatten im Todesschlaf gelegen, und es war keiner gekommen. Das mochte wohl der Geist im Glase gemacht haben. Aber die Buhldirne, die sonst immer in der Nähe war, hätte der Geist wohl nicht eingeschläfert; sie aber kam eben so wenig zu ihm, obwohl sie in seiner Nähe immerdar gelauscht hatte — der Dukaten wegen, denk' ich immer, weil sie so nichtswürdig und schändlich war.

So lag er denn in seiner Krankheit so oft allein, ach so oft allein, und dachte nur daran, wie er, hätte Gott nur erst ein wenig geholfen, des Galgenmännleins sich möchte entledigen.

Zuerst dachte er dabei an seinen ehrenwerthen und frommen Doktor, der ein großer Naturliebhaber war, und ein gelehrter Mann obenein. Der erbot sich zwar, das seltsame Wesen zu kaufen, und am Arztlohn etwa abzurechnen, wollte aber, da er eben nicht reich war, nur drei Dukaten geben. Ach dafür gab es der Kranke gar gern, und was er empfangen hatte, das gab er den Armen, denen er vorher, da er hunderttausende von Dukaten verthat, keinen Heller hatte gegeben. Jetzt aber, da er den Klauen des Satans wollte entgehen, gab er das lumpige Sündengeld von drei Dukaten hin.

Ehe er noch das Galgenmännlein bei'm Arzte angebracht hatte, hatte er sich ein Paar tüchtige Säckel mit Dukaten unter sein Kopfkissen, und in sein Bette gewünscht, und nun da er es verkauft hatte an den Arzt, fühlt er nach den Dukaten, von welchen er wußte, daß

sie da gewesen waren, und die jetzt dennoch nicht da waren. — — Daß aber die Dirne immer in der Nähe seines Zimmers gewesen sey, hörte er von Allen, und daß sie von seinen Golddukatensäcken nichts wissen wollte, und behauptete, er sey ein Narr, der sich das Alles im Fieberwahn eingebildet hätte, hörte er von ihr selbst, und wußte nun, was Art und Natur sie war, und fing sie an zu verachten, was er schon viel früher hätte thun sollen.

Aber wie sollte er sich helfen, da die Dukaten fort waren, und das Gold- und Dukatenmännlein auch. — — „Hm!“ dachte er, „hab' ja noch Schlösser und Güter, die ich will verkaufen; aber er verkaufte sie nicht.“

Er hatte der Nichtswürdigen in seiner Tollheit Blätter gegeben, mit seiner Unterschrift und Siegel unterhalb, und oben waren die Blätter weiß geblieben und leer, damit das zarte, liebe, herzige Herz oben-drauf schreiben könnte, was es wünschte und haben wollte, und es ihm an gar nichts fehle. Sein untenstehender Name bezahlte ja Alles, oder vielmehr das Galgenmännchen.

Jetzt aber, wie er seine Besitzungen wollte verkaufen, fand er, daß er nichts zu verkaufen hatte, denn es stand auf dem leergelassenen Raum der weißen Blätter, ordentlich und gehörig, daß er diese Schlösser, und jene Landhäuser und Güter, an die und die Dame, an seine Buhldirne nämlich, um den und den Preis verkauft habe. — Er hatte nichts mehr als dreißig Dukaten, und war nun recht grimmig und wild, und hätte sich, die Welt, und Gott und seinen Teufel ermorden mögen. — O ja! so weit bringt es der Mensch schon, wenn er recht schlecht wird.

Da trat sein Arzt herein, den er hart und gewaltig grimmig anfuhr, und zu ihm sprach: — „Geld zu haben

kommt Ihr doch her! Aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich der Marter los werde. Geld hab' ich nicht mehr!"

„Behaltet Euer Geld, werther Herr; um Geld und Lohn hab' ich ja nie gedient, obwohl ich des Geldes gar nicht zu viel habe. — Aber ich hab' mir eine recht kräftige, lebensstärkende Arzenei ausgedacht, die einzige, die Euch vielleicht noch aufhilft. Ich habe sie, während ich herkam und Ihr schlummertet, mit dem Recept in Euren Schrank gestellt. — Wollt Ihr mir meine Auslage geben, an zwei Dukaten, so ist sie Euer. — Die zwei Dukaten wurden gern gegeben. Lebt wohl, und werdet endlich einmal ganz gesund," sagte der Arzt, und ging davon, und Reichard rief ihm tausend Dank nach.

O! als er in den Schrank sahe, fand er ein Glas in ein beschriebenes Papier verhüllt, und in dem Glase den furchtbaren Geist wieder, der von ihm gar nicht schien ablassen zu wollen. Auf dem Papier aber stand: „Bube! um meine Seele wolltest du mich bringen, indem ich deinen Leib wollte genesen machen! O rette deine Seele aus den Klauen des Satans, ist es noch möglich."

Ach! wie erschrak Reichard, daß er abermals den Galgenteufel erkauft hatte, und zwar um lumpige zwei Lumpendukaten. — Ach hätt' ich es doch das erste Mal um 10,000 Dukaten erkauft — dacht' er — und wollte nun so, wie im Scherz und Spielerei, das schreckliche Ding bei der Bublerin anbringen, nachdem er sich aber zuvor erst doppelt so viel Dukaten gewünscht, als er unter dem Kopfkissen gehabt hatte. Er hatte die Dukaten und legte den größesten Theil bei einem Kaufmann nieder, und ließ sich einen Schein darüber geben, und dachte, es hätte nun keine Noth mit ihm, zumal er in allen Lüsten schon satt und

übersatt war, und mit viel Wenigerm nun auskommen gedachte. Unter Lachen und Scherzen nahm ihm die Buhlerinne das seltsame Ding um einen Dukaten ab. Er aber, statt zu fliehen vom bösen Geiste, weit weg, in ein anderes Land, zechte, lärmte, spielte, schwelgte bei der listigen Buhlerin noch einige Monate lang, denn er hatte den falschen Ehrgeiz, zeigen zu wollen, daß es nirgends ihm fehle, und konnte auch von seinen Lüsten nicht ablassen.

Und als es nun dennoch zu fehlen anfing, ging er sein niedergelegtes Geld sich geben zu lassen; aber da wollte Niemand, weder von ihm noch von seinem Gelde etwas wissen, und sagte ihm dreist unter die Augen, er sey ein Narr, und als er wild wurde und seinen Schein hervor zog, so war er ein weißes Blatt Papier geworden, und ohne Zweifel hatte der Kaufmann mit solcher betrüglichen Dinte geschrieben, die nach weniger Zeit völlig verlöscht, ohne eine Spur zurück zu lassen. Also war auch hier kein Segen bei'm Gelde des Galgenmännleins, und Reichard ging leichenblaß fort.

Was sollte er thun? verhungern wollte er doch nicht, und eben so wenig sich todt schießen, denn er liebte das Leben noch sehr. — Er hatte noch einige Dukaten in seiner Tasche, und kaufte sich für einen Theil derselben einen Tabulettkram, und jedes Büchschen in dem Kleinkram hatte er etwa zu vier Groschen eingekauft. Er zog mit dem Kramе umher, und verkaufte einige Tage lang, und war mit der schmälsten Kost zufrieden, oder mußte es vielmehr seyn. — Das war Alles in demselben reichen und großen Venedig, das so lange ihm nicht reich und nicht groß genug für seine Begehrlichkeiten gewesen war. — Doch ging es so gut mit dem Verkauf, und die Käufer gaben, was er sich kaum

zu fordern getraute, so gern, daß er anfing zu denken, er könne wohl wieder ein wohlhabender Mann werden.

Aber woher kam denn solch' Glück? — Das kam von dem Galgenmännlein, welches er, ohne es zu wissen, wieder in seinem Tabulettkasten hatte.

Er war eines Abends in die Herberge gekommen, und hatte seinen Kasten abgesetzt, als einer der Umstehenden, der seinen Kram besah, ihn fragte, was denn das da, das in dem Fläschchen so närrische Purzelbäume mache, für ein possierliches und garstiges Ding sey? — Da sahe er mit Schrecken was er hatte, und bot allen, die da waren, das Wesen um drei Groschen an, denn für vier Groschen hatte er selbst es gekauft. Aber Niemand mochte es kaufen, denn es grausete Jeden, der es nur ansahe.

Der, welcher es ihm verkauft hatte, wollte es auch um keinen Preis wieder und sagte, er solle sich zu seiner ehemaligen Buhlerin scheren, von der er es mit anderm Spieltand erkauft hätte.

Er ging hin, aber er wurde die Treppe mit sammt seinem Kram heraus geworfen durch die Diener der Lustdirne, die das Männlein eben darum wieder verkauft hatte, weil es sie so gräßlich ansahe.

Angst und Entsetzen überfiel Reichard, und überfiel ihn immer mehr, da Alles was er versuchte, das Männlein los zu werden, ganz fehlschlug.

Er wollte sehen, ob's an einem andern Orte besser gelänge, wünschte sich wieder unermeßlich viel Geld, und reiste glänzend nach Rom. Hier, meint' er, könnt's ihm nicht fehlen, aber das Galgenmännlein tanzte immer toller und vergnügter in dem Gläschen auf und ab, gleichsam als ob nun seine Dienstzeit bald um, und Reichard dem Teufel gewiß sei.

Reichard hatte in Rom bald in den größesten und vornehmsten Gesellschaften Zutritt; das machte, sein Geld; aber er wurde auch überall für toll gehalten, das machte weil er seine Naturseltenheit, von der er doch so sehr viel Rühmens machte, um lumpige drei Groschen aller Welt wollte aufdringen, da sie doch Niemand mochte, indem sie, wenn sie Jemand besah, recht gräßlich aussah.

Sein Entsetzen, seine Angst, sein Grausen stiegen mit jedem Tage, und seine bösen Träume wurden immer wilder und fürchterlicher, und nirgends fand er auf Erden mehr Rude. — Da ging er in der Verzweiflung in einen Krieg, der damals in Italien von zwei kleinen Fürsten geführt wurde. — Er bedachte nicht, daß, wenn eine Kugel oder ein Säbelhieb ihn recht tüchtig träfe, er sterben müsse, und dann dem Teufel auf ewig verfallen sey. Das that aber eben die Verzweiflung, daß er nicht wußte, was er that; und beten zu Gott konnte er auch nicht mehr, so gern er wohl es jetzt gemocht hätte. Er konnt' es nicht mehr! — Ach er hatte zu Gott, so lange er das höllische Männlein besaß, und lange zuvor nicht gebetet — er hatte es erst nicht gewollt, und nachmals nicht mehr gekonnt.

Er ging in den Krieg hinein; er ging aber aber auch bald wieder hinaus, denn er konnte das Knattern und Pfeifen und Sausen der Kugeln schon im ersten Treffen nicht ertragen; und selbst die Trompeten, die ihn zum Hauen und Stechen riefen, waren ihm zuwider, obwohl er sich tüchtig und trefflich mit mehrern Knechten gerüstet hatte. Aber am meisten zog er wieder darum aus dem Kriege, weil er zum Besinnen gekommen war, und nun bedachte, wenn er gehbee, wenn er im Treffen bliebe.

Er zog zurück, in einen dichten Wald, tiefer und tiefer hinein, legte dort Harnisch und Schwert und alle Wa-

sen ab, und machte es dem Pferde auch leicht, dem er Sattel und Zeug abnahm, und er selbst legte sich ermüdet hin, und schlief wohl ein Paar Stunden. Da hörte er Stimmen, er wollte sie aber nicht hören, sondern lieber noch schlafen. Aber eine Donnerstimme rief: „wenn du todt bist, du Hund, so sag' es nur, da braucht man sein Pulver nicht zu verplatzen!"

Da mußt' er schon aufstehen, und sahe, wie ihm ein Soldat eine gespannte Muskete auf die Brust hielt, und sechs andere schon seinen wohlgespickten Mantelsack, sein Pferd und was er sonst hatte, sich hatten zu eigen gemacht, als wohlerworbenes Gut, wofür sie jegliche Beute ansahen, wie die Soldaten zu thun pflegen, die das Genommene als gegeben betrachten.

Da bat Reichard gar sehr um Gnade. Aber weil er nicht wußte, ob er sie würde erhalten, indem der Musketenmann gar zu grimmig aussahe, und doch seine Seele bedachte, so flehte er: „Wenn Ihr mich todt wollt schießen, so kauft mir nur vorher dies Fläschchen mit dem schwarzen Dinge drin ab; — für drei Groschen sollt Ihr es haben." — „Narr," sagte Einer dagegen, „das Ding nehme ich, aber ohne Geld;" und damit nahm er's, und steckt's in seinen Busen.

„Nehmt immerhin," sprach Reichard, „aber ich fürchte, es wird nicht bleiben, wenn Ihr's nicht ordentlich gekauft habt! — Aber da lachte der Kriegsmann, denn er dachte, er wollt' es schon fest halten."

Ach Gott! die Kriegsknechte waren von dannen gezogen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, er aber hatte das furchtbare Männlein richtig wieder in seiner Tasche, gleichsam als wolle und könne es von ihm nun und nimmermehr ablassen; der Kriegsmann aber, der es genom-

ben hatte, fand es nicht wieder, und lief bis zum Reichard zurück, und denkt, er habe das seltsame Thier im Grase verloren, und sucht es. Reichard sagte aber, es sey ein so seltsames Ding, daß es nun und nimmermehr bei irgend einem Menschen würde bleiben, gäb' man nicht Etwas dafür. Für drei Groschen könne er es ja haben. Aber die Kriegsgurgel, der die drei Groschen zu viel waren, wollte nur Einen Groschen geben, wofür es denn Reichard mit Freuden abließ, aber auch nun mit leichter Tasche dastand. Er hatte nichts mehr als seinen Groschen. Aber seiner Seele war ja auch leichter geworden. — Je doch was sollt' er nun anfangen? Einen frischen Lebensmuth hatte er gewonnen, seitdem er des Männleins war ledig geworden, aber an Lebensmitteln fehlte es ihm sehr, weil er kein Geld in der Tasche hatte.

Er ging wieder unter die Kriegsleute und diente einer andern Parthei, und war nun ein Fußknecht geworden. — Wie ihm jetzt mochte zu Muthe seyn, wußte Er wohl nur allein. Vorher Taschen und Säckchen voll Dukaten, jetzt nur ein Paar Dreier im schlaffen Lederbeutlein.

Er wollte nach einem Löhnungstage sein Glück in einem Marketenderzelt im Würfelspiel versuchen, denn an solches Spiel war er ja schon lange gewöhnt. Er gewann, er gewann viel, aber am Ende hatte er Alles wieder verspielt, und kein Kamerad wollte ihm nur ein paar Groschen borgen. Er zog im Aerger die Patronen aus seiner Patrontasche heraus, und setzte sie auf's Spiel, und verlor sie an denselben Soldaten, dem er sein Männlein hatte verhandelt, denn wo das Männlein war, da war auch das Glück, nämlich das unglückliche Glück.

Am andern Morgen, als Reichard noch lange nicht hatte ausgeschlafen, kommt der Corporal und schreit: „Heda!

heda! heh! der Musterungs-Aufseher kommt in einigen Stunden, sieht Alles durch, und wer dann seine Patronen nicht hat, wird, wie ihr schon wißt, erschossen.“

Reichard hatte noch fünf Heller in der Tasche, mit welchen er, nachdem er lange vergebens in allen Gezelten herum gelaufen war, zuletzt zu dem kam, der ihm vorhin das Galgenmännlein, und sodann im Glücksspiel seine Löhnung abgenommen hatte, und der ihm am Ende nach vielem Betteln, fünf Patronen für fünf Heller aus Barmherzigkeit abließ, weil er sie gerade übrig hatte, und für einen braven Kamerad wollte gehalten seyn.

Die Musterung ging glücklich vorüber, ohne daß Einer wäre erschossen worden. Darum gingen alle zu den Marketendern, und thaten sich gütlich, nur Reichard nicht, der keinen Heller mehr besaß, und an einem Stück trockenen Brode trübsinnig kaute. — „Ach,“ seufzte er, „wer doch jetzt nur Einen von den Händevoll vergeudeten Dukaten hätte. — Und der Dukaten war sogleich in seiner Hand. Da erschrak er sehr, und dachte an das Galgenmännlein. In der That war der kleine Schwarzkünstler bei ihm, und hatte bei den Patronen des Kameraden gelegen, und war auch wie eine Patrone in Papier eingewickelt. Das erfuhr er von dem Kameraden, als dieser es wieder forderte, sagend, er habe es ihm aus Versehen statt einer Patrone gegeben.

Wie gern gab Reichard das unheimliche Wesen zurück. Aber weil es von ihm gar nicht wollte ablassen, sondern immer bei ihm sich wieder einstellte, so überfiel ihn ein entsetzliches Grausen, und er warf den Dukaten mit Abscheu fort, und lief, lief, so weit ihn die Füße nur trugen, tief hinein in den dichtesten Wald, wo er zu Abend

ganz müde und verlechzt an einem Baum niedersank, und sich nur eine Feldflasche voll Wasser wünschte.

Im Augenblick stand die Flasche mit Wasser vor ihm. — Da entsetzte sich der arme Mensch, griff in seine Tasche, und ergriff die Flasche mit dem furchtbaren Wesen.

Er fiel ohnmächtig in Schlaf, und einer seiner gräßlichen Träume kehrte wieder. Das Galgenmännlein zog sich aus der Flasche heraus, und legte sich in furchtbarer Gestalt auf seine Brust. Dagegen wollte er sprechen, und sagte, das Männlein gehöre ihm nicht mehr an, denn er habe es ja verkauft. —

„Handel gilt nicht — gilt gar nicht," grinste der böse Geist. „Hast mich für einen Heller mit den Patronen gekauft; hättest mich ja wohlfeiler müssen verkaufen; hast mich aber zurück gegeben, werde nun wohl nicht wanken und weichen von dir, und habe dich, denk' ich, gewiß."

Da erwachte er schrecklich, und rannte an einen Felsensturz hinan, und schleuderte das Fläschlein hinab; aber das war im Augenblick wieder in seiner Tasche.

„Weh! weh!" schrie er durch die Nacht des Waldes — er brüllte es beinahe vor Angst und Grausen; „weh! weh! weh mir! Sonst war's meine Freude, wenn es wiederkehrte, jetzt wird es mein Jammer, mein ewiger, ewiger Jammer."

Einem Rasenden gleich lief er in der Nacht im Walde her und hin, und bei jedem Schritt klirrte es in der Tasche. Er nahm am frühen Morgen das Fläschlein, er warf es hin und sprang wüthend darauf mit den Füßen, und wollte den bösen Geist erwürgen, aber das Fläschlein war sogleich wieder in der Tasche, und ging ein höhnisches Gelächter daraus hervor.

„O Teufel! Teufel!" rief er grimmig, „Teufel, Teufel!

ab.“ Aber wer dem bösen Geist einmal sich hat hingegeben, von dem läßt er wohl nun und nimmermehr ab.

Reichard suchte nach einer Münze, die geringer wäre als ein Heller, suchte überall und fand keine, fragte überall darnach, und wurde überall ausgelacht und für toll gehalten. So waren Monate hingegangen, Monate voll Höllenqual. Ach die Hoffnung loszukommen mußte er wohl aufgeben, aber den Wunsch darnach konnte er ja nicht aufgeben.

Da hatte er sich einmal in einem felsigen Gebirge verirrt, und lag fast ohnmächtig da, als es mit schweren Rossshufen über dem Boden daher hallte. Und es kam ein großer Mann auf einem hohen schwarzen Pferde, der sahe so häßlich aus, als trüg' er lauter Unheil in sich, und hatte ein prächtiges aber blutrothes Kleid an. Reichard erbebte, als er ihn sahe.

„Was so betrübt, Gesell?“ sprach ihn der Mann mit furchtbarer Stimme und gräßlicher Geberde an; du siehst wie ein Kaufmann, hast du etwa zu theuer eingekauft?“

„Ach zu wohlfeil vielmehr,“ sagte Reichard erbleichend, und fürchtete, der gräßliche Mann führe ihn mit sich davon zum Orte der ewigen Qual. — Er glaubte, es sey der Böse.

Aber der sagte gemildert zu ihm: „Trügt mich nicht Alles, so bist du der Mensch, der nach einem Halbheller sucht — wahrscheinlich um so ein Ding los zu werden, das man Galgenmäumlein nennt? — Bist du Der, so sprich!“

„Ja! ja! der bin ich leider!“ war die leise bebende Antwort.

„Na! nur getrost, Patron, des Dinges sollst du schon bekommen. Ich suche ein solches schon lange, und bin dir

deßhalb wohl einige Wochen lang nachgezogen. Ich weiß welche Bewandtniß es mit dem gefährlichen Dinge hat. Freilich hast du blutwenig für das Ding gegeben, und ich kenne keine Halbheller, obwohl ich weit in der Welt hin umher gezogen. Aber es soll Rath werden, wenn du mir folgst.

Auf des Gebirges anderer Seite wohnt ein Fürst, der nichts weiter kann als jagen. Morgen will ich ihn schon von seinem Gefolge entfernen, und ihm ein greuliches Unthier über den Hals hetzen, von welchem du ihn befreien sollst. — Bleib hier bis Mitternacht, und wenn der Mond über jenem Felsenzacken steht, dann, aber nicht eher, nicht später, gehe die finstre Kluft zur Linken entlang — weile nicht, eile nicht; nicht zu langsam, nicht zu schnell geschritten, dann kommst du in dem Augenblick an, wo das Unthier ihn erpackt. Greif' es furchtlos an; dir soll es weichen, und sich von dir vom schroffen Ufer des Meers lassen hinunter stürzen. Dann begehre vom Fürsten, der dich wird lohnen wollen, nichts, als daß er dir einige Halbheller lasse prägen, wovon ich mir einige einwechseln, und für einen derselben dein dir grausiges Ding abkaufen will. Wenn du die Halbheller wirst haben, dann findest du mich am Schwarzbrunnen. Jede Kindermuhme wird dir sagen, wo er liegt."

Fort war im Umsehen der Reiter mit seinem Roß. Ach, Reichard suchte die Erlösung von dem Männlein und fand nur Angst. — So ging er denn zitternd und bebend, genau nach der Anweisung, seines Ganges, auf welchem es ihm gar unheimlich bedünkte, weil es rings um ihn so gar grausig still und öde war, und vor Allem, weil er kein gutes Gewissen hatte. Doch begegnete ihm Nichts.

Die Morgenröthe blitzte herauf. Da wurde ihm wenig

heimlich. — O! Licht! Licht! erhellt Alles, auch den finsterſten Trübſinn der Seele. Licht iſt Leben und Heiterkeit zuſammen.

Da kam er bald an eine Stelle, wo der Fürſt unter den Klauen eines Unthiers lag, ähnlich einem Affen, mit Ohrenrachen und Tatzen, und haaria, zottig und rieſig lang, und gewaltiges Hirſchgeweih auf dem Kopfe. Hätt' er ſich vor dem ewigen Verderben nicht fürchten müſſen, ſo hätte er ſich gewiß vor dieſem Ungeheuer gefürchtet. So aber ging er mit ſeinem tüchtigen Knotenſtock, wiewohl bebend darauf los. Und da er ſich eben nur genaht hatte, entfloh es, mit Heulen und Brüllen, und Reichard, der durch die Flucht des Unthiers kühn war geworden, folgte ihm auch, bis es vom Felſenrand des Meeres ſich hinab ſtürzte.

Der erlöste Fürſt erhob ſeinen Retter bis zum Himmel, mit lobpreiſenden Worten und verſprach ihm Alles, was er ihm zu geben im Stande ſey.

Da ſagte Reichard, daß er nicht viel verlange, ſondern bitte nur den Fürſten, aus abſonderlichen Urſachen, ihm einige Halbheller um Gotteswillen ſchlagen zu laſſen.

Der Fürſt ſah denn freilich ſeinen Retter mit großen Augen an, und dachte: „Muth mag der wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm ſonſt wo — etwa im Kopfe.“

Aber es fehlte ihm im Herzen — und die Halbhellerlein wurden geprägt, weil es der Fürſt zugeſagt hatte, und ſo leichte Zuſage leicht halten konnte.

„Aber, wollt Ihr denn weiter nichts?“ fragte der Fürſt.

„Nein! weiter nichts,“ ſagte Reichard — denn Geld und Gut waren ihm ja in ſelbigem Augenblicke gar nichts, Alles aber, wie er des ſchrecklichen Dienſtmännleins, und ſeiner entſetzlichen Angſt los möchte werden.

Er ging zum Schwarzbrunnen, von welchem man ihm

furchtbare Beschreibung machte, und welcher auch eben nicht erfreulich aussahe, zumal da man durch eine finstere Höhle hindurch mußte.

Er war hindurch, und sahe sich eingeschlossen in einem tiefen Bergkessel, an dessen einer Seite das schwarze Roß des Mannes mit blutrothem Kleide unangebunden, regungs- und bewegungslos stand, mit hochgehaltenem Kopfe; des Rosses Reiter selbst aber wusch sich dem Rosse gegenüber in einem Born, der schwarzes Wasser hatte, schwärzer als Dinte; und so sah denn der Reiter mit dem rabenschwarzen Gesicht und blutrothem Kleide so gar fürchterlich aus, daß Reichard erschrak.

„Ruhig, mein Bursche," sagte der Reiter des Schwarzrosses. „Ich bin einmal der Dienstmann des Bösen, und ihm mit Leib und Seele schon lange verfallen, und thue schon, was er verlangt, weil ich muß; und Er thut freilich, was ich will, das muß er denn auch, denn unser Kontrakt lautet einmal so. Aber es gibt mir der Knauser nur jährlich zweimal hunderttausend Dukaten für alle meine Mühe, und dabei muß man kargen und sorgen. Daher bedarf ich des Galgenmännleins, und wenn ich es habe, kann ich in Einem Monat Millionen verthun, und will sie verthun, denn der Satan von Satan muß mir sie schaffen. — Einmal komme ich doch nun von ihm nicht los, und so will ich denn jetzt ihn quälen, weil er mich nachher quälen wird. Gib mir das Galgenmännlein her — Hier ist der Halbheller, den ich mir zu verschaffen gewußt habe. Deine Halbheller behalte zum Andenken, wenn du willst."

Das Galgenmännlein ging nun in die Hand, und aus dieser in die Tasche des Fremden. Es sahe gar grimmig aus, und machte sich recht schwer in der Tasche.

„Sieh aus, wie du willst, Patron," sagte der Fremde; „das gilt mir gleich. — Mache dich schwer wie du willst, ich will dich schon leicht machen, denn ich will so viel Gold fordern, daß du es nicht mehr sollst schaffen können."

Damit eilte der Mann auf dem Schwarzroß fort, und war in wenigen Minuten aus Reichards Augen.

Reichard war frei, aber nicht fröhlich; ruhiger, aber nicht ruhig und heiter, sondern feierlich, ernst und still, wie in sich selbst sinnend, denn es lag noch das vorige böse Leben auf seinem Herzen, die alte Verderbtheit und das — böse Gewissen, und noch in manchen Träumen ängstete das Galgenmännlein ihn. — Ganz frei wurde er erst, als Gott ihn durch den Tod befreiete.

O! hütet Euch vor dem Teufel, denn der wohnt in der Hölle nicht allein, sondern auch im Herzen, und achtet das Gewissen, in welchem Gott wohnt, und wohnt er darin einmal, so ist er auch im Herzen, mit Friede, Hoffnung und Freude.

Ich denke, Ihr sollt mich verstehen!!!

Des Maulthiers Zaum.

Es saß der König Artus von England mit seinen Rittern und Helden um seine runde Tafel. Die Ritter, die gewöhnlich mit ihm daran saßen, hießen die Ritter der Tafelrunde, und wurden für hochehrenwerthe Helden allerwärts und in allen Landen gehalten, die vor keinem Abenteuer, oder vor Riesen, Mohren und Zauberern erbebten. Doch mochte es wohl einen oder den andern darunter geben, der mehr mit dem Maul tapfer war, als mit Faust und Herz, wie wir gleich hören werden.

Artus saß einst auch einmal mit seinen Rittern an einem schönen Morgen im Mai an der Tafel und frühstückte, und die Königin stand auf dem Erker, und sahe hinaus in den lieblichen Mai, und ließ sich von seinen Lüften anwehen, und sahe die schönen Blüthen der Bäume, und hatte ihre Freude daran. Damals konnte man an Höfen noch sich über so etwas freuen, und fuhr noch nicht auf's Land, um in der schönen Natur Karte zu spielen, und zu sagen: „wie war es doch ein so lieblicher Tag, und welch' herrliches Spiel haben wir gespielt!" — Damals war's nicht so!

Auf einmal rief eine der Hofjungfrauen: „Sehd, o sehd doch, was daher kommt, über den Anger daher, und in vollem Trab."

Es kam nämlich daher eine feine Reiterin auf einem zierlichen Maulthier, das weder Zaum noch Zügel hatte. Für die Langeweile eines Hofjüngferchens, welches doch nicht mit ihrem Putz alle überflüssige Zeit hinbringen konnte, war so eine Reiterin ein wichtiges Ding, und selbst das sattel- und zaumlose Maulthier gab seinem eigenen Maule oder Mündchen zu thun auf ganze Tage lang.

So schnell, als wär' ihr Thier ein Vogel, war die Reiterin über den Anger geritten, und hielt im Hofe des Schlosses, wo Ritter und Knappen und Hofdienerinnen der Ankommenden entgegen eilten, welche so schön war wie eine Fee.

Auf ihr Begehren führt man die Reiterin in den Saal des Königsschlosses; wo der König, Herr Artus, und die Frau Artussin, die Königin, nebst dem ganzen Hofe sich hatten versammelt.

Da fällt sie auf ihre Kniee nieder und klagt ihr Leid, und sagt mit bittern Thränen: „Sie sey die allerbelei-

gentwertheste unter allen Jungfrauen, wo sie nicht wieder erhalte, was man ihr geraubt hätte, und was ihr lieber sey gewesen, als ihr Leben und als die ganze Welt. Ach, wenn sie hier am Hofe der Helden keinen Retter finde, wolle sie sich in's Grab legen und traurig sterben.

Da nahmen sie Alle Theil am kläglichen Leid des schönen klagenden Mädchens und fragten, welches sein Leid sey, und wie ihm denn zu helfen stehe?

Da bittet die Jungfrau, man möge sie nicht für wahnsinnig halten — all' ihre Noth komme von einem geraubten Zaume her, und wer ihr den wieder bringe, dem wolle sie gern als Magd dienen, oder auch ihn heirathen, wenn er sie haben wolle.

Gern hätten sie Alle die wunderschöne Jungfrau gehabt, aber das ging nicht an, denn sie waren verheirathet, bis auf zwei Ritter, die hießen Herr Gries und Herr Gawin. Der letztere war der Neffe des Königs, war aber dasmal nicht zu Hause, sondern mochte wohl auf Abenteuer ausgezogen seyn.

Herr Gries war ein gar tapferer Mann, zumal wenn er unter den Frauen und Dirnen des Hofes saß, wo er oft mit seinem Worte zwölf Riesen auf einen Streich todt schlug, ohne daß sie dagegen einen Mucks sagen durften, und die Frauen und Mädchen des Hofes zweifelten an seiner übernatürlichen Tapferkeit keineswegs, indem er ihnen die honigsüßesten Worte sagte, und die allerlieblichsten Schmeicheleien, und konnte auch überdies seinen Anzug so schön beschicken. — Ja! wer so etwas kann, der ist gewiß auch grausam tapfer, wenn er ein Ritter oder Soldat ist, zumal wenn er obenein recht schön zu Pferde sitzen und schön tanzen kann, wie Herr Gries,

denn eine größere Bürgschaft der Tapferkeit kann es dann weiter nicht geben.

Ihr wißt also hiermit, wer Herr Gries war, und wie unmenschlich tapfer und heldenmüthig er war, und so war's ihm ein Spaß, es mit so einem Hasenfuß und Lump aufzunehmen, der, weil er nur einen Zaum stahl, wahrscheinlich nicht einmal ein ordentliches Schwert hatte, womit er drohen oder gar einhauen konnte. Mit so einem Burschen wurde Herr Gries bald fertig, und es hatte derselbe blos vom Glück zu sagen, wenn er ihn nicht mit dem bloßen Maule schon todtschlug.

Solch' ein gewaltiger Held war Herr Gries, und da hier nun mit kleiner Mühe und Fährlichkeit große Ehre und Ruhm zu verdienen waren, und ein wunderschönes Kind dazu, so erbietet er sich sogleich den Zaum zu holen und kräht von seinen Thaten, ehe sie gethan sind, und verheißt dem Fräulein, sie solle nur glauben, daß der Zaum so gut als in ihrer Hand sey, und will nur wissen, wo er eigentlich zu holen sey?

Da sagt ihm das Fräulein, er möge sich nur auf das Maulthier setzen, welches ihn sicher und schnell an Ort und Stelle bringen würde, und zugleich auch so sanft als kein Feenwagen.

Vor so einem Maulthiere fürchtete sich Herr Gries gar nicht, welches ihn nicht nur schnell, sondern auch sanft, und vor allen Dingen sicher zu Ort und Stelle bringen würde. — So macht er denn rings umher dem Hofe, und den Frauen (Damen) insonderheit, seine Kratzfüße und Reverenze, und schwingt sich unverzagt und kühn auf das Thier.

Das Thier saust nur so dahin, schnell und sanft, [illegible]

bringt Herrn Gries an einen Wald, aus dem es wie Löwengebrüll ihm entgegen schallt.

Potz Stern! — mit Löwen ist eben nicht zu spaßen, denn die Bestien haben einen gewaltigen Rachen, und heillose Zähne darin, und Vorsicht ist eine edle Tugend.' — Da nun aber ein solch' grausames Vieh einen Menschen leicht abwürgen und auffressen kann, so war es Herrn Gries doch wohl nicht zu verargen, daß er ein wenig still hielt, und an allen Gliedern erbebte.

Er war schon ein wenig in den Wald hinein, als er nicht nur Löwengebrüll hörte, sondern auch bald Löwen sahe, die wirklich wie wahrhaftige Löwen aussahen, und eben umkehren wollten. Aber als die Löwen das Maulthier sehen, so fliehen sie von dannen, und wie sie gar nicht mehr zu sehen waren, bekommt Herr Gries all' seinen Muth wieder, und eigentlich wohl noch mehr, als er zuvor schon gehabt hatte, denn so eine Heldenseele erholt sich gar leicht, und kommt sogleich wieder zu sich selbst, und wird noch grimmiger als zuvor. — Herr Gries reitet nun, als sei Alles gethan, tiefer und tiefer in den Wald.

Nun gehts bergan, bergab, bis das Maulthier und Herr Gries — ei nein! — vielmehr Herr Gries und das Maulthier, in ein tiefes finsteres Thal kommen, das mit Felsen umgrenzt war — — Hier war nun gar kein Scherz, denn das Felsenthal hatte in den Felsenhöhlen Drachen in Menge, welche aus dem weiten Schlund ihrer Rachen Flammen und Rauch hervor spien, und schon mit dem Rauch die bravsten Leute konnten kaput machen. — Hier schnaubt ein Lindwurm aus einer Höhle hervor, schnaubt, faucht, und speit Flammen, Rauch und Giftqualm — dort ein anderer aus einer andern Höhle; — und die kleinen Lindwürmer helfen den alten schon mit. — Da war's

denn gewiß kein Spaß, und Herr Gries schrie, was ihm kein Mensch verübeln kann: „daß Gott erbarm', daß Gott im hohen Himmel mein sich gnädig erbarm'! Hier geh' ich kaput! — Das machten die Lindwürmer!"

Er ging aber nicht kaput, denn das Maulthier ging mitten durch das garstige Geiärme hindurch, dem es da und dort einen Hufschlag auf die Nase gab, und das überhaupt vor dem Maulthier weit mehr Respekt zu haben schien, als vor dem Maul von Herrn Gries, der, sich weiß nicht wie und warum? nicht mehr Maul noch Arm und Schwert, noch Auge und Ohr hatte — gewiß hatte er den Schwindel.

Aber er kam in eine Aue, wo sich Alles wieder fand, was er verloren hatte, Maul, Arm, Auge und Ohr, denn es war kein Löwe und Lindwurm in der Aue, sondern nur schöne Blumen und kleine rieselnde Bäche, mit klaren hüpferlenden Wellen, und mit Vergißmeinnicht an den Ufern, waren da, und die allerlieblichsten Bäume standen da und dort beisammen.

Da hast du dich denn doch recht wie ein Held gehalten, denkt Herr Gries; und ist ja nun Alles vorüber. — Herr Gries ritt behaglich weiter.

Im Weiterreiten ragt aus hohem dunklen Gebüsch ein Schloß hervor. Dort, dachte er, wäre der Zaum, und müsse dort seyn, und wenn auch der Zaum nicht darinnen wäre, müsse er dennoch in's Schloß, denn es müsse drinnen sehr hübsch seyn, weil es ja von außen so glänzend und herrlich sey. (Herr Gries hielt etwas auf die Außenseite.) So ging es denn weiter. Aber wenn man auch weiter kommt, und immer weiter, so ist man deshalb, fängt man es nicht recht an, noch nicht dort, wo man seyn will. So ging's unserm Helden — so geht

es selbst manchen Gelehrten, und so geht's in der Welt überall, und mancher, der General hat wollen werden, hat's kaum zum Korporal gebracht. Das ist aber freilich auch keine Maus, sondern ein Ding, welches einen Degen an hat.

Herr Gries ritt hastig auf's Schloß zu, und wäre wahrhaftig hinein gekommen, wie er sich's vorgenommen hatte, wäre nicht ein breiter wildrauschender Strom um das Schloß her geflossen, der unserm kühnen Abenteurer keineswegs gefiel. Indessen, der Strom war einmal da, und rauschte und strömte immerdar fort.

Herr Gries sucht und sucht nach einer Brücke, weil es doch unvernünftig sey, keine Brücke über einen solchen Strom zu bauen, aber statt der Brücke zeigt sich seinen Augen nichts, als nur ein schmaler Stab von Eisen.

Der müßte getrunken haben, denkt Herr Gries, der über einen solchen Stab reiten wollte, denn man könnte da fürwahr in's Wasser fallen, und sich die Kleider naß machen, wo man gewiß den Schnupfen davon trüge, weil das Wasser verdammt naß macht. Am Ende könnte man gar ertrinken.

„Hol der Henker den Zaum, und die dumme Grete dazu, die ihn haben will," denkt Herr Gries, und kehrt wieder um in Gottes Namen, und kommt frisch und gesund zu seiner liebsten Tageszeit, nämlich zur Mittagszeit, d. h. Essenszeit, wieder zu Artus altem Königssitz, Kardigan geheißen, zurück, nachdem er doch kaum eben erst Abschied genommen hatte.

Herr Gries tritt hoch und hehr in den Königssaal ein, und stolziert in demselben herum, und zwar mit heller Haut, und als man nach dem Zaum fragte, so sagte er ihnen, der sey gar nicht zu haben. Durch Löwen und

Lindwürmer, die zu Tausenden auf ihn hätten gelauert, und durch ähnliches Ungeziefer, wäre er freilich geritten; denn vor solchem Ungethier hab' er sich niemals gefürchtet; aber über einen Strom zu traben, über welchen nur ein schmaler, haardünner Eisendraht führe, sey unmöglich gewesen, und würde es Niemand unternommen haben, er möchte auch seyn, wer er sey. — So sagte Herr Gries.

Aber bei den hochtrabenden Worten des Herrn Gries, soll das zuhörende arme Kind, das den Zaum seines Maulthieres so gern wieder gehabt hätte, und weinte recht bitterlich. Ach, dachte es, die Helden hier sind so hoch gepriesen, in allem Land, sind sie aber alle nicht besser als dieser Herr Gries, bekomm' ich meinen Zaum wohl nun und nimmer mehr wieder. — Und da wollte die gefühlsvolle Seele vor Jammer sterben, blieb aber jedoch noch eine Weile am Leben. — Die Sache war aber nämlich diese: Herr Gries prahlte, und das arme Jungfräulein mit ihren schönen Aeuglein weinte, und der Zaum war nicht da.

Da kommt von seinem Zuge zurück Herr Gawin, ein ehrenwerther und tapferer Ritter, und als er Alles gehört hatte, sagte er:

„Ich bin nicht von vielen Worten, schöne Dame, aber was ich vermag, thue ich gern für Euch, und für jede junge Dame, die so hold und lieb ist als Ihr seyd. Wie es wird werden, kann ich nicht wissen. Aber an meinem guten Willen soll es gewißlich nicht fehlen."

Herr Gawin denkt an Essen und Trinken nicht, obwohl er sonst einen guten Mundbissen auch nicht verschmähete. Es war aber hier nicht Essens-, sondern Ehrensache, und so läßt er sich kürzlich unterrichten, setzt sich auf's Maulthier, und reitet davon.

Es war schon Abend, als Herr Gawin reitet, aber dem macht das nichts aus, zumal da der Mond hell schien. — Das Maulthier lief vogelschnell. Der Löwenwald und das Thal der Drachen werden ohne Furcht zurück gelegt, und mit den ersten Morgenstrahlen erblickt Herr Gawin das Schloß, den Strom und die Brücke, die aus dem schmalen geschliffenen Stab Eisen bestand.

„Immer drüber hin," dachte Herr Gawin, „denn durch das lange Besinnen wird der Eisenstab doch nicht breiter;" und er ritt drüber hin, und kam wohlbehalten hinüber, und sein Maulthier hatte keinen falschen Tritt gethan. (Denn ohne Zweifel war es ein gefeietes Maulthier.) Es würde ihn aber eben so wenig hinüber gebracht haben als Herrn Gries, hätte er das Herz nicht auf der rechten Stelle gehabt. Der ächte Muth entscheidet in vielen Dingen, und hilft zum glücklichen Ausgang.

Herr Gawin war drüben, und ritt getrost auf das Schloß zu. Da thut sich auf einmal ein Thor auf, und ihrer sieben zu Roß, wohl bewehrt mit Schwert und Lanze sprengen ihn an. Er aber lehnt sich an einen Baum und sagt ihnen, daß wenn er nur des Maulthiers Zaum bekäme, er gar keiner Händel weiter bedürfe.

„Sehr wohl!" sagten sie höhnisch; „der Zaum muß freilich dein seyn, wie sich von selbst versteht, es liegt nur an der Kleinigkeit, daß du ihn uns erst abgewinnen mußt."

„Hoh, hoh!" antwortet der Ritter, „wenn's so gemeint ist, so bin ich dabei; kommt an! zwei oder drei, oder meinethalben allesammt auf einmal, mit Euch nehm' ich's noch auf."

„Hört, Herr Isegrimm," spricht einer aus den sieben mit großem Spott, „nehmt gute Lehre an, damit Ihr wohlbehalten nach Hause kommt. Der Tröpfe hat's mehr

gegeben, die den Zaum haben wollten, und sind ohne Kopf davon geschwommen."

„Nimm die Antwort," sprach Herr Gawin grimmig, flog mit seinem Maulthier auf den Großsprecher zu, und spaltet ihn mit Einem Hieb vom Kopf an bis auf den Sattelknopf. Und nun, da er einmal in der Arbeit war, so ging es frisch. Hier fliegt ein Arm, dort ein Stück Kopf oder Schulterblatt, und so ging's blitzschnell fort, bis sie alle sieben auf dem Platze geblieben waren.

Der Ritter, heiß von der Arbeit, wischt sich den Schweiß von der Stirne, und glaubte nun sey Alles vorüber. Das war's aber nicht, denn die Leichen fangen an sich in einem dicken Dampf zu verwandeln, aus welchem im Augenblick sieben große Drachen mit greulichen flammenspeienden Rachen hervor traten.

Daß Herr Gawin stutzt, ist nicht zu verwundern; aber er that, was sich von Helden seiner Art erwarten läßt; er haut auf die Drachen ein, und sein Maulthier hilft ihm muthig, und stößt und schlägt auch mit, bis nach einigen Minuten die Ungeheuer erlegt sind, deren Feuer zum Glücke nur kalt gewesen war.

Aber in das Schloß kam er darum noch nicht, obwohl eine kleine Pforte aufstand, denn die ganze Burg drehete sich mit so furchtbarer Schnelle herum, als ob sie von dem gewaltigsten Wirbelwinde gedrehet würde. Die Pforte in demselben war blitzschnell jetzt hier, und jetzt blitzschnell verschwunden. Wie sollte er da hinein kommen?

Wer auf einem glatten Eisenstab zu reiten den Muth hatte, besann sich auch hier nicht lange. Er stellt dem Schlosse sich gegenüber, und in dem Augenblick als die Pforte kam, sprengt er hinein, und kaum daß er hinein ist, fängt das Schloß auf sich zu drehen, und steht wie

ein Schloß stehen muß, nämlich fest. Aber den Zaum hatte er darum noch lange nicht.

Herr Gawin schaut auf. Da steht vor ihm ein Elephant, und auf dem Elephanten ein Mohr mit einer Keule. Der Mohr war himmelhoch, und die Keule so dick wie ein Eichbaum. Doch auch der macht den Ritter nicht zu fürchten, sondern er redet das schwarze Riesengesicht an, und sagt ihm warum er her gekommen sey, nämlich blos um den Zaum seines Maulthiers zu haben, den er ihm doch herbei holen möge.

„Was? was? was für ein einfältiges Fordern," schnaubt ihn der Mohr mit wüthigem Grimm an. „Du, den Zaum? So ein klein Ding? So ein Marzipanmännchen? das will den Zaum? Weißt du auch, daß man hier so einen Zaum nicht so sogar für herholt. Die Welt wollt' ich dir eher geben, wenn ich sie hätte, als so einen Zaum. Nimm guten Rath an, mein Kerlchen; geh' wieder nach Hause, und sprich, du wärst da gewesen."

Herr Gawin hört die Reden, die aus dem breiten rothen Mohrenmaul kamen, ohne zu ergrimmen an, und sagt ruhig: „So werde ich den Zaum mir schon selbst müssen holen, mein Schatz."

„Ja, das ist ein Anderes," sagt höflich der Riese; „wenn Ihr ihn selbst holen wollt, so ist er gewißlich Euer; nur möcht' es vorher so etwas an Armen und Beinen und Kopfe kosten. Indessen bemüht Euch nur herein, denn das Mittagsmahl wird eben aufgetragen seyn, und das versäum' ich nicht gern. Nach der Tafel ist's noch Zeit genug, ein Paar Worte zu sprechen."

Herr Gawin nimmt die Einladung an; und Beide gehen hinein und setzten sich in dem goldnen Saal um

den Tisch, und der Mohr macht den artigsten Wirth, als wäre er eben erst aus der Residenz gekommen.

Er legt seinem Gaste vor, er sucht ihm das Beste aus, schenkt fleißig den köstlichsten Wein ein, und vergißt auch als Wirth nicht den Gast mit Worten und mancherlei Spaß und Scherz zu unterhalten, worauf er sich aber nicht so gut verstand, als auf Braten und Wein.

Der Gast ißt und trinkt, aber mäßig, spricht nicht viel, und läßt den höflichen und vergnügten Wirth über seinen Witz selbst lachen. Natürlich! Herr Gawin hatte ja nur seinen Zaum im Sinne.

Kaum ist abgetischt und: „gesegnete Mahlzeit!" gewünscht, so fragt Herr Gawin schon: „Wo ist mein Zaum?"

„Habt doch Geduld, Herr Ritter," entgegnete der Mohr. „Wer will denn sogleich nach Tische an solche Dinge denken? Das stört die Dauung und ist gar nicht gesund. Ihr seyd ja hier gern gesehen, und der Zaum, auf welchen Ihr so versteuert und versessen seyd, entgeht Euch ja nicht."

Dem Ritter gefiel der Aufschub gar nicht, indessen da das Mohrengesicht so höflich war, so durfte er nach Ritter Art und Sitte der damaligen Zeit, nicht widerstehn, und schlendert mit ihm in den Garten, wo er sich, weil er müde war, und mehr noch, um der Unterhaltung des Mohren los zu werden, unter einen schattigen Baum hinstreckt, und unter dem Gesang der Waldvögelein einschlummert, und zuletzt recht fest einschläft.

Die Sonne war nahe am Untergehn, als Herr Gawin erwacht, und ehe er noch die Augen recht aufgethan hatte, schon rief: „Wo ist mein Zaum?"

„Tausend!" sagte lachend der Mohr, der sich nicht fern von ihm hatte gelagert, „das heiße ich mir doch

einen Zaum! Ich glaube, Ihr habt sogar von ihm geträumt."

Ein Konzert von hundert lieblichen Stimmen ertönte jetzt aus dem nahegelegenen Gartensaal, und der Mohr versicherte den Ritter, es werde nur ihm zur Ehre gegeben, und wofern es ihm beliebe, möge er sich gütigst ein wenig in den Saal bemühen. Solcher Höflichkeit mochte Herr Gawin nicht widerstehen. Er schien aufmerksam den Tönen zuzuhören, aber er dachte doch nur an den Zaum.

Die Musik war kaum zu Ende, als Gawin nach seinem Zaum fragen will, als aber auch sogleich der höfliche schwarze Goliath ihn zum Abendessen einladet, das schon bereitet da stand.

Was war für Herr Gawin anders zu thun, als daß er sich mit zur Tafel setzte, wo er aber taub und stumm da saß, und nur vor langer Weile an dem Braten nagte; denn wir wissen schon was ihm in Gedanken lag, und daß man über den Gedanken sehr leicht den Magen vergessen kann, obwohl viel öfter noch über den Magen die Gedanken vergessen werden. Er nagte und kauete ein wenig, aber er that es mit Verdruß. Indessen, die Höflichkeit und gute Rittersitte litten es nicht anders, als daß er den Wirth ehrte, indem er zu essen schien. Gilt doch noch jetzt die Sitte oftmals mehr, als das, was eben jedesmal vernünftig und nöthig wäre, und man darf vielmals eher schlecht seyn, als unhöflich.

Ein Abendessen, wie lang es auch währen mag, nimmt dennoch ein Ende. Da es zu Ende war, sagt Herr Gawin, nun wär' es denn doch wohl Zeit, endlich einmal den Zaum herbei zu holen.

„Nun das wäre schön," meinte der Riese, so in später Abendzeit einen Gast gehn zu lassen, der ihm so werth

sey. So etwas würde ihm, dem Wirthe, ewig Schimpf und Schande bringen, und könne nimmermehr zugegeben werden. Morgen sei auch noch ein Tag.

Also mußte Herr Gawin zur Nacht bleiben, obwohl er sich dazu zwingen mußte. Doch zwingen und müssen ist immer einerlei, man mag sich selbst zwingen oder gezwungen werden. Ich weiß nicht, ob ihr mich versteht, ich weiß nur, daß ich es sagen muß, und daß Ihr mich werdet einmal lernen verstehen.

Herr Gawin bleibt zur Nacht, und das schönste Zimmer im Schlosse, und das schönste Bette im schönsten Zimmer, waren ihm ausgesucht. Man sieht doch, daß der Mann, der anfangs so fauchen konnte, so viel Lebensart hatte. Aber das werdet Ihr, seyd Ihr nur einmal erwachsen, oft beisammen finden, und es scheint auch als gehöre es zuweilen ordentlich beisammen. — Unser Mohr war ein Mann von Welt.

Herr Gawin wird durch schöne dienende Knaben, nach damaliger Weise in's Schlafzimmer geleitet, denn vielleicht hätte er sonst das Thronhimmelbette, was königlich hoch und glänzend da stand, nicht können finden.

Die Knaben waren kaum abgetreten, so kommen wunderschöne Mädchen, ihm den Schlaftrunk zu reichen, und das goldene Waschbecken darzubieten, und zu erfragen, was er sonst möchte bedürfen. Aber Gawin bedurfte ihrer nicht, denn er konnte sich im Nothfall schon selbst behelfen, und dachte nur an seinen Zaum. Er bat die schönen Kinder, sich nicht weiter zu bemühen, da sie ihm den Zaum doch wohl nicht würden verschaffen können. — Das konnten sie nicht, und darum traten sie ab.

Der Mohr mochte wohl ganz weltkluge Gedanken haben, wie er durch Braten und Wein, durch Herrlichkeit

Üppigkeit und Pracht, durch hübsche Gesichter, und durch alle Schwelgereien und Lüste den braven tapfern Ritter von seinem Vorhaben abbringen wollte, welches aber bei Herr Gawin mißlang. Herr Gawin hielt treu und fest an Ritterehre, an seinem gegebenen Wort, welches er lösen mußte, und vor Allem an Gott und an der Furcht Gottes.

Der Tag war angebrochen, und Herr Gawin hatte ausgeschlafen. Er wappnet sich, und nachdem das Frühstück mit dem Mohren eingenommen war, spricht er wieder von dem Zaum, den er nun haben, und damit fortziehen müsse. — „Seyd so gut und gebt mir den Zaum," sagt Herr Gawin zum Mohren.

Der Mohr versetzte: „wenn Ihr es denn mit Gewalt wollt, so sey es denn auch. Gern wär' ich schicklicher und friedlicher mit Euch ausgekommen, sehe aber wohl, daß es nicht gehen will. — So muß es denn nun einen Kampf zwischen uns beiden geben, und wenn ich um meinen Kopf kürzer bin, dann werdet Ihr den Zaum erhalten."

Nachdem sich beide Partheien erst die ordentlichen höflichen Bitterkeiten gesagt hatten, kam es zum Kampf.

Dem ersten Streich des Mohren wich Gawin geschickt aus, sonst wär' er ein wenig mit der Keule desselben zu Pappmus und Brei ganz ordentlich geschlagen worden. Kaum zieht der Mohr vom verfehlten Keulenhieb den Arm zurück, um zum zweiten Streich auszuholen, da fliegt auch schon des Mohren Arm durch Gawins Schwert herunter.

Und der Mohr flieht mit gräßlichem Geheule davon. Das machte ihm aber nicht eben viel aus; denn er nahm neue Gestalten an, indem er nicht blos ein Mohr, sondern auch ein Zauberer war, und er greift in diesen Ge-

halten den Gawin an — als Drache, Leu, Einhorn, Tiger, Hyäne und Greif. Aber der Ritter blieb Ritter, nämlich muthig und beherzt; und als der Mohr sich endlich in einen Greif verwandelt, trifft er denselben so gewaltig und gut, daß des Greifen Kopf und Kamm herabfliegt. Und als das gräßliche Unthier stürzt, erbebt das Schloß.

Der Riese war fort, aber statt dessen stand nun ein Zwerg da, der mit vielen Verbeugungen und zierlichen Geberden sprach:

„Gott soll Euch segnen, höchst edler tapfrer Herr, und Euch Gesundheit geben und langes Leben. Die Frau des Schlosses sendet mich, und läßt Euch zur Tafel laden."

Wir wissen, daß unser Ritter die höflichsten Sitten der Ritterschaft kannte und ehrte, und also folgt' er dem Zwerg zu einen Saal, wo ein herrliches Mahl für zwei zugerichtet war. Die Herrin des Schlosses aber war so glänzend und überschön, daß Herr Gawin fast verdutzt vor ihr stehen blieb, indem gar zu große Schönheit die Leute nicht nur oftmals allein verdutzt, sondern wohl gar thöricht und so ein wenig verwirrt gemacht hat, zumal wenn die Schönheit so schön gekleidet ist, als bei unserer Dame. Vor Aschenbrödels freilich wird Niemand verdutzt stehen bleiben, wenn sie auch noch so schön wären, bevor sie sich nicht gewaschen und ein wenig hübsch angezogen haben; denn Reinlichkeit und Kleid haben eine wundersame Gewalt.

Die Herrin des Schlosses aß so, als lebte sie von der Luft, that wehmüthig und betrübt, und dann ward sie lebhaft und munter, und sieht Gawin mit lieblichen Blicken an; aber der merkt nicht darauf, sondern läßt es im Essen und Trinken sich wohlschmecken, und denkt nur, es

seinen Zaum, und als abgetragen war, wiederholt er den alten Spruch: „Wo bleibt mein Zaum?“

Da fängt sie bitterlich an zu weinen, und spricht, er sehe so grymm und mild aus, und verlange doch ihren Tod. Das ist aber Herr Gawin viel zu hoch, und er spricht, daß er ja fürwahr nichts wolle als seinen Zaum. Da fängt sie ihm denn an Alles zu erklären.

„Ich bin die Fee von diesem Schlosse,“ sagt sie, „und was ihr weit und breit umher seht mit allen Hügeln und Thalen und Auen, ist mein, und wo noch etwas sollte fehlen, das schafft mein Zauberstab in einem Augenblick herbei. Wie Ihr seht, bin ich noch jung, und wenn mich mein Spiegel und meine Eitelkeit nicht belügen, wohl auch nicht ganz unhübsch, und dazu hab' ich vor vielen meiner Schwestern einen Vorzug, nämlich den, daß ich immer so bleibe, wie ich jetzt bin. — Aber wenn Ihr eigensinnig auf den Zaum besteht, ist Alles, ach Alles für mich verloren, und nichts, was mich erfreut, ist forthin mehr mein.“

Das war dem Ritter wieder zu hoch und räthselhaft, und bat er deshalb gar höflichst, ihm doch die eigentliche Bewandtniß der Sache so auseinander zu setzen, daß es ein braver Rittersmann könne verstehen.

„So hört denn Alles,“ sprach sie. „Mein Vater war einer der ehrwürdigsten und weisesten Druiden *), und verstand alle geheimnißvollen Künste, daher ihn alle Welt ehrte und fürchtete. Er hinterließ nur mich und meine Schwester. Die Schwester war schön, ich aber? — o Herr, ich kann's Euch nicht sagen; — ich — ich war es gar nicht. Der Vater wollte mich trösten, und gab mir dieses Schloß und einen Feenstab, womit ich Drachen und Mohren, Rie-

*) Religionsdiener, vornehmlich bei den alten Deutschen und den Galliern.

sen und Zwerge, drehende Schlösser und noch vielmehr hervor zaubern kann. Der Schwester aber gab er das gesatelte Maulthier mit dessen Zaum. Das schien so wenig, und war doch vielmehr als ich hatte empfangen, denn ach! Herr Ritter — verzeiht, ich bin ein Mädchen! — wer den Zaum hat, hat unverwelkliche Jugendschönheit, und selbst die Häßlichsten werden durch seinen Besitz die Schönsten. Die Schwester war so schon schön und überschön, und ich war es ja nicht. Was wollte sie mit dem Zaum? — ich aber hatte ihn nöthig. Und nun Herr Ritter errathet ihr Alles. Wer mir den Zaum nimmt, nimmt mir mein Leben. Fordert ihn nicht von mir, Herr Ritter! Ich will der Schwester Alles was ich habe gern zum Ersatz geben, wenn sie mir nur den Zaum läßt. Seyd gütig, und nehmt mir ihn nicht ab, und, wenn ich Euch gefalle, so bleibt hier, und theilt mit mir Alles — Alles!"

Herr Gawin wußte wohl, was die schöne Dame meinte und war von ihrem Schmerz gerührt. Er entschuldigte gern ihren Raub, obschon er ihn nicht gutheißen konnte, und ihr himmlisches Gesicht und Wesen gefielen ihm sehr, aber unser Ritter war ein Mann von Wort und Ehre.

„Holde Dame," sagte er, „wer sollte Eurer Schönheit nicht huldigen, und Euren Besitz nicht wünschen? Ich wollte Euch immerdar gern höchlich verehren, mein Lebelang. Aber verzeiht, ich habe wegen des Zaums mein Wort gegeben, und das ist etwas mehr als mein Leben, denn in meinem Worte liegt meine Ehre."

Die Dame sieht wohl, mit welchem festen starken Manne sie es zu thun hat, und mit lautem Schrei befiehlt sie dem Zwerg den Zaum zu bringen, wendet weinend ihr Angesicht ab, und eilt in ein anderes Zimmer.

Man kann schon denken warum? Die Schönheit und der Zaum waren ja zugleich dahin.

Armes Mädchen! du jammerst den Ritter, aber sein Wort muß er doch halten!

Der Zwerg bringt den Zaum; der Ritter zäumt sein Thier damit, welches vor Freuden darüber, daß es den Zaum wieder hat, lustige und possierliche Sprünge macht. Er reitet zurück, ohne daß ein Strom, oder eine Eisenstabsbrücke, oder Drachen und Löwen da waren.

Und das Maulthier flog zu seiner Herrin zurück, als hätte es den Winden zehntausend Flügel abgeborgt, und berührte mit seinen Hufen kaum die Spitzen des Grases.

Er war in einigen Stunden wieder an des alten Königs Artus altem Hofsitz, und brachte den Zaum. Der König und die bravsten Helden der Tafelrunde umarmten den wort- und ehrenfesten Genossen, der, wie so oft sich auch hier wieder hatte bewährt, und die Damen des Hofes selbst dachten, er sei beinahe so heldenmüthig als Herr Gries, und vielleicht, wenn das möglich sey, wohl noch etwas mehr.

Und das Angesicht der Herrin des Maulthiers glänzte wie Morgenröthe. Sie drückte ihm dankbar die Hand. — Herr Gawin ward ihr Gemahl.

Manche Damen am Hofe des Altkönigs Artus, die wirkliche Hofdamen waren, rümpften das vornehme Näslein, und sagten, den hätten sie nimmer gemocht. — Andere, die zwar Damen am Hofe, aber nicht Hofdamen waren, schwiegen und dachten: den hätten wir gern gemocht, und die Herrin des Maulthiers mochte ihn am allergernsten; und der alte Held Artus hatte seine Herzenslust und Freude über das herrliche Paar.

Die Knappen Rolands.

Von dem großen und gewaltigen Roland hat doch Jedes von Euch gehört, will ich wohl hoffen? Er war ja des alten Kaiser Karls des Großen Vetter, und sein bester Obergeneral, und tapfer, so tapfer, daß es ihm einerlei war, ob ihm zehntausend oder noch mehr gegenüber standen, denn er hieb sie mit Einem Streiche zu Boden. — Da war es denn eben keine Kunst, daß Kaiser Karl allezeit über seine Feinde den Sieg davon trug, wo ihm der Vetter Roland zu Hülfe war. Indeß hat Jedermann seine Stunde, wo er auch einmal unterliegen muß, möge er auch seyn, wer er wolle. So war es denn auch mit dem Vetter Roland.

Karl hatte blutige Händel mit den Mohren oder Mauren, welche Spanien erobert hatten, und nun auch über das große Pyrenäengebirge gehen wollten, welches zwischen Spanien und Frankreich liegt, und mit seinen hohen Bergen eine mächtige Gränzscheide beider Länder macht. Sie wollten Frankreich, und sodann alle Länder in Europa nehmen, so weit sie nur kommen konnten, indem sie dachten, ihnen gehöre die Welt doch einmal, und darum müßten sie dieselbe auch haben. — Nun vorher und nachher haben Viele, nur dem Scheine nach wohl ein wenig anders, aber in der Hauptsache doch immer dasselbe gedacht, und gemeint, was sie haben wollten, das gehöre ihnen, wie sie es haben könnten, und Macht hätten, es zu nehmen. In der Macht liegt meistens das Recht!

Die Mohren wollten Alles haben, Karl aber hätte auch gern Alles gehabt. So gab es denn blutige Händel, in welchen Viele umkamen, und aus gesunden lebenskräftigen Menschen zu todten, kalten, blutigen Leichnamen

werden, aber das machte nichts aus, sondern wer den andern Theil zuletzt untertreten konnte, das machte Etwas aus — nämlich Alles. Wer das konnte, der hatte Recht!

Roland stritt gegen die Mohren, und es kam zu einer grimmigen Schlacht am Fuße des Pyrenäengebirges, an einem Orte, der Ronceval geheißen ward; Roland hatte mit seinem guten Schwert Viele niedergehauen, aber dasmal wurde er selbst auch niedergehauen, denn die Mohren hatten ihre Ritter und Helden, die Arme und in den Armen Kraft hatten, eben sowohl als Karl.

Schwer verwundet, gequält von brennendem Durst, und fast ganz verblutet und verschmachtet lag der tapfere Held Roland da, und seine Knappen und Waffenträger waren im heißen Feuer der Schlacht von ihm abgekommen, welches man damals, wo der Knappe seinem Ritter mit Blut und Leben beistehen sollte, für eine große Schande hielt und mit der höchsten Verachtung bestrafte.

Roland stieß in sein Horn, um Karln ein Zeichen zu geben, es sei mit ihm, seinem Vetter, zu Ende. Karl hörte des Hornes gewaltigen Ton, obwohl er mit seinem Heere acht Meilen davon stand, und ließ alsbald aufbrechen, um Hülfe zu bringen, aber es war damit zu spät. Roland hatte sich blasend die Adern im Kopfe zersprengt, und das güldene Horn, auf dem er blies, war geborsten. Da Roland nun nicht mehr war, das Herz des Heers, so hatten die Mohren den Sieg leicht errungen.

Der Held war gefallen; das Heer war geflohen und die meisten waren niedergehauen, aber die Knappen Rolands waren glücklich entronnen, vielleicht weil sie sehr gut zu Fuße waren. Sie hatten sich tief in's Gebirge gerettet, und waren bis in öde Wüsten gekommen, wo

sie von dem Getümmel des Kriegs nichts mehr vernahmen, was ihnen auch schon sehr lieb und recht war. Aber was ihnen gar nicht lieb und recht war, war der Durst und der Hunger, die ihnen sehr hart zusetzten. Und nirgends sahen sie ein Haus oder eine Hütte, und Weg und Bahn waren ihnen völlig unbekannt.

Sie berathschlagten sich zwar, wie sie sich sättigen, und dann wieder zum Heere zurückkehren könnten; aber aller Rath war vergebens. Dazu kam, daß der Schwertträger Andiol Rolands gutes Schwert auf der Flucht verloren hatte; der Schildhalter Amarin hatte in der Angst den Schild von sich geworfen, um schneller zu fliehen, und Garron, der Sporenträger, wußte nicht, wo die goldenen Sporen seines Herrn geblieben seyn mochten. Wären sie ohne diese kostbaren Dinge vor das Angesicht des Kaisers Karl gekommen, es würde ihnen übel gegangen seyn, und vielleicht wäre er ihnen an die Kehle gekommen.

Unter vergeblichen Berathungen brach die Nacht herein, die so trübe war, daß kein Sternlein am Himmel schimmerte. Dabei war eine tiefe Stille in der Einöde, die nur zuweilen durch das widrige Geheul großer Nachteulen grausend unterbrochen wurde. — Was sollten sie thun?

Sie streckten sich unter eine Eiche, und hätten so gern das Grausen der Nacht und den nagenden Hunger verschlafen. Das aber gelang ihnen durchaus nicht, wie viel Mühe sie sich auch darum gaben. So wollten sie denn durch Gespräch die lange Nacht kürzen, und fingen mit einander an zu plaudern, und sehnten sich nach dem Anbruche des Tages. Indem erblickt Einer ein Licht, welches sie anfangs für ein Feuermännchen (Irrlicht) hatten. Das Licht aber blieb immer an derselben Stelle, woraus sie schlossen, es müsse das Licht einer einsamen

Hütte oder eines Hauses seyn, wo sich Rath für ihren hungrigen Magen würde finden. Sie erhoben sich von ihrem Rasen, und gingen auf das Licht zu, bei welchem sie auch ankamen, aber erst nachdem sie oftmals sich gestoßen und Gesicht und Hand zerritzt hatten, und über Steine gestolpert oder gefallen und gegen Bäume und Aeste angerannt waren.

Sie langten auf einem freien Platz vor einer steilrechten Felsenwand an, und fanden zu ihrer großen Freude einen Kochtopf auf einem Dreifuß über dem Feuer, welches eben das gesehene Licht gemacht hatte. Bei den Flammen des Feuers entdeckten sie eine Höhle im Felsen, über welcher sich Epyichranken (Epheuranken) herabwanden, und die mit fester Thüre verschlossen war. Sie zweifelten nicht, hier müsse ein frommer Einsiedler seine Wohnung haben, der sie ohne Zweifel gastfrei aufnehmen und reichlich bewirthen werde, denn in einer so einsamen entlegenen Gegend sey er gewiß nicht ohne Vorräthe.

Andiol pochte an und begehrte Einlaß. Da rief es von innen mit Weiberstimme heraus: „Wer pocht? Wer pocht so spät noch an meine Thür?“

Andiol sprach: „Thut uns auf, liebes Weib, und laßt drei müde und matte Wanderer ein, die vor Hunger und Durst fast verschmachten.“

„Geduld!“ rief die Stimme in der Höhle; „Geduld! daß ich mein Haus beschicken und meine Gäste mit Ehren aufnehmen kann.“

Nun das ließ sich gut hören und Vieles erwarten, und obgleich ihre Geduld sehr ungeduldig war, so warteten sie denn doch.

Andiol horchte an der Thüre und hörte ein großes Geräusch, wie wenn die ganze Wohnung aufgeräumt, ge-

kehrt und gescheuert würde. Aber das währte so unendlich lange, daß zuletzt die Ungeduld doch ausbrach, und Andiol auf gut soldatisch mit tüchtiger Faust anbonnerte. Da, meinte er, müsse sich die Thür flugs aufthun, weil es anderer Orten auch so gewesen sey. Allein die Thür that sich nicht auf, sondern es hieß: „Gemach! ich bin keineswegs taub, daß Ihr draußen so lärmt. Erst will ich mir die Haube aufsetzen, damit ich mich ordentlich vor Euch kann sehen lassen. Schüret indessen das Feuer draußen unter dem Topfe, daß Alles recht siede, und nascht mir nichts von der Brühe."

Sarron war schon in Held Rolands Küche ein fleißiger Topfgucker gewesen und hatte mit seiner Nase immer das Beste auszuwittern gewußt; wie hätte er hier diesen Topf sehen können, ohne ihn zu untersuchen. Während Andiol lärmte und Amarin vor Müdigkeit, mit guter Hoffnung für seinen Magen, eingeschlafen war, schlich er zum Topf, hob den Deckel auf, fuhr mit der Fleischgabel in den Topf hinab, und zog einen großen fetten Stacheligel herauf. — Die Eßlust verging ihm sogleich, doch sagte er den Gefährten nichts, um ihnen den Appetit nicht zu verderben, falls etwa der Igel mit leckerer Zubereitung aufgetischt würde.

Von Andiols Lärmen war Amarin aus seinem Schlummer erwacht, gesellte sich zu diesem und lärmte, drohete und stritt mit ihm gegen die Inwohnerin, und beide hätten die Thür gern gesprengt, hätten sie es nur vermocht; denn ob sie wohl vor den Mohren waren ein wenig davon gelaufen, so hatten sie doch Soldaten-Herz und Tapferkeit genug, es mit einem Weibe aufzunehmen, zumal ihrer zwei oder drei gegen Eins. Aber das Lärmen

und Toſen und Drohen half ihnen gar nichts, und die feſte Thür blieb feſt zu.

Endlich wurden beide Theile, nämlich die Wirthin und die Klopfenden, doch über den Einlaß einig. Aber, o Unglück, nun hatte in der Eil die Wirthin den Schlüſſel zur Höhlenthür verlegt, und ſogar auch die Lampe umgeſtoßen, und ſo ging denn die Geduldsprobe der Wanderer auf's neue an.

Wie freuten ſie ſich, als nun nach langem Harren die Thür aufgethan wurde; aber o weh! ſie wurde ihnen mit höflichſter Art ſogleich wieder vor der Naſe ungeſtüm zugeſchlagen. Das machte ein großer ſchwarzer Kater mit großen glühigen Feueraugen, der bei'm Oeffnen der Thür heraus gewiſcht war.

Die Hauswirthin ſchalt und ſchmähete auf die ungeſtümen Gäſte, die durch ihr Lärmen das liebe Hausthier aus dem Schlafe erſchreckt hätten, daß es davon geflohen wäre, und drohete, wenn die Lärmer und Pocher den Kater nicht einfingen und wiederbrächten, ſollten ſie über ihre Schwelle nicht kommen.

Fürwahr, das lautete gar untröſtlich. Andiol ſprach mit verbiſſenem Grimme: „Das iſt eine verdammte Hexe, die uns erſt ſtundenlang äfft, und nun ſollen wir ihr ſo gar den Hund von Teufelskater wiederholen. Kommt Kameraden, wir ſprengen die Thür, und nehmen, was die Mettel nicht geben will.“

Das war freilich wieder ächt ſoldatiſch, und Amarin ſtimmte gleich bei, aber Sarron ſahe weiter, und rieth ſehr ab. Er ſagte, daß er hier ſeltſame Dinge ahne, und daß ſie wohl mit großer Uebermacht möchten zu kämpfen bekommen. Beſſer wär' es, zu thun was die Höhlenbewohnerin wünſche, bis ſie ermüde, ihre Geduld zu erproben.

Die beiden andern sahen, der Rath sey gut, und nahmen ihn an. So setzten sie denn dem schwarzen Hauskater gemeinschaftlich nach, und machten Jagd um ihn einzufangen, das war aber vergebliches Thun, denn der hatte sich mit seinen Krall- und Häkelpfoten auf den Gipfel der höchsten Eiche hinauf gemacht. Man hätte es nicht gewußt, wo er sich aufhielt, da er selbst noch schwärzer war, als die Nacht, aber seine zärtlich quellende Nachtmusik, womit er sich ohne Zweifel seiner Frau Liebsten bemerklich machte und zu seinem hohen Thron einladete, und seine Glühaugen, welche durch die Finsterniß leuchteten, verriethen ihn.

Keiner wußte Rath als der weise Meister Sarron, der sich in allen freien Künsten von Kindheit auf geübt hatte, und hatte es darin zu einer großen Vollkommenheit gebracht. So konnte er denn auch wehmüthig und melancholisch miauen, wie eine Katze, durch welche anmuthige Kunst er glücklich den Kater vom Baume herablockte und einfing.

Jetzt war die Höhlenthür offen und die Wirthin trat ihnen entgegen. Aber es schauderte sie vor dem Anblick derselben, denn sie war ein dürres Todtengebein mit runzlichter Pergamenthaut, den verknöcherten Leib umgab ein lang herabreichendes dunkles Kleid von Karmeliterfarbe, und in der Hand hielt sie eine Mistelstaude, mit welcher die Angekommenen zerimoniös berührt wurden, welches denn statt des Bewillkommens zu nehmen war.

Die Wirthin winkte den Gästen, sich an einen Tisch zu setzen, auf welchem Milchspeisen, frisches Obst und geröstete Kastanien aufgetragen waren, aber nichts weiter. Sie machten bald reine Arbeit in den Schüsseln, wobei Sarron besonders gar eilfertig war, denn er fürchtete

der Igel möchte noch nachkommen, und wollte solchen Leckerbissen seinen Kameraden keineswegs verkümmern. Aber der Igel kam nicht, und der schlaue Sarron vermuthete, die Wirthin selbst möge wohl das Fett desselben gebrauchen, ihr altes Lederfell einzusalben, damit es geschmeidig bleibe und nicht in den Falten zerbräche.

Sie wollten nun gern auf's Lager, aber die Alte hielt sie noch lange hin, denn das Ruhebettlein sey nicht sogleich fertig, wie sie sagte. Offenbar sahen sie, daß sie gefoppt wurden; aber was half es, sie mußten warten, obwohl ihnen die müden Augen zu und die Hände herabfielen. Sie warteten denn, aber mit großem Grimm im Herzen gegen die Alte, an welche sie sich jedoch nicht getrauten.

Als nun die Lagerstelle fertig war, siehe da war sie zwar weich und einladend, aber nur für Eine Person geräumig genug, und jeder von den Dreien wollte zuerst auf's Lager, denn Jeder war so müde und fertig als der Andere.

Da kam es unter den Dreien zuerst zum Wortwechsel und am Ende zum Faustkampf, und alle alte Kameradschaft galt bei keinem mehr, weil keiner das Lager entbehren mochte. Da lagen sie sich denn bald in den Haaren und zerrauften und bläueten sich einander, so viel sie noch Kraft hatten, ohne daß Einer die Oberhand behielt. Jetzt hatte sich dieser, jetzt jener auf's Lager hingeworfen, indessen die beiden andern sich besausteten und rauften; aber der Dritte wurde von den Zweien immer wieder aufgejagt.

Die Alte sahe dem Raufspiel eine feine Weile zu. Aber da wurde ihr denn doch der Kampf zu arg. Sie berührte mit ihrem Mistelstengel die Erhitzten, und sie

standen stumm und starr, wie Bildsäulen, da, und konnten nicht von der Stelle.

„Hört, Ihr Burſche," sagte sie, „nun vertragt Euch in Güte, oder Ihr sollt stehen bis zu Anbruch des Tages oder noch länger. Nehmt Vernunft an, Goldsöhne. Es sind noch drei Stunden ehe es Tag wird, da könnt Ihr wechseln und Jeder kann wenigstens noch Eine Stunde weich liegen."

Sie nahmen Vernunft an und folgten, denn sie fürchteten die Mistelgerte. Die Nacht ging hin, und unsere alte Drude oder Zauberin — denn das war sie gewiß, und der Mistel war ihr Zauberstab — hieß ihre Gäste freundlich weiter ziehen, was sie auch recht gern thaten. Sie gab aber zuvor noch Jedem ein Andenken zum Abschiede, weil sie ihren Kater so geschickt eingefangen hätten. Andiol bekam einen verrosteten Kupferpfennig, Amarin ein kleines Tischtüchlein, und Sarron einen alten ledernen Däumling.

Sie glaubten sich von der Alten verspottet, und hätten ihr wohl gern ihre Gaben in's Gesicht geworfen, allein die Mistelstaude hielt sie im Zaum. Schweigend gingen sie. Als sie aber erst einige tausend Schritte fort waren, da lärmten und tobten sie über die alte Vettel, Hexe, Pergamentfell, Igelfresserin, und welche Namen sie sonst noch fanden, ihren Unmuth recht muthig aus, denn nun waren sie sicher. Und nun meinten sie auch, sie hätten das überalte Wesen nicht so ungestraft lassen, sondern ihm aus seinen Kisten und Kasten, nachdem man sich erst der Zauberruthe bemächtigt hätte, so viel Gold als nur möglich mitnehmen sollen. Denn daß sie viel Gold müsse darin haben, war bei ihnen gar nicht in Zweifel.

Sie hatten also nun das große Wort. Freilich erst

nun, wohl wissend, daß weit von dem Schuß gut für den Mann ist.

Das große Wort hatte insonderheit Andiol geführt, um den Andern die Lungen einigermaßen zu ersparen, und im Grimm warf er nun seinen Kupferpfennig weit von sich fort. — Amarin machte es mit seinem Tischtüchlein nicht anders, indem ihm solch' ein Lappen in einer Wüste nichts könne helfen, wo es nichts zu essen gäbe. Aber der grundweise Sarron dachte, den Däumling kannst du leicht tragen, denn vielleicht kann aus dem Scherze noch Ernst werden.

Die Kameraden verlachten ihn als einen Thoren, daß er den alten Däumling behalte; er aber ließ sich nicht irren, sondern machte Proben damit, und steckte den Däumling auf den Daumen der rechten und hierauf auf den Daumen der linken Hand, und wandelte mit den Gefährten weiter.

Auf einmal bleibt Amarin stehen und fragt verwundernd: „wo ist denn Sarron hingekommen, er war ja eben erst noch bei uns?" — „Laß ihn," erwiedert Andiol, „der ist gewiß zurückgegangen, um das Lumpenzeug zu suchen, was wir weggeworfen haben, denn er denkt Wunder, was für geheime Kräfte darin sind."

Wie erstaunt war Sarron, welcher dicht neben seinen Kameraden ging. Nun wußte er das Geheimniß der empfangenen Gabe, und machte Versuche mit derselben, um ganz gewiß zu seyn, daß er sich damit unsichtbar machen könne. Während die Gefährten still standen, und seines Nachkommens warteten, schritt er schnell voraus und rief: „Was säumt ihr faulen Menschen denn? wollt Ihr denn gar nicht von der Stelle?" Da horchten sie hoch auf und liefen eilends vorwärts bei ihm vorüber,

ohne ihn zu sehen. „Nun wo ist er denn?“ fragten sie und gingen immer weiter. Da rief er hinter ihnen: „Wo seyd Ihr?“ Und so rief er bald hinter, bald vor ihnen, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Anfangs gingen sie der Stimme nach, und suchten ihn, aber hernach befiel sie ein Schauder, denn sie meinten, er sei von einer Felsenwand gestürzt, und sie hörten nur die Stimme seines Geistes, und als er nun sich sichtbar machte, und plötzlich vor ihnen stand, entsetzten sie sich auf's heftigste.

Da entdeckte er ihnen des Däumlings Geheimkraft, und gab ihnen Proben von derselben, sie aber standen ganz vor Erstaunen verdutzt, und wollten ihren eigenen Augen nicht trauen. Als sie aber zu sich selbst gekommen waren, liefen sie im schnellesten Laufe nach den weggeworfenen Gaben zurück. Lange und mühsam suchten sie, und voll Angst, ob nicht das verschmähete Gut bereits wieder in die Kisten der Drude zurückgekehrt seyn? sie beklagten schon bitterlich ihren thörichten Eifer und ihre Einfalt, Dinge als nichtsnutzig weggeworfen zu haben, die von unermeßlichem Werth wären.

Indessen sie waren glücklich. Amarin fand sein Tüchlein an einem Dornstrauch hängend im Winde flattern. Viel mehr Mühe kostete es, den verrosteten Pfennig zu finden; jedoch fand er sich auch.

Glückliche Menschen! die jetzt vor Freude weder Müdigkeit noch Hunger und Durst fühlten, obwohl sie noch nicht wußten, wie die Gaben gebraucht werden mußten. — Daß ihnen die Gaben einst verderblich werden könnten, darauf fielen sie gar nicht.

Nachdem es mit der ersten großen Freude vorbei war, meldeten sich Müdigkeit, Hunger und Durst auf's neue wieder. Sie lagerten sich in dem Schatten eines dicken

klaubten Baumes und machten Versuche, Amarin mit seinem Tüchlein, Andiol mit seinem Pfennig. Amarin knöpfte das Tüchlein andächtig in's Knopfloch, und sprach heimlich sein Tischgebet: „Aller Augen warten auf dich, Herr," aber es kam keine Mahlzeit, wie er gewünscht und gehofft hatte. Andiol nahm seinen Pfennig und legte ihn zu den Paar andern Pfennigen, die er noch in der Tasche hatte. Darauf fing er an zu zählen, vorwärts und rückwärts mit der linken und mit der rechten Hand, und meinte, es müsse mehr werden, weil es gewiß doch ein Heckepfennig wäre; es blieb aber genau so viel als es war.

So saßen sie still und stumm und halb verschmachtet und unmuthig unter dem Baum. Plötzlich reißt Sarron dem Andiol das Tüchlein weg, breitet es auf den Rasen aus und spricht: „Tüchlein, bescheer' uns einen tüchtigen gutgekochten Schinken, Weißbrod vollauf dazu und gut zu trinken.

Im Augenblick stand das Eßwerk da, was sie begehrt hatten, und sie fielen gierig darüber her, ohne zu bemerken, daß es am Trinken fehle. Aber als sie anfingen nach dem Schinken zu dürsten, fühlten sie wohl was fehlte, und es wollten Andiol und Amarin die Gabe schon wieder tadeln, als Sarron rief: „Halt, Kameraden, nicht voreilig! Wo ein gut Backhaus ist, findet sich nach altem Sprichwort auch ein gut Brauhaus." Er nahm das Tüchlein, von welchem sogleich Alles verschwand, was darauf noch übrig geblieben war, wendete es um, und wünschte Wein in Menge und zwar vom Besten. Augenblicks stand auf dem willigen Tüchlein ein großer Henkelkrug, gefüllt mit dem edelsten Wein. Sie sprachen fleißig dem Kruge zu und wurden fröhlich und selig, und das Tüchlein ward hochgelobt, die alte gute herrliche Mutter aber auch, die

es ihnen gegeben hatte. Andiol hatte während des Trinkens mit seinem Pfennig neue Versuche gemacht und die Kraft desselben kam zum Vorschein, als er ihn erst auf der Vorderseite betrachtet hatte, um sein altes Gepräge zu beschauen, und ihn sodann auch auf der Rückseite besah. Er wollte den Pfennig schon wieder muthlos beistecken, als er unter demselben ein Goldstück fand, eben so dick und groß als der Pfennig selbst war. Jetzt wußte er, wie er der Wünschgabe beikommen konnte.

Nun! der Jubel war allgemein! In der Freude liefen sie zurück, und wollten dankbar der guten Drude um den Hals fallen, aber sie fanden die Felsenwand und die Grotte nicht wieder. Ohne Zweifel hatte der Geist des Weines sie irre geführt, vielleicht waren auch Felsen und Höhle verschwunden.

Sie durchzogen nun die Gebirge hin und her, und kümmerten sich wenig darum, wie viele Tage das dauerte, denn sie hatten zu essen und zu trinken, und ihrer waren ja drei, mithin hatten sie auch Gesellschaft. Endlich kamen sie an eine Landstraße, die führte zu der Hauptstadt eines spanischen Königreichs, und sie entschlossen sich, sich nach dieser Stadt zu wenden. Sie nahmen sich vor, beisammen zu bleiben, um ihrer Gaben gemeinschaftlich zu genießen, und sich damit einander auszuhelfen. Darüber gaben sie sich Handschlag und Wort. Sie gaben sich Beides, aber Menschenherz verändert sich, wie sich die Lagen des Lebens ändern, wenn man nicht recht stark und standhaft ist.

Sie kamen in die Stadt und sahen den Glanz des Königshofes, und verliebten sich alle drei in die wunderschöne Prinzessin Urraka, die von der ganzen damaligen Welt angebetet wurde, und weil sie so hohe Wunderdinge bes-

sen, meinten sie, daß sie wohl ein Recht hätten nach einer hohen Prinzessin zu streben, eben sowohl als die vornehmsten Herren des Reichs. Das aber wurde ihr Verderben, zumal da die Prinzessin so listig und schlau war, und auch tückisch dazu, sie aber nur Schildknappen-Verstand und Ehrlichkeit hatten. Eifersüchtig entzweiten sie sich bald genug, und trennten sich, damit Jeder seines eigenen Weges gehen möchte. Doch versprachen sie sich, daß Keiner des Andern Geheimniß wolle verrathen. Sie sahen ein, wie höchst nothwendig das war.

Andiol, der seinen verrosteten Pfennig in gute Uebung setzte, schaffte sich erst große Haufen Gold, und dann erschien er bald als ein herrlicher Herr, und trieb große Pracht. Die Leute mochten errathen, wer er sey, denn aus ihm selbst wurden sie nicht klug, und da sie ihn für einen unechten Sohn Karls hielten, hatte er gar nichts dagegen.

Er begab sich an den Hof und durfte es, weil er so überreich und glänzend war. Urraka bemerkte ihn bald, bemerkte aber auch ebensobald an seiner Schildknappenart und Weise, daß er, wie es sich nicht selten beisammen findet, reich und dumm zugleich sey. Sie nahm sich vor, ihn erst auszubeuteln und leicht zu machen, und ihn dann mit Hohn und Spott abziehen zu lassen. So hatte sie es schon mit vielen vornehmen und reichen Herren gemacht, die ihr zu Ehren und Lust große Feste und Bälle und Gastmahle gegeben hatten, und wenn sie dadurch arm geworden waren, mußten sie schimpflich von dannen.

Bald war er der Prinzessin näher gekommen, und je mehr er that, sie zu vergnügen, desto mehr tolle Dinge verlangte sie, um ihn arm zu machen. Seen wurden ausgetrocknet, Berge geebnet, Ebenen gebergt, Springquellen

und Wasserfälle, Bäder und Säulengänge, Lustwälder und Grotten angelegt — und Andiol bestritt mit dem verrosteten Pfennig Alles. Die Prinzessin konnte das freilich nicht begreifen, denn in kurzer Zeit hatte Andiol mehr aufgewendet, als das ganze kleine Königreich werth war.

Amarin war indessen von seinem Tüchlein immerdar gekleidet und wohlgenährt geworden, aber er hatte kein Hemd und fast keinen Rock mehr auf dem Leibe und beneidete den Andiol sehr, der in Pracht und Herrlichkeit und in der Nähe der Prinzessin leben konnte, und durch seinen Pfennig Alles habe, was sein Herz wünschte. So ging er einmal auf den Markt, recht trübsinnig und verstimmt. Da wird eben des Königs Mund- und Leibkoch ausgepeitscht. Der Herr Koch hatte der Majestät ein nicht völlig gutes Gericht geliefert; der Magen Sr. Majestät hatte das Uebel vermerkt, und dafür den Rücken des Kochs, der es entgelten sollte, in Gnaden auspeitschen lassen.

Da kam dem Amarin ein ungemein geistreicher Gedanke bei, nämlich königlicher Mundkoch zu werden, indem er sich auf die Kunst seines Tüchleins verließ. Er meldete sich als einen reisenden Koch, und obwohl man ihm, der wie ein Landstreicher aussahe, gar wenig traute, gab man ihm doch ein Probestück der Kochkunst auf, das er in einer verschlossenen Küche bereiten sollte. Es galt ein Spanferkel im feinsten Geschmack zu liefern. Er forderte das Spanferkel in begehrter Art von dem Tüchlein, empfing es, richtete es auf einer silbernen Schüssel an, wie er es in Rolands Küche gesehen hatte, und o Wunder! das Gericht behagte der mißlaunigen Majestät so wohl, daß Dieselben es ganz und allein aufaßen, und gestanden, so etwas Ueberfeines sei noch nicht auf Dero Tafel gekommen. Amarin wurde gut gekleidet, um vor den

König erscheinen zu können, wurde zum Leibmundkoch ernannt, mit vielen Lobeserhebungen wegen seines ausgezeichneten Genies, und erhielt den Rang eines Majors von der Armee.

Er lieferte von nun an so überköstliche Gerichte, mit Gewürzen und Früchten aus allen Erdtheilen, daß er Oberküchenmeister und zuletzt gar noch dabei Oberhofmarschall wurde.

Die Prinzessin hatte bisher den König nach ihrem Willen am Gängelbande geleitet, vorzüglich durch leckere Gerichte und Brühen, aber jetzt wurde derselbe gar störrisch und widerspenstig, wenn sie etwas wünschte, weil ihre Küchenkünste weit übertroffen wurden. Das verdroß sie gar sehr, denn sie wollte überall die Klügste seyn. Mit glatten Worten suchte sie sich den Amarin zum Freunde zu machen, damit er ihr an Hoffesten irgend eine Schüssel bereitete, die Alles übertraf und die sie für ihr eigenes Kunstwerk ausgab, damit sie auf diese Weise durch den Magen des Königs den Weg zu seinem Herzen fände, und auch wohl zu seinem Kopfe.

Andiol und Amarin waren nun beide am Hofe und aßen und tranken oftmals an Königstafel mit einander, aber sie ließen sich nicht merken, daß sie je einander gekannt hätten. — Wo aber der dritte Gesell, Sarron, geblieben sey, das wußte keiner von ihnen.

Aber Sarron war auch am Hofe, nur daß er sich nicht sehen ließ. Er aß von Amarins Tische, er lebte von Andiols Golde, und richtete Alles so gut ein, daß keiner derselben einen Verdacht schöpfte; ja er hatte selbst eher Bekanntschaft mit der Prinzessin gehabt, als seine ehemaligen Kameraden, denn er war unsichtbar in das Gemach derselben eingetreten und hatte ihr zugeflüstert: „Urraka,

Ich bin ein Engel, aber deine Schönheit hat mich vom Himmel herabgezogen.“

Es versteht sich, daß Urraka anfangs beinahe vor Schrecken den Tod hatte, aber da solche Besuche öfter kamen, gewöhnte sie sich so sehr daran, daß sie mit dem Engel schöne Gespräche hielt. Was ihr aber dabei auffiel, war, daß der Engel in seinen Ausdrücken etwas derb und plump war, und gar keine singende und klingende Silberstimme hatte, wie sie sich einbildete, daß es seyn müsse, sondern eine knatternde und ratternde grobe Bauernstimme. Da verlangte es sie denn darnach den Engel zu sehen, aber erst nach vielem Bitten verhieß der, ihr Verlangen zu stillen.

Der Engel erschien ihr eines Tages im seltsamen flatternden Rosenatlaskleide mit blauem Unterfutter, aber er hatte breite Fäuste, und ein breites braunes Angesicht ohne Geist im Auge und ohne alle Lieblichkeit in Geberde, und seine ganze Gestalt war die eines tüchtigen vierschrötigen Bengels. Gern hätte sie noch mehr gewußt, aber der Engel war klug und wurde sogleich wieder unsichtbar.

Daß hier etwas Wunderbares im Werke sey, wußte Urraka nun wohl, aber mehr wußte sie nicht. Ein Zufall kam ihr zu Hülfe.

Garron schlich häufig am Hofe hinter der Prinzessin unsichtbar her, und bemerkte mit innerm Grimm, wie sie so freundlich und liebreich gegen Amarin that, und ob er wohl wußte, das geschähe der Gerichte wegen, ärgerte es ihn doch, und er spielte dem Amarin einen argen Possen.

Bei einem Hoffeste hatte Amarin wieder einmal ein köstliches, überköstliches Gericht für den König vom Töchterlein gewünscht, welches ihm, als wär' es von der Hand der Prinzessin bereitet, in einer verdeckten Schüssel vorgesetzt werden sollte. Hoch hatte Amarin diese Schüssel

gerühmt, und der König seine ganze rüstige Eßlust darauf verspart. Aber o Schrecken und Jammer! als die Decke von der Schüssel aufgehoben wurde, war sie leer, ganz leer.

Der König ward grimmig und hob die Tafel auf, die Prinzessin fiel in Ohnmacht, der Hofmarschall und Oberküchenmeister wurde leichenblaß.

Nachdem die Prinzessin wieder zu sich gekommen und auf ihr Zimmer gegangen war, mußte Amarin erscheinen.

Sie hatte den unsichtbaren Engel mit dem verschwundenen Gericht leicht in Verbindung gebracht; Amarins Kochkunst war ihr auch schon längst verdächtig gewesen, und ihre verstellte Freundlichkeit sollte nichts anders als das Geheimniß derselben ergründen.

Jetzt fuhr sie den halbtodten Amarin, der vor ihr auf den Knieen lag und um Gnade flehete, mit grimmigen Worten an, und drohte ihn als Zauberer verbrennen zu lassen, falls er nicht alles gestehe. Da gesteht der arme Tropf in der Herzensangst sein Geheimniß, und das Geheimniß der beiden Genossen.

So stracks mußte der Thor sein Tüchlein ausbreiten, und zur Probe eine reife Muskatnuß in frischer Schaale herbeiwünschen; und sie war da. Aber statt nach der Nuß zu greifen, griff sie nach dem Tüchlein, riß es fort und warf's in eine Truhe (Lade), die sie in's Schloß trug.

Ohnmächtig fiel der betrogene Mensch zu Boden, denn all' sein Verdienst und sein Glück war in der Truhe verschlossen. Sie aber ließ ihre Diener kommen, und befahl ihnen, sie von diesem Menschen zu entledigen, der die fallende Sucht habe.

Der unsichtbare Engel wurde um seinen Däumling auf andere Weise gebracht. Bei einem Abendbesuch ließ er sich, trotz seiner Unsichtbarkeit, eine Schaale Wein nach der an-

bern einnöthigen, weil Urraka es als ein Zeichen seiner Liebe forderte. Die letzte Schaale enthielt aber einen tüchtigen Schlaftrunk, und der Engel fiel in wenigen Augenblicken wie ein Bleisack zu Boden, und schnarchte bald wie ein Bär.

Obgleich er immer noch unsichtbar war, kraft des Däumlings, so war er jedoch nicht unfühlbar. Man fand die Stelle wo er lag sehr leicht, und der Däumling war bald herausgetastet und abgezogen. Sichtbar lag der Engel nun da, und dienstwillige Hände trugen ihn in der Nacht hinaus, und legten ihn in einen Winkel der Stadt hin. Wie ihm bei'm Erwachen zu Muthe gewesen seyn möge, ist zu beschreiben ganz unnöthig.

Den Goldpfennig mußte aber Urraka auch noch haben. —

Andiol mußte sie einmal in aller Frühe zur Messe begleiten, welches er gähnend that. Unter den angestellten Bettlern war ein Blinder, der recht gut sehen konnte. Andiol gab ein Goldstück nach dem andern aus seinem Säcklein, in welchem der Wünschpfennig war. Alle Bettler bekamen, aber der arme Blinde bekam nichts, denn kaum hatte er ein Goldstück im Hutkopf, so nahmen es ihm die Andern.

„Halt fest!" sagte Urraka, „riß im Nu dem Andiol den Säckel aus der Hand, und gab ihn in die Hand des Blinden, der im Ansehen damit verschwand. Andiol erschrak so sehr, daß er keines Wortes mächtig war, und wurde darüber noch von den begleitenden Hofleuten ausgelacht. Er faßte sich jedoch wieder, begleitete die Prinzessin, und ließ nach der Messe die genaueste Nachfrage nach seinem Säckel halten, in welchem eine alte verrostete Scheermünze sich fände, die ihm gar werth sey. Aber wie großen Lohn er auch verhieß, der Säckel fand sich nicht

wieder; — — Urraka hatte ihn, denn der Blinde war der Hofnarr.

Man sieht wohl ein, daß die thörichten drei Abenteurer am Königshofe sich nicht länger halten konnten. Einige Meilen von der Königsstadt fanden sie sich wieder zusammen. Der Uebermuth ihres Glücks hatte sie getrennt, ihr Unglück vereinigte sie wieder. Sie nahmen Kriegsdienste, und hätten wohl, wie einst, oftmals lustig und guter Dinge seyn können, aber die verschwundene Herrlichkeit lag ihnen von nun an immerdar im traurigen Sinn.

Ja! großes Glück und große Gabe wollen mit Mäßigung und Vernunft benutzt seyn, denn sonst kommt aus dem Uebermuth oftmals der Unmuth, und aus der Freude der Jammer!

Der Hauptmann Felsenschneider und seine Gefährten.

Es gab eben keine Kriege in Afrika und Asien mehr, wo der Hauptmann Felsenschneider sengen, brennen, stehlen, hauen und nach Herzenslust essen und trinken konnte.

Auf seinen Streifereien kommt er in einer Wüste zu der Grotte eines Derwisches, und sagt: „Heiliger Mann, hast du nicht etwa ein Paar hundert Nüsse für einen hungrigen Magen?“

„Die Ratten haben mit ihren guten Zähnen alle meine Nüsse gefressen und die Schaalen übrig gelassen. Doch liegt noch ein großes Stück Zwieback vor meiner Thür.“ Damit zeigte er auf einen Stein, der über sechs Fuß lang war.

„Ist das deine Speise?“ sagte der Hauptmann, „so esse ich dies Backwerk wohl, und die Pyramiden sind da-

von zusammengebacken. Es ist freilich ein wenig schwer verdaulich; indessen Hunger thut weh." Somit hieb er sich mittelst seines Säbels eine drei Finger starke Scheibe mit einem einzigen Hieb ab, zerbröckelt sie mit den Händen und zermalmt sie mit den Zähnen.

Der Derwisch bewunderte den Mann und seinen Säbel und dachte, den müsse er sich zum Freunde machen, ruft den Hauptmann herein und theilt einige große Ziegenkäse und den Schiffszwieback mit ihm, den er noch besaß. Man trägt beides in großen Stößen auf den Steintisch in der Grotte auf, und setzt einige ungeheure Krüge dazu auf, worin Wasser mit Honig vermischt war.

Die Mahlzeit war mäßig, denn es hätten schwerlich über zwölf Personen davon gesättigt werden können, und der Derwisch ergreift nun den Krug, und leert ihn auf einen Zug aus.

„Bruder," sagt der Hauptmann, „du mußt bis an die große Fußzehe hohl seyn, und hast auch nicht ein einzigesmal abgesetzt!"

„Ach, ich habe mich schon viel gebessert," versetzte der Derwisch. „Ich heiße Trinkaus, und hätte sonst wohl Ströme ausgetrunken, hätt' ich das Wasser nur eben so sehr geliebt, als den Wein. Das Trinken hat mich aber eben zum frommen Manne gemacht. Ich war bei einem Freunde in Georgien, aus dessen Keller es mir so lieblich entgegen roch, daß ich hinabstieg. Da liegen etwa ein Dutzend kleine Fässer voll Wein, nicht größer als die Oh hofte. Ich fange davon an zu kosten, und trinke in Ge danken den Wein aus. Darüber kommt der Wirth dazu bei und behandelt mich wie einen Sauaus. Meine dumme Wuth überläuft mich, und ich schlage den Mann todt. Hinterher that mir das sehr leid, und um den Todtschlag

Ehrbüßen bin ich in die Wüste gegangen und ein Derwisch geworden, und treibe nebenbei ein Bischen Pflanzen- und Sternkunde."

Nun erzählte der Hauptmann auch Einiges von seinen Thaten. Einmal, sagt er, habe er sogar die Hauptstadt eines ganzen Landes erobert, und das Land obendrein, aber Er selbst und sein Degen ganz allein, denn die feigen Hunde von Soldaten wären nur immer dann zur Hand gewesen, wo es zu Fressen und Saufen gegeben, allein niemals bei'm Fechten. „Als ich nun aber König geworden war," fuhr er fort, „fand sich's, daß ich über keinen einzigen Menschen zu herrschen hatte."

„Wie?" fragte Trinkaus, „du wirst doch nicht Weiber und Kinder vertilgt haben?"

„Bei Gott ja!" sagte der Hauptmann, „ich vertilgte sie von grundaus, denn sie fluchten und schimpften mir, warfen Steine auf mich und hetzten die Hunde gegen mich an. Da hab' ich im rasenden Grimm Alles niedergemacht."

„Du bist gewiß bei einigen von unsern jungen Helden in der Schule gewesen," versetzte der Derwisch, die, wenn sie erst gesiegt haben, im allzugroßen Heldeneifer zu morden, zu sengen und brennen nicht aufhören können, weil sie einmal im Zuge sind. Oftmals lodert schon dann ihr Heldenmuth in Mord und Feuerflammen auf, wenn noch gar kein Feind da ist. Aber, mein Bruder, für einen Helden wie du bist, ziemt sich solche Hitze nicht mehr. Ich wüßte ein Stück Arbeit für dich, wo sich diese Hitze sehr abkühlen und viel Ehre gewinnen ließe."

„Was ist's für eine Arbeit?" fragte der Hauptmann, und der Derwisch antwortete: „Es gilt ohne Armee eine Festung zu erobern, die weder Thore noch Mauern noch

Gräben hat. Die Mühe, welche du dabei haben würdest, würde die Hitze ziemlich mildern."

„Höre, mein heiliger Bruder," versetzte der Hauptmann, „wenn du Wein in deinem Kruge gehabt hättest, so wüßte ich wohl, was ich denken sollte. — Ein Feldherr ohne Armee? — Eine Festung ohne Thore, Mauern und Graben?"

„Ja doch, ja!" sagte der Derwisch; „zehn Stunden von hier ist die Festung Kikelalah. Sie liegt auf einem sechszig Fuß hohen Felsen, der rund um ganz glatt behauen, und ganz senkrecht ist. Die Einwohner sind lauter Soldaten und lassen sich in Körben, deren jeder zehn Mann faßt, von den Mauern herab, um auf zwanzig Stunden umher den Tribut einzutreiben. Die Festung steht unter dem Tyrannen Dickstab, den alle Welt fürchtet, und wenn du den wirst vertrieben haben, kannst du selbst nach deinem Belieben herrschen, so gut wie der, ohne daß dir Jemand darf drein reden."

„Bruder," sagte der Hauptmann, „das will ich auch, — auf meine Ehre, ich will regieren, denn die Kunst scheint mir gar nicht schwer, und der Bursche, der Dickstab, muß von dem Aeste herunter und du sollst sehen, wie ich arbeiten will. Nur etwas Armee möcht' ich doch haben. Laß uns eine werben, es gibt ja des verlaufenen Gesindels noch genug in der Welt."

„Ist nicht noth," erwiederte der Derwisch. „Du sollst eine Armee von acht Marschällen haben, deren Jeder allein ein Reich umkehren könnte, und ich bin der geringste unter ihnen. Du siehst wohl ein, daß acht große Generale mehr sind denn acht große Heere. Du weißt ja, wo eine Schlacht ist gewonnen oder eine Festung erobert worden, so spricht alle Welt von der Einsicht und Tapferkeit des

Obergenerals und kein Mensch von den Soldaten, aus welchen die Armee besteht. Du siehst also ein, daß diese ganz überflüssig ist.“

„Wohl denn,“ sagte der Hauptmann, „so mache mich nur mit den Generalen bekannt.“

Der Derwisch vertröstete ihn auf den andern Morgen, und sagte, daß sie viel Geschick und Naturgabe hätten, nur den Verstand müsse ihnen der Anführer leihen. Felsenschneider meinte, daß sie um so tauglichere Soldaten seyn würden, je dümmer sie wären, denn sie würden desto besser blindlings gehorchen. Er erkundigte sich aber nun auch, was für eine Art Mensch Dickstab sey!

„Der ist ein etwas riesiger Mann,“ antwortete der Derwisch, „und ist von Kopf bis zu den Füßen in Stahl geharnischt, wobei er sich aber so leicht und schnell bewegt als ein Vogel. Er führt keine Waffe als eine hundertpfündige Keule von Erz, mit welcher er so leicht spielt, als sey es ein dünnes Bambusrohr. Mit diesem verdammten Dinge hat er uns zwei unserer Besten todt geschlagen, den Eisenarm, der mit jedem Faustschlag einen Mann niederstreckte, und den Stahlzahn, der mit seinen Hauern die Menschen wie Lerchen aufspießte.“

„Die sollen gerächt werden,“ sagte der Hauptmann, „aber jetzt laß uns schlafen gehen.“

Als sie am andern Morgen spazieren gehen wollten, kamen drei Männer. „Die sind von unsern Leuten,“ sagte der Derwisch, „und heißt der Eine Schauescharf, denn auf vierzig Stunden weit sieht er die kleinste Nadel auf der Erde; der Andere heißt Zieltreffer, und wird in gleicher Entfernung einen Apfel nicht mit seinem Pfeile verfehlen; und der dritte, Spalteluft genannt, würde den Pfeil in fünf Minuten zurückbringen.“

Der Derwisch hatte das kaum ausgesagt, so waren die Dreie schon da, und er rühmte ihnen den herrlichen Anführer, welchen sie gefunden hätten, um an ihrem Feind Dickstab volle Rache zu nehmen. — „Aber," setzte er hinzu, „kommt Ihr denn ohne Proviant?"

Da antwortete Zieltreffer: „Großbuckel bringt etwas Weniges mit. Er hat ein jähriges Kalb auf dem Rücken und unter den Armen ein paar Ohmen Wein. Er ist nur erst in einen Garten gegangen, um Gemüse und Salat mitzunehmen, und wird bald da seyn."

Kaum war das Wort ausgesagt, so war Großbuckel mit seiner Last da, die er so leicht trug, als wär' es ein Säckchen Federn gewesen.

„Sieh, General," sagte der Derwisch, „das ist unser Packwagen, der Großbuckel, uns Proviant zuzubringen, und die gemachte Beute fortzutragen, wäre sie auch noch so schwer."

Der General bekam einen Gelust nach dem Kälbchen, und der Derwisch sagte: „Schauescharf, wo bleibt denn unser Koch?"

Schauescharf sahe sich umher. „Sieh' da!" sprach er, „er ist hier ganz nahe, aber er vertreibt sich die Zeit, Wachsein zu fangen, die in großen Zügen über seinen Kopf hinfliegen, rupft sie und bratet sie mit seinem Athem."

„Daß dich den Schuft!" rief Trinkaus, „so ungebührlich an einem Musterungstage an sein Vergnügen zu denken! daß dich! An einem solchen Tage muß der Soldat höchst ordentlich seyn. Darnach mag er Bürgern und Bauern nach seinem Belieben thun, und schlemmen und zechen. Aber es ist wahrhaftig an der Zeit, daß wieder Mannszucht hergestellt werde, denn auch das Faulthier Immerschlaf ist nicht da, um Vergatterung zu schlagen."

„Ha!“ sagte Schauescharf, „der schnarcht dort im Schatten, daß die Bäume beben.“

Spaltdrift bekam Befehl die Beiden eiligst herbeizubringen. Sie waren fast im Augenblicke da. Der Koch, Blasefeuer genannt, mußte nun das Kalb braten, welches Gutbuckel an den Spieß gesteckt hatte. Dazu hatte er nichts weiter nöthig als sanft mit seinem Munde zu blasen. Wenn er gewollt, hätte er auf diese Weise einen ganzen Erzgang in Fluß bringen können. Immerschlaf mußte Vergatterung schlagen. Er trommelte nur ganz sanft mit den Fingern auf seinen Bauch, und es war, als ob zehntausend Trommeln im Gange wären.

Es fehlte an einer Schüssel, die Bratenbrühe aufzufassen. Da haut der Hauptmann oder Obergeneral mit seinem Sonnensäbel von dem Steinzwieback vor des Derwisches Grotte eine tuchtige Scheibe ab, und bringt auch eine Vertiefung darin an. Ein Stück Granitfelsen mitten in der Grotte hinderte mit Bequemlichkeit Tafel zu halten, aber der Hauptmann hieb den Vorsprung des Felsens Stück vor Stück ab, und jedes Stück glich einer marmornen Tischplatte, der nichts fehlte als die Politur.

Der Braten wurde indessen durch das linde sinnige Blasen des Kochs gleichsam wie vergoldet. Hätte er stärker geblasen, so wäre derselbe verkohlt, aber Blasefeuer verstand die Kunst, einen guten Bissen zu bereiten, und hatte sich schon vorgenommen, wenn es ihm einmal an einem Unterkommen fehle, Mundkoch in einem vornehmen Hause zu werden, wo er sich gewiß dreimal so gut stände, als der Lehrer der jungen Familie, zumal da er das Holz ersparte.

Die Tafel wurde angerichtet und Immerschlaf strich sich, sein Vergnügen auszudrücken, ganz sanft den Bauch,

aber das machte so einen fürchterlichen Lärm, daß man ihn bitten mußte aufzuhören. „Hm!“ sagte er, „was habt Ihr denn? Aller Spektakel in der Welt, und alles Treiben, Rennen, Laufen, Rasseln und Prasseln kommen ja von Magen und Bauch her.“

Man aß und trank, und Trinkaus, eingedenk des Gelübdes, ein frommer Mann zu werden, blieb bei seinem Honigwasser, bis nach der Mahlzeit, wo er, gleichsam den Mund auszuspülen, so ein kleines Schl[illegible]chen Wein von etwa dreißig Kannen aus dem Kruge nahm.

Während man tafelte, fanden sich noch zwei Vermißte ein, nämlich Greifwolke und Weitmacher; Trinkaus las ihnen den Text nicht schlecht, indessen aus alter Kameradschaft bekamen sie doch noch zu essen und zu trinken, nur mit der Verwarnung, künftig besser Ordnung zu halten, denn der neue Hauptmann werde nicht Alles nur so [illegible]n lassen.

Als man aufgestanden war, sagte Trinkaus: „Wohlan, Kameraden, es ist nun wohl an der Zeit, daß wir uns über unsern gemeinschaftlichen Zweck ernstlich berathen, und vor allen Dingen darüber, was wir zum Abendessen werden nöthig haben. Denn was kann man für Rath halten mit ausgehungerten Magen.

Schaueschars, Zieltreffer, Spaltelust, habt Acht. Sieh' dich um, Schaueschars, wir müssen vierhundert Pfund Wildpret haben, denn wir haben diesen Mittag eine Hungermahlzeit gehalten, und zwar Wildpret von vielerlei Sorten; aber zartes, liebster Freund, sehr zartes, meines schwachen Magens wegen.“

Schaueschars hatte bald erspäht, was verlangt wurde; Zieltreffer mußte eine Pike aufpflanzen und grade dahin zielen, wohin ihn Schaueschars anwies. „Wie weit?“

fragte Zieltreffer. „Funfzehn Stunden und dreißig Schritt“ war die Antwort. — Der Pfeil flog ab. — „Der Damhirsch liegt!“ rief Schauedurch.

„Nun,“ hieß es, „Spalteluft, leg' deine Babuschen an und bring' uns das Wild.“ — Das geschahe auf der Stelle, und auf gleiche Weise wurde noch dreierlei Wild erlegt, eingebracht und von Gutbuckel abgestreift, ausgewirkt und an den Spieß gesteckt.

Trinkaus sieht indessen den Brodsack nach, und findet nur noch hundert und siebzig Pfund Brod. „Da wären wir schön angekommen,“ sagt er, „wenn ich nicht nachgesehen hätte. — Schauescharf, sieh, wo frisches Brod ist?“

„Dreißig Stunden von hier, zu Wasser, ist ein ganzer Backofen voll, der noch vor Wärme raucht, und eben ist der Bäcker fortgegangen, um das Brod abkühlen zu lassen;“ sagt Schauescharf.

„Spalteluft,“ hieß es, „mache dich auf und schließe den Handel.“ Dieser war bald geschlossen. Das Brod war in der Grotte, ehe es der Bäcker vermißte.

Die Gesellschaft hatte Durst. „Greifwolke,“ sagte der Derwisch, „greif' die oben hinziehende Wolke, nöthige sie, ihren Vorrath herzugeben, obschon sie vielleicht etwas hageln möchte. Gefrornes ist ja ein Leckerbissen.“

Greifwolke nimmt einen Knauel Seide aus der Tasche, und wirft es gegen die Wolke hinauf. Ein Faden davon fällt wieder aus der Wolke herunter, an welchem sich Greifwolke hinaufhaspelt, welchen ohnedieß noch der Wolkendunst sichtlich hinaufzuziehen scheint. Als er oben ist, quetscht und schnürt er die Wolke zusammen, und nöthigt sie, ihren ganzen Vorrath herzugeben, der in einem dichten und milden Regen zur Erde herabfällt, und in Krügen aufgefangen wird.

Man löschte den Durst, aber Wasser erkältet den Magen und Regenwasser obenein ist so weich und üblich. Der Hauptmann wünschte, man möchte das Wasser mit einigen Flaschen starken Dattelbranntweins verbessern können.

Schauedurch hatte bald einige ziemlich weite Flaschen entdeckt, die in der Entfernung von zehn Stunden auf den Altan hingesetzt waren, um an der Sonne den darin enthaltenen Lebensgeist recht destilliren zu können, und Spalteluft holte sie sogleich. — „Ha!" sagte Trinkaus, „hätte der nur die Kräfte von Gutbuckel, so wäre er der nützlichste Kamerad unter uns Allen." Auch der General Felsenschneider war in guten Appetit gekommen, und wünschte zum Abendnachtisch einige Feigen von der besten Sorte aus Afrika. Spalteluft mußte sich sogleich aufmachen, um Afrika's Gärten ein wenig zu durchstöbern, erhielt aber zugleich Befehl, in einer halben Stunde wieder da zu seyn, indem man seiner vielleicht noch weiter bedürfen möchte.

Noch ein Mann aus der hohen Generalität war dem Obergeneral unbekannt. Dieß war Weitmacher, der eben mit kreuzweis übereinander geschlagenen Armen da saß, gleichsam tief sinnend.

Der Obergeneral begehrte Auskunft über das Thun dieses Mannes, aber der Derwisch vertröstete ihn auf heute Abend, wo er denselben werde arbeiten sehen.

Die Braten waren im besten Braten, aber Spalteluft war noch nicht wieder da. Schauescharf mußte sich umsehen, und rief auf einmal: „Seht den Schlingel; er hat mehr Feigen in den Magen als in den Korb gesammelt, und ist auf dem Korbe eingeschlafen. Die Araber der Wüste streifen eben in der Nähe umher, und werden ihm nicht nur den Korb nehmen, sondern auch die Wahnschen, in welchen seine Schnelläufigkeit steckt. Dann

haben wir ihn gehabt. — Zieltreff, oben auf dem Aſte des Baumes, unter dem er ſchläft, ſitzt ein Vogel. Schieß ihn herab, damit er durch den Fall des Vogels aufgeweckt werde.“

Zieltreffer ließ ſich Richtung und Entfernung angeben. Die letzte betrug fünf und ſiebenzig Meilen. Schauescharf ſieht dem Schuſſe nach und ſagte: „Der Vogel iſt herab, und der Schläfer iſt erwacht.“ Zwei Minuten drauf war derſelbe mit den Feigen da.

Nachdem man zu Abend gegeſſen hatte, wurde Weitmacher gerufen das Zelt aufzuſchlagen, weil es ſich für Kriegsleute, die in einer Unternehmung begriffen wären, nicht zieme in der Grotte zu ſchlafen.

Weitmacher hatte einen kleinen Beutel an dem Gürtel hängen, von der Größe eines Hühner-Eies. Er war mit vier dünnen Schnüren zuſammengeſchnürt, an deren Ende ganz feine Stahlnadeln hingen. Jetzt ſchnürt er den Beutel auf und bläst hinein, worauf derſelbe ſogleich die Größe einer ziemlichen Melone erhält. Nachdem er noch einmal hineingeblaſen, kann er ſchon den Kopf hineinſtecken, und indem er fortbläst, erweitert ſich der Raum ſo ſehr, daß der ganze Körper hineingeht. Endlich ſteht, durch fortgeſetztes Blaſen, ein Zelt da, welches Platz für zwanzig Mann hat. Die Stahlnadeln waren zu ſtarken eiſernen Zeltpflöcken geworden, und das Zelt wurde mit Piken unterſtützt.

Der Hauptmann verwunderte ſich ſehr, aber wie ſtieg ſeine Verwunderung, als er erfuhr, daß Weitmacher ſein Zelt ſo weit ausdehnen könne, daß dreißigtauſend Menſchen darunter Platz hätten.

In dem Augenblick, als das Zelt aufgeſchlagen war, hört man einen Lärm wie von tauſend Trommeln, den

Immerschlaf hervorbrachte, indem er seine Backen ganz leise strich. Dies war der Zapfenstreich.

Nachdem man Alles aufgezehrt hatte, wurde Rath gehalten. Man kam überein, den Dickstab dadurch aus seinem Felsennester hervorzulocken, daß man das Land ringsumher verheeren und ihn mit seinen Soldaten in Hungersnoth bringen wolle. — Man stellte hierauf Wache aus, und schlief unter dem Zelte ein. Immerschlaf schlief einige tausend Schritte weit davon, denn sein bloßes Athmen tönte wie ein rollender Donner, und wenn er etwa nur mit zurückgezogenem Athem einige Töne angab, so waren es Trompetentöne von solcher Stärke, daß Jeder davor erbebte.

Am andern Morgen hielt der General Musterung, und fand Alles in schönster Ordnung. Hierauf mußte sich Schauescharf umsehen, und entdeckte Mancherlei, was aber dem Herrn General eben nicht anstand, indem er keinen Gebrauch davon zu machen wußte. Weil man den Vormittag fasten mußte, und auf dem Zuge sich nicht aufhalten konnte, so war sein Hauptabsehen auf eine schon fertige Mittagsmahlzeit für ihn selbst und seine Mannschaft gerichtet.

Das Glück wollte dem General wohl. Schauescharf entdeckte in einem zehn Stunden entfernten volkreichen Flecken die Zurüstungen zu einem gewaltig großen Hochzeitmahl. — „Gut," sagte der General, „sie sollen es zurüsten, wir aber wollen es schmausen. Blasefeuer soll auf gut soldatisch den Flecken, mit Ausnahme des Hochzeithauses, nach den Regeln der neuen Kriegskunst in Brand stecken, obwohl uns das eigentlich zu nichts helfen kann; aber man muß doch sehen lassen, welche Helden wir sind, und wenn der Schrecken erst vor uns her geht,

haben wir desto leichteres Spiel. Uebrigens treiben wir unsere Kurzweil, wie es sich fügen will. — Ich, für meinen Spaß, werde mich der Braut bemächtigen, und werde den Leutchen mein Recht dazu mit meinem Degen schon hinlänglich beweisen. Ihr Uebrigen ergötzt Euch nach Belieben. Es soll mir eine Hauptlust seyn, wenn sie nun Alle wimmern, jammern und heulen."

Man setzte sich in Marsch. Zwei Stunden vor dem Flecken mußte Spaltelust noch einmal Umschau im Hochzeithause halten. Er brachte im Augenblicke die Nachricht, daß man es hier nur mit Götzendienern zu thun haben werde, die in diesem Augenblicke vor ihren Götzenbildern einen jungen Stier mit vergoldeten Hörnern schlachteten, dessen Fleisch erst in einigen Stunden gar seyn könne.

„Tausend," sagte der General, „da haben wir desto mehr Fug und Recht nach Herzenslust zu wüsten, denn wir müssen doch unsern Eifer gegen die Götzendienerei an den Tag legen. Nicht so, Derwisch?"

Als man bei dem Hochzeithause angelangt war, geht Felsenschneider hinein. „Was," sagt er, „man richtet hier Hochzeit aus; man setzt sich zu Tische ohne mein Wissen?"

Die Leute entsetzten sich. „Himmel," riefen sie, „wir sind verloren! Das ist der Tyrann! das ist der Dickschädel!"

„Ihr Lumpenpack," rief Felsenschneider: „Ihr lügt! Was hat's da zu tyrannen. Ich bin ja der Bräutigam des schönen Kindes da, und es soll keinen andern Mann haben als mich." Damit wollte er sich der Braut bemeistern.

Jetzt fängt ein tüchtiger Faustkampf an. Man ergreift Beile, Messer, Prügel, Stühle und anderes Geräthe, und fällt über den Räuber her, der tüchtige Püffe und Ohrfei-

gen austheilt, jedoch sein Sonnenschwert aus Schonung noch nicht ziehen will. — Mit einem Mal fing Immerschlaf an zu niesen, und warf durch Gewalt dieses Niesens, von welchem selbst das Haus schwankte, Alles zu Boden, oder zum Hause hinaus, und die Braut selbst war mit davon geflogen, und hatte sich alsdann versteckt. Der General lachte.

Indessen hatte Blasefeuer so gut gearbeitet, daß man im ganzen Orte Feuerlärm machte. Immerschlaf mußte nun Vergatterung schlagen, und alle setzten sich zu Tische.

Die Leute im Orte hatten ein Kommando von Dickstads Soldaten geholt, welches in der Nähe stand. Es betrug funfzehn wehrhafte Mann. Da dieses hörte, daß diese Räuber gar nicht furchtbar wären, und nur einer davon ein Schwert habe, auch von den Leuten des Orts gewiß würden bewältigt worden seyn, hätte nicht Einer darunter eine so malitiöse Niese gehabt, so bekam es einen großen Muth und brach in's Hochzeithaus mit gezogenen Säbeln ein. Der Anführer will auf Immerschlaf einhauen, der aber niest blos noch einmal, und der Anführer vergaß „wohl bekomm's!" zu sagen, denn er überschlug sich wie ein Purzelmann von Holunder Mark, und als er wieder auf seinen Füßen stand, spaltet ihm der General den Kopf. Ein Anderer wurde in der Mitte durchgehauen; der Dritte verlor die Achsel mit dem Arm, ein Vierter ein Paar Beine u. s. w. Da nahmen die übrigen mit viel Kriegslist und Gegenwart des Geistes Reißaus, und vertrauten ihren Beinen, weil die Arme zu ihrem Heil nicht hatten zureichen wollen.

Als nun die Feinde tapfer auf der Flucht waren, wurden sie auch eben so tapfer verfolgt. Greifwolke läßt donnern; Blasefeuer bläst ihnen nach und hätte sie alle zu

Asche gebrannt, wären sie nur still gehalten; Immerschlaf nieste ihnen nach, und von den acht oder neun, die entkommen waren, überschlugen sich die Meisten erst, ehe sie weiter laufen konnten. Selbst der Derwisch Trinkaus, der immer sein heiliges Buch, den Koran, in der Hand führte, schlägt mit diesem Heiligthum Einigen kühnes Muthes hinter die Ohren, denn er wußte wohl, daß sie sich nicht zur Wehre setzen würden. Die armen Flüchtlinge blieben am Ende doch allesammt auf dem Platze, denn Felsenschneiders Klinge verschonte keinen Einzigen.

Nun erst konnten sie *recht vergnügliches Mahl halten*, an Fisch, Braten und Wein, zumal da sie dasselbe mit der Erzählung ihrer ruhmwürdigen Thaten würzen konnten, die der kluge General mit großer Belobung anerkannte. Um sich für ihre Verdienste zu belohnen, tranken sie des Weins so viel, daß sie neben dem Tisch in süßen Schlaf versanken — Der Heldenthaten wären für diesen Tag genug!

In den nächsten Tagen wütheten und tobten, verheerten und zerstörten, lärmten und schwärmten, und schwelgten sie essend und trinkend, gar hoch und sehr, und trafen sie etwa auf ein kleines Kommando Soldaten, so ging's demselben wie dem ersten. Immerschlaf nieste und trompetete die Soldaten um und um, und der General und die nun auch mit Säbeln bewehrte Armee brauchten den ohnmächtig zu Boden liegenden Feinden nur die Köpfe abzuhauen. Im Lande war Alles in Verzweiflung, aber die Siegreichen waren es beinahe auch. Sie hatten zu viel und sehr gesiegt, und fanden Niemand mehr, den sie sieden, kochen und braten konnten, damit er ihnen Gesottenes und Gebratenes zurichtete, denn alle Welt war mit den Verräthern davon geflohen.

Dickstad achtete indeß der Klaglieder wenig, die ihm

von seinen Unterthanen in die Ohren geschrieen wurden, denn er, Er, der mildgnädige Herr, wie er sich nennen ließ, hatte ja noch Alles, was sein Herz erfreute. Indessen hatte jedoch ein erfinderischer Kopf ein Mittel ausgesonnen, solch' einen grimmen Feind mit Vortheil zu bekämpfen. Er hatte nämlich die längst vergessenen Turn und Gymnasien — nein! gymnastischen Anstalten wieder hervorgesucht, und insonderheit die Kunst der Balearen oder die edle Schleuderkunst, in welcher er Unterricht gab; eine Kunst, die er nebst manchen Balg- und Raufkünsten den Knaben abgerichtet, und nun in seiner Anstalt geimpft und veredelt hatte.

Zum Unglück entdeckte Schauescharf die Unternehmungen des erfinderischen Kopfes, und in eben dem Augenblicke, da er den Mund aufthat, seinen Schülern die hohen Vorzüge und den mannigfaltigen Gebrauch dieser Kunst anzupreisen, flog ein Pfeil von Zieltreffers Bogen ihm in den geöffneten Mund, und Mann und Kunst waren miteinander zugleich todt.

Nun wollte es doch dem Tyrannen selbst zuletzt an die Kehle gehn, und er berief einen alten schlauen Sterndeuter zu sich, der einzig und allein seinen geheimen Rath ausmachte. Dickstad dachte, ein einziger guter Kopf sey besser, als hundert hirnlose. Er setzte demselben Alles auseinander, was geschehen war und was zu besorgen stand.

Der Sterndeuter antwortete: „Ich weiß bereits Alles und habe an Abhülfe gedacht. Die seltsamen Kräfte dieser Menschen sind magisch, und können nur durch recht kleine Mittel entkräftet werden, die um so besser sind, je natürlicher sie sind. Gegen Immerschlafs Gelärm ist Baumwolle in den Ohren recht gut. Blasefeuern muß man in's Maul spritzen, um sein Feuer auszulöschen. Schauescharfs

Talent kann in der Nähe nichts mehr schaden; Zieltreffers Pfeil geht nicht durch Stahl; der Lauser Spalteluft ist wenig schädlich, und kann leicht aufgefangen werden; Greifwolkens Kunst hängt an einem Faden, den man zerschneiden kann; Trinkaus ist gar nicht zu fürchten, wo es nichts zu saufen gibt, und eben so wenig Weitmacher und Starkbuckel, die beide nur zum Gepäcke gehören. Aber zu fürchten ist Felsschneider mit seinem Sonnenschwert — ein greulicher Mensch, der niemals Gutes gethan hat, weil die Gestirne ihm übel mitgespielt haben. Er würde selbst deine Keule von Erz zerhauen. Das soll ihm aber nichts helfen, denn ich kenne das Mittel, ihn zu Schanden zu machen, wenn du mit deinen Leuten dich nach meiner Angabe bewaffnen und mir folgen willst."

„Das versteht sich," sagte Dickstab; „laß Alles einrichten, wie es dir gut scheint; ich billige es, wie seltsam es auch aussehen möge."

In wenigen Tagen war Dickstabs Armee, aus dreihundert Mann bestehend, in Stand gesetzt; und da Alles fertig ist, lassen sich diese in Körben aus der Festung herunter. Sie waren allesammt in Stahl gehamischt, und stellen sich in drei Reihen auf, Dickstab als Anführer voran.

Schauescharf berichtet Alles und sagt aus, daß Dickstab mit einem Dinge behelmt sey, das wie ein Küchentopf aussähe, und sein Schild sey fünf Finger dick. Felsschneider freut sich, den Feind in der Ebene zu haben, und beide Heere stehen einander bald nahe genug entgegen. Dickstabs Leute im ersten Gliede haben blanke Schwerter; im andern Gliede sind sie mit Scheeren, im dritten mit Spritzen bewaffnet.

Als sie einander nahe genug sind, hält Felsschneider erst nach Art der uralten Helden eine Anrede an den Ge-

nig Dickstab, worin er ihn, des Küchentopfs wegen, mit vieler Höflichkeit einen Prinzen der Küchenjungen nennt, und ihn auffordert den ersten Streich zu führen. Dickstab nennt seinen Gegner einen Fleischerjungen und Straßenräuber, lehnt großmüthig die Ehre des ersten Streichs ab, und fordert ihn auf, selbst denselben zu wagen. Dazu läßt sich Felsschneider nicht zweimal auffordern, holt aus und führt einen gewaltigen Hieb auf den Kopf; aber der Hieb prallt so entsetzlich von dem Topfhelm ab, daß des Generals Faust heftig erschüttert wird. Er führt den zweiten Hieb gegen das Schild, und die Klinge des Sonnenschwertes zerspringt. Felsschneider sieht, daß er auf einen hohlen Kürbis und auf ein Schild von Käse gehauen hat. Nun soll Blasefeuer helfen, aber alle Spritzen sind auf seinen Mund gerichtet; sein Feuer erlöscht, und er gibt blos einen erstickenden Dampf von sich. Zieltreffers Pfeile knicken an den Stahlharnischen ab; Greifwolke hat ein ganzes Heer von Wolken mit Hagel zusammen geballt, aber man schneidet den Faden seines Knauels entzwei, und der Hagel stürzt in großen Massen auf des Generals Leute herab. Nun soll Immerschlaf helfen, und macht auch ein furchtbares Geräusch, aber der Feind mit der Baumwolle in den Ohren höret wenig davon, aber Felsschneiders Leute ergreifen vor Schrecken die Flucht. Er selbst wird umzingelt, und fällt unter einigen Keulenstreichen Dickstabs; Blasefeuer erstickt in seinem eigenen Rauche; Immerschlafs Bauch platzte vor großer Anstrengung; die Uebrigen aber kamen alle wohlbehalten davon; am ersten Spalteluft, der die schnellsten Füße hatte.

Einige Stückchen von Rübezahl.

Rübezahl hatte schon Jahrtausende zuvor, ehe noch Menschen daselbst wohnten, im Riesengebirge gehaust, denn er war der Geist des Gebirges, der in den innersten Tiefen und Schluchten desselben eigentlich sein Wesen treiben und über die Berggeister Aufsicht führen mußte, welche Gold und Silber und anderes Metall, oder böse Gifte und Wetter zu bereiten hatten.

Er hatte alle Launen und Arten eines großen Geistes, und richtete tausenderlei Unfug und tolle Streiche an, wenn er auf die Oberwelt kam und wenn er sich müde getobt hatte, dann wurde er ernst und griesgramig und in sich verschlossen, wie große Geister zu seyn pflegen, und stieg in seine Gebirge hinab und blieb eine feine Weile drinnen.

I.

Er mochte einmal so ein drei oder vierhundert Jahr in den Tiefen seines Gebirges zugebracht haben, als er wieder auf die Oberwelt herauf kam, und sich auf den höchsten Schneegipfel des Gebirges stellte und umherschauete. Wie fand er Alles verändert! Da standen Dörfer, Häuser, Hütten; da weideten Heerden auf Triften; da waren bebauete Ackerfelder und schöne Obstpflanzungen; da rauchten in den Wäldern die Meiler; da standen Warten auf den Bergköhen; da fuhren Wagen mit Pferden, und starke Ochsen gingen im Pfluge, und das war Alles auf seinem Berggebiete und ohne seine Erlaubniß. Er wußte nicht, wie das Alles zugegangen war und wie es gekommen sey, denn er hatte nie Aehnliches gesehen.

Bald bemerkte er, daß eine kleine Art Wesen tausend Dinge trieb, und daß sie es seyn mochte, die die ganze Gegend also verändert hätte. Er hatte sich nicht geirrt.

Die Veränderung kam von Menschen her, welche er noch nicht kannte.

„Das sind ganz kluge Dinger," dachte er; „du willst näher mit ihnen bekannt werden und eine Weile zusehen, wie sie's treiben, und wenn dir's nicht mehr gefällt, dem Wesen auf einmal ein Ende machen."

Er schlich unter den Menschen herum, denn er hatte Menschengestalt angenommen, und sahe ihr Thun, ihr Arbeiten und Schaffen, ihre Mühe und Fleiß, ihre Liebe und ihren Haß, ihr Hauswesen, ihre Ehen ihre Kinder, und bekam einige Achtung vor der Kraft des Menschen.

Er sahe die Töchter der Menschen, und wußte nicht, woher sein Wohlgefallen an manchen derselben rührte, denn der rechte große Geist muß gegen Alles gleichgültig bleiben; Gefühl und Empfindung verrücken ihm nur die Einsicht.

Einsmals erblickte er sieben schöne Jungfrauen, aber eine darunter war die schönste, und viel schöner als alle Menschentöchter, die er bis jetzt gesehen hatte; sie war aber die Tochter eines Fürsten, und Rübezahl wurde wunderbar bei ihrem Anblick bewegt.

Die Mädchen sangen liebliche Lieder; sie pflückten sich Blumen und wanden Kränze daraus, und schmückten ihr Haupt damit; sie tanzten auf weichem Rasen um ein helles Wasserbecken, und suchten dann Walderdbeeren, sich damit zu erfrischen. Sein Wohlgefallen an Allem, was er sahe und hörte, wuchs.

Die Jungfrauen gingen lustwandelnd am Abend vorbei, aber Rübezahl blieb sinnend auf der Stelle, wo er zugesehen gestanden hatte, und wußte nicht, wie ihm war. Er stand mehrere Tage lang unbeweglich und sah

auf den Ort hin, wo die Jungfrauen gesungen und getanzt hatten und sehnte sich nach der schönsten unter ihnen.

Sie kamen nach einiger Zeit wieder und Rübezahl fühlte sich glücklich, er wußte aber nicht warum? Er verwandelte sich in eine Nachtigall, um in der Nähe besser zu sehen und zu hören. Da wuchs sein Wohlgefallen immer noch mehr an der Schönsten unter den Schönen, und er beschloß sie zu besitzen und zu eigen zu haben, um sich an ihrem Anblick immerdar zu weiden, und ihre Liebe zu gewinnen, wie er es unter den Menschenkindern gesehen hatte.

Die Fürstentochter tanzte mit ihren Gespielen am Wasserbecken, und mitten im Tanz fand sich ein Jüngling plötzlich mit ein und tanzte unter den Erschrockenen mit, umschlang die Fürstentochter und war mit ihr im Augenblicke verschwunden. In seinen Armen trug er die Ohnmächtige zu seinem Palast, gegen welchen ihres Vaters Burg eine elende Hütte war.

Als sie erwachte, fand sie sich auf einem weichen Ruhebette in Kleidern wieder, deren mit Edelgestein besetzter Gürtel das Fürstenthum ihres Vaters dreimal bezahlt hätte. Der Jüngling lag zu ihren Füßen und flehete um Verzeihung für seinen kühnen Raub, zu welchem ihn eine geheime Macht gedrungen hätte. Er sagte ihr, daß er der Herr des Gebirges sey, zeigte ihr alle Pracht und Herrlichkeit der großen Zimmer und Säle in seinem Schlosse, und den großen Garten, welcher das Schloß umgab, mit Bäumen bepflanzt voll goldener Früchte mannichfaltig und überschön, und mit würzigen Blumen aller Art in herrlichen Farbenspielen geschmückt; mit Lauben und Lustgebüschen, mit Bächen und Wasserbecken lieblich und lustig geziert, und auf den Bäumen und in den Gebüschen

wohnten die kleinen Sänger mit himmlischen Stimmen und herrlichem Federkleid.

Der Berggeist führte die Fürstentochter mit liebkosenden Worten umher, sie aber blieb traurig und schwermüthig, und obwohl er ein mächtiger Geist war und zärtliche Worte hatte, konnte er doch ihre Schwermuth nicht zerstreuen.

„Wenn sie nicht einsam wäre," dachte der Berggeist, „ginge es vielleicht besser." Er ging sogleich auf ein Rübenfeld, zog ein Dutzend Rüben aus, legte sie in ein Körbchen und brachte sie zu Emmy, denn so hieß die Prinzessin. Dazu gab er ihr ein buntgeschältes Stäbchen und lehrte sie den Gebrauch desselben.

Emmy schlug leise eine Rübe mit dem Stäbchen und rief: „Brinhild!" und Brinhild, die vertrauteste ihrer Gespielinnen unter den Jungfrauen, stand vor ihr, und umarmte sie mit Freudenthränen. Die übrigen Jungfrauen wurden nun auch mit dem Stabe aus Rüben geschaffen, und alle Rüben wurden verwandelt, und zwei darunter wurden zur Lieblingskatze und zum Schoßhündlein gestaltet.

Nun waren sie glücklich und froh, und es ging durch Gänge und Lauben des Gartens und durch Zimmer und Säle des Palastes, und Emmy's Augen glänzten vor Freuden.

„So wird es gehen!" sprach der Geist, und wußte sich viel mit seinem geistvollen Gedanken, Emmy's Einsamkeit zu beleben.

Mehrere Tage hatte die Lust und Herrlichkeit mit den geschaffenen Kreaturen gedauert, als Emmy gewahr wurde, daß dieselben so allgemach anfingen etwas altfer-

lig und altschrumpfig zu werden, und daß es mit der Jugendfröhlichkeit immer mehr abnahm.

Als sie eines Morgens sich aus dem Bette erhob, kamen die Hofdienerinnen keuchend und hustend und ganz zusammengefallen herein, und Händlein und Kätzlein fielen um, und konnten mit Mühe nur wieder auf, um noch ein Paar Schritte zu taumeln und wieder kraftlos hinzufallen.

Das jammerte und ärgerte die Prinzessin und sie rief laut den Geist, der demüthig ihr sich nahete und im harten Zorn gescholten ward. Sie forderte von ihm, ihren Gespielinnen Jugendschönheit und Munterkeit wieder zu geben, und auch Bläffart und Mizert wieder zu beleben.

Das sey über seine Kraft, sagte der Berggeist, denn Kraft und Saft der Natur sey in den Rüben verzehrt. Möge sie sich aus frischen Rüben frische Gesichter mit frischen Leben schaffen, und die alten verwelkten Gestalten mit einem Schlage wieder zu dem machen, was sie waren gewesen und dann wegwerfen lassen.

Das letztere that die Prinzessin zuerst. Sie kannte die Hofsitte ja, mancherlei Gestalten am Hofe zu sehen, die wenig Wesen hatten, obwohl viel Wesens machten, und gab den Gestalten den Abschied, und zwar in diesem Fall ohne alle Pension, und andere Gestalten mit gleichem Rübenverstand und Rübenherzen traten an deren Stelle.

So half sie sich eine Zeitlang hin. Neue Abschiede, neue Anstellungen, neue Lust und Freude und neue Gleichgültigkeit, und im Neuen immer das Alte.

Eben waren wieder ein Dutzend Rübengesichter in Ehren aus höchst eigener Bewegung entlassen, aber es waren keine neuen zu haben, denn es fing an Winter zu werden,

und der große Geist, der so viel vermochte, konnte doch keine Rüben schaffen, wie er mit Schaam und Bestürzung demüthig bekannte, obwohl er sahe, daß das seiner Sache keineswegs förderlich war. — Die Schöne kehrte dem Geist zornmuthig den Rücken und ließ ihn stehen.

In Bauerngestalt zog er in die nächste Stadt, kaufte Rübensaamen, mit welchem er einen Acker Landes besäete, und zu deren Wartung er ein Paar tüchtige Berggeister bestellte, die unter dem Acker ein beständiges Feuer unterhalten mußten. Emmy ging wohl zu dem Ackerfeld hin, blieb aber trübe und düster, und der Geist hatte kaum das Herz ihr recht nahe zu kommen. Er fühlte ihre Empfindlichkeit, hoffte aber das Beste, wenn erst nur wieder Rübengesichter zu haben seyn würden. Hätte er gewußt, daß Emmy schon die Verlobte des Fürsten Ratibor sey, so hätte er wohl weniger gehofft. Emmy und Ratibor liebten sich herzlich, und seitdem die Braut verschwunden war, floh der Bräutigam die Menschen und irrte im Sturm und Unwetter in finstern Wäldern umher.

Im wiedergekehrten Frühlinge waren die getriebenen Rüben zur Reife gekommen, und Emmy bildete sich wieder freundliche bekannte Gestalten daraus. Aber schlau, wie sie, als ein Mädchen, war, machte sie damit auch Versuche zu ihrer Befreiung und glaubte, daß auch ein großer Geist wohl noch überlistet werden könnte.

Sie machte eine ganz kleine Rübe zur Biene, und lehrte sie da und dahin zu fliegen, zu Ratibor dem Fürsten, und ihm in's Ohr zu summen: „deine Emmy lebt noch; der Geist vom Berge hat sie!“

Das Bienchen horchte genau auf, und flog von dem Finger der Lehrerin fort, aber noch vor den Augen derselben wurde es von einer Schwalbe weggeschnappt.

Mehrere andere Versuche verunglückten auch; aber als sie eine plauderhafte Elster sandte, so glückte es. Die Elster sagte den eingelernten Spruch, und beschied den Verlobten auf einen gewissen Tag, auf die und die Stelle, am Fuße des Gebirges.

Emmy, nachdem sie wußte, daß Natibor unterrichtet sey, wurde gegen den Bergeist immer freundlicher, wie sie vorher nie gewesen war, und da er so sehr bat, ihn mit ihrer Hand und Gunst zu beglücken, willigte sie ein und setzte einen Tag fest, an welchem sie ihn zum Gemahl nehmen wolle, hätte er zuvor erst eine Probe von seiner Beständigkeit abgelegt, die sehr leicht sey.

Das war der überfrohe Bergeist zufrieden und willig. Am festgesetzten Tage, Morgens sehr früh, erschien Emmy in ihrem schönsten und reichsten Putz, mit ihren holdesten Geberden und sagte zum Geiste, welcher vor Freuden schon zitterte:

„Mein Geliebter! ich muß wissen, ob du gefällig und treu seyn wirst. Geh'! und zähle auf dem Rübenfelde, wie viel Rüben drauf stehen! Sieh'! die Probe ist leicht. Verzählst du dich aber um eine einzige, so seh' ich, daß ich dir nichts werth bin, und dann soll keine Macht mich zwingen dich lieb zu haben. — Ich aber weiß, wie viel der Rüben darauf stehen!"

Der Geist fing an zu zählen; aber die Rüben standen so unordentlich und verworren unter einander, hier in dichtem Haufen beisammen, dort einzeln, daß er eine geraume Zeit nöthig hatte, mit Zählen durchzukommen.

Um recht gewiß zu seyn, zählte er noch einmal, aber er brachte eine ganz andere Zahl heraus, und zum drittenmal war die Zahl wieder anders. Darüber war aber viel Zeit vergangen.

Endlich glaubte er die Zahl richtig herausgebracht zu haben, und eilte freudig zu Emmy, ihr dieselbe anzugeben; aber Emmy war nicht da. Er suchte sie im Garten, in den Lauben und Gehölzen, an den Quellen und in Gebüschen, aber Emmy war nicht da. Er durchsuchte den ganzen Palast mit allen Kämmerlein und Winkeln, aber Emmy war nicht da, und so laut er auch überall rief, antwortete ihm dennoch keine Stimme.

Jetzt schöpfte er Verdacht, er möchte betrogen seyn. Da sauste er wüthend auf die Bergzinnen, und von einer derselben sahe er Emmy auf einem Zelter, wie sie eben mit Ratibor und dessen Gefolge über die Grenze seines Gebietes hinüberflog.

Da knirschte er mit den Zähnen, ballte ein Paar Wolken zusammen und schleuderte einige entsetzliche Blitze ihnen nach. Die aber trafen nur eine alte Grenzeiche, welche sie zersplitterten, denn die Verlobten waren schon zwanzig Schritte über sein Gebiet hinaus.

Jetzt schwur er im Grimme, die Menschen und all' ihr Werk zu vernichten, so weit seine Macht reiche; schwur es, und wollte es sogleich vollbringen; aber er konnte es nicht, denn eine höhere Macht widerstand ihm.

Er kehrte seufzend in seinen Palast und in den Garten zurück, die seine Geisterkraft hervorgezaubert hatten, er seufzte und klagte; er zerstörte dann Alles so schnell, als er es hervorgebracht hatte, und verbarg sich in die untersten Tiefen seines Gebirges.

Aber unter den Leuten wurde es bald ruchbar, wie der Berggeist betrogen sey worden, indem er Rüben gezählt hatte, und das Volk nannte ihn seit dieser Zeit mit dem Spottnamen Rübezahl. Aber der Geist wurde wüthend, wenn er künftig diesen Namen hörte, der

doch schon in aller Munde war, ehe er wieder aus seinen Klagehöhlen auf die Erde heraufkam.

II.

Nachdem Rübezahl einige hundert Jahre etwa in den Tiefen der Erde, Jammer und Noth seiner verunglückten Liebe den Klüften und Höhlen und den Erdfeuern und unterirdischen Strömen geklagt hatte, wurde ihm doch sein Trauern zu langweilig, und er zog wieder auf die Oberfläche des Gebirges hinauf, und trieb sein Unwesen mit den Menschen, zumal mit denen, die ihn beim Spottnamen Rübezahl riefen. Aber zuweilen war er doch gnädig.

Ein Bauer war mit seinem Weibe und sechs kleinen Kindern verarmt, denn sein reicher Nachbar hatte ihm Haab und Gut abgerechtet, und die letzte Kuh war drauf gegangen und nichts war ihm geblieben als das hohle Häuschen und der leere Hof.

Wie sollt' er seinen Kindern Brod schaffen? Arbeitete er auch vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, so reichte doch sein Verdienst nicht zu die Kleinen zu sättigen. Und wenn er nun von der Arbeit nach Hause kam und die Kinder ihn anschrien: „Bringst du Brod, Vater? uns hungert's so sehr!" oder, wenn sie Jedes ein Stücklein Brod bekamen, und fragten: „Vater, hast du nicht noch mehr?" und er hatte dann nichts, da wollte es ihm das Herz zerreißen.

Der arme Mann sann und sann, und sann nichts heraus, als daß er sich mit hundert Thalern von grundaus helfen könnte, denn hundert Thaler waren damals ein großes Geld.

„Frau," sagte er eines Tages, „du hast hinter dem Gebirge so reiche Vettern. Ich will hin; vielleicht daß

der liebe Gott Einem unter ihnen das Herz lenkt, und er mir so viel auf Zinsen leiht, als wir brauchen!"

„Das gebe Gott!" sagte mit schwacher Hoffnung die Frau, denn sie kannte ihre Vettern; die nach ihr und den Ihrigen niemals gefragt hatten.

Am andern Morgen sehr früh tröstete er die Seinen und sprach: „mein Herz sagt mir's, ich finde einen Wohlthäter!"

Rüstig schritt er, mit einer Brodrinde in der Tasche, den ganzen Tag zu, bis er des Abends müde und matt zu den Vettern kam, und ihnen mit Thränen seine Noth klagte und um Hülfe flehete. Aber mit welchen bittern Hohnworten wurde er von den reichen und hochmüthigen Filzen weggewiesen!

Der sagte: „Ich kenne Euch ja gar nicht;" Jener: „Einen solchen Lump, wie du, habe ich nicht zum Vetter;" der Dritte sprach: „Mach', daß du fortkommst, du Wicht, mich führst du nicht an;" und der Vierte warf ihn, ohne ein Wort zu sagen, zur Hausthür hinaus und riegelte sie ab.

Mit einem Herzen voll Jammer wankte er davon, und nahm sein Nachtlager unter Gottes Himmel in einem Heuschober.

Am andern Morgen, als er wieder in's Gebirge kam, überfiel ihn Gram und Angst mit großer Gewalt. Er hatte den Arbeitslohn von zwei Tagen verloren, und war so hin, daß er auch den dritten nicht würde arbeiten können; und wenn ihm nun das abgehärmte Weib und die ausgehungerten Kinder entgegen wimmerten, und er brachte ihnen leere Hände und kein Geld und kein Brod! o! o! wie sollte es das Vaterherz aushalten!

Er sann wieder, aber er fand wieder kein Mittel.

Hülfe. Da fielen ihm die Geschichten vom Berggeist bei. „Ich will bei ihm Hülfe suchen, ich will ihn bei seinem Spottnamen rufen;“ sagte er zu sich selbst, „und schlägt er dich todt, so siehst du den Jammer deiner Kinder nicht mehr, und kommst der Qual los.“

Da rief er in der Verzweiflung: „Rübezahl! Rübezahl komm!“ Rübezahl hatte gute Ohren und stand alsbald vor ihm, wie ein rußiger Köhler, mit fuchsrothem struppigem Bart und glühenden Augen, riesig und lang, bewaffnet mit einem mächtigen Schürbaum, den er grimmig erhob, den frechen Höhner niederzuschlagen.

„Hört mich, Herr vom Berge,“ sagte der Bauer mit seinem Gesichte voll Kummer; „ich habe Euch nicht aus Muthwillen gerufen, sondern aus Angst und Noth!“

Das kam dem Berggeist besonders vor; so wollte er's denn hören; und die kummervolle Miene des Mannes zog ihn auch an.

Der Bauer erzählte, wie arg es ihm ergangen sey, erzählte von seinem Weibe und Kindern, und von den unbarmherzigen Vettern, und schloß mit der Bitte, ihm hundert Thaler zu leihen, die er mit Zinsen in drei Jahren wieder bezahlen wolle. Mit hundert Thalern sey ihm geholfen.

„Narr!“ sagte der Geist zornig, „bin ich ein Wucher- und Zinsjude? Geh' zu deinen Brüdern, den Menschen, und borge so viel du bekommen kannst, mich aber laß in Ruhe, wenn dir deine Haut lieb ist!“

Es war dem Bauer, als wäre es dem Geiste mit seinem Zorn nicht so ganz harter Ernst. Er schildert ihm abermals den Jammer des Weibes und der Kinder, und bittet abermals um hundert Thaler. „Wollt Ihr mir nicht helfen,“ setzte der Bauer hinzu, „so schlagt mich

nur mit der Schürstange todt, damit ich die Qual der Meinen nicht sehen darf. Der Gram wird mir ja doch das Herz abfressen! So aber komm' ich auf einmal davon."

Mitleid zu fühlen schickte sich für einen so großen Geist, als der Bergherr war, gar nicht; aber das ganz Eigene von ihm Geld zu erborgen, und das besondere Zutrauen gefielen ihm.

„Komm'," sagte der Geist, und führte den Bauer tiefer waldein, bis in ein Felsenthal, zu welchem sie sich durch dichtes Gesträuch hindurch arbeiten mußten. Sie kamen sodann in eine finstere Höhle, tiefer und immer tiefer hinein, und der Bauer hörte das Rauschen und Brausen der Bergwasser und ward ihm dabei unheimlich zu Muthe. Bald aber hüpften kleine blaue Flammen vor ihnen her und der dunkle Felsengang wurde zum großen Gewölbe, in welchem helle Lichter flackerten.

Da stand eine große kupferne Braupfanne, voll lauter Thaler bis an den Rand. „Da nimm!" sagte der Geist, „so viel du bedarfst, und wenn du schreiben kannst, so stelle mir einen Schuldschein." Schreiben konnte aber der Bauer. Er zählte sich höchst gewissenhaft hundert Thaler ab, der Geist aber schien sich darum gar nicht zu kümmern, drehte ihm den Rücken zu und suchte die Schreibesachen aus einem Schranke hervor; aber der Bauer nahm deshalb keinen einzigen Thaler mehr. Er schrieb den Schuldschein, so gut er vermochte, und der Geist schloß denselben in einen eisernen Kasten ein. „Gehe nun!" sagte er zum Bauer; „nütze dein Geld; merk' dir den Eingang in's Felsenthal, und vergiß den Zahlungstag nicht, denn ich bin ein strenger Schuldherr. — „Da!" sagte er, indem er einen großen Griff in die Pfan-

pfanne that, — „das ist für deine Kinder, und steht nicht auf dem Schuldschein.“

Tausend Dank sagte der Bauer dem Geiste; fand sich bald aus dem Felsengange heraus, merkte sich die Stätte genau, und ging, durch Freude an allen Gliedern gestärkt, rüstig nach Hause, wo ihn die Kinder um Brod anschrien, die Mutter aber trostlos weinend im Winkel saß, weil sie schon wußte, wie viel auf die Vettern zu rechnen war.

Aber welch' eine Freude da, als der Vater den Quersack öffnete und nahm Bretzeln und Weißbrod für die Kinder, und Grütze zum Brei, und Fleisch und Wurst heraus, welch' er Alles in der Stadt gekauft hatte. Wer kann solche Freude beschreiben!

Der Bauer, der es nicht für gut hielt, der Wahrheit nach auszusagen, wer ihm das Geld geborgt hätte, lobte die Vettern der Frau, die hätten ihn freundlich empfangen, gut bewirthet und willig das Geld geliehen!

Da that sich die Frau auf ihre reichen und liebreichen Vettern Etwas zu gut, und rühmte dieselben aller Welt. Die Freude ließ ihr der Mann recht gern.

Jetzt ging ein neues Leben und Arbeiten in des Bauers Hause an, und mit hundert wohl angelegten Thalern ließ sich viel machen. Alles, was unternommen wurde, ging zum Glück und lag ein sichtliches Gedeihen auf dem Gelde des Bergherrn. Ein Acker nach dem andern, ein Heuschlag nach dem andern wurde gekauft; das Vieh war weit und breit umher das schönste, und im dritten Jahre schon hatte der Bauer ein Paar Hufen Feld, und ein Paar tüchtige Pferde zur Bewirthschaftung, und wohl viermal so viel baar, als seine Schuld ausmachte.

Der Zahlungstag kam! Weib und Kinder thäten die

besten Sonntagskleider an und freuten sich die reichen Wettern besuchen und zeigen zu können, daß sie ehrliche und wohlhabende Leute wären. Hans mußte anspannen und sie kamen bald auf's Riesengebirge, wo der Wagen an einer Stelle halten mußte, der Bauer aber mit den Seinen ausstieg. Hans sollte fortfahren und auf der Höhe unter den drei Eichen warten und die Pferde derweil grasen lassen, er aber wolle mit den Seinen einen anmuthigen Fußpfad gehen, obwohl derselbe ein wenig um sey.

Darauf ging er durch das Gebüsche waldein, immer tiefer hinein, schauete dahin und dorthin, als ob er suchte, und die Frau glaubte schon, ihr Mann habe sich verirrt. Aber jetzt sagte er ihnen, wie es ihm bei den reichen Wettern gegangen sey, und wer ihm geliehen habe, und erzählte Alles genau, und lobte den Berggeist, vor dem sie sich fürchteten, mit Thränen im Auge, indem er ihnen vorstellte, wie glücklich sie jetzt wären, und wie elend vor drei Jahren.

Nun hieß er sie warten und ging allein, die Felsenhöhle zu suchen, aber es war nirgends ein Eingang, obwohl er gewiß wußte, daß er auf der rechten Stelle sey, wo er vor drei Jahren hineingegangen war. Er klopfte mit einem Stein an den Felsen, er klingelte mit dem Geldsack, er rief dem Berggeist zu kommen und das Seine zu nehmen, aber kein Berggeist erschien. Da ging er mißmuthig zu den Seinen zurück. Ihn drückte das Geld, dessen er so gern los seyn wollte. Er setzte sich mit den Seinen auf den Rasen und wartete, aber es kam Niemand.

Da probirte der Bauer das alte Wagstück noch einmal und rief: „Rübezahl! Rübezahl!" obwohl ihm die Frau

den Mund wollte zuhalten. — Auf einmal kam der jüngste Knabe zitternd zur Mutter und sagte, dort hinter dem Baum sey ein schwarzer Mann. Da krochen die Kinder ängstlich zusammen; der Vater aber ging hin und sahe nichts.

Eben wollte der Bauer noch einmal zum Felsen, dort noch stärker anpochen und rufen, und wenn dann Niemand käme, das Geld am Felsen hinlegen; da möcht' es der Berghерr sich holen. Aber indem er seinen Vorsatz der Frau kund that, brauste es in den Wipfeln der Bäume, der Wind trieb dürre Grashalme und Laubblätter vor sich her und jagte kräuselnde Staubwolken in dem Wege auf, worüber die Kinder sich freueten.

Unter dem Laube wurde nun auch ein zusammengerolltes Papierblatt über den Weg getrieben, nach welchem die Kinder vergeblich haschten. Endlich warf der eine Knabe seinen Hut darauf, nahm es auf, und weil es so weißes Papier war, bracht' er's dem Vater. Da war es der Schuldschein, unter welchem geschrieben stand: „Zu Dank bezahlt!"

Da ward der Bauer sehr froh. „O!" rief er, „mein Wohlthäter kennt nun meine Ehrlichkeit und mein dankbares Herz!"

Jetzt wollte er nach Hause umkehren, aber die Frau ruhete nicht eher, bis der Mann zu den reichen, filzigen und hochmüthigen Vettern fahren ließ, welche sie durch ihren Wohlstand recht zu kränken gedachte; aber die kränkte sie gar nicht, denn sie waren nicht mehr da, sondern gestorben und verdorben, und die Gehöfte, welche sie bewohnt hatten, waren an neue Herren gekommen.

Hochmuth und Unbarmherzigkeit kamen bei ihnen vor dem Fall; unser Bauer aber wurde täglich wohlhabender

und wurde dabei von Allen geliebt, die ihn kannten, denn er war arbeitsam und fleißig, half seinen Nächsten gern, und war gar nicht hochmüthig.

III.

Es saßen eines Abends mehrere Bauern in einem Wirthshause am Fuße des Riesengebirges beisammen und hatten gegessen und getrunken, und fingen nun an, einen jungen Menschen zu necken, der blöde und still im Winkel hinter dem Ofen saß und schien ein fahrender Schüler *), obwohl er gar nicht so dreist und unverschämt war, als diese zu seyn pflegten.

Als in den Geschichten, welche die Bauern einander erzählten, einigemal des Bergeistes unter dem Namen Rübezahl erwähnt wurde, that er sehr furchtsam und bat auch, aber recht demüthig, sie möchten doch solcher gefährlichen Dinge nicht gedenken, und absonderlich den Namen Rübezahl vermeiden, zumal es schon gegen die Nacht gehe. Da erzählten sie aber solcher Geschichten nur immer noch mehr und nannten alle Augenblicke den Namen Rübezahl, damit er sich recht sollte fürchten.

Als er sie noch einigemal gebeten, abzulassen von solchen Erzählungen, sagten sie zu ihm, er solle vielmehr aus denselben etwas Gutes an nützlicher und erbaulicher Lehre herausnehmen. Das müsse er als ein fahrender Schüler doch können.

„Ja!" meinte der Schüler, „das dächte er wohl zu können, aber er hätte kein Herz dazu, denn sie möchten es ihm übel auslegen, und Händel an ihm suchen, er aber sey gar furchtsam und friedlich.

Da lachten die Bauern, und versprachen sich eine gute

*) Herumziehende Studenten — waren Gauner und Leutbetrüger, gaben große verborgene Weisheit vor, und lebten von der Einfalt derjenigen, die sich betrügen ließen.

Lust mit ihm, verhießen ihm aber Frieden und auch freie Zeche, wo er seine Sache recht verstehe. — Da erzählte denn Einer.

„Es wollt' einmal ein Mensch ein Zauberbüchlein haben, woraus er Wetter machen, Vieh beheren und wieder die Verzauberung lösen, sich verwandeln und unsichtbar machen, und die Goldschätze aus der Erde heraufbringen und viel andere Dinge in's Werk setzen könne. Da wollt' er denn ein gewaltiger und reicher Mann werden. Er dachte aber, Rübezahl würd' ihm ein solches Büchlein schon geben, wenn er ihn darum bäte. So ging er denn auf dem Gebirge fleißig umher, bis er nach langer Zeit einmal den Rübezahl fand. Der saß als ein eisgraues Männlein vor einer Höhle, und gab ihm ein Büchlein, als er begehrt hatte. Da er aber nach Haus kam und das Büchlein probiren wollte und aufschlug, da waren es Baumblätter, mit den Fasern und Linien, aber mit keinen Buchstaben."

Nun sollte der Schüler die nützliche Lehre herausziehen. Der besann sich ein wenig und sagte dann leise:

„Wer Wunderdinge leisten will,
der höre zu, aufmerksam still,
was die Natur für Werke treibt
und schau was sie in Bücher schreibt.
Dem Augen steh'n die Bücher auf,
der Tölpel bringt draus nichts zu Hauf.
Wer recht ein Baumblatt lesen kann,
wird auch daraus ein rechter Mann.
Kommst drüber Du mit Holz im Kopf,
so bist und bleibst ein dummer Tropf."

„Herr," sagte der Bauer, welcher erzählt hatte, „meint Ihr's damit auf uns?" Dabei schlug er mit der Faust mächtig auf den Tisch.

„Ja!" riefen die Andern, „auf uns meint er's; wir sind die Tölpel und dummen Tröpfe, weil wir niemals Etwas aus Baumblättern haben lesen können!"

„Da seht nun selbst, liebe Herren, daß ich wahrgesagt habe," sprach fast weinend der Schüler. „Seht! Ihr suchet eine Ursach' gegen mich. Hätte ich doch nur geschwiegen!"

Da redeten ihm die Bauern wieder gutmüthig zu, und sagten: „es sey nicht so böse gemeint, sondern sollte nur Scherz seyn, und nöthigten ihn, eins zu trinken."

„Nun, lieber, fahrender junger Herr," sagte ein anderer Bauer, „nun will ich auch einmal Etwas von Einem Eures Gleichen erzählen. Da wollen wir auch unsere Lust dran haben."

„Es zog einmal ein solcher Gesell, wie Ihr, über's Gebirg; hatte einen grimmigen Stoßdegen angethan zu Schutz und Trutz; hatte eine Zither im Arm, spielte drauf und sang lustige und närrische und auch wohl leichtfertige Lieder dazu."

„Ach! der war viel dreister als ich," sagte der Schüler blöde. „Freilich, Herr! das wollt' ich selbst meinen," sagte der Bauer schmunzelnd, und erzählte dann weiter:

„Als nun so der Schüler fürbaß zieht, kommt Einer seines Gleichen hinter ihm drein und gesellt sich zu ihm. Da führten sie allerhand seltsame und leichtfertige Reden und Gespräche. Der neue Gefährte borgt dem Andern die Zither ab, um ihn ein hübsches Lied mit artiger Weis zu lehren, hat aber das Saitenspiel kaum, so ist er damit alsbald oben auf dem Wipfel eines hohen Baumes, so schnell wie eine Eichkatze, und musizirt erst fein und anmuthig, dann so garstig und häßlich, daß der fahrende Schüler sein Spiel wieder zu haben begehrt. Aber der oben im Baumwipfel gibt's ihm nicht, sondern singt gar

ſige Schandlieder auf die Liebſte des fahrenden Schülers, der darauf zornig den Degen zieht, und den Andern herabkommen heißt, um einen Gang mit ihm, auf Tod und Leben, zu machen. Da ſtürzt krachend die Zither auf die Steine herab, als ſollt' ſie in tauſend Stücken zerſplittern, und ein ſcheußliches Geſicht ſteht vor ihm und kreiſcht ihm gräßliche Worte entgegen, daß er davon in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu ſich kam, merkte er wohl, mit wem er zu thun gehabt, nahm ſeine Zither, die noch ganz war, ſchlich ſtillſchweigend mit ihr über das Gebirg, und kam ſobald nicht wieder."

„Das will ich wohl glauben," ſagte ein Bauer, „und iſt der Jüngling wohl gar unſer blöder Schüler hier geweſen, der uns nun ſeinen Spruchreim ſagen ſoll."

Da ſagte der Schüler den Reim, der hieß aber alſo:

„Wem eine Zither Gott verlieh'n,
der preiſe damit dankbar ihn,
und brauch' zu Narrentheiding nicht,
was Gott ihm ſelbſt hat zugericht't.
Doch ſpielt er auch einmal nicht recht,
ſo iſt er drum noch ſelbſt nicht ſchlecht.
Die Zither ſpringt nicht gleich entzwei,
Nur daß er künftig ſittig ſey,
und ſeiner Lieder zarte Blüthe
vor garſtigen Geſellen hüte."

„Wahrhaftig," ſagte ein Bauer, „das ſoll uns gelten! Garſtige Geſellen! hüten! — So? — — Herr, laßt das Sticheln; oder Ihr ſollt es ſehen!"

„Ei, laßt's gut ſeyn," ſagte ein Anderer: „wir wollen ihm auch ſchon Eins anhängen, denn wir ſind wohl ſo pfiffig als er." Das meinten ſie denn Alle, und ſo pfiffen ſie wacker fort, und ging der Handel noch gütlich ab.

Darauf erzählte ein Dritter:

„Einmal hatte ein vornehmer Mann einen großen Ingrimm auf einen Andern. Dem wollt' er grausame Worte schreiben und that es auch; aber der Rübezahl war ihm in die Feder gekrochen, und machte, daß alle Worte gerade umgekehrt und widersinnig auf das Papier kamen, und statt daß es hatte heißen sollen: „„Du bist ein meineidiger Schuft; und ein Großhans; und, ich schlag' dich noch todt, wenn ich dich einmal treffe,"" und dergleichen mehr, stand es ganz anders da und hieß: „„Ich bin ein meineidiger Schuft, und nicht werth dir die Schuhriemen aufzulösen, und bin ein Großhans; ich werde mir aber einmal das Fell tüchtig durchgerben, und schlage mich noch todt, wenn ich mich einmal treffe.""

Das gefiel den Bauern aus dermaßen und wünschten sie, es möcht' ihnen einmal Jemand den tollen Brief vorlesen, wenn er ihn hätte, dieweil sie selbst nicht lesen gelernt hätten.

Da sagte der Schüler, die Lehre ist dasmal kurz und lautet:

„Wer will verbrüh'n den Nachbarsmann,
fing meistens klüger sonst was an;
denn wenn er's nicht genau beschaut,
verbrüht er sich die eig'ne Haut."

Hierauf sagte der Student, er wüßte wohl ein artiges Kunststück, wie das mit dem Briefe; da brauchten sie gar nicht lesen zu können, sondern könnten es selbst mit anschauen und dabei mitspielen, aber das könnt' er ihnen vormachen, wenn sie einwilligten und es zufrieden wären.

„Nur drauf; nur angefangen, lieber Herr Schüler," jauchzten die benebelten Bauern, „das soll ein wahrer Spaß werden, wie auf einer Hochzeit; nur frisch."

Da schritt der Schüler vor den Zechgästen im Kreise

herum und machte vor dem Munde eines Jeglichen einige Zeichen in der Luft und sprach wunderliche Reime dazu, die lauteten aber also:

„Die Zung' und auch die Katze
sind Thiere; schlau genug,
wie man die Andern kratze,
sich selber kraun die Glatze —
die Zung' und auch die Katze,
sie können's Zug um Zug,
die Eine mit der Tatze,
die Andre mit dem Spruch.
Die Zung' und auch die Katze
sind doch nicht schlau genug,
daß sie sich selbst nicht kratze
und Andern kraun die Glatze. —
Die Zung' und auch die Katze
zwingt Zauber Mannes Zug.
Nun, liebe Zunge, schwatze
und sprich verkehrten Spruch."

Die Bauern hatten ihre Lust dran, daß der blöde Schüler so dreist und herzhaft geworden sey, und meinten, das habe ein guter Trunk gethan, und wenn man ihm erst noch besser werde zugetrunken haben, dann müsse die Lust mit ihm erst recht angehen.

Als nun der Schüler sich wieder auf die Ofenbank ruhig hatte niedergelassen, bracht' ihm ein Bauer ein volles Glas zu, und sprach: „Nun frisch! nun muß ich trinken, bis ich umfalle, oder es wird nicht gut abgehen!"

„So thut nur nach Eurem Gefallen," sagte der Student gelassen.

„Ja!" sagte der Bauer barsch, „nach Eurem Belieben sollt Ihr thun ganz und gar, und wenn mir's im

mindesten einfiele, Euch [illegible] zu [illegible] — Herr[illegible] um, da könnt' es leicht kommen, Ihr zähltet mir Etwas auf."

„Hans," riefen die Andern, „wie sprichst du denn so wunderlich?" Einer aber, von dem sie dachten, er sey unter ihnen der Klügste, weil er's ihnen so oft vorgesagt und bewiesen hatte, sprach gar ernsthaft: „Laßt meinen ehrlichen Nachbar Hans. Was hat's da zu wundern? Ja! wenn mir's passirte, der ich so ein stummer dummköpfiger Kerl bin. Aber der Hans ist nun schon einmal ein Bißchen klüger, dem müßt Ihr's zu gut halten."

Die Bauern sahen einander voll Erstaunen an. Endlich sagte Einer: „Ich glaube, wir haben den Studenten abscheulich behext!" — „Ja," riefen Andere, „uns ist es gleich so vorgekommen;" und Alle wurden nun zornig und wild, und schrien: „Es hilft nichts vor, der Student muß uns zusammen hauen, bis wir keinen heilen Knochen mehr haben. Wir haben's ihm gar zu arg gemacht. Wart, das soll uns schön bekommen."

Sie merkten wohl, daß sie immer das Gegentheil von dem sagten, was sie sagen wollten, aber sie konnten nicht anders, und wurden deshalb nur desto toller und wilder, und wollten im grimmigen Zorn über den fahrenden Schüler her.

„Du mußt uns todt schlagen!" riefen sie mit verwirrten Sinnen, indem sie ihn todt schlagen wollten, aber es pfiff ein Zugwind durch die Gaststube und alle Lichter erlöschten. Dagegen saß ein großer Schuhuh mit leuchtenden feurigen Augen auf dem Ofen und schnaubte die Empörten an, deren Grimm sich stracks in Furcht umwandelte.

Sie wollten die Thür suchen, fanden sie aber nicht, und riefen kläglich: „Wir sind Hexenmeister, sind Kobolde,

sind der Rübezahl; das hätte der Student ja gleich wissen sollen."

„Ruhe doch, liebe Gesellen," schnarrte der Schuhuh, „ich bin ja auch ruhig, und bin der Student noch und der Vogel der Weisheit, und habe mich gar nicht verwandelt. Aber ich bin der Rübezahl, und wir sind tausend Klafter tief unter der Erde, in meiner Schatzkammer. Fürchtet Euch gar nicht, liebe Zechgenossen; Ihr habt mir einen guten Trunk gegeben; so will ich denn dankbar seyn. So seht her. Das Dach ist von Gold und die Sparren sind von Demanten. Brecht Euch durch und nehmt mit, was Ihr fortbringen könnt."

Erst kletterten sie aus Angst, Einer auf des Andern Schulter, und als sie nun durch waren und den Sternenhimmel sahen, dachten sie an das goldene Dach und an die demantenen Sparren. Nun fingen sie recht an hinein zu arbeiten, und wollte ein Jedweder so viel als nur möglich von den Schätzen mit heimbringen, am meisten der Wirth.

Aber als der Morgen heraufleuchtete, sahen sie, daß sie mit Dachsparren und mit Stroh und Schindeln, woraus das Dach war, sich recht schwer belastet hatten. Gold aber und Demanten hatte keiner.

Wenn aber künftig ein Reisender in's Wirthshaus einkehrte, der still war und blöde, neckte ihn Niemand mehr, weil sie Rübezahl geneckt hatte.

Mograby.

Der fluchwürdigste Zauberer und der größeste an Gewalt, der ärgste aber an Bosheit war Mograby, das furchtbarste Werkzeug des Zatanai. Ueberall schweifte er

auf Erden in tausend Gestalten umher, zu sehen wo er Unheil anrichten und Seelen verführen könnte, um das Reich seines Meisters zu vergrößern.

Mograby war auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, als in Syrien Kalib zu Tadmor regierte, ein gewaltiger Fürst, der dreimal hunderttausend Reiter hatte, von welchen siebenmal siebentausend seine Leibwache waren. Seine Hauptstadt schimmerte von Palästen und allen Herrlichkeiten, weil Gewalt und Pracht fast immer beisammen sind.

Sultan Kalib hatte Alles, aber nur keinen Sohn, welcher der Erbe seiner Macht und seiner Reichthümer werden konnte, das verbitterte ihm sein ganzes Leben. Er ließ in allen Tempeln bitten, der Himmel möchte ihm einen Sohn schenken, er spendete reiche Almosen aus, er bauete große Spitäler, aber er bekam keinen Sohn.

Als er nun schon etwas alt zu werden anfing, und über seinen vergeblichen Wunsch recht unmuthig und mürrisch geworden war, hatte sich ein Mann in den Palast eingeschlichen, der wie ein Landmann gekleidet war, und Aepfel zum Verkauf ausrief. Der Mensch hatte ein widriges Gesicht, und ein Pflaster auf dem rechten Auge. — Es war Mograby.

„Aepfel! Aepfel! Aepfel für Leute, die keine Kinder haben!" rief er. „Was hast du?" fragte verwundernd der Großweisir, der eben zum König wollte. Der Händler wiederholte es ihm, und eröffnete ihm die geheimnißvolle Kraft seiner Aepfel.

„Wenn das wahr ist," sagte der Großweisir, „was du von deinen Aepfeln rühmst, daß der Genuß derselben Kinder verschafft, so mußt du bald so reich werden als ein König!"

„O nein!“ antwortete Mograby, „denn mein Baum trägt im Jahre nur eine einzige Frucht, aber diese hat auch die Wunderkraft, ein Kind zu gewähren, gewiß in sich, so wie sie auch von Aussehen wunderschön ist.“ Mograby deckte seinen Korb auf und hob die Baumblätter ab, die den Apfel verdeckten, welchen der Wessir mit grosser Aufmerksamkeit betrachtete.

Indessen kam der Hofnarr herbei, und machte sich mit seinen Späßen an den Händler, neckte ihn, und fragte, ob er ihm nicht auch ein Kind schaffen könne.

„Nimm diese große Haselnuß,“ antwortete Mograby, „und setze sie dir an deine Nasenspitze, dann wirst du ja sehen, was sich begibt!“

Der Narr, in der Hoffnung, die Gelegenheit zu mancherlei Spaß zu bekommen, nahm die Nuß, setzte sie mit vielen Grimassen an seine Nase, und siehe da, sie saß fest und wurde fleischern, und der Narr hatte eine kleinere Nase auf der großen, worüber die Hofbedienten ein greuliches Gelächter erhoben. Die Bitten des Narren, ihm die fatale Nasenzugabe wieder abzunehmen, blieben unerhört. „Behüte!“ sagte Mograby, „das würde dein eigner Schade seyn! du hast so viel Mühe gehabt, Gelächter zu erregen, die kannst du jetzt ersparen, denn man wird schon lachen, wenn man dich nur ansieht. Merke dabei: daß man sich erst seinen Mann recht ansehen muß, ehe man ihn neckt.“

Der Wessir geht nun, nachdem er Augenzeuge von dem Kunststücke mit der Nase gewesen ist, zum König, gibt demselben Bericht, und sucht ihn zu überreden, den Apfel um jeden Preis zu kaufen, denn es sey seine Pflicht, auf Erbfolge für den Thron zu denken, und das Land zu

gen künftige Kriege zu sichern. — Wozu wüßte ein Hofmann nicht Vorwand!

Der König findet die Sache zwar bedenklich, aber wie oft sind unsere Wünsche mächtiger als unsere Vernunft. Er läßt sich den Apfel zeigen und findet ihn unübertrefflich. Aber ehe er in nähere Unterhandlung mit dem Verkäufer tritt, muß sich derselbe erst umkleiden lassen. Nun konnten Seine Majestät sich mit demselben einlassen, nun es mit der Bekleidung seine Richtigkeit hatte, und boten dem Mograby viertausend Zechinen für den Apfel, wofern derselbe nur Sicherheit stellen könne, daß die gepriesene Kraft des Apfels nicht fehlen werde.

„Für die Sicherheit der Wirkung setze ich diesen Ring hier zum Pfande," sagt Mograby, indem er einen Ring aus seinem Körbchen nahm, „sehet zu, ob er nicht wenigstens zwanzigtausend Zechinen werth sey?"

Man fand ihn noch mehr werth, und fragte, wie viel er denn verlange.

„Werdet nicht entrüstet, gnädigster Herr," erwiederte Mograby. „Es gibt Dinge, die um kein Gold feil sind, und mein Apfel ist's auch nicht. Mir fehlt dasselbe, was sich deine Majestät wünschet — ein Sohn, der der Erbe meiner Reichthümer und meiner Wissenschaften sey. Die Kraft des Apfels ist für mich verloren, obwohl sie für dich sicher ist. Daher ist meine Bedingung, daß das erste Kind, welches durch des Apfels Kraft deiner Majestät Gemahlin bekommen wird, mein sey, wenn es ein Sohn ist, dein aber, wenn es eine Tochter ist."

Der König gerieth in Wuth über die Unverschämtheit des Apfelhändlers, und wollte schon der Leibwache befehlen, den Nichtswürdigen niederzusäbeln, aber der Minister, der dem König oft mit dem Verstand aushel-

sen mußte — zuweilen sogar mit Unverstand — schlug sich auch hier in's Mittel.

„Gnädigster Herr," flüsterte der Minister seinem Herrscher, in einem Winkel des Thronsofa's, in's Ohr — er wußte aus langer Erfahrung, welch' eine Macht solches Einflüstern hat — „der Nichtswürdige wäre werth, niedergehauen zu werden, allein daß er auch gern einen Sohn haben möchte, ist ihm wohl nicht so ganz zu verargen. Laßt ihn doch seine Schätze, mit welchen er nicht scheint zu wissen wohin? auf Euren Prinzen vererben. Erwägt auch, daß der Schuft schon alt und ganz kraftlos ist. Ich glaube, der lebt kein halbes Jahr mehr. Die Hauptsache aber ist, daß ein König bei dreihundert tausend Reitern nicht Wort zu halten braucht, wie ein gemeiner Mann!"

Das letzte begriff der König am ersten, denn es war ihm seit langer Zeit sehr geläufig geworden. Man wurde eins, dem Verkäufer den Prinzen, den des Apfels Kraft hervorbringen würde, als Sohn zu überlassen.

Mograby unterrichtete den König nun über den Gebrauch des Wunderapfels. „Schneide," sagte er, „den Apfel in zwei Hälften, ehe du mit deiner Gemahlin dich schlafen legst. Die eine Hälfte gib der Gemahlin, die andere iß selbst, und indem Ihr beide esset, sprichst du laut die Worte: „O du verborgene Macht, die du die Kraft in den Apfel gelegt hast, gewähre uns ein Kind!"

Zu rechter Zeit und Stunde wurde ein Prinz geboren. Da war große Freude, aber auch große Bekümmerniß, daß der alte unheimliche Kerl sich melden, und den Prinzen fordern möchte, aber der meldete sich nicht. Der Prinz wuchs munter und frisch heran, und wurde von keinen Kinderzufällen geplagt, und als nach einigen Jahren der

Apfelhändler sich noch nicht sehen ließ, dachten König und Wessir, derselbe sey todt. Nur wenn sie die sonderbare Nase des Hofnarren ansahen, wollte es ihnen zuweilen doch etwas bedenklich vorkommen.

Als Habed, so hieß der Prinz, dazu alt genug war, wurde er dem gelehrtesten Manne des Reichs und dem Obervorsteher der Geistlichkeit zu Lehre und Zucht übergeben. Der behielt ihn bei sich im Hause, und erzog ihn als ein ausgelernter Prinzenhofmeister recht steif und förmlich. Da durfte er nicht etwa lustig und frei und fröhlich mit andern Kindern spielen, die ihm etwa gefielen, falls sie zu tief unter ihm standen; oder — nein die Söhne der Krongroßbeamten waren seine Gespielen einzig und allein, und die waren Alle abgerichtet, ihrem künftigen Herrn mit der allertiefsten Ehrfurcht zu begegnen und sich keines vertraulichen Wortes zu erdreisten. So lernten sie denn selbst auch ein gutes Stückchen Hofkunst schon in der Kindheit.

Als Prinz Habed nun bald das vierzehnte Jahr erreicht hatte, übertraf er alle seine Gespielen an Schönheit, Geist und Kenntniß, wenigstens sagte es der alte Gelehrte. Der entzückte Vater dachte schon daran, daß ihm sein Sohn nun bald helfen könnte, Land und Leute regieren. Mograby war ganz vergessen.

Es meldet sich eines Tags ein Fremder in reicher Kleidung, und erhält Zutritt zu dem Könige, der umgeben von seinen Großen auf dem Thron saß.

Ein Schreckensruf fährt aus Aller Mund! „Es ist Mograby!“ und er war es. „Herr,“ sagt er, „ich erinnere dich an unsern Vertrag und dein Fürstenwort. Ich habe dir die Freude an dem Prinzen an vierzehn Jahr

gelassen, jetzt aber fordere ich meinen Sohn, um ihn nach meiner Hand und Weise zu erziehen.“

Die zornfunkelnden Augen des Königs machten den Forderer nicht unruhig, denn er war keiner seiner Hofleute.

Der Wessir hielt ihm eine lange Rede, ihm seine Frechheit zu Gemüth zu führen, und ihn von der Raserei seiner Forderung zu überzeugen, aber Mograby sprach: „Wessir, ich spreche nicht mit dir, sondern mit dem Sultan, der sein Wort lösen muß.“

„Leibwache her!“ schrie der ergrimmte Fürst; „greift und bindet ihn und schlagt ihm den Kopf ab. Er soll erfahren, wie Sultane ihr Wort lösen.“

Mograby wird auf den Schloßhof geführt und geköpft, und der Kopf rollt wie eine Kugel auf dem Boden herum, und als sie nun stille liegt, sieht man einen in der Mitte entzwei gehauenen Kürbiskopf, und zugleich einen mit Reißstroh ausgestopften Sack, der sich von selbst entzündet, und einen gräßlichen Dampf verbreitet. Damit war Alles vorüber.

Jetzt saß der Fürst mit allen seinen Räthen rathlos und verwirrt da, und Keiner ersann ein taugliches Mittel.

Als der König am andern Morgen ausreitet, aber, aus Furcht vor Mograby, mit so viel Leibwache, als nur immer Platz hatte, stellt sich ihm auf einmal ein Derwisch in den Weg.

„Ich fordere meinen Sohn!“ spricht der Derwisch. — Es war Mograby! Die Wache muß den Tollkühnen greifen und ihn todt schlagen, und sie schlagen ihn auch rein todt, und als er nun todt ist, liegt ein Sack mit Erbsen da, die überall auf dem Platze umherrollen, und dann verschwinden.

Jetzt wurde der gute Rath immer noch theurer, und Hof und Land flehten um Hülfe zum Himmel.

Indessen berathfragte man auch einen berühmten Sterndeuter. Dieser bespricht eine Schlinge mit Zauberworten, und versichert, Mograby sey gewiß in des Königs Gewalt, könne Jemand demselben nur schnell genug die Schlinge überwerfen und zuziehen. Das getraute sich der Hofnarr gar gut zu können, denn er war weit und breit der geschickteste Taschenspieler.

Am andern Morgen reitet der Sultan zum Tempel, den Sterndeuter und den Hofnarren zu beiden Seiten. Da springt ein Esel aus einem offenen Stall und brüllt den König furchtbar an: „ich bin Mograby; gib meinen Sohn her!“

Gleich will der Narr die Schlinge überwerfen und der Sternseher eilt auch herbei. Sie bekommen Jeder einen tüchtigen Schlag von den Hinterhufen des Esels, der in die Erde versinkt. Plötzlich ist dagegen der Narr in einen kleinen schäbigen Esel verwandelt, aber ohne Schwanz und Ohren, welche sich beide am Hintern und am Kopfe des Astrologen finden, dessen Verwandlung jedoch nur einige Stunden dauert. Auch der Narr wurde wieder zum Menschen.

Der Sultan setzt seinen Zug zu der Moschee mit Grausen fort, und des Prinzen Hofmeister muß, als der Oberste der Geistlichkeit, die heiligen Gebräuche verwehren, indessen er den Prinzen mit seinen Gespielen in einen Hinterhof verschlossen hat.

Es saß aber mitten im Hofe auf einem großen Baume eine Eule mit einem Fläschchen im Schnabel, und während die Knaben spielen, läßt sie ein Tröpfchen aus dem Fläschchen auf den Kopf des Prinzen fallen. Der Prinz ist auf einmal fort und statt seiner ist eine Maus da, die

ängstlich ein Loch sucht; aber die Eule stürzt auf die kleine Maus herab, und führt sie davon. — So hatten es die Gespielen gesehen.

Als der König in seinen Palast zurückkehrt, findet er auf seinem Tische ein Blatt von Mograby. „Dein Sohn," hieß es in demselben, „gehört der Macht, die du anriefst, als du den Apfel aßest. Ich werde ihn dieser zubringen!"

Der Wessir kam mit dem Prinzenhofmeister. Die Bestürzung und die Angst waren groß, der Thränen viel, und die Eltern wollten verzweifeln. — Der Hofmeister tröstete, der Himmel werde den Prinzen erretten; sein Herz sey gut; sein Glaube an Muhamed stark, und seinen Koran könne er fast auswendig. So könne er weder am Leibe noch an der Seele untergehen. —

Mograby gab seiner Maus den Menschenkörper erst tief in einer Wüste wieder, und fragte den Prinzen in widriger Gestalt, und mit barscher Stimme und Geberde: „Kennst du mich?" — „Nein," antwortet der erschrokkene Prinz, „wie sollt' ich denn, da ich dich niemals gesehen habe?"

„Wohlan! so sollst du mich kennen lernen," sagte der Zauberer, indem er dem Prinzen eine entsetzliche Ohrfeige gab. „Ich bin Mograby." Der arme Jüngling, der nicht einmal eines Verweises gewohnt war, als nur des allersanftesten, war betäubt und bestürzt.

„Du schläfst nicht und träumest nicht, Knabe," sagte der Zauberer. „Ich heiße Mograby. Hast du nie von mir gehört?"

Habed antwortete, er habe wohl etwas von einem Apfel gehört, den Mograby gebracht, und den sein Vater und seine Mutter zusammen gegessen hätten.

„Was gaukst du von deinem Vater und deiner Mut-

ter?" sprach der Zauberer: „du bist aus den Kernen meines Apfels entstanden."

Habed versicherte, seine Mutter habe ihn geboren; da empfing er aber die zweite, viel fürchterlichere Ohrfeige, und die Gestalt des Zauberers war noch viel gräßlicher und grimmiger geworden.

„Ich will dich lehren," sagte Mograby, „wessen du bist, dein sogenannter Vater und Mutter taugen nicht einmal zu Mauleseln in meinem Stalle. Laß sehen, ob du etwa von dieser Race bist!"

Er besprengte ihn mit ein Paar Tropfen Wasser, das sich in einem hohlen Felsstück gesammelt hatte, und Habed wurde zum Maulesel, den der Zauberer bestieg und mit den unbarmherzigsten Hieben zum schnellsten Rennen antrieb, so lange, bis er kraftlos niederstürzte. Habed wollte Muhamed anrufen, brachte aber nur Töne hervor, vor welchen er selbst erschrak.

Sie waren am Fuße eines fürchterlichen Felsengebirges, das mitten in der Wüste da stand, als Habed niederstürzte.

Noch hieb der Zauberer so lange auf ihn los, bis er seinen Arm nicht mehr heben konnte. „Dir fehlt's an Erziehung," sagte er, „aber ich will sehen, was ich aus dir noch herausbringe."

Er schöpfte Wasser aus einer aus dem Felsen rieselnden Quelle und bespritzte ihn damit, indem er sagte: „Knecht des Schatanai, nimm deine Gestalt wieder an!"

Da lag der arme Habed in menschlicher Gestalt, mehr als halb todt, und zerrissen von blutigen Wunden und mit unterlaufenen Striemen. Der Zauberer tauchte ihn in die Quelle, wodurch der grausam Verwundete wieder zu sich selbst kam.

Mograby lehnte ihn an den Felsen an, und fragte: „Nun, sage mir, Habed, wessen Sohn bist du?“

Bei der guten Lehrart, die Mograby hatte, konnte die Antwort nicht fehlen. Es war dieselbe, die noch da und dort im Gange ist, wenn man den Leuten guten Willen machen will, Gut oder Blut herzugeben, Vermögen aufzuopfern und Heldenmuth zu bekommen. Es ist eine ganz sichere Lehrart.

„Ich bin doch wohl,“ versetzte kläglich der arme Habed, „der Sohn des Apfels und also dein Kind; aber da sei doch auch mitleidig gegen mich!“ Ach, was lehrt die Angst und Noth den Menschen nicht sprechen! Lehrt sie doch Tyrannen wie Gott verehren!

„Dein Glück,“ sagte der Zauberer, „daß du zur Erkenntniß kommen willst. Ich denke schon, es wird noch Etwas aus dir herauszubringen seyn, zumal da ich das verhaßte Blut der Treulosen, deren Kind du zu seyn glaubtest, aus dir heraus habe. — Es hat mir leid gethan, daß ich dir Schmerzen machen mußte; aber es war der kürzeste Weg. — Und nun! sey gehorsam und gescheidt, so wirst du einen guten Vater an mir haben, der dich aber durch die Possen von Macht und Hoheit eines Fürstensohns, womit man dich schon verzogen hat, nicht will zum ganzen Narren werden lassen. Willst du aber nur selbst, so sollst du höhere Gewalt und auch Weisheit erlangen, als kein Fürst auf Erden hat.“

Mograby nahm aus einem Beutel ein Büchlein, machte ein Feuer an, um welches er, heimliche Worte sprechend, herum ging, warf einiges Räucherwerk hinein, und sagte endlich überlaut: „Mächtiger Schatanai, König des Erd-

treises, zwei deiner Kinder wollen sich in deinem Freudengarten erquicken; öffne ihnen den Eingang!"

Da bebte der Erdboden und einige Donnerschläge durchdröhnten die Felsen und der halbtodte Prinz sank ohnmächtig hin, aber der Zauberer hielt ihm eine Essenz vor, die ihn wieder zu sich selbst brachte. Vor den Zauberworten hatte sich eine dunkle Grotte im Felsen geöffnet, durch deren Windungen der Zauberer seinen Zögling führte. Als sie hindurch waren, schloß sich die Grotte wieder mit donnerähnlichem Krachen.

Sie traten in eine herrliche Gegend, wo die lieblichste Luft wehete, Gewächse und Blumen in außerordentlicher Fülle und Schönheit prangten, Quellen rieselten, da und dort Heerden weideten ohne Schüchternheit und Scheu, und prächtig gefiederte Vögel durch die Lüfte flatterten, und von weitem erblickte Habed einen überaus großen Palast von schimmerndem Glanze.

„Siehe, ob es hier schön ist? mein Sohn," sprach Mogrady. „Alles, was du hier siehst, gehört mir, aber dir eben so wohl, wenn du mir folgen wirst. Aber das ist das Geringste von dem, was ich dir zugedacht habe. Du hättest wohl nicht gedacht, wie lieb dich dein Vater Mogrady hat, weil er dich züchtigte, aber die dummen Fürstengrillen mußten erst aus dir heraus. Du hättest gewiß gedacht, die ganze Welt wäre für deine Laune gemacht, wärst du in deiner vormaligen verhätschelnden Zucht geblieben, und hättest gemeint, für alle deine dummen Prinzeneinfälle müßtest du noch hohe Verehrung erlangen; hier sollst du es aber besser lernen."

„Ich selbst werde dich erziehen, mein Sohn, und dich nicht fremden Händen anvertrauen, wie der that, welcher dein Vater seyn wollte. Damit dich Niemand von

wähne, hab' ich alle Leute aus dem Palaste gejagt, du aber sollst dennoch vergnügt leben und ich selbst will dich bedienen, weil ich dein wahrer Vater bin."

Während der Zauberer so sprach, wurde seine gräßliche Gestalt immer erträglicher und freundlicher, und der Prinz fand sich in einer sonderbaren Verwirrung des Gemüthes, voll Zweifel und Vertrauen, voll Widerwillen und Zuneigung, die Furcht aber herrschte hervor, und machte ihn vorsichtig.

Der Palast war weit prächtiger, als der seines Vaters, aber nirgends ein menschliches Wesen darin, und alle Thüren waren geöffnet. Durch Säle und Gänge ging es in ein Nebengebäude mit Springbrunnen und Wasserbecken, dessen krystallh lle Strahlen in wunderbaren Farben und mit allen Lichtern des Regenbogens spielten. Die weichsten Sofa's, die kostbarsten Geräthe schmückten die Säle und Zimmer, und vier hohe Fenster, die das Licht einfallen ließen, enthielten vier Vogelhäuser von Golddraht, wo das lustige, farbenglänzende Gefieder zwitscherte und sang und unter Blumen, unter duftenden Orangenbäumen und Luftsträuchern hüpfte und spielte.

„Hier soll dein Studirzimmer seyn," sagte Mograbo, „wenn es dir gut genug ist. Ruhe auf einem Sofa aus, indessen ich das Abendessen besorge, du wirst der Ruhe wohl nöthig haben. Auch werd' ich dir ein Bad besorgen, welches alle deine Schmerzen heilen wird."

Der Prinz versank in tiefe Gedanken; aber der Zauberer brachte ihm bald ein Körbchen des auserlesensten Obstes, und als Habed davon gegessen hatte, führte er ihn in's Bad, in einem Saal, voll der herrlichsten Wohlgerüche. Er salbte ihn, er drückte, wie mit weicher Mutterhand die schmerzhaften Stellen, und in weniger Zeit

war der Prinz so heil und frisch, als er am Morgen dieses Tages gewesen war. Der Zauberer kleidete ihn sogleich in den bequemsten Nachtanzug und führte ihn zum Abendessen in einen mit lauter Kronenleuchtern erhellten Saal, wo die ausgesuchtesten Gerichte und die erquickendsten Weine sich fanden.

Habed aß mit bester Eßlust, und während er dem Mograby gegenüber saß, fiel es ihm immer mehr auf, daß derselbe das Gesicht eines ehrwürdigen Greises hatte, und selbst die Stimme so mild und sanftklingend geworden war.

„O!" sagte Habed auf einmal in seiner Unbedachtsamkeit, „du bist gewiß doch der böse garstige Mann nicht, der mich entführt und in einen Maulesel verwandelt und mich so entsetzlich gehauen hat?"

„O! mein Kind," hieß die Antwort, „ich bin furchtbar häßlich, triefäugig, einäugig und zornig, wenn man mir widerspenstig ist, und wenn ich Leute mit Verdruß ansehen muß; aber gegen einen lieben Sohn bin ich immer so, wie du mich jetzt siehst. Hältst du mich denn aber für deinen rechten Vater?"

„O gewiß!" erwiederte Habed, der schon die Blitze des Grimmes in den Augen des Alten sahe! „Gewiß! jetzt wüßte ich nicht, wer es sonst seyn könnte!"

Der Zauberer umarmte ihn zärtlich. Habed that sich bei Tische gütlich, ging und schlief, und verschlief Schmerzen, Angst und Bedenklichkeit.

„Komm, mein Sohn!" sagte am andern Morgen der weckende Alte zu Habed. „Der Morgen ist so schön, ich will dich ankleiden!"

Mograby legte seinem Sohn eine leichte Jagdkleidung an. Der Morgen war so schön, als Habed noch keinen erlebt hatte, auch hatte er noch nie eine so reizende Ge-

gend gesehen. Tausend Dinge wurden ihm gezeigt, die er noch gar nicht, oder so schön und herrlich nicht gesehen hatte. Der Zauberer unterrichtete ihn, daß sie mitten in einem, von den Felsengebirgen des Atlas umschlossenen Thale sich befinden, welches er mit Quellen, Pflanzen und allerlei Gethier versehen, und aus einer dürren Sandwüste in einen Lustgarten umgeschaffen habe. Hier möge Habed sehen, was des Menschen recht ausgebildete Kraft vermöge, und er wolle ihm zu dieser Ausbildung verhelfen.

Sie kamen an das Ufer eines klaren Baches, in welchem lustige Fische spielten. Eine Gazelle, die am Ufer des Flusses stand, um zu trinken, erlegt' Mograby mit seinem Pfeil, und bald darauf Habed ein junges Reh, welches aus dem Gebüsche hervorsprang. Bald darauf schoß der Zauberer mit seinem Pfeil einen Fisch mitten in den Fluthen. Habed sprang in's Wasser und holte ihn. Der anstellige Lernling bekam von seinem Meister Lobpreisungen und liebkosende Worte.

Mograby zeigte seinem Sohn den Hühnerhof, den Viehhof für das Zucht und Schlachtvieh; die Menagerie für wilde und reißende Thiere, Löwen, Tiger u. dgl. und dann ein sehr großes Vogelhaus, wo die Vögel unter lauter Bäumen und Gesträuchen lebten, deren Früchte, Beeren und Samen ihnen angenehm, und die aus allen Erdtheilen hier zusammengebracht waren. Der Rasenboden des Vogelhauses wurde von einer klaren Springquelle bewässert, aus welcher sich in kleinen Gerinnen das Wasser überall hin vertheilte. In dem Baumgarten, durch welchen sie zurückgingen, pflückte sich Habed die schönsten Früchte, die er in sein Studirzimmer trug, wo er eine andere Kleidung fand, die er anlegte.

O wie glücklich wäre der Jüngling gewesen, der sich

frei regen und bewegen durfte, hätte nicht heimliche Furcht und stilles Verlangen nach den Eltern ihn gemartert. Die liebkosenden Worte des Alten thaten ihm wohl, aber es blieb eine gewisse Beängstigung dabei in seinem Herzen.

Mit den schönsten Vergnügungen unterhält der Zauberer von nun an seinen Sohn und bezeigt ihm eine innige Liebe. Das junge Herz vergißt die erlittenen Mißhandlungen immer mehr; sein Mißtrauen und seine Beklemmungen verlieren sich immer mehr, und Habed, der scheinbar frei und unbeschränkt leben darf und keineswegs den Zauberer immer zum Geleitsmann hat, fühlt sich immer glücklicher und fängt täglich immer mehr an zu glauben, der ehrwürdig freundliche Alte möchte dennoch wohl sein wahrhaftiger Vater seyn, obwohl er sich im Herzen nicht recht dazu verstehen konnte, seine Mutter nicht für seine Mutter zu halten, so sehr ihn auch der Zauberer mit seinen Vorspiegelungen gegen Mutter und Vater einzunehmen suchte.

Der Prinz lebte aber nicht etwa blos unter zerstreuenden Vergnügungen, sondern der Alte zog ihn auch allgemach in seine geheimen Wissenschaften hinein. Er versprach ihm viel Wunderdinge zu lehren, wie die Zedern ihre Gipfel vor ihm neigen, die Löwen sich vor ihm demüthigen, und die Stürme auf seinen Wink gehorchen sollten. Solche geheime Künste haben schon viele angezogen, aber auch dann in die Abgründe des Verderbens hinabgezogen, zumal junge Menschen, die am meisten geneigt sind, sich irre führen zu lassen, besonders wenn das ehrwürdige Angesicht eines erfahrnen Greises mit wohlwollenden treuherzigen Worten den Betrug vollendet.

Der Alte führt seinen Zögling in die Bibliothek. „Hier," sagte er, „findest du die besten Werke über alle

fächer der menschlichen Erkenntniß, und hier kannst du den Anfang mit deinen Studien machen. Ich werde dir, wo es nöthig ist, schon nachhelfen, und wenn du guten Willen hast, so wird Alles leicht werden und schnell vor sich gehen.

Habed warf sich mit großem Eifer auf die Wissenschaften, besonders weil ihn die verborgenen Dinge anzogen. Mograby half überall nach, und so waren die Fortschritte reißend. Oftmals mußte der Lehrer den Schüler in seinem allzugroßen Eifer unterbrechen, damit er sich durch Jagd und Fischerei wieder erholte, oder den Reitstall besuchte, wo er Pferde fand, viel schöner, als er sie in den Ställen seines Vaters je getroffen hatte, und dazu noch in größerer Menge. Der Prinz war schon im Reiten geübt, aber Mograby lehrte ihn, mit den Pferden so zu sprechen, als ob sie Menschen wären, die ihn verständen.

Nach und nach lernte Habed immer mehr geheimnißvolle Kunstdinge. Eine erlegte Gazelle berührte er nur mit dem Stabe, und sprach Ein Wort, so zog sich das Wild selbst die Haut ab, und zerlegte sich in Stücke. Er sagte der Pfanne nur: „Pfanne, thue, was dir gebührt," so prasselte das Fleisch von selbst und wandte sich um. So war es mit Allem, was die Küchensachen anging.

Diese Künste, sagte der Zauberer, lehre er dem Prinzen deshalb zuerst, damit sich derselbe leicht helfen könne, wenn Mograby genöthigt wäre abwesend zu seyn, welches schon morgen früh der Fall seyn würde. Auf die Worte: „im Namen des Herrn der Geister, gehorche dem Kinde vom Hause" würde ihm Alles unterthan seyn. Mograby ermahnte ihn, seine Studien fortzusetzen. Zu seinen Erholungen stände ihm Alles bereit und alle Thüren würden sich ihm willig öffnen.

Habed fand sich am andern Morgen allein, und theilte seinen Tag genau so zwischen Studien und Vergnügungen, als ihm vorgeschrieben war, und that es um so williger, weil er wohl sahe, wie viel er durch Mograby in aller Art Wissenschaft weiter gekommen war, als vorher. Er hätte jetzt selbst Lehrer seines gewesenen Hofmeisters seyn können. Die Dankbarkeit band ihn immer fester an den Alten, obwohl es ihm unmöglich war, Liebe gegen ihn zu empfinden, wie gegen seine Eltern.

Eines Tags sagte er in seinem Studienzimmer laut vor sich hin: „die Naturlehre und die Größenlehre (Physik und Mathematik) möchte ich am liebsten einzig und allein studiren, aber das ist mir verboten, und ich wäre höchst undankbar gegen so viele Güte meines Wohlthäters, der mich schon so weit gebracht hat, wenn ich nicht blind folgen wollte.

Es war ein Glück für Habed, daß er so dachte und es laut sagte. Mograby war nicht abwesend, sondern unsichtbar auf allen Tritten bei ihm, um die Gesinnungen seines Zöglings genau kennen zu lernen. Er erschien wieder am Tage darauf, und Habed erzählte demselben, was Mograby schon wußte, nämlich wie weit sein Zögling es in Wissenschaften und Leibesübungen in den Tagen daher gebracht, wie er die Kleiderkammer gezwungen, ihm andere Kleider zu liefern, und wie er sich zum Herrn über Alles gemacht habe.

Mograby war entzückt über die Dankbarkeit und Aufrichtigkeit seines Zöglings, denn seine Hoffnung wuchs dadurch, in kurzer Zeit aus demselben ein mächtiges Werkzeug des Schatanai zu bilden, und sich durch ihn bei seinem Oberherrn noch größere Gunst zu erwerben.

Nach mehrern Monaten, in welchen Habed in geheim

nißvollen Dingen unglaublich weit vorgerückt war, mußte Mograby im Ernſt verreiſen und zwar auf ungewiſſe Zeit.

„Wahrſcheinlich," ſagte er zu Habed, „werde ich diesmal länger von dir abweſend ſeyn müſſen, als es meine Liebe zu dir wünſcht. Indeſſen, es iſt jetzt an der Zeit, daß du deine Studien verdoppelſt. Was deine Vergnügungen betrifft, ſo kennſt du fürwahr unſern Bezirk noch lange nicht durchaus. Ich habe dir von Vielem nichts eröffnet, weil es dir größere Freude machen wird, es ſelbſt aufzufinden. — Hier ſind die Schlüſſel zur Bibliothek, die dir von nun an offen ſteht. Komm! wir wollen hinein!"

Als ſie hineingekommen waren, fuhr er fort: „Dieſes Fach hier enthält vierzig Bände, die zu den vierzig Pforten aller geheimnißvollen Weisheit führen. Du ſollſt dir nur vor der Hand die zwölf erſten recht zu eigen machen. Du wirſt viel daraus lernen, aber ich verbiete dir eher eine Anwendung davon zu machen, als ich wieder da bin."

Habed mußte dem Zauberer ſein Ehrenwort geben, daß er ihm hierin folgen wollte. Der Zauberer umarmte ſeinen Zögling zum Abſchiede auf's zärtlichſte. Ein ſchwacher Stoß von Erdbeben und einige dumpfe Donnerſchläge waren das Zeichen ſeines Durchgangs durch die Felſen.

Der Prinz nimmt ſogleich, nachdem er allein war, den erſten von den zwölf Bänden, der ihm anfangs ganz unverſtändlich iſt, aber er findet bald, daß die Deutung auf Rechnungen beruht, und, wie bei allen Wiſſenſchaften, ging es auch hier deſto leichter und ſchneller, je beſſer das Vorhergehende begriffen war, und je tiefer er hineinkam, und in wenigen Tagen war er mit allen zwölf Bänden durch.

Er wagte sich an den dreizehnten Band, aber hier halfen ihm alle seine Mühe und seine schwersten Rechnungen gar nichts. Er bittet den großen Propheten Muhamed um Erleuchtung, den er beinahe schon vergessen hatte. Er geht mit Bitten zum Propheten zu Bette, und hat ein Traumgesicht, welches ihm den Schlüssel zum Verständniß des Buchs gibt, indem es ihn anweist, daß er (gegen Sitte der morgenländischen Sprachen) von der Linken zur Rechten lesen, und dann Rechnungen anstellen solle, wodurch er alle Nachweisungen erhalten werde.

„Bist du mit deiner Arbeit fertig," hieß es im Traum, „so geh' in des Zauberers Zimmer, wo du eine weiße marmorne Bildsäule finden wirst. Gib dieser eine Ohrfeige auf den rechten Backen und sprich: „„Thue deine Schuldigkeit für das Kind vom Hause;"" so wird sie auf die Seite treten, und die Wand hinter ihr wird sich öffnen, und wirst mancherlei Dinge sehen."

Habed war sogleich völlig wach, geht in die Bibliothek, und nimmt den dreizehnten Band und arbeitet so emsig, daß er mit Anbruch des Tages so weit ist, als er zu seyn wünscht. Ein Capitel in diesem Bande hatte ihn vorzüglich beschäftigt; das: wie man erfahren könne, ob ein Thier ein verwandelter Mensch sey, und wie man ihm die Sprache wieder geben könne. Der Prinz nahm sich vor, an den Löwen und Tigern Versuche anzustellen, und glaubte dabei sein Ehrenwort nicht zu brechen, welches er ja nur für die Nichtanwendung der ersten zwölf Bände gegeben hatte.

Er geht zuvor aber erst in das Zimmer des gefährlichen Zauberers, findet die Bildsäule, gibt ihr eine Ohrfeige, und kommt in ein großes Vogelhaus, wo lauter Vögel sich finden, welche leicht sprechen lernen. „Wer da? Wer da?" schreien sie allzumal, nur ein großer Hara (Ra-

pagei) schrie nicht, welcher mit einer Stahlkette an der Klaue gefesselt war.

„Warum liegst du an der Kette?" fragte der Prinz; „bist du denn so böse?" — Der Vogel nickte traurig mit dem Kopfe. — „Warum sprichst du nicht? bist du vielleicht ein verwandelter Mensch?" — Der Vogel nickte noch trauriger.

„O!" sagte Habed, „Muhamed, den ich angerufen habe, hat mich gewiß nicht ohne Ursach hieher geführt."

Auf einmal schrieen alle Vögel: „Muhamed! Muhamed!" und der Hara war sehr unruhig.

„Laß mich drei Federn von deinem Kopfe nehmen," sagte der Prinz zu dem Hara; und der Vogel hielt den Kopf hin. Habed zündete ein Feuer an, warf Räucherwerk und die drei Federn hinein, und sprach: „Bist du ein Mensch, so sprich wieder."

„Leider bin ich ein Mensch," sagte der Hara bekümmert, „und ein sehr strafbarer, denn ich habe mit dem Zauberer viel Böses begangen, aber ich sehe, Gott ist barmherzig, und hat uns in dir einen Helfer gesendet."

Als der Prinz fragte, ob er ihm menschliche Gestalt wiedergeben könne, sagte der Vogel: „Ja, aber erst dann, wenn du den Bösewicht besiegt hast. O!" fuhr er fort, „du scheinst nicht zu wissen, wo du bist. Es gibt deren viele hier, die noch weit unglücklicher sind, als ich, und die der gräßliche Zauberer mit den langsamsten Qualen hinmartert. — Gehe, Prinz, und richte eine Mahlzeit von leichten Speisen zu. Nimm einen Wagen, und fahre bis zum Fuße des Gebirges gen Osten und vergiß nicht, vom Lebenselixir mitzunehmen, welches du ja kennen wirst. Gib der schwarzen Bildsäule, die du dort antreffen wirst, eine Ohrfeige auf den linken Backen, gehe mit Licht in die

Höhle, die sich dir zeigen wird, und deren Eingang das Fußgestelle der Säule verdeckt, und findest du dann noch vier unglückliche Schlachtopfer am Leben, dann kannst du mich auch erlösen.“

Den Prinzen grauste es bei den letzten Worten, aber er eilte, um Alles zu vollbringen, indem er seufzte: „unter welche schändliche Macht bin ich gerathen! O Muhammed rette uns!“

Habed kam zur Bildsäule, und stieg auf einer Treppe in ein großes Gewölbe hinab, in welchem er bald genug ein Wimmern und Aechzen vernahm. Er kam zur Oeffnung eines Brunnens, über welchem Menschenkörper, in denen zum Theil noch Leben war, mit den Füßen aufgehenkt waren. Unter Vielen findet er noch vier, welchen er mit dem Elixir ein wenig wieder in's Leben half, sie behutsam auf seinen Wagen ladete, und zu dem Palaste hinbrachte. Durch kostbare Arzeneien und durch die zugerichtete Speise kehrten sie wieder in's volle Leben zurück, und dankten ihrem Erretter mit Thränen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß derselbe kein Werkzeug des Teufels sey.

Nachdem sie sich stark genug dazu fühlten, erzählten sie, wie sie hierher gekommen waren. Es fand sich, daß sie allesammt Prinzen waren, um welche Mograby ihre Eltern durch seine boshaften Künste betrogen hatte, und daß sie auf ziemlich gleiche Weise, wie Habed, waren gemißhandelt worden. Auch der Hara erzählte seine Jammer- und Leidensgeschichte. Er war eine Prinzessin von Yemen in Arabien, und eine zeitlang die Frau des Zauberers gewesen, den er daher am besten kannte, zumal da er in der Zauberkunst es noch viel weiter gebracht hatte, als der Prinz Habed. Durch einen Geist, den Zulma — so hieß

die Prinzessin — aus Mograby's Gewalt heimlich erlöst hatte, wußte sie die ganze Zaubergeschichte dieses Böswichtes, und die Art, wie die Macht desselben vernichtet werden konnte, wovon sie den Prinzen genau unterrichtete.

„Macht Euch, Ihr Prinzen," sprach sie, „unverzüglich auf und bemächtigt Euch der vereinigten Asche von Mograby's Eltern, die unter der Ebene vor den Thoren der Stadt Harenahy verborgen ist. Du, Habed, hast in dem Waldgarten Mograby's unmöglich einen Vogel unbemerkt lassen können, welcher einst Salomo gehörte, und Feßefzeh genannt wird. Sein Herr hat ihn mit wunderbaren Eigenschaften begabt. Sucht ihn und sprecht: „Lieber Vogel, wir greifen dich im Namen Salomo's, zum Dienste des großen Propheten Muhameds;" so wird er sich selbst Euch in die Hände liefern. Tödtet ihn sodann, welches er, wie ich weiß, erwartet und wünscht; bewahrt seine Federn sorgfältig, verbrennt dann zuerst sein Herz, und sodann seinen Körper. Nehmt die Hälfte von der Asche des erstern und streut sie auf ein Räucherwerk, so wird sich der Felsen Euch zum Durchgang öffnen. Seyd Ihr hierauf in die Wüste gekommen, so nehme ein Jeder von Euch eine Schwanzfeder, zwei Schwungfedern und zwei Kronenfedern von dem Vogel, und sprecht: „Federn von Salomo's Boten, bringt die Arbeiter des Propheten an's Werk;" und Ihr werdet Euch schnell vor Harenahy's Thoren unter Palmbäumen finden, von welchen sich einer an Wuchs und Größe auszeichnet. Zieht um denselben einen Kreis von dreißig Schritten, werfet einen Theil von Asche des Vogelkörpers auf die Rauchpfanne und räuchert im Kreise umher, und die Erde wird erbeben und an der rechten Stelle unter den Wurzeln des Baumes die Oeffnung sich finden, welche zu dem Grabmale der Eltern Mograby's führet."

Alles geschahe, wie der Hara, oder vielmehr Zauberer, gesagt hatte, aber auch für das, was weiter erfolgen würde, hatte sie Unterricht ertheilt.

Habed hob die Marmorplatte ab, welche die Oeffnung des Grabmals bedeckte, und ging mit seinen Begleitern auf einer Treppe in finstere Tiefen hinab. Die Federn von Salomo's Vogel flatterten leuchtend vor ihnen voraus. Sie kamen in eine lichte Ebene, über welche sich ein reiner blauer Himmel wölbte. Rieselnde Quellen durchperlten die Ebene, und das lieblichste Obst aller Art stand überall lockend und reizend.

Sie waren Alle hungrig und durstig, aber sie erquickten sich nicht mit dem Obste, sie tranken nicht aus den Quellen. Habed war von dem Hara gewarnt worden. „Streiter des Propheten," rief er seinen Gefährten zu, „das Große und Schwere wird nur durch Versagungen erlangt. Enthaltet Euch! Wir sind nicht des Essens und Trinkens wegen hieher gedrungen. Meidet die Fallstricke des bösen Zaubers."

Sein ermuthigender, tapferer Zuruf siegte über das Verlangen der Gefährten. Aber jetzt kamen sie in eine Sandebene, wo die scheitelrechte Sonne sie fast zu verbrennen drohete, und sie bis über die Knöchel im Sande, wie in glühenden Kohlen, wadeten. Hie und da aber liefen am Wege schattige, kühlende Baumgruppen hin, unter welchen der Rasen sammetweich und erfrischend war; aber es waren auch nur Versuchungen des Zaubers, die sie, obwohl nur mit großer Ueberwindung, besiegten. — Eine noch listigere Falle war ein Feld mit Mohn, durch welches sie hindurch mußten. Die Mohnblumen machten betäubt und schläfrig. Hätte nicht Habed angeordnet, die Blumen, so weit sie dieselben vom Wege aus erreichen könnten, nie-

der zu treten, so hätten sie sich gewiß der Schlaftrunkenheit hingegeben, und wären vielleicht einige Jahrhunderte schlafend geblieben. Aber durch Habeds Anordnungen retteten sie sich, denn der Schlaftaumel wich von den umnebelten Sinnen.

Sie kamen an einen Hügel, auf welchem ein großer Dom glänzte. Ein unergründlich tiefer Graben umzog den Hügel; aber unsere Helden konnte er nicht aufhalten, denn Feßefzehs Federn trugen sie hinüber. Unter vielen Treppen, die den Hügel hinaufführten, fanden sie die einzig haltbare durch Räuchern mit der Vogelasche auf, die andern aber verschwanden.

Sie kamen bis an die Schwellen des Doms. Vier goldene Pforten führten in denselben hinein, aber nur durch Eine konnte man hineinkommen, durch diejenige, deren Gold, bei der Veräucherung mit der Vogelasche, unverändert blieb. Dies war die Pforte gegen Osten hin, die sich mit dem Getöse eines Donners öffnete, als Habed dreimal mit seinem Schwerte an derselben anklopfte. Ein greulicher Riese trat aus der Pforte gegen Habed hervor, und hob eine stählerne Keule auf, ihm den Schädel zu zerschmettern. Aber ehe diese niederfiel, hatte der Prinz den Riesen, im Namen der vier und zwanzig Bücher des Ananiah beschworen, und die Gestalt des Ungeheuers zerfloß in einem schwarzen Dampfe. Einen der Prinzen bestellte Habed, mit gezucktem Säbel den Eingang der Pforte zu bewachen, indem er selbst zu der zweiten Pforte ging, aus welcher zwei große Löwen hervorbrachen, die aber ebenfalls in Dunst zergingen, da sie bei Salomo's Siegelring beschworen wurden. Der Wächter der dritten Pforte, ein ungeheuter Lindwurm, löste sich auf gleiche Weise auf, als er bei Muhameds Säbel dazu aufgefordert wurde. Ebenfalls ver-

wandelte sich in der vierten Pforte ein Beil, das haarscharf war, und viele Zentner wog, in demselben Augenblick, als es auf Habeds Hals niederzufallen drohete, in ein Bündel leichter Flaumfedern, da es bei Moses Stab beschworen wurde.

Alle Pforten waren geöffnet, und in jede derselben hatte Habed einen seiner begleitenden Prinzen als Hüter gestellt, die bei jeder Gefahr, welche von Außen drohete, im Namen Muhameds die Säbel schwingen mußten. Diese Vorsicht war sehr nöthig, weil in demselben Augenblick, als Habed durch die goldene Pforte gegen die Mitte des Doms vordrang, die Geister aller Elemente losgekettet wurden, um die Bildsäule des Obersten der bösen Geister, des Satanai oder Kokopilesobehs, nebst der Urne zu entführen, in welcher die Asche von Mograby's Eltern enthalten war.

In ungeheurer Riesengestalt saß die goldene Bildsäule Kokopilesobehs auf einem goldenen Thron. Aus den Augen fuhren Blitzflammen, und ein feuriger Pfeil zielte furchtbar nach Habeds Herzen, aber Pfeil und Bogen zerfingen in Rauch, als sie von dem Prinzen bei den heiligen Buchstaben auf der Stirnbinde des Hohenpriesters der Juden beschworen wurden. Jetzt entriß der kühne Held der Bildsäule den Fingerreif, welcher, so groß er auch war, sich an Habeds Finger anschmiegte und ihn zum Herrn des Geisterreichs machte. Hierauf bemächtigte er sich der Urne, worauf die Vernichtung des Zaubers ankam, und die auf den Knieen der Bildsäule ruhete. Mit der verkehrten Hand, an welcher der Prinz den Ring trug, schlug er das riesige Bild, und sprach: „Verruchtes Bild des bösesten Wesens, sey vernichtet durch die Mächte, die dir das Daseyn gaben.“

Die Geister des Ringes hatten die Bildsäule gemacht, und diese mußten sie auch wieder vernichten. Sie kamen

unter lauten Donnerschlägen, und die finsterste Nacht erfüllte den Dom. Mit einem Krachen, als ob eine Welt untergehen wollte, wurde der Koloß gestürzt und verschwand. Jetzt war der ganze Zauber vernichtet, der in dieser unterirdischen Gegend geherrscht hatte. Der Dom zerfiel in Staub, der Himmel mit seinem Lichte, die Quellen, die Bäume — Alles war plötzlich verschwunden, und nichts blieb übrig als eine ungeheure natürliche Erdhöhle mit ihren Gängen und Schluchten. Habed behielt seinen Muth, obwohl er mit seinen Gefährten in der dichten Finsterniß stand, und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

Er bemerkte ein schwaches Leuchten an dem Ringe, und rieb denselben. Da sprühten hell leuchtende Funken aus dem Ringe, und ein Geist in Menschengestalt mit vier andern in Thiergestalt trat hervor, und sprach: „Befiehl den Elementen; mit diesem Ringe bist du ihr Meister.“

„So schaffet Licht für uns,“ befahl Habed, und eins der Thiere fing an zu leuchten, und tausend Fackeln erhellten die Erdhöhle. „Bevor wir zurückkehren,“ sprach Habed, „haben wir, gleich auf der Stelle, noch eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Zulma muß ein Zeichen haben, daß unser Werk gelungen ist, und ihrer Fesseln entledigt werden.“ Er nahm seine Rauchpfanne, und warf drei, aus dem Federkragen des Hara mitgenommene Federn in die Gluth und sprach einige Worte dazu, die ihm der Hara gesagt hatte. In demselben Augenblicke fielen dem Hara die Stahlfesseln ab, und er merkte daran, daß das große Werk gelungen war.

Als sie nun aus der Höhle an das Tageslicht gekommen waren, meinten die Prinzen, daß sie mittelst der wunderbaren Federn ein Jeglicher in seine Heimath zurückkehren wollten.

„Thut was Euch gefällt," sagte Habed unwillig, „und vergeßt, nachdem Ihr nun frei seyd, aller der Unglücklichen, die nach ihrer Erlösung seufzen, und der Dankbarkeit gegen den armen Hara, ohne dessen Rath Ihr noch allesammt unter Mograby's Gewalt ständet. Geht! Ich kehre allein zurück! zum Wohnsitz des Zauberers, und hoffe das Werk zu vollenden."

Die Schaam, die sie, obwohl sie Prinzen waren, doch in sich fühlten, half, wie so oft, auch hier dem Gefühl der Pflicht und Ehre nach, und sie betheuerten, daß sie ihn, ihren Führer und Retter nimmermehr verlassen wollten, und daß sie sehr unrecht gedacht hätten.

Sie kamen wieder in dem Wohnsitz Mograby's an, und hörten über sich eine wohlbekannte Stimme, welche rief: „Glück zu! wenn Habed den Ring und die Urne mitbringt." Es war die Stimme des Hara's, der sich auf Habeds Schultern niederließ, und dem er Urne und Ring zeigte.

„Laß uns eilen, Prinz," sagte sie, „rufe den Sclaven des Ringes, und befiehl ihm das älteste und räudigste Schaf herbeizubringen, welches in diesem Bezirk befindlich ist, denn wir bedürfen desselben zu einem Opfer."

Nachdem der Geist des Ringes seine Befehle erhalten und wieder verschwunden war, das Schaf zu holen, fühlten die Prinzen das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Aus Furcht, daß sie einem Menschen das Leben nehmen möchten, wenn sie eins von den vorhandenen Thieren schlachteten, und vielleicht auch weil ihnen die Zurichtung der Speisen zu lange dauerte, forderte Habed den Geist der Urne, indem er die Handhaben derselben sanft rieb.

Ein großer Mohr stand vor ihm, mit einem glänzend goldenen Halsbande, und empfing den Befehl, Speise und

Trank in der ausgesuchtesten Art zu schaffen; denn, wie von jeher und immerdar wollen die Helden sich gütlich thun, wenn sie große That vollbracht haben. Der Mohr legte zum sclavischen Zeichen seines Gehorsams die Hände kreuzweis über die Brust — ein Zeichen, welches Niemanden zu sclavisch bedünken kann, der es weiß, wie tief wir in Europa vor Gewalthabern das Haupt beugen und gesenkt halten, und mit welcher knechtischen Demuth die Augen niedergeschlagen werden müssen.

Ehe man noch zur Tafel gehen konnte, erschien der Geist des Ringes wieder mit einem höchst alten Schafe, welchem die vier Füße fest und scharf zugeschnürt waren. Es hatte kein Härchen Wolle mehr auf dem nackten, mit rauher, aufgesprungener Rinde bedeckten Leibe; der eine Hinterfuß war eine Handbreit kürzer, und der Schenkel desselben stark aufgeschwollen.

„Verwünschte Bestie," stöhnte mit kurzem Athem der Geist des Ringes, indem er das Thier auf die Erde warf; „so alt und steif es zu seyn scheint, glaubte ich doch kaum, daß ich es mit allen meinen Kameraden würde einfangen können, so gelenk und flüchtig sprang es. Wo eine Fliege, wo ein Sonnenstäubchen kaum hindurch konnte, war es entschlüpft, und wo es uns mit dem Kopfe stieß, waren die Stöße so gewaltig, daß sie Kieselsteine könnten zu Staub gemalmt haben, und so unvorhergesehen, als ein Blitzstrahl vom heitern Himmel. Die Bestie ist zuverlässig einmal ein ausgelernter Hofmann gewesen, der sich überall leicht durchzuwinden weiß, und seine tüchtigen Stöße immer unvermuthet anbringt."

„Der Geist hat nicht unrecht," sagte Zulma, „denn die Mutter des Zauberers hat dieses Geschöpf mit außerordentlichen Kräften begabt, als sie in seinem Schenkel den Ta-

lisman verschloß, von welchem das Leben ihres Sohnes abhängt."

„So tödte das Thier," sprach Habed zum Geiste des Ringes. „Es tödten?" erwiederte der Geist; „das steht in keines Geistes Gewalt; aber schlage du es mit deinem Ringe, so wird es sterben."

Habed schlug es mit seinem Ringe. Das Thier wand und krümmte sich, und verschied unter gräßlichem Aechzen. Nachdem der Prinz die Schenkelgeschwulst ebenfalls mit dem Ringe geschlagen hatte, zerplatzte die Beule, und es kam ein Goldblech zum Vorschein, auf welchem dieselben Zeichen eingegraben waren, die auf dem Ringe standen.

Jetzt nun hatte der Prinz Alles, worauf das Leben des Bösewichts beruhete, und wollte sogleich die Erde von dem Ungeheuer befreien, wenn sie sich sämmtlich erst würden gesättigt haben. Das Schicksal des Unholds aber, dessen Zeit um war, führte ihn seinem Untergange selbst entgegen, denn er kam an, als die Prinzen noch bei Tafel saßen, und mit dem Hara über ihn Rath hielten. Der dumpfe Donner und die Erderschütterung, die allezeit den Durchgang durch den Felsen begleiteten, verkündigten sein Herannahen.

Mograby hatte sich zu Mussul befunden, und wieder auf eine ungeheure That gesonnen, die er mit Hülfe seiner vertrautesten und anhänglichsten Dienerin, Medschine, ausführen wollte. Medschine war bei ihm in mancherlei Gestalt, am meisten in Gestalt eines Püppchens oder eines Stäbchens, das auf seinen Fingern tanzte. Mitten in einem solchen Tanz entschlüpfte das Stäbchen seinen Fingern, und zerbrach in Stücken. Das geschahe in demselben Augenblick, wo der Dom unter Harenahy's Ebene zerschellt wurde.

Ein ungeheures Entsetzen überfiel den Böswicht, als ihm sein Stäbchen ungetreu wurde. Er wußte nur zu gut, was das bedeutete, und daß es nun mit seiner Macht aus sey. Dennoch flüchtete er sich in seine Burg, um hier in den Zauberbüchern sich Raths zu erholen. Es wäre ihm aber, da er mit seiner Macht fast gar nichts mehr ausrichten konnte, unmöglich gewesen so schnell dahin zu gelangen, hätte er nicht die Federn von Salomo's Vogel gehabt, die er allezeit bei sich führte. Mit ihnen gelangte er an den Felsen, und öffnete sich den Durchgang auf gewöhnliche Weise.

Er tritt auf sein Zauberland, und die Geisterschaaren, die sich bei seiner Wiederkunft sonst knechtisch um ihn herandrängten, weichen ihm geflissentlich aus, und selbst der kriechendste aller seiner Sclaven kehrt ihm den Rücken zu. Er hatte nicht Zeit, lange darüber zu sinnen, denn die Gewalt der Federn riß ihn fort, und führt' ihn in das Zimmer, wo die Prinzen und der Hara noch an der Tafel sitzen. In einer halb furchtbaren, halb lächerlichen Gestalt ist er da, denn in Mussul hatte er sich in einen Fakir vermummt. Ein zerrissenes, verschabtes Schaffell schlug um Schultern und Lenden. Die häßlichen braunen Glieder waren voller Narben scheußlicher Wunden, die zum Theil noch ekelhaft eiterten und bluteten. Sein struppiges Haupt und Barthaar war fuchsroth gefärbt; seine Augen rollten wild im Kopfe, wie bei einem Besessenen; um den Hals hing ein langer Rosenkranz, und in der Hand führte er das Messer noch, womit er sich die Glieder zerfetzt hatte, um einen Fakir recht natürlich vorzustellen.

Solchergestalt kam er in das Zimmer und wollte mit dem aufgehobenen Messer auf den Hara zustürzen, aber, schneller als er, hatte Habed schon die Geister des Ringes

gerufen, und befahl ihnen, den Verruchten zu fesseln. Dieser verfluchte mit schäumendem Munde den Hara, den Prinzen und am fürchterlichsten den Propheten Muhamed.

„Knebelt ihm den ruchlosen Rachen, befahl der Prinz den Geistern, tragt ihn mitten in den Hof seines Palastes, schmiedet ihn an vier eiserne Ketten, thürmt einen Scheiterhaufen um ihn auf, und laßt ihn braten.“ Die Geister gehorchten, denn wer den Ring besaß, der war ihr Gebieter.

An einem stählernen Pranger wurde der Unhold fest geschmiedet, und den Geistern aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Asche des Zauberers unvermischt bliebe, denn die Entzauberung der Menschen, die jetzt noch Thiergestalt hatten, war nur dann erst möglich, wenn Mograby's Asche der Asche seiner Eltern beigemischt wurde. So hatte Zulma den Prinzen gelehrt. Sie sagte ihm überdies noch, daß er den Talisman, an welchem des Zauberers Leben hing, mitten in die Flammen des Scheiterhaufens werfen müßte. „Ja,“ setzte sie hinzu, „wenn dir mein Rath etwas gilt, so wirf auch den Ring in's Feuer. Er gibt dem Besitzer zu viel Gewalt, als daß er ihn nicht häufig mißbrauchen sollte. Auch die vierzig magischen Bücher müßten nach meinem Trachten in die Flammen kommen, damit die heillose Kunst, so viel möglich, von der Erde vertilgt werden möge.“

Habed befolgte den Rath Zulma's. Im heiligen Glaubenseifer wurden nicht nur Talisman, Ring und Bücher, sondern Alles, was irgend durch die Kunst des Zauberers bereitet worden war, kräftige Arzeneien und Elixire aller Art, und selbst sogar verschiedene Naturseltenheiten den Flammen überliefert.

Erst als der goldene Talisman im Feuer schmelzend zerflossen war, verließ die ruchlose Seele den Zauberer,

und als auch der Ring in der Macht der Flammen zerstört worden war, verschwanden der Palast und alle Anlagen rings umher in Rauch, und was darin war eingesperrt gewesen, wurde frei. Diejenigen unter den Thieren, welche Menschen gewesen waren, versammelten sich in einem weiten Kreise um den Prinzen, als erwarteten sie von ihm die Erlösung aus thierischer Hülle. Selbst Löwen und Tiger standen zahm und wartend im Kreise.

Bis sich die Gluth des Scheiterhaufens so weit verlor, daß man Mograby's Asche daraus hervorholen konnte, besahe sich der Prinz mit dem Hara die Schätze, welche des Zauberers Raubsucht hier aus allen Gegenden der Erde aufgehäuft hatte. Sie fanden die köstlichsten Waaren und Stoffe, Gold und Silber, gemünzt und zu kunstvollen Gefäßen verarbeitet, Diamanten und andere Edelsteine, aus welchen zum Theil die kostbarsten Schaalen und Becher geschnitten waren. Alle Kostbarkeiten und Seltenheiten der Erde fanden sich in unglaublicher Menge, und, was das Nothwendigste war, Vorräthe für die Lebenserhaltung in so großer Masse, daß eine Armee damit Monate lang hätte können beköstigt werden. Nun war Habed außer Sorgen, wie er diejenigen wohl ernähren wollte, welche die Menschengestalt wieder erhalten würden. Zum Fortbringen aller dieser Dinge fehlte es nicht an Lastthieren, an Elephanten, Kameelen, Pferden und Mauleseln.

„Jeder," sagte der Hara, „wird aus der Menge das Seine herausfinden. Das Uebrige ist herrenloses Gut, was du mit Recht dir zueignen darfst. Ich für mein Theil will mir aus den Haufen auch Etwas nehmen." Nach diesen Worten zupfte der Hara mit dem Schnabel ein höchst feines Florgewebe aus einem Waarenhaufen hervor, zog

es in die Höhe, und flatterte darauf, wie auf einer Wolke, hoch in die Luft.

Man kehrte zurück. Habed nahm die Asche Mograby's und vermischte sie mit der Asche seiner Eltern. Der Hare rief ihm von seiner Florwolke herab: „Zünde auch ein Rauchwerk an, und wirf alle Federn von Feßefzeh darauf, die du mit deinen Gefährten noch hast, und wirf die Asche davon nach allen vier Winden zu

Kaum war das geschehen, so erhob sich ein Rufen, Schreien, Jauchzen, Weinen und Schluchzen durcheinander. Es kam von den Tausenden, die wieder Menschengestalt gewonnen hatten, und jetzt wie aus einem Traum erwacht waren.

Die Verwandelten sammelten sich, als sie zur Besinnung gekommen waren, in Haufen, indem ein Jeder seine Bekannten und Landesleute aufsuchte. Es wurden Anordnungen getroffen, zu der auf den nächsten Morgen bestimmten Abreise. Es wurden Anführer der verschiedenen Karawanen gewählt; aber Habed ward einstimmig als Obergebieter anerkannt, von welchem ihre Dankbarkeit die nöthigen Befehle eben so gern annahm als befolgte. Ein Kreis von Freiwilligen sammelte sich um ihn und um seine Gefährten, und so wurden alle Einrichtungen leicht zu Stande gebracht, welche für eine weite Reise erforderlich waren, die mehrere Tage durch Sandwüsten hinzog. Jeder suchte sein Eigenthum, aber keiner wollte mehr nehmen, als ihm gehörte — ohne Zweifel lag noch ein Stück Zauberei auf der Gegend, denn in der wirklichen Welt geht es ein wenig anders zu — Habed behielt also sehr viel als Eigenthum, obwohl er es erst nach vieler Ueberredung dafür gelten ließ, weil er sehr großmüthig und edel war.

Nachdem Alles zur Abreise besorgt und nun einige Ruhe wieder eingetreten war, ging Habed überall umher, fragt und erkundigt sich nach Allem, und findet am Fuße eines Baumes ein traurig da sitzendes, tief verschleiertes Frauenzimmer.

„Armes Kind! Wer bist du?“ fragt er. „Ja wohl armes, recht armes Kind!“ antwortet es, „das sich nicht zu seinem Vater wieder hinwagen darf, sondern zu Mekka, am Tempel des Propheten, als Büßerin das einsame Leben vertrauern will, weil es sich von dem Böswicht Mograby verführen ließ!“

Habed hörte schon an der Stimme, bei den ersten Worten, daß die unglückliche Zulma es war, welche hier saß. Er wußte, daß Unglück und Schuld nur der Einsamkeit angehören können, und sagte nichts, sie von ihren Gedanken abzubringen, aber er tröstete sie mit sanften und zarten Worten, und war auf der ganzen Reise ihr aufmerksamster und treuester Hüter und Beschützer.

Am andern Morgen setzte sich der Zug in Bewegung. Der Felsen brauchte nicht erst beschworen zu werden, einen Durchgang zu öffnen, denn er war mit der allgemeiner Entzauberung auch entzaubert worden, und von unten bis an die Spitzen hinauf weit genug gespalten, um den Elephanten und Kameelen hinlänglichen Raum zu gestatten.

Ueberhaupt war Alles anders geworden. Das milde Klima war glühend heiß. Die Berggipfel von Sand, die bisher fest wie Mauern gestanden, rollten locker und ungemachsam in die Thäler hinab; die Pflanzen, welche noch standen, waren dem Verwelken schon nahe, und die Bäche dem Versiegen, und alles deutete auf eine traurige Sandwüste. Die ganze Thierwelt dieser Gegend zog den Karawanen nach, als wär' es ihr offenbart worden, daß sie hier hätte umkommen müssen.

Man zog durch einen der ödesten Theile der Sahara oder großen Wüste; man machte da und dort den Einwohnern bewohnter Gegenden bange, indem man in so großer Zahl kam; man verständigte sich jedoch leicht. In einigen Monaten war das große Heer sehr geschmolzen, denn es waren ihrer Viele schon da und dorthin abgegangen, je nachdem die Wege ihrer nähern oder entferntern Heimath zuführten.

Von so Vielem, was sich auf der Reise begab, kann hier nichts erzählt werden. Genug, daß sie Alle glücklich nach Hause kamen, und Viele durch Habeds Freigebigkeit, weit wohlhabender, als sie waren, da sie Mograby in seine Raubburg einsperrte.

Was aber den Prinz Habed insonderheit betrifft, müssen wir mit einigen Worten erwähnen.

Man hatte um den Prinzen im ganzen Lande Trauer und Bettage angeordnet, ohne daß sich ein schwacher Schein von Hoffnung gezeigt hätte, die jedoch der alte fromme Scheik, Habeds Hofmeister, in dem Herzen der unglücklichen Eltern zu erhalten suchte, welcher immer behauptete, daß das Böse dem Guten zuletzt dennoch unterliegen müsse.

Der erste Strahl von Hoffnung ging ihnen da auf, als dem Hofnarren die zweite Nase verschwand. Man versicherte daraus, daß es mit der Macht des Zauberers zu Ende gehen müsse, und der große Prophet sich seines unglücklichen Bekenners wieder annehme, und man verviel fältigte die Gebete.

Nach zwei Monaten erhielten die glücklichen Eltern Nachricht von dem Herannahen ihres Sohnes, der einen Eilboten vorausgeschickt hatte. Stadt und Land legten die Trauer ab, und man schickte dem Prinzen einen großen

Die Söhne der Quelle.

Berlin

Theil der Leibwache entgegen. Im nächsten Monat kam er mit seiner Karawane an, und lag in den Armen seiner Eltern und seines Lehrers, und am Hofe und im ganzen Lande feierte man Freudenfeste, die erst nach vielen Wochen aufhörten.

Die Söhne der Quelle.

Ein König hatte eine schöne Stieftochter, die er nicht leiden konnte, denn alle Prinzen, die an des Königs Hof kamen, wollten die Stieftochter heirathen, aber nach seinen eigenen Töchtern fragte kein Mensch. Sie waren zwar auch schön genug, aber die schönste Schönheit, welche die Stieftochter hatte, hatten sie nicht, das war die Schönheit im Gemüthe. Sie waren hochmüthig, geziert, hämisch und lästerten über Alles.

Da verstieß der König seine Stieftochter, und sandte sie mit ihrer Amme in ein altes Waldschloß, und befahl ihr, sie möchte ihm nicht wieder vor Augen und an seinen Hof kommen, bis nicht ihre Stiefschwestern verheirathet wären. Doch war er noch barmherzig, und gab ihr viel Gold mit und ein Zauberschiff, daß sie überall in der Welt umherreisen könnte, wenn sie Langeweile hätte. Das that sie denn auch, und war bald hie und bald da.

Als sie nun einmals wieder zu ihrem Waldschloß zurückgekommen war, ging sie in den Garten, wo sie immer am liebsten lustwandelte, und kam zu der Felsenquelle, wo das schönste Plätzchen im ganzen Garten war, und wo sie oft stundenlang gesessen hatte.

Siehe, da lagen am Rande der Quelle auf weichem Grase zwei nackte kleine Knäblein wunderschön, die sahen im Gesicht ganz gleich und waren von einerlei Größe, und

man hätte sie nicht unterscheiden können, hätte nicht der Eine ein klein braun Fleckchen am linken Arme gehabt.

Die kleinen Knaben sahen die Prinzessin mit lieben hellen Augen an und lächelten, und streckten die kleinen Aermchen nach ihr aus, und es war, als wollten sie sprechen und: Mutter sagen.

„Ja! Eure Mutter will ich seyn, ihr liebholden Englein," sagte die Prinzessin, und rief ihrer Amme, und sagte zu ihr: „Sieh einmal, da hat mir der liebe Gott zwei Kinder bescheert, die sollen mein seyn! Nun brauchen wir nicht mehr umher zu reisen, nun haben wir genug zu thun. Wir wollen die Kleinen auf die schöne Insel bringen, die wir im großen Meere gefunden haben. Da sollen sie groß werden."

Da nahm die Prinzessin die Kinder auf ihren Arm, und drückte sie an ihr Herz, und wollte sie in das Schloß tragen. Da sprach die Amme: „Nicht also, meine Tochter; denk', wenn die Mutter der Knäblein käme, und finde sie nicht, wie sie erschrecken und jammern würde! Wolltest du wohl einer Mutter ihre Kindlein nehmen?"

„O weh!" rief die Prinzessin, und setzte die Kinder auf ihren Schooß und gab ihnen zu essen und zu trinken, und tändelte mit ihnen. Aber sie ging den ganzen Tag nicht von der Quelle weg, und wenn Etwas im Laube rauschte, ängstete sie sich und dachte, es käme die rechte Mutter, ihre Kindlein zu holen.

Als es aber spät Abend geworden war, und kam keine Mutter, die nach den Kleinen sahe, da wußte sie, daß die Kinder nun ihr gehörten, denn so lange ließe keine rechte Mutter ihre Kinder unversorgt liegen.

Sie trugen die Kleinen in's Schloß und legten sie in weiche Bettlein, und pflegten sie sehr, und nachdem sie

noch ein Paar Tage gewartet hatten, ob sich die rechte Mutter etwa noch finden möchte, aber keine gekommen war, stiegen sie in's Zauberschiff und segelten durch die Luft nach der glückseligen Insel. Dort war kein kalter Winter und kein glühender Sommer, sondern nur immerdar lieblicher Frühling und Herbst mit Blumen und Früchten.

Nun mußten die Knaben aber Jeder einen Namen bekommen, damit man sie rufen und unterscheiden könne, zumal da sie einander so ähnlich sahen. Da berathschlagten sie sich über die Namen, und benannten sie, weil sie dieselben an der Quelle oder Brunnen gefunden hatten, den Einen Brunnenstark, weil sein Angesicht und Geberde ernst waren, und den Andern Brunnenhold, weil er freundlicher und milder aussahe.

Die Knäblein wuchsen unter dem schönen Himmel kräftig und stark auf, spielten ihre glücklichen Spiele, und die freundliche Mutter und auch die Amme spielten zuweilen mit, erzählten ihnen aber auch gar viel von dem, was sie in der Welt gesehen und erlebt hatten, und die Kleinen hörten aufmerksam zu und lernten gar viel dabei.

Aber als nun die Knaben zwölf Jahr alt geworden waren, sahe die Prinzessin wohl ein, daß ihre Kinder in die Welt müßten, um selbst zu sehen, wie es drinnen herging, und müßten ein Werk und Geschäft lernen, indem nicht Jedermann auf einer einsamen glücklichen Insel lebenslang leben kann, und nicht leben soll, weil der Mensch den Menschen angehört. Aber auch die Knaben selbst trieb es hinaus in die Welt, von der die Mutter so viel erzählt hatte.

Die Prinzessin trennte sich mit Schmerzen von ihren Lieblingen, aber sie trennte sich doch. „Kann man ja doch nicht immer beisammen bleiben," sagte sie, „und weiß man ja auch nicht, wie es ihnen einmal ergehen wird;

wenn ich todt bin. Sie müssen etwas Rechts erlernen, daß sie sich selbst forthelfen können. Aber sie sollen selbst wählen."

So setzte sie sich dann mit den Knaben und mit der Amme in das Zauberschiff, und fuhr mit ihnen dahin und dorthin, bis sie an eine große volkreiche Stadt kamen, worin ein großes Getümmel war, denn es wurde ein Fest gefeiert, zu welchem die Leute von allen Seiten und Orten herbeikamen.

Die Amme führte die Knaben in die Stadt an die Pforten des Haupttempels. Da sahen die Knaben die Leute, welche herauskamen, aber die Meisten wollten ihnen so gar nicht recht gefallen. Aber da trat ernst und mit kräftigem Schritte ein Mann heraus, in grünem Kleide, ein kurzes Schwert an der Seite.

„Zu dem möchten wir," sagten die Knaben; „der gefällt uns am meisten!"

Da redete die Amme den Mann an und sagte: „Wollet Ihr wohl die Knaben zu Euch nehmen und erziehen, und in Eurem Werke anlehren? — Meine Herrin sollte es Euch gut lohnen! — Die Knaben sind folgsam und fromm."

„Ja, nimm uns, du Mann!" sagten die Knaben und sahen ihn recht treuherzig an.

„Lohnen?" sagte der Mann, und runzelte die Stirn ein wenig. „Wißt Ihr nicht, daß es Dinge gibt, für die sich kein braver Mann lohnen läßt?" — Darauf wandte er sich zu den Knaben und blickte sie mit rechter Liebe an, und sagte: „Kommt mit, ihr braven Bürschlein, ich denk', es soll was Rechts in Euch stecken, das wollen wir herausbringen, so Gott will. Ihr seht mir so aus, wie ich euch wünsche."

Darauf sagte er der Amme, daß er ein Wald- und Waldmann sey, und weil er keine Kinder habe, sollten die

Knaben seine Erben werden nach seinem Tode, wenn sie brav blieben. Den Lohn aber sollte die Prinzessin einem Armen geben, oder wem sie sonst wolle. Damit nahm er die Knaben mit.

Die Knaben waren in ihr rechtes Werk und Wesen gekommen, und wuchsen im Sturm und Wetter kräftig und stark auf, und wurden brav und fromm wie ihr Lehrer und Pflegvater selbst, und der mit seiner lieben Hausfrau konnten es sich fast bald nicht anders denken, als daß die Beiden immer ihre Söhne gewesen seyen. Sie hatten ihr Waidwerk und Forst- und Gartenwesen von Grundaus gelernt, und als darüber etwa sechs Jahr um waren, wollten sie weiter in die Welt hinaus.

Die Alten wollten sie um der Welt willen nicht gern von sich lassen, und die alte Mutter weinte bittere Thränen, der Vater aber sprach: „Laß sie, Mutter; sie müssen hinaus, und kann das anders nicht seyn!“ aber indem er es sprach wurden die Augen ihm auch recht naß.

Sie gaben den jungen Leuten neue Kleider und Wäsche mit, und die alte Mutter holte zwei Jagdmesser aus ihrer Kammer, wo Messer und Gabel beisammen steckten, und sagte: „die sollt Ihr zu meinem Andenken tragen und bewahren. Die hat mir eine alte Frau an meinem Brauttage verehrt und gesagt, ich sollte sie meinen Söhnen geben, wenn die einmal in die Welt zögen. Kämen die nun an einen Kreuzweg, wo sie von einander schieden, dahin und dorthin, so sollten sie die Messer in einen Baumstamm stecken, und wer zuerst wieder dahin käme, der sollte nach des Andern Messer sehen. Wäre das noch blank, so sey es ein Zeichen, der Bruder lebe noch, und geh' es ihm wohl, allein wenn es rostig sey, wär' es ein sehr übel Zeichen.“

Also gab ihnen die Mutter die Messer und weinte in ihr Schürztuch. Der Vater aber sprach zu den Beiden:

„Junge Leute denken oft, in der Welt seyen lauter goldene Berge und Freude die Fülle und lauter Paradiesgärten; aber es geht in der Welt eben her, wie in der Welt, wunderlich und traurig, seltsam und verdrießlich, kläglich und angstvoll, und zuweilen nur ein wenig lustig mitunter. Wenn's nun Euch einmal nicht mehr gefallen wird, da wißt Ihr, wo Ihr zu Hause seyd, und kommt wieder zu uns. — Gott befohlen!"

So sagte er und wendete sich weinend um.

Die Alten lebten nun wieder einsam und allein und sehnten sich immer nach ihren Kindern, die schon wieder da seyn sollten, da sie kaum ein halb Jahr fort waren.

Als aber nach einigen Jahren die Prinzessin kam und nach den Kindern fragen wollte, waren die Alten todt, und von ihren Söhnen wußte kein Mensch Etwas.

Die Brüder waren beide mit einander gezogen, und kamen in einen sehr großen, dicht verwachsenen Wald, wo sie zuletzt fast nicht mehr durchkonnten. Da ruhten sie ein wenig aus. Auf einmal hörten sie ein dumpfes Brüllen, als sie noch nie gehört hatten und fürchteten sich beinahe ein wenig, obwohl sie nicht wußten warum, da es doch nur ein Ton war.

Indem sie darüber nachdachten, ein Jeder für sich, kam eine Löwin daher, trat vor sie hin und brüllte laut, indem sie ihnen in's Angesicht sahe.

„Das klang mir fast so," sagte Brunnenhold, „als wollte die Waldkönigin sagen: „Geht jetzt nicht weiter, sondern wartet!"

„Nun ja doch! so klangs ja auch," sagte Brunnenstark, „ich hab' es nicht anders verstanden." — Und indem sie

darüber noch sprachen, kam die Löwin wieder, trug zwei Junge in ihrem Rachen, setzte sie vor ihnen hin, wedelte mit dem Schwanze, brüllte und ging wieder waldein. Es kam ihnen aber vor, als habe die Löwin gebrüllt: „Nehmt sie; Ihr werdet sie brauchen.“

Die beiden Brüder wanden zähe Zweige und legten die Jungen daran, um sie mit sich zu führen. Sie waren aber kaum damit fertig, so hörten sie wieder ein Brummen. Dann rauschte es durch die Büsche, und eine Bärin trug zwei Junge im Maul und legte sie vor ihnen nieder, und es war, als hieße ihr Brummen: „Nehmt sie; Ihr werdet sie brauchen!“

Sie wunderten sich und wanden sich wieder zähe Gerten zum Leitseil für die jungen Bären, und während sie noch damit zu thun hatten, heulte es von einer andern Seite des Waldes, und eine große Wölfin brach durch's Dickig mit zwei Jungen im Maule, die sie zu ihren Füßen legte, und dann mit emporgehobenem Kopfe heulte: „Nehmt sie; Ihr werdet sie brauchen!“

Solches schien ihnen freilich wundersam, und hatten sie ihre eigenen Gedanken darüber.

Nachdem Beide miteinander noch eine Weile gezogen waren, kamen sie an einen Kreuzweg. Da wurden sie Raths von einander zu scheiden, der Eine dahin, der Andere dorthin. So hätte doch Jeder sein eigenes Abenteuer, und fänden auch wohl ihre erste Mutter wieder. Sie steckten, Jeder sein Messer in einen Eichbaum, und beredeten sich, nach ein Paar Jahren wieder an diese Stätte zu kommen und sich zu treffen.

Jeder nahm drei von den Thieren mit.

Nach einer langen Zeit kam Brunnenhold in eine Stadt, wo es still drinnen war, wie im Grabe, und die Häuser waren mit schwarzem Flor überzogen, und schwarze Fahnen wehelen vom Schlosse und Rathshause, und klägliche Jammermelodieen wimmerten leise aus den Tempeln hervor.

Er trat in eine Herberge, aber der Wirth reichte ihm keine Hand, und hieß ihn nicht willkommen. Er forderte einen kühlen Trunk Wein, und der Wirth setzte denselben wortlos auf den Tisch und sagte nicht: „Wohlbekomms!"

Da fragte Brunnenhold: „Sagt mir doch an, was gibt es in Eurer Stadt, daß Ihr so stumm und trübselig seyd?"

„Ach! wißt Ihr das nicht?" seufzte der Wirth, „so könnt Ihr es leider bald selbst mit ansehen. — Seht drüben auf jenem Berge den viereckten Stein, das ist der Drachenstein. Da wohnt ein siebenköpfiger Drache mit sieben Jungen, dem müssen wir alle Neumond eine Jungfrau opfern, die er verschlingt, und das ist immer die, welche zuletzt sechszehn Jahr alt ist geworden. Thun wir das nicht, so will er Alles im Lande verheeren und verschlingen. Und nun hat es dasmal die Königstochter getroffen, die wir so lieb haben, weil sie so gut und so schön ist. Die muß Mittag hinaus gebracht werden."

„Aber ist denn kein Ritter da, der's mit dem Drachen aufnähme?"

„Ei ja doch!" antwortete der Wirth; „wenn es so zum Spiel wäre, so aus Spaß und Lust, die Lanze zu schwenken und Bolzen nach dem Ziel zu schießen, da hätten wir ihrer genug; aber gegen den Drachen ist eben keiner zu Hause. Sie haben zwar sonst immer ein großes Maul mit Hauen und Stechen, und sind auch recht tapfer gegen den Bürger, aber es mit den sieben Feuerrachen des Ungethiers aufzunehmen, das am ganzen Leibe Schuppen hat,

wie wenn sie von Stahl wären, dazu haben sie gar keine Lust. — Und was könnt' es auch helfen? Wenn man auch dem Ungethüm einen oder den andern Kopf abhaute, so wachsen andere an dessen Stelle. Es haben es einmal oder zweimal Ritter mit ihm aufgenommen, und haueten ihm einen Kopf ab, da fraß er sie auf, und bekam immer mehr Köpfe."

Jetzt kam ein Herold durch die Straßen, der ließ vor sich herposaunen und rief mit lauter Stimme: dem wolle der König seine Tochter geben und sein Reich dazu, der sie von dem Rachen des Drachen errette, möge er auch seyn, wer er wolle.

„Ja, ruf' nur," sagte der Wirth; „du hast nun schon drei Tage gerufen und hat sich keiner gefunden, und wird sich denn heute wohl auch keiner finden!"

„Wer weiß das?" sagte Brunnenhold, indem er seinen Becher bezahlte, und fortgehen wollte.

„Herr," sagte der Wirth, der ihm in's Gesicht sahe, „ich merk' Euch wohl ab, daß Ihr Etwas im Sinne habt. Führt es doch ja nicht aus; es wäre Schade um Euch. Ihr verliert Euer junges Leben, denn so ein Drache ist kein Bär oder Leu, mit welchen ein tüchtiger Jägersmann wohl vielleicht noch fertig werden mag. Bleibt, bitt' ich Euch!"

Aber Brunnenhold nahm seine Thiere und ging nach dem Drachenstein, wo er dieselben von ihren gewundenen Gerten, welches ihre Ketten waren, losmachte, und sich mit ihnen hinlagerte.

Da es nun Mittag geworden war, kam der traurige Trauerzug aus der Stadt, der brachte das arme Opfer, die Prinzessin, verhüllt in schwarzen Flor. Junge Mädchen trugen Todtenkränze von Rosmarin und weißen Rosen, und die Knaben Zypressenzweige, die warfen sie um

die königliche Jungfrau im Kreise umher, als sie auf den Drachenstein gestiegen war, und gingen dann weinend davon, und sahen sich nicht mehr um.

Und als sie nun so verlassen und jammernd da stand und die Hände zu Gott aufhob, kam Brunnenhold mit seinen Thieren hervor und sahe die schöne Jungfrau an, und sagte: „Habt guten Muth, mein theures Fräulein. Ich und meine Thiere wollen es mit dem Drachen wagen. So betet zu Gott, daß er uns Allen helfe; Ihr aber sollt von dem Steine hinabsteigen, und wir wollen oben bleiben.“ Die Jungfrau ließ sich hinabgeleiten, als sie aber den holden Jüngling recht ansahe, da that es ihr im Herzen so weh, daß er sein Leben dran setzen sollte, und würde ihr doch nichts helfen, und wollte wieder statt seiner hinauf. Brunnenhold aber litte das nicht, sondern sie mußte unten bleiben.

So lagerte er sich denn auf den Stein.

Da kam es von ferndher wie eine dunkle Wolke gezogen, vor der sich die Sonne verfinsterte. Das machte aber der Drache, der herangezogen kam, und als er Brunnenhold auf dem Steine ersahe, sogleich mit seinem mittelsten Rachen verschlingen wollte. Der schlägt ihm aber mit Einem Schlage das Haupt ab, und seine Thiere sogen das hervorquellende Blut ein, daß der Kopf nicht nachwachsen konnte. Dem Drachen wurden alle seine Köpfe, wie er sie dem Einen nach dem Andern aufthat, abgeschlagen und die Thiere sogen das Blut ein und wurden so stark davon, daß sie den ungeheuern Leib in Stücke zerrissen und von dem Drachenstein herabschleppten. Darauf aber suchten der Löwe, der Bär und der Wolf die sieben jungen Drachen auf, die mit dem Alten gekommen waren, und hatten dem Alten mit rauchen geholfen, aber als es dem-

selben so übel erzing, verkrochen sie sich in eine Felshöhle. Darin fanden sie Brunnenholds Thiere und zerrissen sie.

Nun zeigte der Kämpfer der edeln Jungfrau den Drachen. Die fiel ihrem Erretter mit Thränen um den Hals. „Nun bist du mein," sagte sie, „und nun komm' zum Vater." — „Ja! ich bin dein, du holde Königstochter," sagte der Held, „aber jetzt kann ich nicht mit dir. Ich muß meine Mutter suchen und meine lieben Pflegeltern, die sollen unsern Bund segnen. Darum harret mein ein Jahr und einen Tag; find' ich sie in dieser Zeit nicht, so kehre ich wieder." Damit sie ihn aber wieder erkenne, schlug er von seinem Jagdschwert die Spitze ab, und gab sie ihr. Da schieden sie von einander.

Brunnenbold schlug den Drachenköpfen die Zähne aus, verbarg sie in einer Höhle unter dem Drachenstein, und zog in die Welt, die Mutter und die Pflegeltern zu suchen.

Auf dem Wege nach der Stadt mußte die Jungfrau durch einen Wald. Da sprang ein rußiger riesiger Köhler mit einer Keule hervor, und drohete mit gräßlichen Verwünschungen, er schlüge sie todt, würde sie ihm nicht einen schweren Eid schwören, ihrem Vater zu sagen, er habe mit seiner Keule dem Drachen die Köpfe zerschmettert. Die Jungfrau fiel knieend vor ihm nieder, und verhieß ihm Geld und Gut, so viel er nur möchte; aber der Köhler wurde noch wilder und grimmiger und hob die Keule schon zum Todesschlag auf. Da verginnen ihr fast die Sinne, und sie schwur in der Angst den schrecklichen Eid.

Da ließ er sie ziehen, ging auf den Drachenstein, schlug den Köpfen die Schädel ein, und nahm sie mit sich in seine Hütte. Bald darauf kam ein prächtiger Wagen mit Dienern, die holten den Köhler, welchen der König mit Eh-

ren empfing; ließ ihn bekleiden und die Drachenköpfe nebst der Keule in die Schatzkammer bringen.

Als nach einigen Tagen die Hochzeit seyn sollte, fiel die Königstochter vor ihrem Vater nieder und bat flehend um drei Jahre Aufschub. Der König hätte ihr die Bitte wohl gern gewährt, denn der grobe Köhler wollte ihm gar nicht gefallen, aber er hatte sein Königswort vor allem Volke gegeben und wollte es halten, zumal die Tochter keine Ursache weiter vorbrachte und nur sagte, sie habe einen hohen Eid schwören müssen, Nichts zu offenbaren. Dennoch erlangte sie ein Jahr und einen Tag Aufschub, weil es der Köhler zufrieden war.

Bald war die Zeit um und der Hochzeittag kam, aber Brunnenhold war noch nicht gekommen, und der König wies seine knieende Tochter, die um neuen Aufschub bat, fast zürnend ab, und sagte, was nicht zu ändern stehe, dem müsse man sich ergeben. Sie habe doch immer dem Köhler das Leben zu danken. Darauf hieß sie der König in die Küche gehn und ihm sein Leibgericht bereiten, welches sie allein nur konnte.

Brunnenhold war weit in der Welt umhergezogen und hatte die Mutter nicht funden, und die lieben Pflegeltern waren todt. Da kam er desselbigen Tages, als die Prinzessin in der Küche das Essen bereitete, in die Königsstadt wieder, und war der Freude darin die Fülle in Musik und Tanz und fröhlichem Lärm, und waren Alle gar festlich mit Kleidern und Bändern geschmückt.

Er ging wieder zum alten Wirth, der ihn mit bedenklichem Lächeln willkommen hieß und sagte: „das trifft sich ja artig. Vor Jahr und Tag waret Ihr auch da, und wolltet den Drachen tödten.“

„Nun? lebt denn der noch?“ sagte Brunnenhold verwundert.

„Behüte!“ sagte der Wirth, „der ist nun schon lange ganz todt; den hat ein starker Köhler getödtet. Der war pfiffig und ließ dem Drachen die Köpfe und schlug ihm nur mit der Keule die Schädel ein, so konnte kein Kopf wieder nachwachsen, aber darauf war noch Niemand gefallen. Dafür heirathet er auch heute die Prinzessin.“

„So?“ sagte Brunnenhold, „das wollen wir erst sehen. Ich werde meinen Löwen mit meinem Jagdmesser senden, der soll mir den Halsschmuck der Prinzessin bringen. Daran will ich merken, ob sie an ihren wahrhaftigen Erretter noch denkt!“

„Lieber Herr,“ lachte der Wirth, „daraus wird denn nun wohl nichts werden, und wollt' ich wohl hundert Goldstücke drauf wetten. Und ob Euer Thier schlau seyn mag und grimmig, lassen es doch die Wachen nicht ein.“

Sie wetteten Beide, und Brunnenhold sprach zu dem Löwen wie zu einem Menschen, sagte ihm, was er zu thun habe, und gibt ihm das Jagdmesser in den Rachen. Der Löwe ging auf's Schloß, als hätte er den Weg dahin schon lange gewußt; die Wachen nehmen die Flucht, die Leute in der Küche fliehen in die Kammern und Speisegewölbe und einige klettern die Esse hinauf, und die Prinzessin steht in der Küche allein. Da tritt der Löwe freundlich wedelnd vor sie hin, und reicht ihr das Jagdmesser dar. „O, mein Erretter ist da!“ ruft sie freudig, nimmt dem Löwen das Jagdmesser ab und liebkoset ihn. Der Löwe sahe immer wedelnd mit seltsamen, aber freundlichen Augen nach dem Halsschmuck der Prinzessin, und sie wußte nicht, was er wollte. Sie bot ihm Fleisch, aber das mochte er nicht, sondern blickte nach dem Halsschmuck. Jetzt sahe

sie aber auf das Jagdmesser, und fand ein Papier am Hefte, darauf stand: „Ich bin da, holde Braut. Bitte den Vater, daß ich ihn sprechen darf, in seinem vollen Rath noch vor der Trauung. Zum Zeichen, daß du mich noch liebst, sende mir deinen Halsschmuck!“

„Das war's also, was du wolltest, du treues, kluges Thier,“ sagte die Prinzessin, und band dem Löwen den Halsschmuck um, der freudig damit zu seinem Herrn eilte.

Schreiend setzte sich der Wirth auf seinen großen Stuhl, als der Löwe mit dem Schmuck hineintrat, denn seine Beine wollten ihn nicht tragen. „Ach, meine schönen Goldstücke! meine schönen Goldstücke,“ jammerte er. Als er sich ein wenig erholt hatte, nahm er hundert Goldstücke aus seinem Schranke und zählte sie mit bebenden Händen dar. Aber Brunnenhold sagte: „behaltet nur Euer Geld; ich habe dessen nicht nöthig.“ Da ward der Wirth froh und fiel ihm vor Freude und Dank um den Hals.

Aber die Königsjungfrau ging zu ihrem Vater und bat knieend und weinend für einen Fremden um Gehör im vollem Rathe, und sogleich. Dem König war das bedenklich. Er fragte, was der Fremde so eiligst verlange? aber sie antwortete, das habe er Niemanden offenbart, und wolle es selbst sagen.

Da versammelte sich der Rath, indessen Brunnenhold geholt wurde.

Der sprach zum König: „Allergnädigster Herr, als ein junger Waidmann möcht' ich gern Kenntniß haben von allem Gethier auf Erden. So ist meine Bitte denn diese, Euren künftigen Eidam, der einen Drachen erlegt hat, zu bewegen mir Bescheid zu geben auf einige Fragen.“

„Das wird er schon gern thun,“ antwortete der König, dem der junge Mann gar sehr wohl gefiel.

„So sagt mir denn," sprach Brunnenhold zum Köhler, „wie das Thier gestaltet war, wovon Ihr das Land befreiet habt?"

Der Köhler, dem gar nicht wohl zu Muthe war, sagte so Etwas daher, welches auf viel Thiere auf Erden paßte. „Der Drache sey ein greuliches Thier," sagte er, „und habe sieben Köpfe gehabt, und einen Schwanz und einen Bauch auch, und in dem Kopfe große glühige Augen und einen Rachen am Kopfe und ein Maul auch! die sperrte er weit auf!"

„Was spricht denn der für albernes Zeug?" dachte der König. Aber Brunnenhold sprach weiter: „so habt die Gunst und sagt mir, hatte der Drache auch Junge?"

„Junge?" antwortete der Köhler: „Nein, die hatte er nicht."

„So sagt mir jedoch," sprach Brunnenhold, „wo Ihr den Drachen begraben habt; so dürft' ich vielleicht eine Ribbe von demselben meinem Könige schicken, der ein großer Liebhaber von solchen Dingen ist."

Der Köhler wurde immer verwirrter, und sagte: „er habe den Drachen auf dem Steine liegen lassen und sich nicht darum bekümmert, wo er geblieben sey."

„Aber," fuhr Brunnenhold fort, „die einzige Frage könnt Ihr mir gewiß beantworten, da ihr den aufgesperrten Rachen des Unthiers gesehen habt. Hatte es denn auch Zähne?"

Da wurde der Kohlenbrenner grob, wie viele Leute, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen, und sagte: „Es ist genug, daß ich das Thier erschlagen habe. Ob es Zähne hatte oder nicht, darum fraget es selbst, wenn Ihr es wissen wollt; um solchen Quark habe ich mich nicht bekümmert."

Der König wurde immer bedenklicher, und als Brunnenhold den König um Vergunst für einige Fragen an ihn selbst und an die Räthe bat, erhielt er dieselbe.

Er sprach: „Großer König! Wenn Jemand eine Nuß fände, würde er die Schale behalten oder den Kern?“

„Den Kern! den Kern! das versteht sich ja! Ehe er den Kern wegwürfe, behielt' er wohl lieber die ganze Nuß.“

„Wenn nun aber,“ fuhr Brunnenhold fort, „Jemand den Kern besäße und ein Anderer die Schale, wer hätte die Nuß wohl zuerst gehabt?“

„Das ist keine Frage, hieß es; wer den Kern hat, besaß die Nuß zuerst.“

„So meine ich es auch, mein gnädigster Herr,“ sagte der Waidmann, „und nun bitte ich noch um die Gnade, lasset die Drachenköpfe hieher bringen.“

Als die gebracht waren, setzte Brunnenhold die Zähne, die er aus der Höhle wieder genommen und zu sich gesteckt hatte, in die Stellen des Rachens ein, wohin sie gehörten, erzählte nun Alles, beschrieb die Höhle, wo die sieben Jungen von seinen Thieren waren zerrissen worden, und daß daselbst die Köpfe und andern Stücke müßten vorhanden seyn.

Da fuhr der König den todtbleich gewordenen Köhler an: „er sollte sogleich bekennen, dann könne ihm noch das Leben geschenkt seyn.“

Da kniete der Köhler nieder, bekannte Alles und bat um sein Leben. Das wurde ihm auch geschenkt, aber damit er nicht noch mehr Böses verübte, wurde er in ein Gefängniß gesetzt auf Lebenslang. Aber der neue Eidam gefiel dem König sehr wohl, und er umarmte denselben inbrünstig und gab ihm noch desselbigen Tages sein Töch-

terlein Brunolde, und ließ ihn mit vieler Pracht unter einem Thronhimmel umher tragen und zum Könige krönen.

Aber wie glücklich das neue Paar lebte, kann Niemand beschreiben. Brunnenhold half dem Vater ein Bißchen mitregieren und konnte es bald recht ordentlich und fand es leichter, als er's sich gedacht hatte, obwohl er es niemals gelernt hatte. Und da er so gerecht und so mild war, gewann ihn das ganze Volk bald von Herzen lieb.

Von seinem Waidwerk ließ Brunnenhold aber nicht ab, obwohl er zu regieren hatte. Es waren der schädlichen Thiere zu viel in den Wäldern, der mußten weniger werden. Seine treuen Thiere halfen ihm dabei munter und lustig; und wenn die Jagd gut war, blieben sie alle vier über Nacht im Walde, und kamen des andern Abends erst wieder, von Brunolden sehnlichst erwartet.

Aber einmal kam der Jäger nicht wieder. Er hatte gejagt weit umher und hatte kein Wild getroffen. Er wollte schon wieder heimkehren, da kam eine weiße Hindin aus dem Gebüsch, der setzte er mit seinen Thieren nach; aber sie war ihnen zu schnell und zu klug, und hatte sie am Ende so weit geführt, daß er nicht wußte, wo er war. Er suchte den Heimweg und fand ihn nicht. Die Sonne war schon eine Weile unter und er mußte mitten im Walde auf einem weiten Platz bleiben, wo schöne Kräuter wuchsen und ein klarer Quell sprudelte. Sein Löwe jagte noch umher und brachte ihm einen Hasen, als der Mond schon aufgegangen war.

Er streifte den Hasen ab und weidete ihn aus; steckte zwei Aeste in den Rasen, die oben ein Gäblein hatten, und legte in die Gabeln einen Stock, woran er den Hasen wie an einen Bratspieß steckte. Nachdem er nun Feuer angezündet hatte unter dem Hasen, drehete er denselben um

Spieße und pfiff auf einem Baumblatte ein luſtiges Jagdſtückchen dazu. Löwe und Bär und Wolf lagen ſchlafend oder doch ruhend um ihn her.

Der Haſe war noch nicht gebraten, ſo kommt ein kleines, ſteinaltes, verſchrumpftes Weib, das ſchien kaum ſchleichen zu können, that recht frierig, hauchte in die Hände und wimmerte dazu: „Ach, wie mich's friert! wie mich's friert!“ und dabei ging es um Brunnenhold und ſeine Thiere in weiten Kreiſen umher, immer klagend: „wie mich's friert! ach, wie mich's friert!“

„Nun,“ ſagte Brunnenhold, „ſiehſt du denn das Feuer nicht, alte Frau? wer hindert dich denn, dich zu wärmen?“

„Ja,“ ſagte ſie, „da will ich lieber erfrieren, als mich von deinen Thieren freſſen laſſen!“ Und als ihr Brunnenhold ſagte, ſeine Thiere wären zahm und thäten Keinem etwas zu Leide; da ſagte ſie: „ſie wollte ſich gar gern an's Feuer ſetzen, dürfte ſie nur mit dem kleinen dünnen Ruthlein Jedes ein wenig berühren; ſie habe ſo ihren Glauben daran.“ Brunnenhold wollte das anfangs nicht zugeben, aber weil ihn die alte Frau jammerte, that er es endlich dennoch. Da berührte ſie leiſe die Thiere und heimlich Brunnenhold auch mit. Da ſanken ſie alle viere in Schlaf, und wurden zu vier ſchwarzen glatten Steinen.

Brunolde und ihr Vater ließen den Gemahl und Sohn mit Angſt und Thränen ſuchen all überall; aber da ihn nach drei Monaten kein Menſch gefunden hatte, legte ſie Trauerkleider um ihn an und beweinte ihn als todt, und der alte König trauerte und weinte von Herzen mit und hatten Beide keinen frohen Tag mehr.

Fünf Jahre war Brunnenstark umhergezogen und hatte Unholde, Drachen und Lindwürmer, Einhörner und große Löwen erlegt, die die Länder verheerten. Das, meinte er, sey sein rechter Beruf, weil er die Kraft und Stärke dazu habe. Aber nun fand er kein Ungeheuer mehr, sondern alles Volk weit und breit lebte in Ruhe und Frieden. Da zog er zum Scheidewege hin, zu der Eiche, in welche er mit dem Bruder die Messer hineingesteckt hatte. Aber der Baum war an der einen ganzen Seite krank, vom Wipfel bis zur Wurzel und die Blätter waren vergelbt; und als er das Messer herauszog, fing er bitterlich an zu weinen, denn das Messer war über und über verrostet. Er setzte sich unter die Eiche und konnte nur jammern: „Ach, mein Bruder! mein holder, mein sanfter Bruder!“

Er blieb den ganzen Tag jammernd und wimmernd unter dem Baum und die Nacht auch, und klagte, vor sich hingebeugt: „Ach, mein Bruder!“

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, hatten seine drei Thiere sich gestreckt und gedehnt und kamen nun zu ihrem Herrn, schmeichelten sich an ihm an, liefen dann vor ihm hin ein Paar Schritte weit, kamen wieder zu ihm, liefen wieder vorhin, und sahen ihn so wunderlich an, als wollten sie sagen: „Komm mit uns; hier ist es nicht gut für dich!“ Da ging er mit ihnen, aber trauernd. Seine Thiere hetzten und jagten in den Forsten umher, er aber jagte nicht mit. Hätten ihn seine Thiere nicht mit Wildpret versorgt, so wäre er fast verkommen.

Wohl nach drei Wochen kam er eines Morgens früh in die Stadt, wo Brunolde war, sich dort ein wenig zu erholen und umzukleiden. Da wird ein fröhlich Gelärm

in der Stadt, und Alles wird rege und ruft: „Er ist da! Er ist wieder da! und seine drei Thiere auch mit!“

„Ach, was habt Ihr ausgestanden, lieber Herr! wie seyd ihr so bleich und abgezehrt! Wie wird sich der alte König freuen, und Eure Gemahlin!“ So sprechen sie zu ihm.

Er weiß nicht, was die Leute wollen; er weiß nicht, ob er im Traum, oder verzaubert ist; aber die Menschen führen und treiben ihn nach dem Schlosse zu, und Brunnenstark ist ganz betäubt.

[illegible] ihn Brunolde erblickt, fällt sie in Ohnmacht, und [illegible] König fällt ihm um den Hals und weint. „O, [illegible] und Schmerzenssohn,“ ruft er, „wie ist dir's [illegible]

[illegible] sieht er wohl, daß hier sein lieber Brunnen[illegible] gewesen sey, den Drachen getödtet habe und sey Gemahl der trauernden Brunolde geworden. Und weil er dem Bruder so gleich war, hatte drei Thiere wie der, und auch solch' einen grünen Jagdrock, da hielten sie ihn für Brunnenhold.

Da entdeckte er den unglücklichen Irrthum, den er [illegible] verschwiegen, und als er [illegible] entdeckt hatte, war des Klagens und Jam[illegible] Königshause kein Ende, und [illegible] trauriger stummer Stille dahin. [illegible] Tage lang in seinen Gemächern auf und ab, dann setzte er sich auf seinen Stuhl und weinte, und dann ging er wieder mit seiner Jammermiene, und die Diener sagten: „Ach, der arme, arme, alte [illegible] Brunolde lag in [illegible] und konnte sie Niemand erblicken. Sie konnte nicht mehr weinen, sie rang nur die Hände und [illegible] und sahe Jeglichen mit stieren Augen an.

[illegible] konnte Brunnenstark nicht länger die Qual der Ar-

men mehr ansehen, und machte sich heimlich eines Tages mit seinen Thieren davon, und schweifte in den Wäldern umher, und hätte so gern sein Herzeleid vergessen, aber das ging nicht.

Eines Tags hatte er sich tief in einem Walde verirrt, denn eine weiße Hindin hatte ihn dahin und dorthin geführt, und er hatte sie nicht können erholen, und mußte die Nacht auf einem grünen Platze zubringen. Er sandte seine Thiere aus, sich Futter zu suchen, und ihm auch Etwas Nahrung mitzubringen. Derweil besahe er sich den Platz, sahe vier glatte schwarze Steine und einen Waidmanns Bratspieß, wie sein Pflegvater ihn und den Bruder zu machen gelehrt hatte, und steckte noch ein Hase am Spieß, geblieben von Sonne und Luft und Regen.

Er machte sich ein Feuer an, und als ihm der Löwe einen Hasen mitbrachte, richtete er denselben zu und steckte ihn an den Spieß, den er fleißig umdrehte.

Und als die Thiere sich um ihn her gelagert hatten, das Feuer hoch aufflackerte und der Hase recht bratete, kam die alte Frau wieder, die zu dem Bruder gekommen war, und klagte wieder: „Ach, wie mich's friert! wie mich's friert!" Denn Klagen und Großprahlen haben Viele gelernt, die die Leute betrügen wollen. Es ging Alles so, wie [illegible] Brunnenhold war gegangen, und sie wollte [illegible] ein ganz klein wenig die Thiere mit [illegible] berühren. Und als ihr Brunnenstark sagte, sie solle seine Thiere nicht [illegible] scheel ansehen, noch weniger aber berühren, wollte sie es doch thun. Da sprang Brunnenstark auf, schleppte sie zum Feuer, legte sie mit den Ketten seiner Thiere an einen Stein, und sagte: „Nun kannst du dich wärmen; aber sprich nicht weiter, du unheimliches Weib, oder es gilt dir dein Leben."

Nachdem sie sich gewärmt hatte, nahm sie ihr Rüthlein, sprach heimliche Worte darüber, und sagte: „Herr, Ihr habt mich lassen wärmen, nun will ich auch Euch einen Gefallen erzeigen. Nehmt mein Rüthlein und berührt die Steine damit; ich weiß, Ihr werdet's mir danken!"

„Das kann ich wohl thun," dachte Brunnenstark, „dabei ist wohl nichts Besorgliches." Er berührte die Steine, und siehe! da verwandelten sich die Steine in Löwe und Bär und Wolf, und der letzte in den Bruder.

Die Brüder erkannten sich bald und umarmten sich, und die Thiere liebkoseten einander. Brunnenhold meinte, er habe hier nur ein wenig geschlafen, weil ihn eine weiße Hindin auf der Jagd so sehr ermüdet, und da flakkere das Feuer und brate der Hase noch, den er angesteckt habe, den wollten sie nun mit einander essen. Als es ihm aber Brunnenstark anders wollte erzählen und er wollt' es nicht glauben, da sagte die Alte: „Seht, lieber Herr, ich habe Euch verzaubert und mit Euren Thieren zu schwarzen Steinen gemacht, aber ich durfte nicht anders."

Und nun bat die Alte gar schmeichelnd, Brunnenstark möcht' ihr den Kopf abhauen, da würd' er ein sehr gut Werk thun. Er müsse aber alsbald den Kopf in's Feuer werfen und verbrennen, darnach von der nach warmen Asche dreimal eine Handvoll über seinen Kopf nach Abend zu werfen, dann würd' er sehen, wie gut er gethan habe.

Brunnenstark dachte, die Alte sey närrisch, und hielt es für groß Unrecht, Leuten so ohne allen Grund und Ursach die Köpfe abzuhauen, sie aber bat gar zu sehr, und sagte, er thue ihr eine große Wohlthat. Da mußte die Alte niederknien und der Kopf flog herunter, den warf er in's Feuer, wo derselbe bald hell genug brannte, weil er so dürr war, der Leib aber versank in die Erde.

Jetzt setzten sich die Brüder zusammen auf den Rasenaßen den Hasen und sprachen dabei von dem, was sie gethan und ausgestanden hatten, und beklagten, daß sie von der lieben Mutter auch gar nichts hätten erfahren.

Indem sie so sprachen, war der Kopf zu Asche geworden, und Brunnenstark nahm nun eine Handvoll Asche und warf sie über seinen Kopf nach Abend und that mit der zweiten und dritten Handvoll gleich also, aber da rollte und schlug es wie Donner rings umher, und sie standen in einem wunderherrlichen Garten, in welchem ein grosses Schloß glänzte, mit unzähligen Lichtern erleuchtet. Es tönte wunderliebliches Getön aus dem Schlosse, und als die Jünglinge in dasselbe hineingingen, kam ihnen eine Jungfrau entgegen, die umarmte Brunnenstark und sagte: „sie sey die alte Frau, die habe er erlöst, und nun gehöre sie ihm mit ihrem ganzen Lande, wenn er sie möchte.“ Da war Brunnenstark glücklich, und sie hielten sogleich den Brauttanz, mit vielen Rittern und Frauen. Darauf gingen sie zum festlichen Mahl und aßen und sprachen zusammen.

Da meldet auf einmal ein Diener, es sey ein Schiff aus der Luft gekommen und habe im Garten sich niedergelassen. Die Brüder eilten stracks in den Garten hinab. O Freude! Es war das Zauberschiff! aus welchem die Mutter und die Amme ausstiegen. Da war es nun für Alle eine glückliche Nacht.

Am andern Morgen aber bat Brunnenhold die Mutter um ihr Zauberschiff, zu seiner Brunolde zu reisen. Aber die Mutter mit der Amme, der Bruder mit seiner Gemahlin und die sechs Thiere fuhren auch mit.

Als sie nun ankamen, da gab es glückliche Tage, die keine Zunge aussprechen kann. Der alte König [illegible]

lange aus Herzeleid geweint hatte, weinte nunmehr aus Freude und sagte: „Nun kann ich doch glücklich sterben!“

Die Brunnennixe.

In Schwabenland lebte ein mannlicher Ritter, Wackerbart genannt, auf seinem festen Raubschlosse. Es galt damals das Recht, wo die Faust vorankommt und dann das Recht schon nachfolgt, nämlich das Faustrecht. Wer den Andern niederwerfen konnte mit Schwert und Lanze, der hatte allezeit Recht, und Schwert und Lanze hatte jeder Ritter, und seine Knappen und Knechte hatten die nämlichen Waffen Damit übten sie nun weit und breit im Lande umher das Recht aus, nahmen dem schwächeren Nachbar seine Burg und sein Gut, fielen Kaufleute, die mit Waaren daher kamen, auf offener Heerstraße an, und nahmen ihnen Geld und Waaren ab, und thaten Alles, wozu sie die Macht hatten. Das war das Recht damaliger Zeit. Jetzt haben wir dieses Recht nicht mehr, sondern dagegen ist das Kanonenrecht aufgekommen.

Damals aber galt das uralte Faustrecht noch, welches Wackerbart als ein mannlicher Ritter, tapfer und gewissenhaft ausübte, und daher ringsumher im Lande so gefürchtet war, daß, wenn es hieß: „Wackerbart kommt!“ Alles floh, wie eine schutzlose Heerde Schafe, wenn der Wolf kommt.

Kam er von seinen Streifzügen wieder zurück und hatte seine Rüstung abgeschnallt, so war er ein ganz guter Mann gegen Weib, Kinder und Gesinde. Die tugendsame und fromme Hausfrau saß an ihrem Rocken oder Webstuhl, wenn der Hausherr nicht daheim, sondern auf Weglagen [illegible]. Ihre zwei Töchter hielt sie zu Häuslichkeit

Die Brunnennixe.

und Züchtigkeit an, denn sie sollten auch einmal brave Hausfrauen werden, welches in ihren Augen etwas gar Ehrwürdiges und Hohes war. Solche hohe Weltdamen, wie sie heutiges Tags der liebe Gott bescheert, kannte man damals noch nicht.

Wie glücklich und zufrieden wäre die treffliche Frau gewesen, hätte ihr Wackerbart nicht Freibeuterei getrieben, die ihrem Herzen sehr weh that. Er gab ihr, wenn er heimkehrte, das Beste von der Beute; reiche mit Gold und Silber durchwirkte Kleider, Armspangen und Perlen, aber sie verschloß das Alles traurig in ihre Truhe (große Kiste oder Lade), weil die Thränen der Unglücklichen daran hingen, die ihr Gemahl beraubt hatte.

Sie wollte den Himmel mit ihrem Gemahl versöhnen, indem sie den Armen so viel Gutes that, als sie nur immer vermochte, und Wackerbarts Gefangenen so viel Erleichterung schaffte, als sie nur vermochte.

Es war eine Felsenquelle am Fuße des Schloßberges mit köstlichem Wasser. Hier versammelten sich oftmals die Armen der Nachbarschaft, die sie speisete und beschenkte, und hier lustwandelte sie am liebsten, wenn ihr die alte Burg in des Hausherrn Abwesenheit zu öde und dumpf und enge wurde.

Einsmals blieb ihr Gemahl sehr lange aus und es wurde ihr, o wie so bange, es möchte ihm ein Unglück begegnet seyn. Wie oft fragte sie den Zwerg, der Wacht auf der Thurmwarte hielt: „Kleinhänsel, erschaurst du nichts? Kleinhänsel, hörst du nichts trappeln?“ Aber Kleinhänsel sagte immer traurig: „Nichts! nichts!“ — Dann stieg sie oftmals die Angst an den krystallhellen Brunnen, wo sie sich hinsetzte und zum Himmel [illegible]

[illegible] möchte fürwahr die Probe

So saß sie auch einst unfern vom Brunnen, da kam es ihr vor, als ob ein leichter Schatten den Rand desselben umschwebte, doch achtete sie in ihrer Betrübniß nicht darauf. Aber sie sahe gar bald, daß wirklich eine Gestalt da war. Die hielt sie für die Nixe der Quelle, und das war sie denn auch.

Die Nixe hatte ein holdes mildes Angesicht und winkte ihr mit der Hand. Da wollte sie verzagen, nicht aus Grauen vor der Nixe, sondern weil sie glaubte, ihre Erscheinung zeige den Tod des Gemahls an, denn es hieß seit undenklicher Zeit, wenn die Nixe erscheine, bedeute es ein großes Unglück. Aber die Nixe kam, faßte sie freundlich bei der Hand, küßte ihre Stirn und führte sie in die Grotte, aus welcher die Quelle hervorsprudelte, und sagte: „Sey ruhig, du theures Weib; dein Gemahl ist geborgen und ist bei dir, ehe die Morgenröthe zum zweitenmal leuchtet. Ich aber liebe dich lange, weil dein Herz so rein ist, wie das Wasser meines Brunnens. Ich habe nicht Macht für Dich und die Deinen gar viel zu thun; ich will dir aber offenbaren, daß du deinen Gemahl nicht wirst betrauern. Aber einer holden Tochter, die du noch gebären wirst, stehen seltsame Dinge bevor, und du wirst sie nicht lange pflegen."

Darob weinte das liebe treue Mutterherz schon im Voraus; aber die Nixe tröstete sie und sprach: „Gott wird sie schützen, und ich will mütterlich thun, was ich vermag, obwohl es nicht viel seyn wird. Aber merke: ich muß ein Recht an das Kind haben, und will darum, daß du mich mit zur Pathe bei'm Kinde erwählst. Nimm aber auch das in Obacht, daß mir das Kind den Patheupfennig zu seiner Zeit bringe, den ich ihm einbinden werde."

Hierauf nahm die Nixe einen glatten Bachkieſel und gab ihn der Burgherrin. „Nimm!“ ſagte ſie, „und laß durch eine treue Maad den Kieſel zu rechter Zeit und Stunde in den Brunnen werfen, ſo werde ich bei der Taufe erſcheinen.“ Die Nixe verſenkte ſich in den Brunnen.

Am andern Tage gegen Mittag trompetet Kleinhänſel von der Thurmwarte gar luſtig herab, und Herr Wackerbart, der mannliche Ritter, zieht mit ſeinen Lanzenknechten und Reiſigen ein und hat großes Gut erbeutet.

Als ſie nach einem Jahr Hoffnung hatte, eines Kindes zu geneſen, offenbarte ſie es dem ehelichen Gemahl, der darob eine große Freude empfand. Aber wie ſollte ſie es anfangen, die Nixe des Brunnens zur Pathe zu erwählen? Es hatte großes Bedenken zu ſagen, was ihr am Brunnen begegnet war. Herr Wackerbart möchte große Einwendungen gehabt haben und die Mitgevattern große Sorge, und hätten wohl gar von Seelenverkauf an Heren und böſe Geiſter geſprochen. Wie ſollte ſie es anfangen?

Die Klugheit des Weibes ſiegte, und als er ſich wieder zum neuen Raubzuge rüſtete, forſchte ſie nach, gegen wen der Zug gehe? Das hatte ſie ſonſt niemals gethan.

„O neugieriges Weibervölklein,“ ſagte Herr Wackerbart lächelnd: „das will doch Alles wiſſen, was ihm zu wiſſen weder noth noch gut iſt. — Aber wie kommt's denn, du ehrenwerthe Hausfrau, daß du auf einmal neugierig biſt? Warſt es ja ſonſt nicht!“

„O,“ ſagte ſie, „iſt man einmal ſo lange um ſein Gemahl ſo beängſtigt geweſen, als ich um dich bei deinem letzten Raubzuge, da wird man wohl neugierig. — Und was willſt du denn uns Weiber anſchuldigen? Du und dein Männergeſchlecht ſind vielleicht neugieriger als wir. Ich möchte fürwahr die Probe nicht machen!“

„Nicht machen?“ sagte er ernst. „Bei mir mache sie immer, mein liebes Gemahl.“

Sie schien sich ordentlich auf eine Probe zu besinnen. Dann sagte sie endlich: „Soll ich dir eine Probe aufgeben?“

„Gib sie, liebes Weib, sie sey welche sie wolle!“

„Welche sie wolle?“ versetzte sie; „das wollen wir sehen. Ich habe für unser Kind, das uns Gott bescheeren will, mir im Herzen eine Pathe ersehen, die Ich wohl kenne, die aber Du nicht kennst. Wenn ich sie nun zur Pathe bitte, wirst Du Dich enthalten können zu fragen, wer sie ist?“

Wackerbart reichte ihr seine Hand und sagte: „Ich werde nicht fragen!“

Wackerbart war wohl ein Raubritter, aber kein schleichender Bube. Wo er Hand und Wort gegeben, das hielt er heilig und treu, denn das war ihm Ehrensache.

Jetzt hatte sie freie Hand. Nach einigen Wochen kam ein Töchterlein zur Welt, und der Vater bat die Gevattern, die allesammt am Kindtaufstage eintrafen.

Da sie nun meistens schon da [illegible] die Mutter des Kindes eine vertraute Dienerin, gab ihr den Kiesel und [illegible] „Wirf diesen Kiesel stillschweigend in den Nirenbrunn. Vielleicht daß es meinem Kinde ein Glück bringt.“

Die treue Magd that, wie ihr befohlen war, und ehe sie [illegible] wiederkehrte, trat eine hohe, aber unbekannte Frau in's Gemach, wo die Pathen allesammt versammelt waren, neigte sich hoch und demüthig gegen Herren und Frauen und sagte kein Wort, und Niemand hatte das Herz sie zu befragen: Wer oder von Wannen?

Der Täufer kam; die Pathen stellten sich, und die Unbekannte setzte sich oben an, nahm das Kind und hielt es zur Taufe zuerst.

Sie war so schön; sie war so züchtig und sittig; ihr Kleid war wasserblaue Seide, und Perlen, wie sie fast Keiner gesehen, schmückten nebst den kostbarsten Steinen ihr Gewand, und der Zipfel ihres Schleiers war naß, als wäre er so eben erst aus Wasser gezogen. Die Mitgevattern erstaunten, sannen, riethen, wer die Fremde seyn möchte? und achteten nicht auf die Worte des Täufers, der das Kind Mathilde nannte.

Die Taufhandlung war vorbei, und die Pathen traten glückwünschend an's Bette der Wöchnerin, und begabten den Täufling mit reichen Geschenken; aber die Fremde zog einen sorgfältig eingewickelten hölzernen Bisamapfel *) hervor, legte ihn auf die Wiege des Kindes, küßte Mutter und Kind auf die Stirne und ging.

Alle wären gern laut geworden und hätten sich ihre Gedanken und Bemerkungen über das elende Geschenk mitgetheilt, aber weil die Eltern des Kindes schwiegen, konnten sie nur unter einander flüstern. Der Ritter Wackerbart hätte das Geheimniß von der fremden Pathe seiner Hausfrau gern abgelistet, aber sein gegebenes Ritter- und Ehrenwort hielt ihn ab zu fragen, und sie konnte schweigen. Der Bisamapfel ward in ihrem Schatzkästlein sorgfältig verwahrt.

Ehe noch Mathilde ohne Hülfe gehen konnte, starb ihre Mutter, eben als ihr Gemahl auf einem Zuge abwesend war. Als dieser wiederkehrte, stieß der Zwerg in sein Horn, aber es waren traurige Töne, die er blies. „Das

*) Statt der Riechfläschchen hatte man, selbst noch vor sechzig Jahren, kleine hölzerne Büchsen, in welchen sich eine silberne Büchse befand, innerhalb welcher man starkriechende Sachen gegen Anwandlungen von Ohnmachten bewahrte. Die meistentheils wohl von dem Moschus- oder Bisamthiere oder von der Zibethkatze genommen waren.

weissagt Unglück!" rief der Ritter, und als er in den Schloßhof hineinsprengte, war, nach damaliger Sitte, eine Laterne ohne Licht, an welcher ein schwarzer Flor flatterte, vor der Hausthür ausgestellt und die Fensterladen waren verschlossen. Das waren die Leichenzeichen. Und als der Ritter eintrat, da lag die fromme treue Hausfrau auf der Bahre mit Blumen geschmückt; die ältern Töchter, in Flor gehüllt, weinend zu ihren Häupten, die kleine Mathilde mit Blumen spielend zu den Füßen.

Da brach dem Ritter das Herz und er jammerte laut und trug Leid um sie in tiefer Einsamkeit und Stille. Das aber konnte bei ihm nicht lange dauern, denn auf Zügen und Fahrten zu seyn, war seine andere Natur geworden.

Bald brachte er eine Gemahlin wieder in's Haus, die war gar andern Sinnes als die Entschlafene. Mit ihr ging ein prächtig verschwenderisch Leben mit Banketen und Lustgelagen, Schlemmen und Zechen an, und das arme Gesinde, das Liebe und Sanftmuth gewohnt war, wurde herrisch geplagt und gehudelt. Die beiden ältesten Töchter der Entschlafenen wurden in ein Frauenkloster gesteckt, und die Kleine bekam eine entlegene Kammer und eine Amme, denn die hochgebietende Frau mochte sie nicht vor Augen haben.

Der Aufwand wurde so groß, daß Mackerbart, obwohl er dem Faust- und Raubrecht unermüdet oblag, bald nicht mehr so viel herbeiliefern konnte, als verschwelgt ward. Da wurde dann von dem vergnügungssüchtigen Weibe Alles durchsucht und geplündert und verkauft oder verpfändet, was die Vorfahrerin hinterlassen hatte.

Als einsmals fast gar nichts mehr da war, sucht die Verschwenderin wieder eine Durchsuchung, und, welch ein Fund? sie trifft auf ein Geheimfach, welches das Schatz-

kästlein der Verstorbenen enthielt! Da funkelten Juwelen, Demantringe, Ohrengehänge, Armspangen, Perlenschnuren und anderes Geschmeide mehr. Sie durchsahe Alles genau, schätzte es und rechnete, wie viel sich damit ausrichten lasse und wie lange es ausreichen könne.

Der hölzerne Bisamapfel war ihr auch in die Hände gefallen und sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte und wie er hieher käme. Er war unscheinbar, leicht wie eine Nußschale und wie sie ihn schüttelte, klapperte es nicht. Sie wollte ihn aufschrauben, aber er war fest verquollen. „Wer weiß," dachte sie, „wie er daher gekommen seyn mag?" und warf ihn als unnütz aus dem Fenster.

Wenn Etwas seyn soll, fügt sich schon Alles. Die kleine Mathilde saß eben mit ihrer Puppe spielend im Zwingergarten, als der Apfel herabflog. Der war ein köstliches Spielstück für die kleine Verwaiste, und sie bracht' ihn Tagelang nicht aus der Hand.

Einsmals um Abendzeit war die Amme mit dem Kinde zum Felsenbrunnen gegangen. Das Kind wollte essen, aber die Amme hatte noch nicht Lust, in das Schloß zurückzukehren. Sie ging in das Gebüsch, um demselben Himbeeren zu suchen. Wöhrend deß spielte die Kleine mit dem Apfel, warf ihn in die Höhe und fing ihn wieder. Da mißlang ein Wurf und der Apfel fiel in den Brunnen, und im Augenblicke stand eine schöne Frau da.

Das Kind erschrak und meinte, es sey die böse Stiefmutter, von welcher sie immer gestoßen und geschlagen ward. Aber freundlich und liebkosend zog es die schöne Frau an sich, reichte ihm den Bisamapfel wieder, nahm es auf den Schooß und sagte: „Ich bin deine Pathe, du arme Verlassene, und will mich deiner annehmen. Komm nur oft hieher, du sollst mich immer hier finden. Wenn

du ein Steinchen in den Brunnen wirfst, so bin ich gleich bei dir. Aber spiele nicht mehr mit dem Apfel, sondern bewahre ihn sorgfältig. Wenn du einmal groß bist, soll er dir drei Wünsche gewähren. Aber schweige davon gegen Jedermann.“ Damit verschwand die Pathe.

Das Unglück hatte die Kleine schlau und klug gemacht. Sie nähete den Apfel in das Unterfutter ihres Kleides, und schwieg. Das kleine Ding verlangte von nun an oft zu dem Brunnen zur freundlichen Pathe. Die Amme konnte dem schmeichelnden Kinde nichts abschlagen, zumal da ihm das Vergnügen an dem Brunnen wie von der Mutter angeboren schien. War es aber erst an dem Brunnen, so ersann es immer einen Vorwand, die Amme zu entfernen. Dann fiel das Steinchen, und die holde Pathe war gleich bei dem Kinde und lehrte es Mancherlei.

Schön blühte Mathilde zu einer Jungfrau herauf, aber sie blühete einsam. Nie wurde sie zu den Banketen im Hause gezogen, und war auch dazu nicht gekleidet. Der Tag verging unter Arbeit, und der Abend mit der Freundin und Lehrerin am Brunnen.

Eines Abends war die Pathe recht traurig und wehmüthig, und im Mitgefühl weinte auch Mathilde. „Du weinst?“ sagte die Pathe; „ach, du armes Kind, weißt nicht warum? Es ist die Vorahnung deines Schicksals, die dich weinen macht. Wisse, es steht nahe bevor! Die Burg wird wüste stehen, ehe die Herbstfrucht reift. Wenn eines Abends die Dirnen mit leeren Eimern von meinem Brunnen zurückkehren, dann ist das Unglück nahe. Nimm deinen Bisamapfel wohl in Acht, der dir drei Wünsche gewähren soll und laß ihn nie von dir. Sey in den drei Wünschen vorsichtig und klug!“

Die Pathe lehrte sie noch einige geheime Eigenschaften des Apfels, und sie schieden unter Schluchzen und Weinen.

Ehe die Waitzenernte vollbracht war, kamen eines Abends die Dirnen bleich und erschrocken vom Felsenbrunnen mit leeren Krügen und Eimern wieder und sagten aus: die weiße Frau sitze wehklagend und händeringend am Brunnen und das bedeute nichts Gutes. Nun gingen die Knechte hinaus und fanden, daß es wahr sey. Weil ihrer viel waren, faßten sie sich ein Herz und gingen auf die Gestalt zu; als sie aber hinkamen, war dieselbe verschwunden und der Felsenbrunnen war leer. Im Schlosse ward Alles bestürzt und ängstete sich über die Deutung. Mathilde wußte sie, schwieg und saß trübsinnig in ihrer einsamen Kammer.

Auf Wackerbarts Burg hatte man in immerwährendem Freudentaumel gelebt, und die Raubereien des Ritters wurden immer ärger und ließen für den Handel der reichen Stadt Augsburg keine Sicherheit mehr. Der Bund der schwäbischen Städte mahnte den Ritter mit Drohen, den Unfug abzustellen; aber wie konnte er das, da das verschwenderische Weib immer Mangel hatte an Gelde und Gute. Er mußte ja schaffen, und glaubte auch mit den Drohungen sey es so großer Ernst nicht. Es war aber Ernst, und ehe er es gedacht hatte, wehten die Bundesfahnen vor seiner Burg, mit Roß und Mann und allerlei Geschütz wohl versehen.

Es gab heftige Kämpfe und Wackerbart vertheidigte sich mit den Seinen mannlich; aber als ihm eines Tages ein Bolzen durch's Hirn flog und er todt hinsank, da war Alles verloren. Die Belagerer merkten, daß Uneinigkeit im Schlosse war, stürmten dasselbe, gewannen es und schlugen nun in der Wuth gegen den Räuber Alles darnieder, was ihnen vorkam, selbst die Verschwenderin wurde mit

allen ihren Kindern ohne Barmherzigkeit erschlagen. Das Schloß wurde geplündert und in Brand gesteckt.

Mitten in dem wüthigsten Getümmel der fremden Kriegsknechte warf Mathilde ihren Schleier über, drehte den Apfel dreimal in der Hand umher und sprach: „Hinter mir Nacht und vor mir Tag, daß mich Niemand erblicken mag." So geschahe es und sie kam ohne Unfall auf die Landstraße und wandelte auf derselben fort und wußte nicht wohin. Vor Ermattung sank sie am Abend in einer Strohhütte, die auf dem Felde stand, hin. Sie sahe noch einmal nach der väterlichen Burg zurück; aber da, wo sie gestanden hatte, war der Himmel blutroth von Flammen, die aufstiegen und niedersanken. Sie wußte wdrau sie war, und schlief weinend ein.

Des andern Tages gab ihr eine gutherzige Bäuerin Brod und Milch; sie tauschte von derselben grobe Bauernkleider ein und kam mit Fuhrleuten, die Kaufmannsfracht brachten, nach Augsburg.

Womit sollte sie sich erhalten? Der armen verlassenen Ritterstochter blieb nichts übrig als Magddienst zu suchen, den sie nicht sogleich fand, da sie nicht sagen durfte, wer und woher sie sey.

Es hatte zur selben Zeit ein hoher und reicher schwäbischer Graf, Konrad, einen prächtigen Palast in Augsburg, den er aber nur im Winter bewohnte, denn im Sommer zog er auf seinen großen Gütern, oder zu seiner Lust in der Welt umher. Die Schließerin in dem Palaste war als ein böser Drache in der ganzen Stadt bekannt. Sie hieß Frau Trude.

Eines Tages hatte Frau Trude das Gesinde mit ihrem Schlüsselbunde und mit Töpfen und Besenstielen so wacker gerädelirt, daß es größtentheils davon gelaufen war. Da

kam Mathilde und bat um Dienste. Sie hatte sich unkenntlich gemacht, hatte sich eine hohe Schulter gepolstert; Gesicht und Hände mit Nußwasser gewaschen, um gelb auszusehen wie eine Zigeunerin, und das schöne Lockenhaar hatte sie unter einem groben Tuche versteckt.

Als sie Frau Trude gefragt, ob sie waschen und platten, nähen, spinnen, stricken, kochen, braten und backen könne und Mathilde Alles bejahete, da nahm sie dieselbe zur Küchenmagd an.

Mathilde war so sanft, so fleißig und geschickt, daß das alte böse Stück Weib fast immer milder und besser wurde. Sie ward durch solche Tugenden, am meisten aber durch Mathildens Sanftmuth und nachgiebiges Dulden überwunden.

Gegen den Winter kam Graf Konrad mit einem Heer von Dienern; aber was kümmerte das Mathilden, die in ihrer Küche genug zu thun hatte. Die Arbeit läßt ja fremde und unnütze Gedanken so leicht nicht aufkommen. — Und wer im Hause fragte denn nach dem Zigeunermädchen?

Aber das Zigeunermädchen sahe den Grafen Konrad, der ein wunderschöner Mann war, hoch und kräftig gewachsen, und den ganz Augsburg seines Reichthums und seiner Schönheit wegen ohne Ausnahme preisete und ehrte. Sie sahe ihn mit Wohlgefallen, sie sahe ihn so gern, und wußte nicht warum? Er aber sahe nicht nach ihr hin, und das that ihr weh; aber sie wußte nicht warum? Sie dachte an ihn und versah darüber in ihrem Küchenwesen da und dort eine Kleinigkeit, so daß der Drache fast fauchen wollte.

In der reichen Handelsstadt ging der Winter in allerlei Lust und Vergnügung dahin. Bälle, Tänze, Spiele und Gesang, Turniren, Stechen und Ringelrennen wechselten miteinander ab, und Graf Konrad war bei Allen

mit; aber Mathilde war in ihrer Küche traurig und betrübt.

Da ward dem Kaiser ein Prinz geboren, und die Stadt Augsburg stellte ein dreitägiges Freuden- und Ehrenfest auf dem großen Rathssaale an, zu welchem alle Grafen und Herren aus der Nachbarschaft und alle schönen Jungfrauen geladen waren. Des Tages war Ritterspiel mit Stechen um hohen Preis, und des Abends war Tanz, der bis zum Morgen währte.

Mathilde war ein Mädchen; wie hätte sie dem Verlangen widerstehen können, an all' dieser Pracht mit Theil zu nehmen, alle Schönen der Gegend kennen zu lernen und — mit Konrad zu tanzen.

Als die Küche beschickt und bald Schlafenszeit war, da säuberte sie sich von aller Verunstaltung und der Bissamapfel mußte einen schönen Anzug liefern. Der quoll aus dem Apfel mit allem Schmuck hervor und paßte genau für ihre schöne Gestalt. Dreimal drehte sie den Apfel in der Hand um mit den Worten:

die Augen zu,
bleibt alle in Ruh,

und ein tiefer Schlaf fiel auf die Schaffnerin und auf alles Gesinde, und ungesehen kam Mathilde in den Tanzsaal.

Es war allen Anwesenden, als sey eine Göttin des Himmels gekommen und ein heimliches Flüstern lief durch den ganzen Saal, ein Flüstern der Bewunderung und des Fragens wer ist sie?

Niemand konnte Auskunft geben. Konrad bot ihr die Hand zum Tanz, die sie mit sanftem Erröthen annahm. Ihr leichter angenehmer Tanz entzückte Alle, und Konrad tanzte fast nur mit ihr, denn sein Herz war alsbald in Liebe gegen sie entzündet worden. Er forschte, wer und

von wannen sie sey? aber sie wich geschickt seinen Fragen aus. Sie war von dem Saale mit Hülfe ihres unsichtbar machenden Pisanapfels auf einmal verschwunden, und kam wieder auf ihre Kammer, ohne von einem der ausgestellten Diener gesehen worden zu seyn, und nahm wieder die vorige häßliche Gestalt an.

Mathilde hatte dem Ritter auf vieles Flehen zugesagt, des nächsten Abends wieder zu kommen. Der Ritter hoffte, harrte, zweifelte und die Zeit wollte nicht vorwärts, aber der Abend kam dennoch und mit ihm Mathilde.

Wohl hatte sie Bedenken, dem Apfel den zweiten Wunsch abzunehmen, der für einen wichtigern Fall des Lebens aufgespart werden könnte, aber ein heimliches Verlangen zog sie zum Saal, und daß sie ein neues Kleid haben müßte, litt keinen Zweifel — Sie war ja ein Mädchen! Wie hätte sie in dem Kleide des vorigen Abends noch einmal erscheinen sollen? Was würde man gesagt, was würde man gedacht haben?

Der Wunderapfel mußte ein neues Kleid liefern, viel schöner und reicher an kostbaren Schmuck und Steinen als das erste; aber auch Konrad glänzte in aller Pracht und Herrlichkeit seines Standes.

Als sie Beide müde waren vom Tanze und sich in ein Seitengemach begeben hatten, da konnte Konrad nicht länger an sich halten und trug ihr Herz und Hand an. Mathilde sagte: „Wohl sind die mir viel werth, denn Ihr seyd ein edler Mann, allein Ihr wisset ja nicht, wer ich bin? Wie bald möchte Euch Eure Wahl gereuen.“ Da sagte er, er nähme Gott zum Zeugen, sie solle sein ehelich Gemahl werden und wär' sie die Tochter des allerniedrigsten Mannes in Schwaben, nur aber eine züchtige, sittige Jungfrau. Damit zog er einen Demantring von großem

Werth von seinem Finger und gab ihr denselben, zum Zeichen der Treue. In drei Tagen wolle er allen Grafen, Rittern und Herren ein festliches Mahl geben, dem solle sie beiwohnen, da werde er die Ehestiftung machen lassen. Mathilde trug Sorge, ob sie einwilligen sollte; es kam ihr Alles zu schnell, und sie sagte nicht Ja, sagte aber auch nicht Nein.

Da wurden drei Tage die kostbarsten Zurüstungen zu einem großen Verlobungsmahle gemacht, und als der dritte Tag gekommen war, kamen die Geladenen allzumal auch, Herren und Frauen in Glanz und Pracht, aber die Braut wollte nicht kommen. Da ward aus dem Freudenmahle ein stummes Trauermahl, bei welchem der Ritter im tiefen Trübsinn saß, und seufzend nach dem Gedecke hin schauete, das an der Tafel unbesetzt geblieben war.

Als die Gäste davon geschlichen waren, ging Konrad in sein einsamstes Gemach und jammerte, und am andern Morgen war es, als läg' er im heftigsten Fieber. Da kam das Haus in Aufruhr, und die Aerzte wurden gerufen, aber er nahm ihre Tränke nicht und keiner konnte ihn trösten, oder heilen und von seinem Gram abbringen.

So dauerte es sieben Tage, und er verwelkte wie eine geknickte Blume. Daran erkannte Mathilde, daß Konrads Liebe treu sey; ach, und es war ihr ja auch recht weh um's Herz gewesen, am Tage des Gastmahls und nachher. Nun sollte es mit Beiden anders werden.

Als am siebenten Tage früh Alles verzweifeln wollte, sagte Mathilde zu Frau Gertrud: „Habet nur Muth; unser Herr wird nicht sterben; ich habe diese Nacht einen guten Traum gehabt." — Den Traum mußte die Alte sogleich wissen, denn Träume galten ihr allezeit als hohe und unzweifelhafte Offenbarungen.

Mathilde erzählte: „Mir war es, als wär' ich bei meiner Großmutter daheim, die lehrte mich ein Süpplein von neunerlei Kräutern kochen und sagte, das sollte ich dem Herrn zurichten, so würde er, nähme er nur drei Löffel davon, gewiß und wahrhaftig wieder gesund."

„Das ist nicht von ungefähr," sprach Frau Trude. „Flugs richte dein Süpplein zu, so will ich's ihm bringen, und nicht eher aufhören zu bitten, bis er davon Etwas genießt!"

Graf Konrad gedachte, heute sey es sein Letztes, als eben die Schaffnerin hereintrat und ihm das Süppchen brachte, welche Mathilde gar köstlich mit Gewürz und allerlei Kräutern zugerichtet hatte. Sie hatte aber auch heimlich den Demantring mit hineingeworfen.

Um der Zudringlichkeiten der geläufigen Zunge der schwatzhaften Alten los zu werden, zwang er sich einige Löffel Suppe ein, und bemerkte, indem er mit dem Löffel auf den Grund der Schaale traf, daß Etwas auf dem Boden derselben lag, was er heraufholte. Da war es sein Demantring und war auf einmal um alle trübsinnige Gedanken geschehen, die Augen glänzten wieder und der Ritter aß mit Lust die Suppe bis auf den letzten Löffel. — Das war eine Wundersuppe, und Alle lobten dieselbe aus allen Kräften.

Konrad wollte nun wissen, wer die Suppe bereitet habe, ließ sich aber von dem gefundenen Ringe nichts merken. Die Zigeunerin mußte sogleich vor ihn gebracht werden, obgleich die Schließerin sagte, sie sey gar zu häßlich und schmutzig.

Als sie nun in ihrer Häßlichkeit zu ihm eintrat, und er Jedermann hatte hinausgehen geheißen, fragte er, wie sie zu dem Ringe gelangt sey, der in der Suppe gelegen? Sie aber antwortete: „Den Ring hab' ich von Euch. Ihr

habt mich damit beschenkt, am zweiten Tanzabend, wo Ihr mir Eure Liebe gelobtet. Nun sehet selbst, ob ich Euch noch anstehe?"

„Wie?" sagte Konrad verwirret. „Das ist ja nicht möglich." Es fuhren ihm seltsame Gedanken durch den Kopf, denn er meinte, seine Familie wolle ihn von seinem Vorhaben abbringen. Er suchte das Mädchen auszuforschen und sagte: „Seyd Ihr die Jungfrau, der ich mich mit dem Ringe gelobt habe, so nehmt nur die Gestalt an, die Ihr auf dem Tanzboden hattet, und seyd dann meiner Treue gewiß. Wo nicht, so laß ich Euch ausstäupen. — Ja freilich! auf die Gestalt eines Menschen und eines Dinges kommt gar viel an.

Sie hielt ihm eine sträfliche Rede, daß er die Schönheit mehr achte, als Unschuld und Tugend, und setzte ihre Worte also zierlich und geschickt, daß der Ritter darob erstaunte. Jedoch versprach sie sich in der Gestalt zu zeigen, in der sie ihn auf dem Tanzsaale entzückt hatte, nur daß er sie auf ihre Kammer gehen und sich reinigen und umkleiden ließe.

Das geschahe denn auch, und die Schließerin hielt vor der Kammerthür Wache. Sie aber trat nach weniger Zeit im Glanze der Schönheit, in welcher sie auf dem Saale erschienen war, vor den Ritter, der vor ihr kniete, ihr abermals den kostbaren Ring an den Finger steckte und sagte: „Behalt' ihn auf ewig, du Theure!"

„Nicht also rasch," sagte die Jungfrau, „hört erst, wer ich bin, und wie mir's ergangen." Hierauf erzählte sie ihm Alles, selbst das Geheimniß des Bisamapfels. — Er hörte kaum d'rauf und nach zwei Tagen wurden sie ehelich zusammen gegeben, und die Gastereien und Tänze wollten anfangs gar kein Ende nehmen.

Einige glückliche Jahre waren vorübergegangen und Mathilde achtete in ihrer Seligkeit des Bisamapfels kaum mehr. Sie wünschte nur noch die Mutter ihres Gemahls zu sehen, um ihr die mütterliche Hände zu küssen, aber Konrad hatte mancherlei Ausrede und Vorwand, warum das jetzt noch nicht angehe und führte sie auf seine Güter, bald dahin, bald dorthin, nur nicht auf das, wo die Mutter sich aufhielt. Zuletzt begab er sich auf ein Gut mit ihr, welches unfern ihrer väterlichen zerstörten Burg gelegen war. Hier weilte sie gern. Sie weinte auf den Gräbern der Eltern. „Ach!“ seufzte sie, „wenn sie doch noch lebten, damit sie sich freuen könnten über mein Glück!“ Aber, so sollte sich denn doch die Brunnennixe mit ihr freuen, denn das Herz sucht im Glück eben sowohl Theilnahme, als im Unglück. Darum ging sie zu dem Brunnen und warf zuerst kleine Steine hinein, und zuletzt den Bisamapfel, aber es erschien keine Gestalt und den oben aufschwimmenden Bisamapfel mußte sie selbst wieder herausfischen.

Mathilde wurde auf diesem Gute von einem schönen Knaben entbunden. O, wie selig war sie da, und ihr Gemahl mit ihr. Sie ließ das Kind nicht aus ihren Armen; obwohl eine verständige Amme gemiethet war, die des Kindes sorgfältig hüten sollte.

Es gab Freudenfeste im Schlosse, die drei Tage gedauert hatten. Als aber in der dritten Nacht Alles, ermüdet von dem Rausche der Freuden, im tiefen Schlaf lag, wandelte auch Mathilden der Schlummer an, und als sie erwachte, war der Knabe aus ihren Armen.

„Amme, wo ist mein Kind?“ rief sie voll Entsetzen. Die Amme erwachte, rieb sich die Augen und sagte noch schlaftrunken, „das junge Herrlein habt Ihr ja in Euren Armen!“

Da war es nicht! ach, es war nirgends, und nur ein Paar kleine Blutstropfen wurden auf dem Fußboden bemerkt.

Da schrie die Amme: „Ach, daß sich Gott erbarme! So hat der Währwolf das liebe Kind geholt und davon getragen.“ — Die Eltern waren trostlos, die Amme war es mit ihnen. Mathilde behielt ihren Gram im Herzen, obwohl sie sich, aus Liebe zu dem Gemahl, zwang heiter zu scheinen.

Es kam ein zweiter Knabe, schön und lieblich wie der erste, und der Graf feierte wieder drei Freudentage, wo selbst die Thürhüter von den edelsten Weinen trunken wurden, und in der dritten Nacht ging es wieder, wie das erstemal, obwohl die sorgsame Mutter den Knaben in ihrem Bette behalten, mit ihrer goldenen Halskette den Leib des Kindes umschlungen und die Enden der Kette an ihrem Arm befestigt hatte. — Ein Gelenk der Kette war mit scharfer Scheere durchschnitten.

Die Amme erhob ein Jammergeschrei, das überall im Schlosse wiederhallte. Konrad eilte herbei und als er das Unglück hörte, zuckte er sein Schwert und wollte die Amme tödten.

„Du schändlicher Satan, brüllte der wüthende Ritter, gebot ich dir nicht zu wachen?“

Da fiel das Weib nieder und stöhnte: „O, ich habe gewacht! Ach, hätt' ich es nicht! so hätt' ich die gräßliche That nicht gesehen! Bringt mich nur um, damit ich nur das grausende Andenken los werde. O! aus Barmherzigkeit bringet mich um!“

„Was? was hast du gesehen?“ sagte der erschrockene Graf. „Bekenne frei, oder ich lasse dich foltern!“ Die Amme weigerte sich und sagte: „Lasset mich lieber tödten; es ist besser für Euch und für mich!“

Da wollte der Graf nur um so eher das furchtbare Geheimniß wissen, nahm das Weib in sein Gemach und mit Drohungen und Verheißungen brachte er Alles heraus.

„Euer Gemahl," sagte das Weib, „ist eine gräßliche Zauberin, und hat die Kindlein mit einer scharf geschliffenen Demantnadel durch's Herz gestochen, da sie dachte, ich schliefe, und hat aus den Knöchlein der Kleinen und aus Kräutern einen Trank wollen bereiten, daß sie immer schön bleibe und immer Eure Liebe behalte; denn, Herr, Euch liebt sie über alle maaßen! „Komm, du lieber Kleiner," sagte sie zu dem zweiten, und drückte ihn dazu an ihr Herz und küßte ihn; „komm, du sollst zu deinem Brüderlein gehen; und wenn noch ein Brüderlein kommt, das send' ich dir auch nach, denn aus Dreien kann ich den Zaubertrank der Schönheit und Liebe bereiten" Damit durchstach sie sein Herz mit der Nadel und ließ es ein wenig ausbluten. Dann öffnete sie den Pisamapfel, aus dem kam eine Flamme, die das Kind in einem Augenblick verzehrte, und nur die zarten Knöchlein und die Asche übrig ließ, welche sie in einer Schachtel sammelte, die sie unter der Bettlade versteckt hat."

Der Graf war vor Entsetzen zum Stein geworden. Da er wieder zu sich kam, befahl er dem Weibe Keinem ein Wort von der ungeheuren That zu offenbaren. Er verstellte sich, ging mit dem Weibe zu seiner Gemahlin, küßte und tröstete die Jammernde, bis die Amme heimlich das Schächtlein hervorgeholt hatte, das sie dem Ritter auf sein Gemach brachte.

„Ach, welch ein Teufel der Hölle, mit einem Engelsangesicht!" stöhnte der Ritter. „Und doch, ich liebe die Unselige noch; aber sie soll sterben; sie darf ja nicht leben!"

Der Haushofmeister bekam mit großem Eifer und

Strenge Befehl, wie er sollte zu Werke gehen. Der alte Mann jammerte im Herzen sehr, denn alles Hausgesinde betete die sanfte, milde Hausherrin an; aber er mußte gehorchen.

Der Ritter verreiste auf einige Tage, und Mathilde sollte des Tages darauf ein Bad nehmen, weil es der Hausarzt verordnet hätte zur Stärkung. Sie wollte es nehmen, aber es war in der Badstube eine Gluth wie in der Hölle. Da wollte sie umkehren, aber sie wurde mit starker Armen hineingestoßen, und die Thüren verschloß und verriegelte man.

Die Unglückliche errieth ihr Schicksal und den schändlichen Verdacht. „Konrad!" schrieb sie mit einer silbernen Nadel an die weiße Wand, „ich sterbe unschuldig!" Darnach legte sie sich auf ein Ruhebett und ergab sich in den Tod. Aber als sie in der Todesangst sich umher warf, da entfiel ihr der Bisamapfel. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen, hob ihn vom Fußboden auf und mit den Worten: „O Pathe, kannst du, so hilf mir von dem Tode der Schande!" öffnete sie ihn.

Da quoll ein kühl feuchter Nebel hervor, der die Flammen auslöschte und die Gluth verschlang, und aus dem Nebel trat die Pathe hervor, an ihrer Hand Mathildens ältesten Knaben, auf ihrem Arm den Säugling. „Wohl dir," sagte die Pathe, „daß du dir einen Wunsch aufsparteſt; aber wie verderblich konnt' es dir werden, daß du das Geheimniß des Apfels offenbarteſt. Hier sind deine Kinder, die die stolze Mutter deines Gemahls durch die tückische Amme wollte ersäufen lassen, weil sie glaubte, es seyen die Kinder einer nichtswürdigen Küchenmagd. Die Amme wollte die Kinder ersäufen, und trug sie glücklicher Weise zu meinem Brunnen."

Die Patbe erzählte, wie sie die Amme als eine Kindermörderin bei dem Gemahl mit listiger Erfindung verklagt habe, und sagte ihr von der Schachtel, und daß nur Hühner und Taubenknochen in derselben gewesen wären. Hierauf sagte sie: „Dein Gemahl ist nicht mehr fern, und du wirst bald gerechtfertigt an seinem Herzen liegen, und nimmermehr wieder eines Wünschapfels zu deinem Glücke bedürfen.“ Damit verschwand sie.

Die Diener, welche innerhalb des Badgemachs noch Stimmen gehört hatten, wollten das verloschene Feuer wieder anschüren, aber es wollte nicht brennen. Darüber kam der Graf Konrad und fragte bebend: „Lebt sie noch? O öffnet, öffnet!“

Was der Graf im ersten Grimm, der ihm das Nachdenken benahm, anfangs geglaubt hatte, wurde ihm immer mehr zweifelhaft. Er gedachte der Frömmigkeit seiner schönen Gemahlin und fing an sich zu ängsten und die Angst trieb ihn zurück.

Wie überglücklich waren sie Beide, als sie einander mit Liebe und Entzücken in den Armen lagen und die geliebten holden Knaben gerettet waren.

Die Bübereien der Amme waren bald klar, und die listige Schlange wurde in die Badstube geworfen, wo sie elendiglich erstickte, indem die Ofenflammen, wie von selbst gleichsam, frisch und lustig wieder aufflackerten. Die alte böse Schwiegermutter, da sie hörte, wie es gegangen sey, starb vor Aerger, und die vielgeprüfte Unschuld hatte den Sieg behalten, und hatte von nun an den Himmel auf Erden.

Das Goldvögelein.

Es waren zwei Besenbinderjungen, die eine Schwester hatten, und waren alle drei herzgute Menschen, die aber wenig zu brocken und zu beißen hatten, seitdem die Eltern todt waren. Indessen halfen sie sich durch, so gut sie konnten, und lebten einträchtig; die Brüder holten Birkenreiser und banden Besen daraus, und die Schwester verkaufte die Besen und führte den kleinen Haushalt von dem Erlös.

Zuweilen ging es ärmlich her und wollte nicht zulangen, dann munterte sie der zweite Bruder auf, der gar ein vergnüglicher Bursche war, und sagte: „Poz Hundert! Poz Fünfundzwanzig! Besenbinders Kinder verderben nicht, wenn sie auch einmal darben müssen, und wenn's der Himmel will, werden wir noch vornehme Leute.“

Einsmals waren sie auch in den Wald gegangen und der Jüngste war auf einen großen Baum geklettert, um die Aeste abzuhauen. Da fand er ein artiges dunkelfarbiges Vögelchen auf einem Neste sitzen. Das flog nicht fort, sondern sah ihn mit hellen Augen recht zutraulich an.

„Ei!“ sagte der junge Bursche, „du bist ja ein recht lieb niedliches Vögelein! Du weißt es wohl ordentlich, daß ich solchem hübschen lieben Herrgottsthierchen nichts thue?“ Dabei streichelte er das Vöglein, welches fromm sitzen blieb und mit dem Kopf nickte.

Da sahe er, wie unter dem Einen Flügel etwas Goldenes hervorschimmerte, und sagte: „Laß dir dein Flügelein aufheben; da schimmerts d'runter hervor wie Gold!“ Aber da hob das Vöglein den Flügel von selbst auf, und es lag unter demselben ein kleines Goldei.

„Darf ich's dir wegnehmen?“ fragte der junge Bursche, „oder, kannst du es ausbrüten? da will ich's dir lassen.“

„Wegnehmen!“ sagte der kleine hübsche Piepvogel, und nickte mit seinem Köpfchen dazu.

Der junge Bursche ging mit dem kleinen Goldei zum Goldschmidt, welcher sagte, es sey so feines Gold, als er noch niemals gesehen hätte, und gab ihm viel blanke Silberthaler dafür. Am andern und am dritten Tage fand er wieder ein Goldei, welches der Goldschmidt bekam.

Nun hatten sie schon viel Geld, wohl gar an sechszig Thaler, und der junge Bursche sagte: „Nun, da schauts, daß Besenbinders Kinder Glückskinder sind; da haben wir schon so viel Geld, daß wir wohl hunderttausend Schock Millionen Besen dafür kaufen könnten, oder noch weniger, und die Schwester kann nun schon einmal Pfannkuchen backen.“

Aber am vierten Morgen war kein Ei mehr da. Das Vöglein aber fing nun an mit Verstand zu sprechen und sagte: „Bring mich an den Goldschmidt; das soll Euer Aller Glück seyn, und meins auch.“

Der junge Bursche brachte den Vogel in einem Gebauer, und bat: „Hebt mir ihn auf!“

Als aber der Goldschmidt mit dem Vögelein allein war, sang es:

„Wer ißt mein Herzlein
wird bald König seyn;
wer ißt mein Leberlein
hat alle Tag' ein Goldbeutlein.“

Den Vogel mußt du haben! dachte der Goldschmidt und rief die Besenbinders Kinder und sagte: „laßt mir das Vögelein ab; es gefällt mir so sehr. Dafür will ich Euer Schwesterlein heirathen, und Ihr sollt auch bei mir bleiben und sollt es gut haben!“ Da ließen sie ihm das Vöglein ab.

Als aber Hochzeitstag war, da hatte er das Vöglein todt gemacht und gerupft und die beiden Brüder sollten es am Spieße braten und Acht haben, daß nichts verdürbe, er aber wollte dann den Vogel allein essen.

Als nun derselbe bald genug gebraten war, fällt ein klein Stückchen heraus. „Das will ich doch kosten!" sagt der Eine und ißt das Stückchen. Bald darnach fällt wieder ein Stückchen ab; „das soll für mich seyn!" sagte der Andere und aß es.

Darnach war der Vogel genug gebraten, und sie brachten ihn dem Goldschmidt, der mit dem Schwesterlein schon bei'm Hochzeitsmahl saß. Der suchte gleich nach Herz und Leber, die wollte er geschwind essen, aber die waren fort. Da ward er sehr grimmig und sagte: „Wer hat Herz und Leber gegessen?" — „Ih!" sagten die Brüder, „das werden wir wohl gewesen seyn. Es fielen ein Paar Krümchen ab, die haben wir genommen!"

„Habt Ihr mir Herz und Leber gegessen, Ihr dummen Jungen," sagte der Goldschmidt, „so behaltet den Vogel auch, und die dumme Trine, Eure Schwester, die mag ich nun auch nicht!"

Damit jagte er sie alle drei zum Hause hinaus, und jammerte nun darüber erbärmlich, daß er den Vogel nicht selbst gebraten hätte. Warum hatte es aber der Narr nicht vorher bedacht, denn nun half's ihm nicht mehr.

Als sie nach Hause kamen, aß der Aelteste den Vogel, denn der zweite wollte ihn nicht, weil es sein liebes Goldvögelein war, und die Schwester wollte ihn auch nicht, weil sie durch ihn um ihren Bräutigam gekommen war. Da aß ihn der Aelteste. Aber er hatte ihn kaum gegessen, so stand eine schöne Prinzessin vor ihnen, an der war Alles

wie Goldglanz, die sagte: „Nun bin ich endlich erlöst; Ihr aber sollt alle drei mit in mein Reich kommen.“

Als sie dahin gekommen waren, heirathete die Prinzessin den Aeltesten, der das Herz gegessen hatte. Da war er nun König. Der Andere, der die Leber gegessen hatte, fand alle Morgen einen Beutel mit Gold, und weil er nun ein hübscher und lustiger Bursche war und so reich dazu, so nahm ihn die Schwester der Prinzessin. Nun hätte er sich selbst können ein Reich kaufen, das wollte er aber nicht, denn er konnte die Regierungssorgen nicht leiden.

Darauf kam der Bruder der Prinzessin, und wollte seine Schwestern besuchen. Der hatte sein eigenes Reich, und war noch nicht vermählt, denn es hatte ihm Keine gefallen; als er aber Besenbinders Tochter sahe, so gefiel sie ihm gleich gar sehr, er aber d[illegible]ädchen auch. Da nahmen sie sich einander.

Da waren sie Alle recht [illegible]“ sagte der zweite Bruder, „wenn man ein [illegible]ogel hat, so kann auch aus Besenbinders Kin[illegible]roßes werden, ohne daß man Verstand dazu brau[illegible]

Inhalt.

Der kleine Däumling	Seite 1
Der gestiefelte Kater	10
Knüppel aus dem Sack; Knüppel in den Sack	19
Der eiserne Armleuchter	40
Meisterstücke dreier kunstreicher Brüder	49
Reinhold das Wunderkind	52
Das Geigenmännlein	78
Des Maulthiers Zaum	99
Die Knappen Rolands	118
Der Hauptmann Felsenschneider und seine Gefährten.	137
Einige Stückchen vom Rübezahl	155
Wegrahy	177
Die Söhne der Quelle	213
Die Brunnennixe	236
Das Goldvögelein	258